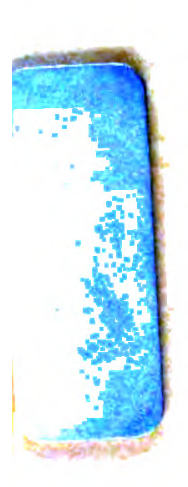












Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1914

Zweiter Band.



Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Georg Jochner.

(Gegründet von Joseph und Guido Görres.)

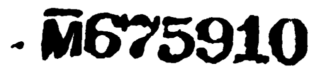
Hundertvierundfünfzigster Band.

München 1914.

In Kommission von Theodor Riedel's Buchhandlung.



Inhaltsverzeichnis.















I.

Ist Hugo Grotius katholisch gestorben?

I. Alte und neue Antworten auf diese Frage.

Hugo Grotius war unstreitig einer der größten Männer des siebzehnten Jahrhunderts. Seine Zeitgenossen priesen ihn in den überschwenglichsten Lobeserhebungen. Sie nannten ihn das Wunder der Welt; mit einer Anspielung auf seinen Geburtsort Delft, das delphische Orakel. Gustav Adolph trug immer ein Exemplar seines Werkes: „De jure belli ac pacis" bei sich; während er darin las, soll er öfters ausgerufen haben: „Unum esse Grotium!" Grotius Erklärungen zum Texte des Alten und Neuen Testamentes waren in den Händen aller Theologen, sogar in Rom wurden sie beachtet. Da Grotius vor allem die Wiedervereinigung der getrennten Christenheit anstrebte, schien er in seinen Schriften bald den Einen, bald den Andern Recht zu geben, darum machten Alle Anspruch auf ihn. Die Anschauung seiner Zeit gibt, allerdings nicht ganz zutreffend, das Epigramm des Polyhistors Menage wieder:

Smyrna, Rhodos, Colophon, Salamis, Chios, Argos, Athenae,
Siderei certant vatis de patria Homeri,
Grotiade certant de Religione Socinus,
Arius, Arminius, Calvinus, Roma, Lutherus.[1])

1) Menagiana IV. 305. 1715. Paris.



Die in protestantischen Kreisen gegenwärtig vorherrschende Auffassung kennzeichnet eine Stelle im Artikel „Grotius" der allgemeinen deutschen Biographie: „Daß Grotius niemals förmlich zur katholischen Kirche übergetreten ist, ist unbestritten und nur um die Frage handelt es sich, welcher Konfession er seiner Gesinnung nach angehörte. Die Antwort darauf kann nur die sein, daß er bestrebt war ein aufrichtiger Christ zu sein, daß er aber seiner Gesinnung nach keiner Konfession, sondern einer christlichen Zukunftskirche angehörte, deren Bild ihm selbst niemals völlig klar geworden ist, am wenigsten aus dem letzten Werke: ‚Via ad pacem ecclesiasticam' von 1642 klar wird."[1]) Hingegen sagt Weiß in seiner Weltgeschichte: „Die Katholiken waren seines öffentlichen Übertrittes sicher, er wollte schon vor seiner letzten Reise nach Schweden übertreten und hoffte, viele seiner Glaubensgenossen würden seinem Beispiele folgen."[2]) Mit Recht sagt daher der Herausgeber der bedeutendsten Schrift über die religiösen Anschauungen des Grotius auf katholischer Seite,[3]) Franz Xaver Schulte: „Speziell ist die Frage, ob Grotius katholisch ‚geworden', immer noch sub lite".

Die letzte Schrift, die sich mit dieser Frage befaßt, ist allerdings erst 1904 erschienen.[4]) Der Verfasser, Krogh-Tonning bestärkt uns zwar darin, daß Grotius am Ende seines Lebens erkannte, daß die Wahrheit in der katholischen Kirche zu finden sei; aber die Ergebnisse seiner Forschung gehen nicht über die Broere's hinaus.

Die bejahende Beantwortung dieser Frage ist aber für uns Katholiken von einem so großen Interesse, daß wir noch einmal einen Versuch machen können, zu einer Entscheidung zu kommen, um so mehr, als wir unseren Lesern versprechen

---

1) Allgem. Deutsche Biographie, S. 707.

2) Weiß, Weltgeschichte. Band 9, S. 56 f., Graz 1889.

3) Broere, Grotius Rückkehr zur katholischen Kirche. Trier. 1871. S. VI.

4) Krogh-Tonning, Hugo Grotius und die religiösen Bewegungen im Protestantismus seiner Zeit. Köln 1904.

können, ein neues Beweismaterial zu bringen. Zuvor werden wir jedoch des besseren Verständnisses wegen die Hauptereignisse im Leben des Hugo Grotius kurz skizzieren. Dann werden wir an der Hand der wichtigsten Schriften, die über Grotius erschienen sind, die Leser in den Stand setzen, sich selbst ein Urteil über den Stand der Frage zu bilden, ob Grotius als Katholik gestorben ist oder nicht.

Hugo de Groot wurde i. J. 1583, am 10. April, der auf den Ostersonntag fiel, zu Delft, als Sohn einer angesehenen adeligen Familie geboren. Er kam als Knabe nach dem Haag. Der fromme Prädikant Uitenboogaart wurde sein Erzieher. Dieser legte den Grund zu den späteren religiösen Anschauungen des jungen Grotius. Uitenboogaart war Anhänger des Arminius, des Begründers einer Sekte, welche die Lehre von der Unfreiheit des menschlichen Willens verwarf; dadurch kam sie in Widerspruch mit der kalvinischen Partei, die sich nach ihrem Vertreter in Holland, Gomarus, Gomaristen nannte. Diese Partei, vom Standpunkte der reformierten Lehre aus, konsequenter als die andere, hatte den Glauben an die Prädestination in seiner schroffsten Form auf ihre Fahne geschrieben.

Im Alter von zwölf Jahren bezog Grotius die Universität Leyden und vollendete das juristische Studium in drei Jahren. Mit außerordentlichem Eifer betrieb er zugleich die klassischen Studien. Er errang das Lob des berühmten Skaliger uud setzte alle Welt durch seine glänzende Gelehrsamkeit in Staunen. Grotius wurde bald als hervorragender lateinischer Dichter gefeiert. Namentlich seine Tragödie „Christus patiens“ wurde als ein Meisterwerk bewundert. Im Jahre 1598 begleitete Grotius den Großpensionär Oldenbarneveld nach Paris, dort wurde er dem König Heinrich IV. als das „miracle de la Hollande“ vorgestellt. In Orleans errang er die Doktorwürde. Nach seiner Rückkehr übte er durch kurze Zeit die juristische Praxis aus. Im Jahre 1607 wurde er Großfiskal, im Jahre 1613 Ratspensionär von Rotterdam. In rascher Folge ließ er histo-

rische, philologische, rechtswissenschaftliche und theologische Werke erscheinen, die wir hier nicht näher aufzählen können.

Um diese Zeit wurde Grotius in den Streit der beiden Parteien verwickelt, die in Holland um die Oberherrschaft rangen. Die Partei der Arminianer oder Remonstranten verteidigte sowohl die religiöse Freiheit, wie auch die eben errungenen Rechte der Republik. Die Partei der Gomaristen, auch Gegenremonstranten genannt, war hingegen ein gefügiges Werkzeug des Prinzen Moriz von Nassau-Oranien, der sich ihrer zur Erreichung seiner politischen Ziele bediente. Prinz Moriz entschied den Streit durch Anwendung von Gewalt. Das Haupt der arminianischen Partei, Oldenbarneveld, wurde mit seinen Gesinnungsgenossen Grotius und Hoogerbeets verhaftet. Die Synode von Dortrecht, 1618, verurteilte die Lehre der Arminianer, die Prädikanten wurden aus dem Lande vertrieben, die ganze Partei wurde ausgerottet. Der Prozeß, der gegen die drei früher genannten um ihr Vaterland verdienten Männer geführt wurde, ist eine der größten Ungerechtigkeiten der Weltgeschichte. Oldenbarneveld wurde am 13. Mai 1619 enthauptet, Grotius und Hoogerbeets wurden zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt. Grotius wurde auf dem Schlosse Löwenstein in Südholland in strenger Haft gehalten. Seine Gemahlin, Maria van Reigersberg, erlangte endlich die Erlaubnis sie zu teilen. Sie rettete ihren Gatten durch eine List, indem sie ihn in einer Kiste, die zum Büchertransporte gebraucht wurde, aus der Festung hinaus und nach Gorkum bringen ließ am 22. März 1622. Grotius floh nach Antwerpen und von da nach Paris. Ludwig XIII. empfing den berühmten Verbannten mit Güte und verlieh ihm eine Pension. In Paris, wohin auch die Familie nachfolgte, lebte Grotius bis zum Jahre 1632. In dieser Zeit entstand sein berühmtestes Werk: „De jure belli ac pacis“, 1622, welches die Grundlage des sogenannten Völkerrechtes wurde. In diese Jahre fallen auch die Anfänge von Grotius Tätigkeit für die Vereinigung der in Spaltungen und Sekten getrennten Christenheit. Grotius sah dies von

nun an bis an sein Ende als die Hauptaufgabe seines Lebens an. Eine große Zahl seiner Schriften dienten diesem Zwecke. Nach dem Tode des Prinzen Moriz von Oranien hoffte Grotius auf eine Besserung der Verhältnisse; er kehrte nach Antwerpen zurück; allein, als die Generalstaaten auf seinen Kopf einen Preis setzten, sagte er seinem Vaterlande auf immer Lebewohl. Er nahm das Anerbieten des Kanzlers Oxenstierna, in schwedische Dienste zu treten, an. Im Jahre 1638 ging Grotius als Gesandter der Königin Christina von Schweden nach Paris.

In dieser ehrenvollen, aber schwierigen Stellung blieb Grotius zur Zufriedenheit des Kanzlers Oxenstierna bis zum Jahre 1645. Müde der Verfolgungen, denen er von seiten der Kalviner ausgesetzt war, ging Grotius nach Stockholm, um seinen Abschied zu erbitten. Von der Königin Christina mit allen Ehren entlassen, schiffte sich Grotius nach Lübeck ein. Das Schiff wurde aber von einem Sturme überfallen und an die pommersche Küste geworfen. Grotius setzte die Reise bei schlechtem Wetter in einem offenen Wagen fort. Schwer leidend kam er in Rostock an und starb am 28. August 1645.

Seine Leiche wurde zuerst in der Hauptkirche in Rostock beigesetzt, später nach Delft gebracht. Seine Nachkommen errichteten ihm i. J. 1781 ein Denkmal, das die von ihm selbst verfaßte Grabschrift trägt:

„Grotius hic Hugo est, Batavus,
Legatus Regni Suecia magna tui."

Wir gehen nun näher auf die Biographien des berühmten Mannes ein. Die wichtigste ist die von Burigny in französischer Sprache verfaßte.[1]) Der Verfasser benützt ausgiebig die in lateinischer und holländischer Sprache erschienenen älteren Schriften, weshalb wir hier von diesen absehen können. Burigny hat seine Lebensbeschreibung auf den Quellen, von denen die große Briefsammlung die haupt-

1) M. de Burigny, Vie de Grotius. II T. Paris 1752.



sächlichste ist,[1]) dann auf Memoiren, Anekdotensammlungen und anderen gleichzeitigen Schriften aufgebaut. Er lebte in Paris, wo Grotius so lange weilte und auch die Tradition an Ort und Stelle noch nicht erloschen war.

In den Kapiteln 16—23 im 6. Buche T. II behandelt er die Frage nach der religiösen Überzeugung des Grotius. Er findet, daß Grotius, zwar anfänglich durchaus protestantisch gesinnt, sich allmählich immer mehr der katholischen Kirche nähert. Burigny weist nach, wie Grotius durch das Studium der Kirchenväter zur Erkenntnis folgender Wahrheiten kommt: Die bischöfliche Autorität ist für die Einheit der Kirche notwendig. Jesus Christus ist im Sakramente des Altars gegenwärtig. Die sieben heiligen Sakramente lassen sich aus der heiligen Schrift nachweisen, die Bilder dürfen in den Kirchen gebraucht werden, die Martyrer wurden schon in der alten Kirche verehrt und ihre Gedenktage wurden feierlich begangen. Die Anrufung der Heiligen ist erlaubt, ebenso das Gebet für die Verstorbenen. Der Glaube der alten Kirche über die Rechtfertigung stimmt mit der Tradition überein. Die Protestanten sind in diesem Punkte im Unrecht. Man soll sich den Entscheidungen der allgemeinen Konzilien unterwerfen. Die Tradition ist nützlich.

Grotius kann nicht glauben, daß Gott erlaubt, daß die allgemeine Kirche dem Verderben anheimfällt, wenngleich Sittenverderbnisse einreißen können. Die alte Kirche kannte das Fastengebot und den Zölibat. Endlich spricht Grotius mit dem größten Respekte von dem Konzil von Trient. Burigny führt jedesmal genau an, wo die Stelle in Grotius Schriften zu finden ist, die ihn zu diesen Schlüssen berechtigt.

Burigny hat mit diesem Nachweis der katholischen Gesinnungen des Grotius den späteren Schriftstellern auf katholischer Seite sehr bedeutend vorgearbeitet, was wir später sehen werden. Er führt auch noch die Zeugnisse vieler Zeitgenossen des berühmten Gelehrten an, die wir hier vor-

1) H. Grotii Epistolae quotquot reperiri potuerunt. 1687.



derhand nur erwähnen können. Besonders ausführlich behandelt Burigny die Vorgänge beim Tode des Grotius. Überhaupt versetzt uns Burigny, ohne sich selbst geradezu entscheidend darüber auszusprechen, in die Möglichkeit, unsere Meinung über die religiösen Anschauungen von Grotius zu bilden. Für Deutschland kommt nur eine Grotiusbiographie in Betracht, es ist die von Luden verfaßte.[1])

Während Burigny seine Biographie von Standpunkte des überzeugten Katholiken ausgehend schrieb, sieht Luden Grotius mit den Augen eines Protestanten an, der dem Anfange des 19. Jahrhunderts angehörte. Wir wollen auch ihn zum Worte kommen lassen.

Diese Biographie ist mit Wärme und Begeisterung geschrieben. Die Religionsstreitigkeiten in Holland schildert Luden mit anerkennungswerter Unparteilichkeit und mit strengem Gerechtigkeitsgefühl. Luden ist indeß zu sehr im Rationalismus seiner Zeit befangen, um über Grotius Auffassung in Dingen der Religion maßgebend urteilen zu können. Was er in den nun folgenden Worten über des Grotius Persönlichkeit sagt, ist in Vielem zutreffend und interessant, paßt aber eigentlich nur auf die mittlere Lebensperiode des berühmten Mannes. „Wie es sich mit dem Grotius verhielt, das ist leicht zu entscheiden. Die höchste Idee, welche ihn beseelte, war die Einheit der Christen, aber welche Einheit? Die der Vergangenheit. Darum ist sein Hauptgeschäft, die Erklärung der Kirchenväter aufzusuchen und den heiligen Urkunden den Sinn zu geben, welche sie durch jene erhalten haben. Nach welchem Prinzip er aber die Kirchenväter erklärt, das möchte schwer zu bestimmen sein; vielleicht dürfte man es das Prinzip der Billigkeit oder Akkomodation nennen. Nur die Einheit der Kirche wurde von ihm beabsichtigt. Keiner Partei ganz beistimmend und nicht kühn genug, eine eigene zu bilden und etwa als das einzig Wahre hinzustellen, suchte Grotius einen Mittelweg zu finden, der ihn

---

1) Hugo Grotius und seine Schicksale und Schriften, dargestellt von Heinrich Luden Berlin 1806.



durch die Sekten hinführte, ohne daß er nötig hätte, jener mehr als dieser zu entreißen. Alle sollten verlieren, damit alle gewännen; keine sollte für ihr Opfer unentschädigt bleiben und der Gegner sollte durch die Billigkeit, mit der er selbst nachgab, zur Billigkeit vermocht werden. Das, worin alle übereinstimmen, wurde beibehalten, was aber Anstoß erregte, dem wurde die Schärfe genommen, auf daß es übersehen oder umgangen werden möchte. Und einem Manne, wie Grotius, von solcher Gelehrsamkeit und Gewandtheit konnte es nicht fehlen, für die Meinung, welche ihm die heilsamste schien, die Autorität der alten Kirche zu gewinnen." [1])

Wir kommen nun zu zwei Schriften, welche sich speziell mit den Wandlungen in den religiösen Anschauungen des Grotius befassen. Die erste ist in holländischer Sprache geschrieben: De Terugkeer van Hugo de Groot te het Katolicke Geloof, te Gravenshage 1856. Der Verfasser C. Broere war ein ausgezeichneter Theologe und ein genialer Gelehrter. Er starb als Professor am Seminar zu Warmond in Holland 1860. Seine Arbeit über Grotius wurde von dem bekannten Konvertiten W. Volk (Clarus) übersetzt; aus dessen Nachlasse wurde sie von F. X. Schulte herausgegeben. [2])

Die neueste Schrift, die sich mit unserer Frage beschäftigt, verdanken wir der Feder des geistvollen norwegischen Konvertiten K. Krogh-Tonning: Hugo Grotius und die religiösen Strömungen im Protestantismus seiner Zeit. [3])

Obwohl nun die Schrift Krogh-Tonnings jünger ist als die Broeres, so wollen wir sie doch zuerst kurz skizzieren, da die Arbeit des Letzteren für unsere Frage unter allen übrigen die wichtigste ist und wir daraus direkt unsere Schlüsse für die Bedeutung des Dokumentes, welches wir bringen werden, ziehen wollen.

---

1) A. a. O. S. 317.

2) Hugo Grotius Rückkehr zur katholischen Kirche. Trier 1871.

3) Als Vereinsgabe der Görres-Gesellschaft in Köln 1904 erschienen.



Krogh-Tonning ist erst im vorgerückten Alter zur katholischen Kirche zurückgekehrt.[1]) Ähnliche Kämpfe, ähnliche Studien führten auch ihn, wie Grotius, zum nämlichen Ergebnis: zur Erkenntnis der katholischen Wahrheit. Seine tiefe theologische Gelehrsamkeit, seine Kenntnis der Autoren jener Zeit sind Eigenschaften, die ihn als verläßlichen Führer auf dem Gebiete erscheinen lassen, welches der erste Teil seiner Schrift behandelt: die religiösen Bewegungen im Protestantismus zu Grotius' Zeit. Diese Studie ist besonders geeignet, uns die Stellung des Grotius inmitten der verschiedenen Sekten verständlich zu machen. Krogh-Tonning bezeichnet Grotius als einen „Advocatus Romae" im Protestantismus. Was Burigny schon vor ihm getan hat, das führt Krogh-Tonning im zweiten Teil seiner Schrift, der sich mit Grotius religiöser Überzeugung befaßt, viel eingehender und mit ganz andern theologischen Kenntnissen ausgerüstet, durch. Er bringt nämlich den Nachweis, daß Grotius über die wichtigsten Fragen auf dem Gebiete der Religion gegen das Ende seines Lebens ganz katholisch dachte. Krogh-Tonning schöpft dabei allein aus Grotius Schriften und läßt es nie an dem genauen Nachweis fehlen. Er faßt seine ganze Untersuchung unter dem Titel „Hugo Grotius Gedanken" zusammen. Diese Gedanken standen bei Grotius in der ersten Periode seines Lebens noch ganz unter der Vorherrschaft des Protestantismus, die Mitte seines Lebens ist erfüllt von den Unionsgedanken; in den letzten Jahren kommen die katholischen Gedanken in Grotius' Seele mächtig zum Durchbruch und erfüllen ihn endlich vollkommen. Wir können hier nur die Punkte aufzählen, in Bezug auf welche der Verfasser nachweist, daß Grotius in voller Übereinstimmung mit der katholischen Lehre denkt.

1. Erbsünde, 2. Rechtfertigung, 3. Verdienste, 4. Aus getanenem Werke, 5. Die Kirche, 6. Kirchenleitung, 7. Priesterweihe und apostolische Succession, 8. Zeremonien, 9. Die heilige

1) Geboren 1842, konvertierte 1900, starb 1907.



Eucharistie, 10. Die Buße, 11. Salbung der Kranken, 12. Schrift und Tradition, 13. Allgemeiner Konsens, 14. Semipelagianismus und freier Wille, 15. Überverdienstliche Werke, 16. Todsünde und läßliche Sünde, 17. Fegfeuer, 18. Gebet für die Verstorbenen, 19. Anrufung der Heiligen, 20. Jesuiten, 21. Ordensleben, 22. Zölibat der Geistlichen.

Als Ergebnis dieser Untersuchung urteilt Krogh-Tonning: „Wer fühlt nicht, daß es ein vorherrschend katholischer Geist und katholische Gesinnung ist, die uns in allen diesen Gedanken Grotius begegnet. Warum wurde er denn nicht katholisch?“[1]) Krogh-Tonning führt drei Möglichkeiten an und entscheidet sich für die dritte:

„Es ist nicht unwahrscheinlich, daß für Grotius immer etwas vom Unionsfreund übrig geblieben ist, ein Überbleibsel des Bewußtseins, das ihm, wie wir ihn haben sagen hören, „vom Mutterleibe an“ gefolgt war. Er hat vielleicht gedacht, wenn er Katholik würde, wäre es mit dieser Aufgabe, oder mit der Aussicht etwas für sie auszurichten vorbei, weil er dann das Gehör der Protestanten endgültig verlieren würde. Vielleicht hat er, freilich tief leidend, aber im Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes und in dem Gedanken, daß er der Seele der Kirche angehöre, wenn auch nicht zugleich ihrem sichtbaren Leibe, vorgezogen in dieser zweideutigen Stellung zu leiden, als die persönliche Ruhe und den Frieden zu genießen, den die Mutterkirche, die seine Liebe und sein Vertrauen besaß, ihm hätte schenken können. Vielleicht? Der Gedanke, daß er sein zeitliches Glück opfern wollte, um der Kirche dienen zu können, wäre jedenfalls des edlen Grotius nicht unwürdig, selbst wenn man zugeben muß, daß es ihn auf falsche Spur geführt hätte. Weiter als zu diesem Vielleicht komme ich nicht. — Ganz gewiß läßt ein solcher Standpunkt sich nicht vollständig rechtfertigen. Aber unverständlich oder undenkbar ist er nicht. Jedenfalls steht uns ein Urteil nicht zu. Die Vorstellung von einem solchem Standpunkte war es, welche vor mir stand, als ich die

1) A. a. O. S. 98.



Meinung aussprach, Grotius sei mit seinen Gedanken nicht fertig gewesen, als ihn der Tod überraschte. Fertig war er ganz sicher, insoferne er sich bewußt sein mußte, daß seine überwiegende Überzeugung und Sympathie auf seiten der Kirche war. Womit er aber nicht fertig wurde, war die Frage, ob diese Überzeugung und diese Sympathie ihm das Recht gaben oder sogar ihm als unbedingte Pflicht auferlegten, das aufzugeben, worin er seine Lebensaufgabe zu sehen geglaubt hatte." [1])

Mit diesen Worten schließt Krogh-Tonning seine interessante Studie über Hugo Grotius.

II.

Montgelas' Kirchenpolitik (1800—1808).

Von Anton Döberl.

Sicherer widmet in seiner bekannten Schrift „Staat und Kirche in Bayern"[2]) einen eigenen Abschnitt der Frage, wie der römische Hof die Vorgänge in Bayern beurteilte. Seine Darstellung, die sich auf „die Akten beschränken mußte, welche im Besitz der Königlichen Staatsregierung sich befinden", erfährt durch die Akten der Münchener Nuntiatur,[3]) die im Vatikanischen Archiv lagern, Ergänzung und Berichtigung. Aus dem reichen Material entnehme ich zunächst nur jene Akten, die uns den gegensätzlichen Standpunkt in den Hauptfragen verstehen lassen. Eine eingehendere Schilderung der Differenzpunkte werde ich demnächst in eigener Publikation, die die bayerischen Konkordatsverhandlungen zum Gegenstande hat, folgen lassen.

1) A. a. O. S. 101.

2) Vergl. auch „Der neue bayerische Staatskirchenhistoriker". Hist.-pol. Bl. Bd. 73.

3) Nuntiatura di Baviera, 38.—41. Band (1800—1808).



I.

Die Unstimmigkeiten setzten mit der Nuntiaturfrage ein. Nach all den Kämpfen, die über der Errichtung der Münchener Nuntiatur ausgebrochen waren, nach den jahrelang fortgesetzten Bemühungen des Kölner Nuntius Pacca, nach den wenigstens teilweisen Erfolgen A. della Genga's, die Emser Punktatoren wieder zu gewinnen, angesichts der Befürchtungen für die Gründung einer deutschen Nationalkirche, mußte die Nuntiaturfrage für Rom eine Frage ernstester Aufmerksamkeit sein. Das neue Fürstenhaus hingegen, das seinerzeit Stellung zugunsten der episkopalistischen Bewegung genommen hatte, hegte wohl von Anfang an prinzipielle Bedenken gegen den Fortbestand der Münchener Nuntiatur. Die Regierung verschob zunächst die Entgegennahme des neuen Beglaubigungsschreibens und die Anerkennung des Monſ. Ziucci als Nuntius.[1]) Als dann dieser abberufen werden mußte, „wurde das Beglaubigungsschreiben des Kölner Nuntius zwar angenommen, blieb aber ohne Antwort".[2]) Der Nuntius wurde mit aller Auszeichnung empfangen, wurde um Vermittlung der Gefühle „kindlicher Anhänglichkeit des Kurfürsten gegen S. H." angegangen, erhielt aber keine Zusicherung des Nuntiaturgehalts: den durch die bekannte unliebsame Affaire des Monſ. Ziucci gesteigerten finanziellen Anforderungen gegenüber antwortete die Regierung mit dem Hinweis auf die durch den zweiten Koalitionskrieg geleerten Kassen.

„Sonntag früh begab ich mich", so erzählt[3]) der Nuntius A. della Genga sein erstes Zusammentreffen mit Montgelas, „zu dem Minister, der mich nach langem Warten in einem

---

1) Sicherer a. a. O. S. 53. Troni findet den Grund in der persönlichen Unbeliebtheit des Monſ. Ziucci beim Hofe.

2) Aus einem Berichte des Uditore, Aug. 1803. Anders Sicherer, a. a. O. S. 54. Della Genga hatte „schon früher vom Münchener Nuntius die geistliche Jurisdiktion in allen Staaten dieses Souveräns erhalten". 8. Mai 1800.

3) 27. Mai 1800.

Anzug empfing, der für den Empfang des Repräsentanten S. H. unschicklich war. Er selbst fühlte das Ungehörige und entschuldigte sich schließlich. Vor allem mußte die Angelegenheit des Mons. Ziucci besprochen werden. Der Papst, so führte ich aus, hat den größeren Teil seiner Schulden gedeckt. Ich bat um Übernahme des Restes durch den Kurfürsten. Mons. Ziucci habe repräsentieren müssen, habe wegen des Krieges kein Geld von Italien erhalten können, habe vom Hofe keinen Gehalt bezogen, obwohl er darauf ein Recht hatte auf Grund einer Konvention zwischen Pius VI. und Kurfürst Karl Theodor. Montgelas erwiderte, die Kassen seien erschöpft, die Finanzen im allgemeinen ruiniert. — Der Kurfürst nahm das päpstliche Breve[1]) unter Bezeugung seines Wohlgefallens auf und betraute mich mit der Aufgabe, S. H. seine figliali attacamenti zu versichern."

Während des zweiten Koalitionskrieges war der Nuntius vor den anrückenden Franzosen nach Bayreuth geflüchtet. Die Nuntiaturfrage beschäftigte ihn auch in dieser drangsalvollen Zeit. Er ging nach Amberg, wo der Kurfürst weilte. „Der Kurfürst war sehr freundlich gegen mich. Aber ich erhielt weder Antwort auf das Breve noch irgend eine Zusage für die Fortdauer der Nuntiatur und des Gehalts. Montgelas sagte mir zum Abschied: Nous arrangerons le tout aussitôt que l'Electeur sera chez Lui.[2]) Genau ein Monat später derselbe Bericht: höflichster Empfang bei dem Kurfürsten und der Kurfürstin, aber keine Antwort und Zusage.

Deutlicher wurde Montgelas von dem Augenblick an, wo in der Stellung Bayerns zu Österreich ein Umschwung sich vorbereitete. „Montgelas sagte mir: Wollte nur der Kurfürst seine Rechnung auftun, so wäre Mons. Ziucci sein Schuldner, weil er aus der Privatschatulle Karl Theodors Subsidien und Darlehen erhalten habe." [3])

1) Breve der Thronbesteigung.

2) 1. Sept. 1800. 3) 21. Oktober 1800.



Der Nuntius dachte nun daran, einen Druck auf die Regierung mittelst der Stände auszuüben.

„Der Kurfürst fordert, wie mir aus Bayern mitgeteilt wird, nun schon zum 3. Mal den Zehnten vom Klerus und zwar auctoritate principis territorialis. Der Klerus, der bei den veränderten Zeiten nicht Opposition zu machen wagt, leistet ihn wieder in virtù della Concessione di Pio VI. Aber er hat unsere Hilfe angerufen und ich habe sie zugesagt. Wenn man die Stände gewinnen könnte, solange die Leistung des Zehnten zu verweigern, als nicht ein Indult gewährt ist, wird der Kurfürst wohl darum sich bewerben müssen. Und dann wird der Zeitpunkt gekommen sein, wo man für eine gute Einrichtung der Nuntiatur und des Gehalts für den Nuntius sorgen kann, wie das von allem Anfang an oder wenigstens, als in der Zeit des Monf. Ziucci das Indult erneuert wurde, hätte geschehen sollen." [1])

Nach dem Umschwung der äußeren Politik war auf eine Wiederherstellung der Münchener Nuntiatur vorläufig nicht mehr zu hoffen. „Ich sehe, daß der Kurfürst jede Aussprache darüber vermieden haben will, daß er keinen Nuntius in seinem Lande wünscht." [2]) Die peinliche Situation war genugsam damit gezeichnet, daß der Nuntius vom Herbste 1800 bis zum Winter 1801 dem bayerischen Hofe fern blieb, die ganze Zeit am Dresdener Hof, wo er mit Auszeichnung behandelt wurde. Nur einmal, nach dem Abschluß des französischen Konkordats, schien es, als ob sich eine Gelegenheit zur Aussprache über die Nuntiaturfrage böte.

„Zu meiner größten Freude," schrieb damals [3]) der Nuntius, „habe ich sichere Nachricht von München, daß das letzte

1) 17. November 1800.

2) Karlsbad, 18. Juni 1801.

3) 10. August 1801. Über den Eindruck des fr. Konkordats auf die Gutgesinnten äußert sich A. de Genga: „Unsagbar ist der Enthusiasmus der Freude." Aber es entging ihm auch nicht, wie bitter die Illuminaten in Broschüren und Zeitungen darüber urteilten.

Breve[1]) S. H. dort Sensation gemacht. Auch der günstige Abschluß der Pariser Verhandlungen hat eine Wendung gebracht. Ich weiß bestimmt, daß der Kurfürst Befehl erteilt hat, die längst erwartete Antwort zu geben. Ich weiß zwar nicht, ob sie durch meine Vermittlung nach Rom geht. Aber was noch wichtiger ist: die Regierung ist zur Ernennung eines Gesandten in Rom gekommen in der Person des Regensburger Kanonikus B. von Fraunberg. Sobald S. H. offizielle Mitteilung von der Regierung erhält, ergibt sich eine Gelegenheit, wie nie, zur vertragsmäßigen Verhandlung. über die hochwichtige Frage der Nuntiatur."

Eine vergebliche Hoffnung! Der französisch-bayerische Vertrag[2]) nahm das Interesse der Regierung zunächst für Fragen in Anspruch, wobei man die Tätigkeit eines Nuntius lieber nicht wünschen mochte.

Im Winter 1801 kehrte der Nuntius, dessen Gesundheit stark angegriffen war, nach Italien zurück. Seine Arbeit übernahm[3]) der Uditore, Graf Tiberius Troni. „Er hat bisher," so empfiehlt ihn der Nuntius, „die Geschäfte dieser Nuntiatur geführt und ich kann nicht schildern, mit welcher Aufmerksamkeit, Aktivität und Würde er alles besorgt hat. Ich bekenne aufs neue, ich hatte nur den Namen eines Nuntius." [4]) Und Arbeit gab es für Troni mehr als genug; Berichte über die Verzichtserklärungen der französischen Bischofe, die zum guten Teil durch die Münchener Nuntiatur gingen, Berichte über das Säkularisationsgeschäft, Berichte über den rast- und ruhelosen Territorialismus. Tatsächlich hat der Uditore trotz Nichtanerkennung durch die Regierung die Rechte der Nuntiatur behauptet, wenigstens den Bischöfen

„Montgelas," schrieb Troni, 23. Mai 1802, „äußerte, che i francesi hanno accordati troppi onori e distinzioni et troppi avantaggi alla Religione."

1) Worüber, ist aus den Akten nicht ersichtlich.

2) Vom 24. August 1801.

3) Damit ist der Zweifel Sicherers, a. a. O. S. 85, Anm. 75 gelöst.

4) 20. Oktober 1801.



gegenüber. Bei Bestätigung von Weihbischöfen (Hohenlohe, Zirkel[1]), bei der Gewährung der Fakultäten für den Kapitularvikar Wolf der Regensburger Diözese, in allen wichtigen Fragen mahnte er dringend den Staatssekretär, keine Frage von Bedeutung zu verhandeln ohne die Vermittlung der Münchener Nuntiatur.

Es sollte aber eine Zeit kommen, wo die Regierung ihre Anschauungen, wie in mancher anderen Frage, so auch in der Nuntiaturfrage, mäßigte. Während noch im Juli 1802 die bayerische Regierung den in Aussicht genommenen Gesandten in Rom, wie Troni erfahren haben wollte, — ich bezweifle aber, daß Troni hierin gut unterrichtet war — anwies, direkt zu erklären, der Kurfürst wolle keinen Nuntius mit Jurisdiktion, sondern nur einen Laien als Geschäftsträger zwischen Rom und München, während sie wenigstens, was sicher ist,[2]) die Aufnahme eines Nuntius von mehrfachen Bedingungen abhängig machte, — Ternavorschlag, Einsicht in die Fakultäten, Autorisierung durch die Regierung, Wahl einer dem Landesherrn genehmen Persönlichkeit und Abberufung auf dessen Wunsch —, hat B. von Rechberg zur Zeit der Verhandlungen in Regensburg — Herbst 1806 — um die Errichtung der Münchener Nuntiatur sich bemüht im Gegensatz zu Dalberg, der den Nuntius in Regensburg haben wollte, und nur die eine Bedingung ausgesprochen — Einsicht in die Fakultäten —: Dem Nuntius werde keine Schwierigkeit in Ausübung der Jurisdiktion, wie sie die Nuntien in Deutschland immer übten, gemacht. Nach der Erklärung Rechbergs war es nun der Wunsch des Königs, die Münchener Nuntiatur zu einer solchen ersten Ranges

1) Troni, 27. Juni 1802, wünscht, daß der Informativprozeß für Zirkel durch seine Hände gehe. „Das ist notwendig um das Recht der Nuntiatur zu behaupten und umso notwendiger, da mir von einer Person di qualche peso geschrieben wird: Z. est vir nec aetate nec moribus gravis.“ Tatsächlich überschickt er auch am 1. August 1802 die Informativprozeßakten.

2) Sicherer, Urkunden Nr. 2.



erhoben zu sehen, die dem betreffenden Nuntius die Anwartschaft auf den Kardinalshut gebe.[1])

II.

Einen völligen Bruch mit dem bisherigen System der ausschließlichen Katholizität des Landes bedeutete die Toleranzgesetzgebung. Die Regierung ließ sich hiebei von utilitaristischen Erwägungen leiten. „Die Kirche hingegen will innerhalb der Staatsgrenzen die einzige sein und hält das Vorhandensein mehrerer Kulte für ein Übel.“[2]) Die Kirche verwirft die grundsätzliche Leugnung des Expedit einer katholischen Regierung. Aber es können in einem Staate politische Veränderungen vor sich gehen, wo das Ideal einer ausschließlichen Katholizität der notwendigen bürgerlichen Toleranz weichen muß. „Wo in einem Staate mehrere Konfessionen bestehen und ohne größere Übel zu befürchten, nicht mehr beseitigt werden können, tadelt die Kirche nach einem Worte Leo XIII. die Regierungen nicht, welche dulden, daß verschiedene Religionen im Staate bestehen.“ Wer in Sonderheit die Stellung der Münchener Nuntiatur zur Parität am Beginn des 19. Jahrhunderts würdigen will, darf diese Frage nicht losgelöst aus dem Zusammenhang mit anderen gleichzeitigen kirchenpolitischen Ereignissen betrachten: die Säkularisation hatte unleugbar eine Schwächung des Katholizismus auf kulturellem und wirtschaftlichem Gebiete zu Folge;[3]) sie verschob auf dem Reichstag die Stimmen zu ungunsten der Katholiken[4]) und vergeblich waren bei dem Widerstand Preußens alle Bemühungen, die Parität der Stimmen im Fürstenkollegium wiederherzustellen.[5])

Auch darauf ist hinzuweisen, daß die protestantischen Fürsten, gestützt auf das Gutachten protestantischer Juristen,

1) Della Genga an den Staatssekretär 19. Sept. 1806.

2) Sägmüller, Lehrbuch des kath. Kirchenrechts. 1904. S. 62.

3) Rost im „Aar“, 1. Bd. S. 63/64.

4) Civiltà Cattolica, 1905 vol. II. S. 680.

5) Troni an den Staatssekretär, Mai 1803.

zwar die Toleranz in den neuen katholischen Staaten, die ihnen durch den Reichstagsrezeß zugefallen waren, einführten, in den alten aber an dem Ausschlußgesetze des Normaljahres festhielten.

„Es gibt einige Juristen, die auf Grund des Westfälischen Friedens den Fürsten das Recht auf Einführung eines neuen Kultus vindizieren. Diese Ansicht wird aber von der Mehrzahl der Juristen, namentlich auf der protestantischen Seite, bekämpft, die sich jedem Versuch der manchmal katholischen Landesherren auf Änderung des bisherigen Systems widersetzt haben. Alle aber stimmen darin überein, daß auch in dem Fall, daß ein solches Recht den Landesherren zusteht, es nur ausgeübt werden könne ohne Präjudiz für die bislang herrschende Religion. So haben die Kurfürsten von Sachsen von ihren Ständen kein Zugeständnis für den Liegenschaftserwerb und die Anstellung der Katholiken im Verwaltungsdienst erwirken können. Nicht einmal die Erlaubnis zur Anbringung von Glocken im Turm der Hofkapelle wurde gegeben. In Hessen-Kassel, in den Ländern von Ansbach und Bayreuth ist die Bestimmung getroffen worden, daß die Katholiken die Stolarien für Taufen, Sterbefälle rc. an die protestantischen Pfarrer entrichten. In Hessen-Kassel und Württemberg beanspruchen die protestantischen Pfarrer sogar die Spendung der Taufe an Katholiken, ein Mißbrauch, der durch das Konkordat behoben werden muß." [1])

Die Entwicklung zur Parität vollzog sich in Bayern nur schrittweise.[2]) Zuerst Gewährung einer beschränkten Religionsübung. Gegen dieses Dekret erhebt der Nuntius keinen Widerspruch, wohl aber gegen eine Erweiterung der Toleranzgesetzgebung, zumal sich schon jetzt Konflikte in der Mischehenfrage ankündigen.

„Als meine besondere Pflicht erachte ich es, S. H. zu bitten, mit Kraft gegen die Toleranz, welche man in Bayern einzuführen

1) Troni an den Staatssekretär, August 1803.

2) O. von Reinhardstöttner, Beiträge zur Geschichte der bayerischen Verfassungsurkunde, insbesondere des 4. Titels derselben, Münchener Dissertation 1906.



sucht, auf die Bischöfe, welche in diesem Punkte sehr schwach sind, einzuwirken. Ich habe am 16. Februar dem Bischofe von Freising geschrieben: Wenn auf diesem Punkt nicht mit Entschiedenheit bestanden wird, dann wird bald Bayern, namentlich München, zur Hälfte protestantisch.

Am Fastnachtssonntag wurde in der Jurisdiktion der Hofpfarrei eine Mischehe geschlossen. Dieser Ehe, die im Auftrag des Kurfürsten im Hause der katholischen Braut abgeschlossen wurde, assistierte nicht der katholische Pfarrer, sondern der protestantische Prediger Schmitt. Der Bischof Dibona, Grandalmosenier und Hofpfarrer, wollte die Dispense für diese Ehe nicht gewähren, hatte aber auch nicht den Mut, um sie zu verhindern.[1])

Das Dekret vom 10. November 1800, das für die Ansäßigmachung das katholische Bekenntnis nicht mehr zur Bedingung machte, bereitete dem Nuntius schmerzliche Überraschung. „Ich überschicke ein Dekret des Kurfürsten, che Le fara delle penne, come ne ha fatto a me moltissime. Sarebbe ben facile convincere di falsità le asserzioni contenuti in esso, poichè non vi è dubbio, che un sifatto procedere si oppone alle leggi del'Impero non meno che a quelle del Paese."[2])

Aber wie dagegen protestieren? Der Nuntius dachte an mündliche Vorstellungen beim Hofe.

„Ich werde dem Kurfürsten das Breve[3]) übergeben. Ich werde nicht sehr gut aufgenommen werden, weil ich, wie es mein Amt erheischt, über die Neuerungen sprechen muß. Questo non gli dara gusto. Aber wie ohne Sünde schweigen zu der Beraubung der Kirche, zu den drohenden Maßregeln, um den Einfluß der Stände zu paralysieren, zu der Toleranz, zu all den schändlichen Büchern, die in München mit der Approbation e forse per ordine del governo gedruckt werden. Ich werde mich an den Kurfürsten selbst wenden, da Montgelas sich nicht würdigt, mir zu schreiben."[4])

1) 22. März 1800. 2) Januar 1801.

3) Dasselbe Breve, von dem der Nuntius bemerkt, es habe Sensation gemacht. 4) Karlsbad, 18. Juni 1801.



Der Abschluß des französischen Konkordats, der Widerstand der Stände gegen die Parität ließen den Nuntius auf eine Umkehr hoffen. „Die Stände haben ihren Prozeß gegen den Kurfürsten wegen Verleihung des Bürgerrechts an einen Protestanten beim Reichskammergericht in Wetzlar gewonnen. Erbost über diese Tendenz hat der Kurfürst gedroht, Magistrat und Stände aufzuheben (di far cessare). Ich hoffe, daß der Minister nachgeben wird, wenn er sich von der Gefahr überzeugt, welche er läuft, wenn er die Rechte und die Religion seiner Untertanen angreift."[1]) Wirklich konstatiert er im August 1801, wo das Dekret der Öffentlichkeit[2]) bekannt gegeben wurde, „eine unglaublich große Unzufriedenheit der Untertanen gegen diese Neuerung". Zugleich läßt er der Vermutung Raum, daß er in Anbetracht der Verhältnisse wohl die Parität nicht bedingungslos ablehnte. „Es ist sehr seltsam, daß ein katholischer Fürst in seinen bisher ausschließlich katholischen Staaten die Bekenner jeder Sekte, die Deisten und selbst Atheisten zuläßt, während die protestantischen Fürsten streng an den Ausschlußgesetzen gegen die Katholiken festhalten."[3]) „Die Diener der katholischen Kirche werden auf Befehl der bayerischen Regierung in Führung und Lehre überwacht, weil als intolerant verdächtig, die Professoren und Erzieher dürfen Kontroversfragen nicht behandeln."[4])

Bei Übersendung des Religionsediktes vom 10. Januar 1803 erinnert Troni wieder an die Intoleranz der protestantischen Regierungen und das ungleiche Maß, womit die bayerische Regierung gegen Katholiken und Protestanten verfuhr. „In der Stadt Ulm, wo die Protestanten sehr viele Kirchen, die Katholiken aber deren nur zwei haben, hat der Kommissär den letzteren eine genommen, um sie als Magazin zu benutzen."[5])

---

1) 24. Aug. 1801.

2) In den Zeitungen schon früher bekannt geworden, vergl. „Gazette d'Augsbourg", 24. I. 1801.

3) 14. Sept. 1801. 4) 1. Aug. 1802. 5) 23. I. 1803.

Die Bedenken der Münchener Nuntiatur klingen nach in dem Breve des Papstes an den Kurfürsten vom 12. Februar 1803: der Schaden, der der katholischen Religion aus der Parität im Zusammenhalt mit der Säkularisation erwächst — „summasque opes . . . protestantibus ad ecclesiae detrimentum suppeditari", die Konflikte, die die Mischehenfrage in sich birgt, die Aufhebung der Zensur.

Und doch sollte sich allmählich ein Umschwung in der Stellung kirchlicher Kreise zu der Toleranzgesetzgebung vorbereiten.

Anfangs April 1803 hatte der Uditore Troni eine hochinteressante Besprechung mit dem Weihbischof Fürsten Hohenlohe, der bei der Aussichtslosigkeit eines Widerrufs der Toleranzgesetzgebung in den süddeutschen Staaten den Vorschlag machte, die Aufhebung der Bestimmung des Normaljahres, nach welcher Katholiken nicht in protestantischen Ländern und Protestanten nicht in katholischen Ländern sich ansäßig machen durften, zu beantragen: ein Antrag, der auf Einführung einer auch den Katholiken zugute kommenden Toleranz hinausging.

Es kam nicht zu dem Antrag, dessen Schicksal auf dem Reichstag zum mindesten zweifelhaft gewesen wäre.

Als im Mai 1803 der bayerische Kurfürst die Toleranzgesetzgebung unter anderem damit verteidigte, daß sie vorbildlich auf die protestantischen Fürsten wirken werde,[1]) glaubte Troni die Antwort auf diesen Punkt des kurfürstlichen Schreibens dahin formulieren zu können: „Solange der hl. Vater zu seinem Schmerz sieht, daß einige akatholische Fürsten die Toleranz nicht gewähren, kann der Kurfürst in Altbayern wohl Protestanten anstellen, aber ohne förmliches Toleranzedikt, während in den Pfalzstaaten den Protestanten die Ausübung ihres Kultes und ihrer Rechte bleibt."

Nach dem Preßburger Frieden war die Parität in Bayern zur Staatsnotwendigkeit geworden. Und nun tritt

1) Höfler, Konkordat und Konstitutionseid, S. 183.

der interessante Fall ein, daß derselbe Nuntius, der im März 1800 eine Bewegung der Bischöfe gegen die Toleranzgesetzgebung einleiten will, sich in seinem Bericht an den Staatssekretär vom 1. Februar 1807 auf die Erwerbungen Bayerns durch den Reichstagsrezeß, durch den Preßburger Frieden, durch den Beitritt zum Rheinbund beruft, um die Unmöglichkeit eines Widerrufs oder auch nur einer Einschränkung der bestehenden Toleranz zu zeigen. Die auch jetzt noch vorgetragene Ansicht, als seien die Verhandlungen 1806/07 an dem Widerstand der Kurie gegen die Toleranzgesetzgebung gescheitert, wird durch die Akten der Nuntiatur widerlegt.

Mit der Paritätsgesetzgebung hängt die Mischehengesetzgebung zusammen.

„Der Kurfürst erließ gegen Anfang des Jahres 1802 eine Verordnung, in welcher er den Pfarrern die Assistenz bei Mischehen befahl und im Falle der Weigerung den protestantischen Hofpfarrer bevollmächtigte, diesen Ehen zu assistieren. Dieses Edikt hatte S. H. in dem Breve vom 12. Februar 1803 im Auge. Der Kurfürst hat am 18. Mai 1803 (wenige Tage vor dem kurfürstlichen Antwortschreiben) eine zweite Verordnung erlassen, in welcher nicht mehr die Assistenz, wohl aber die Ausstellung der Dimissorialien befohlen wurde. In demselben Edikt ist als Alter für den Konfessionswechsel das vollendete 18. Lebensjahr vorgeschrieben. . . Die Ausstellung der Dimissorialien wäre eine Kooperation zu einer heimlichen und den Dekreten des Tridentinums entgegengesetzten Eheschließung." [1])

Während der Konkordatsverhandlungen 1806/07 gab Rechberg zwar die Erklärung ab: die Pfarrer würden nicht zur Assistenz bei Mischehen gezwungen,[2]) doch konnte und

1) Troni, August 1803. Bereits am 29. Juni hatte er das Edikt vom 18. Mai mit der Bemerkung überschickt: „Dieses Edikt widerspricht den Regeln unserer hl. Religion, den Dekreten des Tridentinums und den Fundamentalgesetzen jeder gut geordneten Gesellschaft." Gegen die Gewissensfreiheit ist ohne Zweifel Absatz 3, der einen nachträglichen Vertrag über Kindererziehung ausschließt.

2) Sicherer, a. a. O. 132.



wollte sich der Nuntius damit nicht beruhigen.[1]) Es ist bekannt und wäre einer eigenen Darstellung wert,[2]) wie die Mischehengesetzgebung noch lange Zeit, namentlich im Jahre 1831, die kirchlichen Kreise beunruhigte, bis anfangs der 40er Jahre ein Ausgleich zustande kam.

Mit der Paritätsgesetzgebung hängt wenigstens im gewissen Sinne die vornehmlich zur Abwehr protestantischer Schriften eingesetzte Bücherzensur, bezw. die Umgestaltung des Zensurkollegiums und Freigebung der Presse und des Buchhandels unter dem Ministerium Montgelas zusammen. Die Abschaffung der Bücherpräventivzensur zeitigte Folgen, die dem Nuntius Anlaß zu lebhaften Klagen und häufiger Berichterstattung gaben. Nach seiner Rückkehr von den Konkordatsverhandlungen hat der Nuntius am 18. Mai 1808 auf Grund der früheren Berichte ein Verzeichnis schlechter Bücher und Zeitschriften der Inderkongregation übergeben: „so umfangreich es ist, so enthält es doch nur den 3. Teil der Bücher, die ich während meiner Mission in Deutschland zu beanstanden hatte". Ich kann mir die Mitteilung dieses Verzeichnisses nicht versagen einmal zum Verständnis des auf Wiederherstellung der Bücherzensur gerichteten Artikels in dem römischen Konkordatsentwurf vom August 1806 und dann, weil eine so umfangreiche Zusammenfassung auch bei Brück fehlt.

Es sind folgende Bücher aufgeführt:

„1) Stangl, Reform der Dogmatik.

2) Mehrere Schriften von Cajetan Weiller, welche die Ordenzeremonien, Sakramente, namentlich das Bußsakrament, verächtlich machen. Weiller ist zwar kein Anhänger Kants, Fichte's oder Schellings, aber er will ein anderes System einführen.

---

1) „Non basta la promessa che i Curati non saranno forzati a benedire i matrimonii misti." 27. Okt. 1806.

2) Vgl. Mittermüller, Wittmann S. 96 ff. und meinen Aufsatz über Sailer, Histor.-polit. Blätter Bd. 151, S. 881.



3) Zwei Schriften von Forster: eine gegen den Zölibat und die andere gegen die Reliquien. Sie haben, weil im populären Stil geschrieben, sehr viel Unheil angerichtet, heute aber sind sie vergessen.

4) Neuer Himmel und neue Erde. Das Buch wurde von Sambuga und P. Fröhlich von St. Emmeram, dem Verfasser des Buches „Quis est Petrus?“, widerlegt.

5) Die Pastoraltheologie von Regens Fingerlos, einem Manne von sehr schlechten Sitten. Dieses Buch will an die Stelle der geoffenbarten Religion den Naturalismus setzen.

6) Ein Kompendium der Kirchengeschichte von Michl, voll von Verläumdungen gegen die Päpste, die Orden und die Theologen.

7) Die Fortschritte des Lichts in Bayern von Salat. Von ihm sind noch viele andere schlechte Schriften verfaßt. Er ist einer der schlimmsten.

8) Der Prophet von Nazareth.

9) Der Prophet von Mekka.

10) Material für das Konkordat, eine Schrift, die alle Rechte der Kirche vernichten will.

11) Die Thesen auf der Würzburger Universität, bereits vom Würzburger Bischof übersandt.[1])

12) Ein Buch von Werklein, Professor für Orientalien in München.

13) Ein Buch von Becker, der vom Paderborner Bischof exkommuniziert wurde.

14) Archiv für Pastoralkonferenzen der Diözese Konstanz von Wessenberg, namentlich 2 Verordnungen über die Taufe.

---

1) Am 18. März 1804 überschickt Troni „Traduction de quelques Theses soutenues à Würzburg sous le Prof. Paulus.

1. La réligion Chrétienne est la propre religion de la volupté.
2. Le péché est le plus grand aiguillon à l'amour de la divinité.
3. Plus que l'homme se sent pécheur, plus qu'il est chretien.
4. L'union illimitée avec la divinité est le but du péché et de l'amour.
5. La réligiosité est une chose de pure phantasie.“



15) Eine theologische Zeitschrift von Werkmeister, dem Verfasser sehr vieler und schlechter Schriften, insbesonders des „Thomas Freykirch über die Unfehlbarkeit der Kirche".

16) Idee und Plan für ein Rituale, von einem Priester der Diözese Konstanz.

17) Notwendigkeit eines allgemeinen Konzils von Schwarzel.

18) „Gott ist die reinste Liebe" von Eckartshausen.

19) Die deutsche Übersetzung des Gedichtes Zodiacus vitae de Palingenia.

20) Klüpfel, institutiones theologiae Dogmaticae, ein sehr schlimmes Werk, dessen man sich im Seminar zu Regensburg, auf den Universitäten Freiburg und Innsbruck bedient.[1])

21) Cogitata quaedam pro Ecclesia, München, 1807.

22) Über die Macht der Souveräne in Gegenständen der Religion und der Kirchenpolizei.

23) La Gazetta di Monaco."[2])

Gleichzeitig mit den Klagen über Auswüchse der Preßfreiheit kehren die Klagen über Anstellung unkirchlich gesinnter Professoren — Troni nennt in seinem mehrerwähnten Bericht vom August 1803 Mutschelle, Salat, Gregor Rainer — und über Vortrag „unwürdiger" Thesen auf der Landshuter Universität[3]) und dem Münchener Kolleg wieder.

---

1) Vgl. Brück, Geschichte der kath. Kirche im 19. Jahrh. I², 409.

2) Von der Kurpfalzbayerischen Münchener Staatszeitung überschickt Troni wiederholt Nummern, so vom 2. Mai 1802, S. 520 über das französische Konkordat; Gazetta litteraria in München Nr. 79, 1803 über die Stellung des Nuntius zum deutschen Brevier, 2c.

3) Über Landshut referiert dem Uditore wiederholt Abt Karl von Benediktbeuren.



III.

Die Frage der Arbeitslosenversicherung in Bayern.

(Schluß.)

Im Prinzip ist auf ganz ähnlichen Grundsätzen aufgebaut der Vorschlag der Einführung des Sparzwanges für einzelne Gewerbe (Baugewerbe), den Schanz schon in seinen Schriften der 90er Jahre gemacht hat. Dieser Vorschlag hat noch den weitern Vorzug, daß er der für die Frage der Kostenaufbringung außerordentlich wesentlichen Unterscheidung der Saison- und der Krisenarbeitslosigkeit gerecht wird. Es kann wohl als die Regel gelten, daß bei den eigentlichen Saisongewerben die Bemessung des Lohnes derart ist, daß damit der Unterhalt auch während der unproduktiven Zeit gedeckt werden kann; ein staatlicher Zuschuß zu den Kassenleistungen, ja auch ein erheblicher kommunaler Zuschuß ist also hier sachlich wenig angebracht, außerdem müßten zumal bei einer freiwilligen Versicherung infolge der Teilnahme der notwendig schlechten Risiken die Beiträge der guten Risiken, bei denen zudem die Lohnbemessung eine wesentlich ungünstigere ist, über Gebühr hoch angesetzt werden. Der Präsident der württembergischen Zentralstelle für Industrie und Handel, Staatsrat v. Mosthaf, hat in seiner Rede vom 24. März 1914 (in der Ersten Kammer) dieser Unterscheidung von Saison- und Krisenarbeitslosigkeit die versicherungstechnische Formulierung gegeben, daß die Versicherung der Angehörigen eines Saisongewerbes mit einem Grundprinzip der Versicherung in Widerspruch stünde, weil hier der Versicherungsfall nicht ungewiß sei, sondern alljährlich mit aller Sicherheit eintrete. Der Minister Freiherr von Soden hat darauf erwidert, daß dies nur zum Teil zutreffe, da die Dauer der unfreiwilligen Arbeitslosigkeit vollständig ungewiß sei. Der wesentliche Unterschied der beiden Formen der



Arbeitslosigkeit wird indes durch diese Bemerkung nicht berührt; eine „Versicherung" der Saisonarbeiter wäre vielmehr unter dem hier in Frage kommenden Gesichtspunkt nur für die die Durchschnittsdauer der normalen Arbeitslosigkeit übersteigende Zeit gerechtfertigt.

Alle diese Formen, bei denen wenigstens die Kostendeckungsfrage vom grundsätzlichen Standpunkte aus befriedigend gelöst ist, setzen nun aber die Zwangsversicherung, bezw. den Sparzwang voraus. Eine Zwangsversicherung ist indes weder zurzeit auf reichsgesetzlicher Grundlage noch in der Form der landesgesetzlichen Regelung möglich; an die Einführung einer reichsgesetzlichen Arbeitslosenversicherung kann im Hinblick auf die außerordentlichen versicherungstechnischen Schwierigkeiten, das Fehlen der erforderlichen statistischen Unterlagen, den Mangel eines einheitlichen öffentlichen Arbeitsnachweises gegenwärtig nicht gedacht werden. Auf der andern Seite ist, wie allgemein anerkannt, ein selbständiges gesetzliches Vorgehen Bayerns bei der Unselbständigkeit seines Wirtschaftsgebietes und der an sich schon ungünstigen Lage seiner Industrie ausgeschlossen; aus denselben Gründen ist auch die Einführung des Sparzwangs oder die landesgesetzliche Ermächtigung der Städte zur obligatorischen Arbeitslosenversicherung unmöglich. So sah sich die bayerische Regierung vor die Zwangslage gestellt, entweder zurzeit auf die staatliche Förderung der Arbeitslosenversicherung völlig zu verzichten oder aber den Weg der freiwilligen Versicherung und damit auch des staatlichen Zuschusses als des etwaigen Korrelats der freiwilligen Versicherung zu wählen. Diese Tatsache, daß die Regierung nur notgedrungen zu dem sachlich bedenklichen Mittel griff, ist für die politische Beratung der Regierungsvorlage naturgemäß nicht unwesentlich. Nachdem nun aber jener Weg einmal beschritten war, ward aus der Not eine Tugend gemacht, die Freiwilligkeit der Versicherung sollte nunmehr, wie die Regierung behauptete, geradezu der Hauptvorzug der von ihr vorgeschlagenen Lösung sein; mit dem Hinweis auf die Freiwilligkeit suchte man

einer Reihe von wirtschaftichen und versicherungstechnischen Bedenken zu begegnen. So vor allem dem grundlegenden Einwand des Staatsrates von Mosthaf, daß es bei der Arbeitslosenversicherung an dem ersten Erfordernis einer Versicherung, nämlich an einer Versicherungsgemeinschaft mit gleichartigen Interessen und annähernd gleichem Risiko, fehle, und daß man die gegen den Verlust der Arbeit weitgehend gesicherte Mehrheit der Arbeiter unmöglich zwingen könne, zu Gunsten des verhältnismäßig kleinen Bruchteils der fluktuierenden Arbeiterschaft einer Versicherung beizutreten. Dieses Bedenken, so meinte der Minister im Ausschuß der Reichsratskammer, treffe in der Hauptsache nur für die gesetzliche Zwangsversicherung zu; für die freiwillige, mit öffentlichen Zuschüssen bedachte Versicherung aber dürften die vorliegenden Erfahrungen genügen, um das durchschnittliche Risiko in den verschiedenen Berufen wenigstens annähernd richtig zu bemessen und darnach die Beiträge abzustufen. Nun ist allerdings richtig, daß bei der freiwilligen Versicherung die „innere Versicherungsgemeinschaft" eine erheblich größere ist als bei der Zwangsversicherung; jene erhöhte Gemeinschaft beruht aber einmal darauf, daß sich hier nur die schlechten Risiken versichern; die Folge davon wäre selbstverständlich eine wesentliche Erhöhung der öffentlichen Zuschüsse.[1]) Soweit aber infolge der Teilnahme von Organi-

---

1) Die Ausführungen des Ministers in der Kammer der Abgeordneten (12. März 1914) und ebenso im Plenum der Reichsratskammer über die voraussichtliche Höhe des Staatszuschusses sind zum Teil nicht zutreffend; der Minister behauptete, nach den Grundsätzen der Denkschrift und ihrer Anlagen müßte der jährliche Gesamtaufwand für Arbeitslosenversicherung bei Einrechnung der Beiträge der Versicherten den Betrag von 900 000 Mk. übersteigen, bis einmal der Staat über den Betrag von 100 000 Mk. (die für die Budgetperiode 1914/15 vorgesehene Summe) hinausgehen müßte. In Wirklichkeit hat nach den Grundsätzen der Denkschrift der Staat nicht $^1/_9$, sondern ein $^1/_6$ des Gesamtaufwands zu tragen, der Aufwand von 600 000 Mk. aber würde zweifellos schon in Bälde überschritten werden.

sationen eine Ausgleichung der guten und schlechten Risiken stattfindet, beruht die Gemeinschaft, die diesen Ausgleich vermittelt, nicht auf der allgemeinen Versicherungsgemeinschaft, sondern auf der speziellen Organisationsgemeinschaft, die im wesentlichen ganz andern Zielen dient.

Der Haupteinwand schließlich, der gegen die freiwillige Versicherung spricht, richtet sich gegen die Bestimmung, daß dem Versicherten kein Rechtsanspruch auf die Leistung eingeräumt werden soll, und daß die Versicherungskasse jederzeit die Möglichkeit haben soll, ihre Leistungen zu kürzen oder ganz einzustellen. Ganz abgesehen davon, daß hiermit ein Grundprinzip der modernen Sozialversicherung, die Verleihung eines Rechtsanspruchs auf Grund der Leistungen, verletzt wäre, würde die neue Einrichtung gerade in den Fällen versagen, wo ein Anspruch am begründetsten wäre. — Abschließend ist nach all diesen Erörterungen zu sagen: das System der Kostendeckung der bayerischen Vorlage ist aus grundsätzlichen Erwägungen hieraus abzulehnen, weil es, zum ständigen Prinzip erhoben — und für diese Erhebung würden auch gegen den Willen der Urheber die Tatsachen selbst sorgen —, sachlich und seinen Voraussetzungen nach eine Annäherung an das sozialistische Prinzip des „Rechtes auf Arbeit" darstellt.

Als drittes Merkmal der sozialistischen Form der Arbeitslosenversicherung hatten wir die Stellung zur Schuldfrage bezeichnet, und bemerkt, daß auf den sozialistischen Voraussetzungen der gesellschaftlichen Schuld das Problem der individuellen Verschuldung seine Bedeutung verliert. Anders auf dem Boden der jetzigen Gesellschafts- und Rechtsordnung, die durchaus auf dem Prinzip der Selbstverantwortlichkeit aufgebaut ist. Schwächt nicht die staatliche Versorgung gegen die Folgen der Arbeitslosigkeit das Gefühl der Selbstverantwortung? Wird nicht gerade hier, wo es sich nicht um objektive Erscheinungen wie Krankheit, Unfall, Alter, sondern um ein mit der persönlichen Willensentscheidung so eng verbundenes Moment handelt, die Versicherung

die Häufigkeit der Versicherungsfälle außerordentlich steigern? Sind schließlich die technischen Schwierigkeiten der einwandsfreien Feststellung der unverschuldeten Arbeitslosigkeit und ihrer Fortdauer angesichts der Unmöglichkeit, die subjektiven Vorgänge einer Kontrolle zu unterwerfen, überhaupt überwindbar? Und diese Fragen verlieren an Eindringlichkeit und innerer Berechtigung nichts durch das Zugeständnis, daß wohl die Mehrzahl der arbeitslos Gewordenen völlig unverschuldet in ihr Elend gekommen ist, und daß den überwiegenden Teil der Arbeiter kein härteres Los zu treffen vermag als die aufgezwungene Untätigkeit. Für den Sozialismus freilich mit seinem phantastischen ethischen Optimismus, wie er sich nicht nur in der Revolutionstheorie äußert, bestehen diese Probleme nicht; in der nüchternen Realität aber gewinnen sie eine unheimliche Bedeutung. Es ist nun unbedingt einzuräumen, daß die bayerische Regierung gerade diesen Fragen ein besonders hohes Maß von Aufmerksamkeit gewidmet, und daß die von ihr aufgestellten Kautelen mit besonderer Sorgfalt und Peinlichkeit den hier in Frage kommenden Gefahren und Schwierigkeiten zu begegnen suchen. Dennoch wird man schwer behaupten können, daß das heikle Problem tatsächlich gelöst sei. Nur die Erfahrung wird vielmehr hier das letzte Wort sprechen; nur sie kann, sollten sich neue Mißstände herausstellen, auch neue Mittel zur Abhilfe darbieten. Je mehr nun aber dieses Kautelensystem ausgebildet wird, je vollkommener es einen Mißbrauch ausschließt, desto **wirkungsloser** wird die Arbeitslosenversicherung. Die Arbeitslosenversicherung negiert sich, wie Professor Dr. von Schanz sagt, zum großen Teile selbst; der Versicherte erhält trotz seiner Beiträge in vielen Fällen keine Gegenleistung. In den Jahren 1907—12 bewegte sich die Zahl der versicherten, aber nicht bezugsberechtigten Arbeiter bei den deutschen Fachverbänden, deren Schuld-Kautelen erheblich laxer sind als die der bayerischen Regierung, zwischen 40,9—64% (Prof. Dr. von Schanz in der Ausschußsitzung der Kammer der Reichsräte v. 20. April 1914).



Erwägt man nun weiter, daß diese Vorsichtsmaßregeln auch die sparsamen und pflichtbewußten Arbeiter und bei der freiwilligen Versicherung gerade die sparsamen Elemente treffen (da nur diese sich überhaupt freiwillig der Versicherung anschließen), dann wird verständlich, daß es an Versuchen, dieses Kautelsystem im Sinne der sozialistischen Auffassung abzubauen oder ganz einzureißen, nicht fehlen wird. Es erscheint daher die Befürchtung, die Freiherr von Würtzburg im Plenum der Kammer der Reichsräte aussprach, es würden die aufgestellten Schranken durch einen solchen Ansturm beseitigt werden, sachlich durchaus gerechtfertigt.

Wir kommen zur letzten, abermals mit neuen großen Schwierigkeiten behafteten Frage: Liegt in der vom Sozialismus geforderten Heranziehung der Arbeiterberufsvereine zur staatlichen Arbeitslosenversicherung nicht ein spezifisch sozialistisches Element? Bedeutet die Heranziehung dieser Vereine, die in ihrem innersten Wesen einseitige wirtschaftliche Kampforganisationen sind, nicht eine Preisgabe der staatlichen Neutralität im Wirtschaftskampfe, also eines Grundpfeilers unserer gegenwärtigen Wirtschaftsordnung? Bedeutet sie nicht auch zugleich eine Imparität zu ungunsten der nichtorganisierten Arbeiterschaft, eine Imparität also, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen[1]) vor allem dem Sozialismus zugute käme? Von sozialistischer Seite werden alle diese Sätze bestritten; die Heranziehung der Arbeiterorganisationen zur staatlichen Arbeitslosenversicherung, der öffentliche und staatliche Zuschuß an die Berufsvereine bedeutet, so behauptet man, weder eine Verletzung der staat-

1) In Deutschland zählten im Jahre 1911 die freien Gewerkschaften 2'339,785 Mitglieder, die Christlichen 340,957, die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine 107,743; in Bayern stellten sich die Zahlen im Jahre 1912 also: freie Gewerkschaften ca. 212,000 Mitglieder, christliche (ohne die bayer. Eisenbahner) ca. 27,000, Hirsch-Duncker-sche ca. 10,000; in München allein zählten 1913 die freien Gewerkschaften 63,594, die christlichen 6699 Mitglieder; im ganzen organisiert sind ca. 50% der Arbeiter.

lichen Neutralität, noch der Parität; der „Kampfcharakter" der Gewerkschaften werde durch die Arbeitslosenversicherung gar nicht berührt.[1]) Auf der andern Seite betonen die Gegner der staatlichen Arbeitslosenversicherung, vor allem Mosthaf, dessen Rede auch in der bayerischen Reichsratskammer außerordentlichen Einfluß ausübte, daß eine Heranziehung der Berufsvereine ohne Verletzung des Grundsatzes der Neutralität und Parität nicht denkbar sei. Einig sind sich beide Parteien darin, daß eine wirksame Arbeitslosenversicherung nur mit Hilfe der Organisationen durchgeführt werden könne. Das Problem der Arbeitslosenversicherung widerstrebe seiner innersten Natur nach jeder Lösung, die nicht an die Berufsvereinigungen der Arbeiter anknüpft; die Arbeitslosenversicherung durch die Berufsvereine sei die einzige Form dieser Versicherung, die sich praktisch bewährt habe und in sich selbst die Gewähr dieser praktischen Erprobung trage; Umfang und Höhe der Beiträge und der Unterstützungen könnten nicht aus der allgemeinen Wirtschaftslage heraus, sondern zutreffend nur von der einzelnen Berufsorganisation beurteilt werden; diese habe ein dringendes Interesse an der richtigen Verwendung der von den Arbeitern selbst aufgebrachten Mittel, und vermöge der straffen Disziplin, über die sie verfüge, habe sie auch die Macht, diesem Interesse entsprechende Geltung zu verschaffen; hier handle es sich auch immer noch um Leistung gegen Gegenleistung, die wenigstens einigermaßen nach versicherungstechnischen Grundsätzen bemessen und in ein gegenseitiges Verhältnis gesetzt seien. Man könne sich, so sagt auf der andern Seite der sozialistische Abgeordnete Timm (12. März 1914) zu den Gewerkschaften stellen, wie man wolle; ohne ihre Hilfe komme man nicht aus; nur dadurch könne das Ganze fruchtbar gestaltet werden. So sind die Prämissen also hier

1) Vergl. die Rede des Abg. Timm in der Sitzung vom 12. März 1914; mit besonderer Emphase wird hier der Grundsatz aufgestellt, daß der Staat in den Interessenkämpfen neutral bleiben müsse.

völlig gleich, nur die Konsequenzen stehen sich diametral gegenüber.

Will man von den hier zu Grunde gelegten allgemeinen Voraussetzungen aus zu dieser Frage Stellung nehmen, so ist vor allem zu betonen, daß der Grundsatz der staatlichen Unparteilichkeit im Wirtschaftskampfe nicht im Sinne der Lehren des ökonomischen Liberalismus als Prinzip der absoluten Neutralität verstanden werden kann; jeder Akt der Sozialpolitik als einer ausgleichenden staatlichen Funktion stellt an sich eine durch die Ungleichheit der Bedingungen begründete Parteinahme zu Gunsten der wirtschaftlich Schwachen dar, eine Parteinahme aber unter ganz bestimmten Grenzabsteckungen und unter Wahrung der wirtschaftlichen Unparteilichkeit im übrigen; eine sozialpolitische Maßnahme wäre also nur dann abzulehnen, wenn sie über dieses genau begrenzte Ziel, über den Rahmen der sozialen Fürsorge hinausreichte, wenn sie nicht Rechte schützte, sondern der einen Partei ein Machtmittel an die Hand reichte, das in seinen Konsequenzen zu weitern, in der ursprünglichen Maßnahme nicht gewollten Folgen und zu einer einseitigen Herrschaft führen könnte. Die Gewerkschaften nun sind auch als Arbeitslosenversicherungsorganisationen wirtschaftliche Kampforganisationen, denen der Staat an sich neutral gegenübersteht; ihre Arbeitslosenfürsorge entwickelte sich ursprünglich aus den Streik- und Aussperrungsunterstützungen; die Einrichtung der Arbeitslosenversicherung ist für sie — und diese Konstatierung muß gemacht werden, ohne daß damit irgendwie die großen Verdienste der Gewerkschaften auf dem Gebiete der Arbeitslosenversicherung geschmälert werden sollen — ein brauchbares Mittel, ihre Mitglieder bei der Organisation zu erhalten.[1]) Gegen diese Ver-

---

1) Wo sie dieses Mittels entraten zu können glaubten, haben sie keine oder nur eine ungenügende Arbeitslosenfürsorge; die freie Gewerkschaft der Bauarbeiter in Deutschland führte erst am 1. April 1914 eine Arbeitslosenversicherung ein, bei der gerade die wesentlichen Monate Januar und Februar nicht einbezogen sind.

bindung der Arbeitslosenversicherung mit der gewerkschaftlichen Organisation als einer Kampfesorganisation zur Erzielung höherer Löhne ist schlechterdings nichts einzuwenden, solange solche Bestrebungen im Rahmen privater Selbsthilfe verbleiben. Das ändert sich in dem Augenblicke, in dem die Versicherungseinrichtungen staatliche Unterstützung erhalten. Hier besteht alsdann die Gefahr, daß die staatlich geförderte Arbeitslosenversicherung und damit auch der öffentliche Arbeitsnachweis unter den bestimmenden Einfluß der Gewerkschaften gerät, und daß hier eine soziale Einrichtung als wirtschaftliches und politisches Kampfmittel zur Erlangung weiterer, über die Arbeitslosenfürsorge hinausgehender wirtschaftlicher und politischer Ziele mißbraucht würde. Man mag einzelne dieser wirtschaftlichen Ziele für ganz oder teilweise berechtigt halten, jedenfalls fehlt es völlig an einer Gewähr dafür, daß es bei diesen Zielen sein Bewenden hätte. Daß diese Nebenziele manchmal[1]) klug verschleiert und verdeckt werden, daß man sich zu kleinen Konzessionen versteht, um den Kern der Sache zu erhalten, daß die Empfänglichkeit gegenüber solcher Taktik auch in bürgerlichen Kreisen nicht abzunehmen, sondern im Gegenteil zu wachsen scheint, all das macht die Gefahr nicht kleiner, sondern nur größer. Man erwäge außerdem, daß nicht in allzulanger Zeit dank dem neuen Gemeindewahlrechte die sozialistische Partei in mehreren großen Städten die Mehrheit der Mandate erlangen wird. Es kann nun dahin gestellt bleiben, ob es möglich ist, eine Organisation der Arbeitslosenversicherung zu finden, bei der ein solcher Einfluß der Gewerkschaften ausgeschaltet wird, dies scheint unter allen Umständen gewiß, daß die von der bayerischen Regierung aufgestellten Kautelen nicht im Stande sind, jenes Ziel zu erreichen und damit die als Grundsatz proklamierte

---

1) Der Abg. Auer hat allerdings auf dem sozialistischen Parteitag ganz offen erklärt, daß die Arbeitslosenversicherung eine wirtschaftliche Umwälzung bringen und die Arbeiterschaft in ihren Kämpfen stärken werde.

„staatliche Unabhängigkeit im Wirtschaftskampfe“ zu gewährleisten. Die Bestimmung, daß die Leistungen im Falle des Streiks oder der Aussperrung zu versagen sind, wahrt zwar formell die staatliche Unparteilichkeit, sie läßt aber materiell den innern Charakter der Gewerkschaften, und die sich daraus ergebenden Konsequenzen naturgemäß völlig unberührt; gerade die Selbstverständlichkeit, mit der sich der sozialistische Redner zu jenem Grundsatz bekannte, sollte darüber jeden Zweifel beseitigen, daß es sich hier um eine relativ unwesentliche Klausel handelt. Auch die weitere Forderung, daß jede Entlastung der Organisationen zu vermeiden sei, schließt zwar eine finanzielle Begünstigung der Berufsvereine aus, verhindert aber nicht die Stärkung ihrer wirtschaftlichen Machtstellung als solcher. Und die Stärkung dieser Machtstellung ist völlig unabhängig davon, ob sie auch numerisch, in der Erhöhung der Mitgliederzahl, zum Ausdruck kommt. Der bayerische Minister hat sich zur Abwehr des Einwandes, daß das System der öffentlichen Zuschüsse an die Organisationen ihre Anziehungskraft erhöhe, ebenso wie der sozialistische Redner, auf eine Äußerung des „gewiß unparteiischen“ Kaiserlichen Statistischen Amtes (Sonderbeilage zum Reichsarbeitsblatt Dezember 1913) berufen; es wird hier vom Genter System folgendes gesagt: „Eine ausreichende Erfüllung seines eigentlichen Zwecks, ‚Erziehung zur Selbsthilfe‘ läßt sich fast nirgends nachweisen, weder in dem Sinne, daß infolge der Zuschüsse ein vermehrter Beitritt zu den Gewerkschaften erfolgt wäre, noch in dem, daß daraufhin die Gewerkschaften die Arbeitslosenunterstützung eingeführt oder ausgebaut hätten.“ Der Schluß, der daraus zu ziehen ist, ist der, daß unter den gewerkschaftlichen Aufgaben die der Arbeitslosenversicherung verhältnismäßig zurücktritt, und daß der eigentliche Kampfcharakter der Gewerkschaften durch die sozialpolitischen Nebenleistungen nicht berührt wird.

Gewiß ist zuzugeben, daß die letzte Fassung der Regierungsgrundsätze, von deren Erfüllung die Gewährung des staatlichen Zuschusses abhängig gemacht werden sollte, gegen-



über der Mustersatzung des Ministers von Brettreich, die erheblich mehr auf dem Genter System aufgebaut war, gewisse Fortschritte aufwies. Im Prinzip sind aber die Bedenken nicht überwunden, und diese Bedenken werden — und zwar ebensowohl unter dem Gesichtspunkt der staatlichen Neutralität wie vor allem der staatlichen Parität gegen die Gesamtheit der Arbeiter — völlig unüberwindlich durch die Tatsache, daß die Versicherung eine freiwillige sein sollte. Prof. Dr. von Schanz hat in der Sitzung des Ausschusses der Kammer der Reichsräte (20. April 1914) den nicht widerlegbaren Nachweis geführt, daß alle bis jetzt erprobten Systeme, die die Berufsvereine als solche zuzogen, einen „völligen Fehlschlag gegenüber den Nichtorganisierten, unmittelbar Versicherten" gebracht haben; so auch das vollkommenste dieser Systeme, das neukölnische. Die Einzelkontrahenten sind eben ohne Zwang nicht zur Teilnahme an der Versicherung zu bringen; die moderne paritätische Versicherung ist notwendig obligatorisch. Sagt man, es sei Schuld des Einzelnen, daß er die vorhandene Einrichtung nicht benützt und sich so vor Not geschützt habe, so vergißt man, daß die einzelnen Arbeiter und die Mitglieder der Organisationen mit Versicherung unter ganz verschiedenen Bedingungen stehen; die einen müssen eine neue — und zwar meist sehr starke — Initiative entwickeln (Schanz), die den andern erspart bleibt. Auch gehört gerade der Zwang hier zu den sozialen Erziehungsaufgaben des Staates. Die Wirkung der freiwilligen Versicherung ist also die, daß die Organisierten d. h. die Mitglieder der Kampforganisationen alles erhalten, die Nichtorganisierten aber leer ausgehen; der öffentliche Zuschuß kommt den qualifizierten, gut gestellten Arbeitern, denen an sich schon geholfen wird, zugute, und die Bedürftigen erhalten nichts; da weiterhin anfänglich nur ein Vorrecht auf Arbeit gewährt wird, gelangt der öffentliche Arbeitsnachweis langsam in den Besitz der Organisierten. Nun besteht der Fortschritt des Musterstatuts der Regierung wie des Musterstatuts der bayerischen Städte gegenüber den



bisherigen Systemen lediglich darin, daß noch mehr als beim neukölnischen System am Prinzip der Leistung und Gegenleistung festgehalten wird; es ist also ein „versicherungstechnischer" Fortschritt, ein Fortschritt in Bezug auf die Kostenaufbringung; hinsichtlich der Parität aber bleibt alles beim Alten. Alle von der Regierung aufgestellten Bestimmungen, die die Parität der Organisierten und Nichtorganisierten wahren sollen, bleiben darum eine „papierene Maßregel"; die tatsächliche Wirkung der Annahme der Regierungsvorlage wäre die gewesen, daß der staatliche und gemeindliche Zuschuß nur den organisierten, also in der Hauptsache den Mitgliedern der freien Gewerkschaften zugute gekommen wäre. Professor Dr. von Schanz hat, um jenen Paritätsbedenken zu begegnen, vorgeschlagen, nach dem Berner und altkölnischen Vorbild eine Kasse zu schaffen, bei der die Organisationen als solche nicht zugezogen werden sollten; durch niedrige Prämien sollten die Arbeiter zur Versicherung angespornt werden. Gegen diesen Vorschlag, soweit damit ein Staatszuschuß verbunden wäre, erheben sich aber die früher erörterten Bedenken, und dies umsomehr, als zugestandenermaßen die Zuschüsse hier gewerkschaftlich sein müßten, sollte das Ziel einer größeren Beteiligung der Nichtorganisierten erreicht werden.[1])

Es sei in diesem Zusammenhange noch ein anderes, außerordentlich schwer wiegendes Bedenken gestreift, das gegen die Regierungsvorlage erhoben wurde, das Bedenken, es werde durch die Einführung der Arbeitslosenversicherung die Landflucht gesteigert. Zweifellos hätten die Kautelen, die die bayerische Regierung hier aufgestellt hat, im Ganzen eine segensreiche Wirkung entfaltet; ob sie aber genügt hätten, jene schädliche Rückwirkung ganz zu verhindern, ist äußerst fraglich. Die Aussicht auf ein stetiges, ständiges, finanzielles

1) Mannheim gewährt Zuschüsse ohne jede Beitragspflicht an Organisationen und Nichtorganisierte; die Folge ist eine größere, aber doch nicht gleich große Beteiligung der Nichtorganisierten.

Einkommen hat gerade für manche Landarbeiter etwas sehr Verlockendes, und die Notwendigkeit, bestimmte Vorbedingungen zu erfüllen, würde wenigstens den sparsamen und weitblickenden Teil dieser Arbeiter nicht abhalten, den ohne die Versicherungsversorgung vielleicht verhängnisvollen Schritt zu tun.

So ergibt sich denn aus allem, daß die von der bayerischen Regierung vorgeschlagene Lösung des Problems der staatlichen Arbeitslosenversicherung besonders schweren Bedenken und Einwänden ausgesetzt ist; nur in wenigen Punkten gelingt es ihr, die allgemeinen, gegen die Arbeitslosenversicherung als solche gehegten Befürchtungen zu überwinden; in der Hauptsache gibt sie zu neuen Bedenken begründeten Anlaß. Die Frage der Einbeziehung der Arbeitslosenversicherung in das Gebiet der staatlichen Sozialpolitik ist eben noch nicht spruchreif, und am wenigsten in der Form eines solchen „Versuches". Es ist ja freilich richtig, daß die sonstigen Maßnahmen zur Linderung der Arbeitslosennot (Organisation des Arbeitsnachweises, Notstandsarbeiten, rechtzeitige Bewilligung der Ausgaben für öffentliche Arbeiten, Wanderarbeitsstätten, Kultivierung des Ödlands, innere Kolonisation usw.) für sich allein nicht ausreichen, dem Übel abzuhelfen; aber auch die Arbeitslosenversicherung ist keine Panazee, vor allem nicht die von der bayerischen Regierung vorgeschlagene Form, deren praktische Wirkungen nur außerordentlich gering gewesen wären. Je mehr man daher die volkswirtschaftlichen, ethischen und gesundheitlichen Folgen der Arbeitslosigkeit beklagen muß, um so mehr wird man sich angelegen sein lassen müssen, jene anderen Formen, sei es quantitativ, sei es qualitativ, weiter auszubauen; und das erstere wenigstens ist auch heute möglich.

Zugleich ergibt sich aber auch aus unseren Darlegungen — was die politische Wertung der Regierungsvorlage betrifft —, daß die Meinungsverschiedenheiten zwischen der bayerischen Regierung und ihren Gegnern (in der Kammer der Abgeordneten, wie in der Kammer der Reichsräte) nicht die staatspolitischen Grundsätze selbst, als vielmehr die

praktische Tragweite der vorgeschlagenen Maßnahmen betrifft. Es mag darum auch vielleicht sein, daß hie und da die Meinung geherrscht hat, in der Frage der Arbeitslosenversicherung wäre etwas weniger Kontinuität und etwas weniger Bürokratismus am Platze gewesen, jedenfalls ist die Anschauung völlig unsinnig, daß sich die Reichsratskammer von einer grundsätzlichen Gegnerschaft gegen die gegenwärtige Regierung bei ihrer Ablehnung der Vorlage habe leiten lassen.

IV.

Moderne Kunst und Entwicklung.

Die Quintessenz des Modernismus bildet der Entwicklungsgedanke:[1]) Das „Gesetz" der fortwährenden Umbildung aller Begriffe und für dauernd gehaltenen Werte. Mit kürzeren Worten: die ständige Veränderung der Wahrheit.[2]) Der Fortschritt dieses Gedankens seit der Philosophie und Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts ist ein großer. Ein einflußreicher Vorläufer unserer Modernisten aus letztgenannter Zeit, Gotthold Ephraim Lessing, hat einmal der vielzitierten Neigung und Überzeugung Ausdruck verliehen, daß er das unablässige Ringen nach Wahrheit, wenn auch mit der Beigabe auf ewig zu irren, dem sicheren Besitze der reinen Wahrheit vorziehe. Über diesen Standpunkt Lessings, der trotz seines steten Zweifels noch eine bestehende und dauernde, wenn auch nicht erforschte Wahrheit annahm, sind seine heutigen Geisteserben weit hinausgerückt. Man leugnet

1) Vergl. Enzyklika Pascendi vom 8. September 1907, § 17 (nach Dr. A. Michelitsch).

2) Vergl. Rudolf Eucken, Zur Sammlung der Geister. Leipzig 1914. S. 111 f.



jede bleibende, jede absolute Wahrheit. Die „Wahrheit“ ist nur relativ wahr, das Gesetz, das sie verkündet, nur für den Tag, in dem wir leben, giltig. Alles ist im Flusse begriffen, alles dem Entwicklungsprozesse unterworfen, auch der Glaube und das Dogma, auch die Kirche und ihr religiöser Kult.

Der Entwicklungsgedanke beherrscht die fast gesamte moderne Wissenschaft, selbst die auf ewigen Gesetzen ruhende; er „ist, gleichviel in welcher Form“, sagt J. Störensen S. J.,[1]) „die grell flackernde Flamme, in welche die ganze Gefolgschaft modernen Wissens hineinstarrt, und an der sie auch, einer nach dem andern, wie nachtschwärmende Motten ihre Flügel verbrennen“.

Im Lichtkreise der blendenden Flamme der Entwicklungstheorie sitzen heute in den allerersten Reihen die Vertreter unserer neuzeitlichen Ästhetik und Kunstliteratur, und darunter nicht wenige Ästhetiker und Kritiker aus dem Reiche der christlichen Kunst. Für sie alle ist nicht nur die äußere Erscheinung des Schönen und der Kunst, sondern sind auch die Begriffe und die Gesetze der beiden fortwährende Entwicklung. Wie die nicht fortentwickelte Wahrheit für die modernistische Welt begraben ist, so ist für die bezeichneten Kunstliteraten die alte, die klassische Kunst nicht nur in ihrer Form, sondern im Wesen tot: Wir haben andere ästhetische Probleme, wir brauchen völlig neue Auffassungen, eine reine Gegenwartskunst mit Abstreifung aller Eierschalen der Tradition! — —

Beschäftigen wir uns zuerst mit dem festen und mit dem „entwickelten“ Kunstbegriffe und verfolgen wir dann die Konsequenzen des letzteren in der modernen Kunst, d. i. die praktische Kunstevolution.

I.

1. Wenn wir an eine Untersuchung der Schönheit und der Kunst in ihrer historischen Erscheinung herantreten, haben wir in erster Linie die Frage zu stellen: was ist an ihnen

1) Stimmen aus Maria-Laach, Bd. LXX, S. 129 f.

alt und bleibend, was ist neu und der Veränderung unterworfen?

Alt und unveränderlich ist das Wesen der Schönheit. Dieses Wesen ist unveränderlich, weil Gott, die Urquelle des Schönen, ohne den Schatten einer Veränderung ist. Seinen Ausdruck findet das Wesen im Gesetz. „Die Gesetze der Schönheit", sagt Odilo Wolff O. S. B.,[1]) „haben im ewigen Gesetze aller Dinge, in Gott, ihren letzten Grund, der der Urgrund und der Urquell aller Dinge ist. Wollen wir also die Schönheit in ihrem Wesen erfassen, so müssen wir auf Gott zurückgehen."

Gott hat uns die ewigen Gesetze der Schönheit durch keinen Offenbarungsakt verkündet. Aber wir können und dürfen auch auf sie das Wort der Hl. Schrift beziehen: „Du hast alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet."[2]) Die Gesetze des Schönen, im weiteren Sinne: die Gesetze des Ästhetischen bestehen, wie die Gesetze des Wahren und Guten, von denen sie niemals vollständig losgetrennt werden können.

Die unabänderlichen Gesetze, welche für die Schönheit bestehen, gelten auch für die bildende Kunst, soferne sie ihre erste und wesentliche Aufgabe in der Darstellung des Schönen erblickt.[3]) Das Grundgesetz der bildenden Kunst, „in dem das formale Wesen der Schönheit seinen höchsten Ausdruck findet, ist das der Proportion, der Harmonie oder Symmetrie, wie Plato es nennt, d. i. die Übereinstimmung der Teile unter sich und zum Ganzen."[4]) Damit verbindet sich die Klarheit und die innere Vollkommenheit der Kunstobjekte.

---

1) Tempelmaße. Das Gesetz der Proportion in den antiken und altchristlichen Sakralbauten. Wien 1912. S. 3.

2) Weisheit 11, 21.

3) Von Plato bis Lessing und weiter herauf galt es in der Ästhetik als Axiom, daß die erste Aufgabe der Kunst die Darstellung des Schönen sei.

4) Odilo Wolff, a. a. O. S. 7.

Diesem Gesetze der Schönheit in den Kunstgebilden wird vor allem die klassische, d. h. die abgeklärte, über Zeit und Volk hinaus ihren Wert bewahrende Kunst gerecht. Sie ist zugleich die objektive, die nicht nur in ihrer Zeit und von bestimmten Individuen, sondern auch von den kommenden Zeiten und Generationen verstandene Kunst. Das Wesen der klassischen Kunst und aller ihrer Meisterwerke ist vollendetes Ebenmaß und vollendete, im letzten Fragmente noch schön bleibende Form. Die höchste Kunst ist zeitlos, und auf die Kulturvölker, welche eine zeitlose, klassische Kunst schufen, findet das Wort Nietzsches Anwendung: „Nur das Volk lebt, das seine Erlebnisse (seine Kunst) in Ewigkeitswerten ausdrückt." [1])

2. Die Tage, in denen man noch an eine von dem Wechsel der Zeit und des Geschmackes unabhängige Schönheit und an die Möglichkeit der Fixierung eines objektiven Schönheits- und Kunstbegriffes glaubte, sind — vorüber. Die Ästhetik ist von der Findung objektiver und dauernder Werte, und darum von einer wirklich wissenschaftlichen Beeigenschaftung weiter als jemals entfernt. Geschmack und Kunsturteil sind mehr als zuvor der Auffassung des Tages unterworfen. Wir schauen eine fortwährende, aus dem Geiste der modernen Zeit sich ergebende oder von den am lautesten rufenden Stimmführern gemachte Umbildung des künstlerischen Geschmackes, eine bis ins Gegenteil sich verkehrende Entwicklung der ästhetischen Lehren, Theorien und Begriffe.

Der Preisgebung des alten Schönheitsbegriffes und der Schönheit selbst in der bildenden Kunst ging die Ablehnung und Leugnung des dauernden Gesetzes und Maßes voraus. Die Aufstellung allgemein giltiger Proportionen für die Bauwerke der Antike und der Hochrenaissance, „des Zirkels Maß und Gerechtigkeit" des Mittelalters, die Versuche zu einem brauchbaren Kanon der ebenmäßigen menschlichen Gestalt u. a. wurden ironisiert und wegdisputiert und das Geheim-

---

1) Vgl. Rudolf Eucken i. D. S. 83 f.

nis der Schönheit der Meisterwerke der Kunst einzig in der Genialität der sie schaffenden Künstler gefunden.

Das Wesen der Kunst wurde fort, aber unter Ablehnung aller alten und „veralteten“ Auffassungen zu ergründen versucht. Konrad Lange z. B. entdeckte dieses Wesen in seiner „Illusionstheorie“, d. i. in seiner Täuschung.[1]) Durch die Steigerung des Lustgefühles, die man an einem schönen Gegenstande und an einem Gemälde desselben hat, durch die Illusion, welche das Gemälde erweckt, wird in unseren Augen das Kunstwerk erst zum wirklichen Kunstwerk. Jos. Aug. Lux[2]) — um auch von Kleineren zu reden — redet von einem neuen ästhetischen Auge, das sich an die neuen und ungewohnten Kunstformen und an die angeblichen Verwüstungen der Technik gewöhnt habe. Er behauptet eine völlige Umwälzung des alten und die Entstehung eines neuen Schönheits- und Architekturbegriffes. Usw.

Die gesetzmäßige Schönheit ist als Wesen der Kunst auf dem raschen Entwicklungswege der letzteren restlos preisgegeben worden. So schrieb Dr. V. Tornius-Leipzig in der Rezension eines „rückständigen“ praktisch-ästhetischen Werkes: „Wer heute noch . . . Kunst als Darstellung des Schönen auffaßt, der sollte seine Ansichten lieber in sich verschließen.“ —

Die alten Ansichten — alte und feste Prinzipien kennt man nicht mehr — muß man heute in sich verschließen! Wie auf fast allen geistigen Gebieten ist auch auf dem Kunstgebiete die am überlieferten Gesetze festhaltende Gesinnung verpönt. „Mit einer das Alte imitierenden, also im Grunde toten Kunst (und Kunstanschauung) ist uns nicht gedient.“[3]) Neu, voraussetzungslos aufbauen! heißt die radikale Losung. Die alten Auffassungen haben nur antiquarischen Wert, die

1) Das Wesen der Kunst. Grundzüge einer illusionistischen Kunstlehre. 2. Aufl. Berlin 1907.

2) Ingenieurästhetik. München 1910.

3) Literar. Beilage zur „Augsb. Postztg.“, Jahrgang 1914, Nr. 9.

wissenschaftlich-ästhetische Entwicklung hat sie bis zu dem letzten Buchstaben aufgelöst. Die Kunst kennt kein Dogma außer dem einen: Anpassung an das Fühlen und die Forderung der Zeit.

II.

1. Gesetz und Wesen der Kunst sind nach unserer Überzeugung und Darlegung zeitlos, d. h. keiner Umbildung oder Evolution unterworfen; die Formen der Kunst dagegen sind in steter, und falls die Zeiten normale sind, in konsequenter, nicht überraschender Entwicklung begriffen. Diese Entwicklung der Kunst gleicht dem Wachstume der Pflanze: Ihre äußere Gestalt, angefangen vom ersten hervorsprossenden Keime bis zum groß und reich entwickelten Baume, ändert sich von Jahr zu Jahr und von Jahreszeit zu Jahreszeit, das von Gott in die Pflanze gelegte Gesetz des Wachstums und der ihr eigenen Blatt- und Blütenbildung jedoch bleibt ewig dasselbe.

Das Gesetz bleibt bei allem Wechsel der Form. Schön sagt an einer Stelle G. Eberlein: „Sind auch die Pyramiden und Tempel der Ägypter, Griechen und Römer zerfallen, aus jedem zerbröckelnden Gestein, jedem Stück Architrav, jedem Säulenstumpf leuchten uns ewige Gesetze."

Die Form wechselt, aber die höchstvollendete und gesetzmäßig aufgebaute, die klassische Form wird dauernden Wert behalten. Das gilt in einer der ersten Linien von der von den Griechen bei ihrem Tempelbaue geschaffenen Säulenordnung, „dieses Organismus in bestimmten, für die Ewigkeit geltenden, ewig schönen Verhältnissen. — Dazu hat seit zwei und einem halben Jahrtausend die gesamte Menschheit nichts hinzuzutun vermocht, hat nichts daran zu ändern noch gar zu verbessern gewußt; das steht unveränderlich fest für immer. Da ist ein Kanon der Schönheit geschaffen, an dem alles ewig ist." [1])

1) Die kranke deutsche Kunst. Auch von einem Deutschen. Leipzig 1911. S. 43.



Ewigen, dauernden Wert werden behalten, mag auch ihre direkte Kopie nicht angezeigt sein, die geniale Raumlösung, die uns die altchristliche Kunst in der Basilika zeigt, das Pfeiler- und Gewölbesystem des ausgebildeten romanischen Stiles und der Hochgotik, Fassaden von der wunderbaren Komposition jener des Straßburger Münsters, an der nichts hinweggenommen, nichts hinzugetan werden kann ohne Schädigung des Ganzen.

Gesetzmäßig wie das Wesen der antiken und der späteren klassischen Kunstformen war auch deren Entwicklung. Es war das Festhalten am Gesetze der Tradition, welches diese gesunde und natürliche Entwicklung ermöglichte, es war die Überzeugung, daß man auf dem von den Vätern geschaffenen Boden weiterbauen müsse, daß man eine Kunst und ein Kunstwerk nicht traditionslos und damit fundamentlos in die Luft stellen und am allerwenigsten neue Künste und Stile erfinden könne. Die besten modernen Werke, die Werke eines Messel, Hoffmann und Schmitz, eines G. Seidl, Fischer und Gräßel u. a. zeigen, daß vielleicht mehr als jemals unsere baukünstlerische Kultur auf der Vorwelt ruht. Die Praxis leugnet die theoretisch angenommene Voraussetzungslosigkeit in der Kunst; sie kann, soferne sie Vollendetes schaffen will, die Meisterwerke der Alten nicht ignorieren, sondern muß sie fortstudieren, auf ihnen fußen. „Eine furchtbare Vorstellung“, bemerkte der Verfasser der von dem modernen Kunstliteratentum meist totgeschwiegenen Schrift ‚Die kranke deutsche Kunst‘ (S. 23), „diese alten tragenden Quadern aus dem Steingefüge des Gewordenen herauszuziehen! Krachend würde das ganze Gebäude zusammenstürzen.“

Wer weit vordenkt, sagt ein alter Satz, der denkt auch weit zurück. Wer ein Mann des Fortschrits ist, sagt der gründliche französische Historiker A. de Tocqueville,[1]) muß auch ein Mann der Überlieferung sein. Ein Künstler, der

1) Vergl. Staatslexikon der Görresgesellschaft V, 738.

Werke von dauerndem Werte schaffen will, wird nicht absolut Neues, Bodenloses gleich den ungenießbaren Produkten des sogenannten Jugendstiles, sondern sicher Fundamentiertes und normal Entwickeltes, die Kunst der vergangenen Tage Fortsetzendes uns darbieten. Nur auf diesem Wege ist eine große Kunst und eine neue und glänzende Kunstblüte möglich. Große Werke bedürfen der Anknüpfung an Großes, an Unvergängliches: der historischen Basis.

2. Die ausgesprochen moderne Kunst kennt — um Gesagtes zu wiederholen — keinen festen, sondern einen fort sich ändernden Schönheits- und Kunstbegriff; sie anerkennt aber damit zugleich eine stetige Entwicklung der Kunstform in der Theorie — nicht aber in der Praxis. In der künstlerischen Praxis ist die Entwicklung, wenn man dieses Wort hier gebrauchen will, sprunghaft, unmotiviert und unberechenbar: modeartig.

Das „Programm" der fortgeschrittensten Vertreter der Gegenwartskunst lautet: Absolut Neues, noch nicht Dagewesenes, Vorbildloses! Nicht daraufhin wird ein Kunstwerk geschätzt, ob es den Gesetzen der Schönheit, dem geläuterten Geschmack entspricht, sondern ob es eine völlig neue Auffassung und Form zum Ausdrucke bringt.

Die Konsequenz: Eine Jagd nach neuen und angesichts einer fünftausendjährigen Kunstgeschichte unmöglich zu findenden Formen und Gestaltungen! Eine selbst von Modernen als „krankhaft" bezeichnete Neuerungssucht![1]) Ein Werk darf alle bisherigen Schönheitsbegriffe und natürlichen Gefühle rücksichtslos verleugnen, wenn es nur neu, übermodern ist! „Mühsame, gesuchte, ungelöste, widerspruchsvolle, gequälte, falsch gezeichnete, uns aber auf das schärfste anpackende große Werke sind heute das Wahre geworden. Ihr Genuß ist peinlich, erweckt Widerwillen, sogar Empörung, einige

1) Vergl. Hans Cornelius, Elementargesetze der bildenden Kunst. 2. Aufl. Leipzig 1911. S. 152.

Perversität dazu peitscht Nerven und Sinne."[1]) Die Schöpfer dieser Werke werden in unserer bestellten und bezahlten Kunstkritik bis zu den Sternen erhoben und wieder aus ihrem Himmel gestürzt, wenn neue Richtungen und neue Größen emporsteigen. Wir erinnern nur an den künstlich zu einem Riesen gemachten H. de Marées, an einen van Gogh und Gauguin.

Die Kunst schreitet mit Fiebereile vorwärts, fort bis zur Selbstauflösung. Sie hat die Schönheit und die Klassizität geopfert, sie opfert sich selbst. Einer der Neuesten schrieb über einen der modernsten Architekten, „er habe Erhebliches und Großes dazu beigetragen, die Architektur ‚von der Kunst zu befreien' .... Er erlöste das Alltägliche aus den Fesseln jener Ästhetik, die sich des Notwendigen schämte und mit der Grimasse der Stile die Ohnmacht maskierte. Er wagte den entscheidenden Schritt, der die Architektur, so weit sie sich mit den Forderungen von heute und morgen befaßt, dem Reiche der Kunst, der hohen und freien, entrückt."[2]) Die Zukunftsarchitektur wird zur Zweckmäßigkeitsbauerei und formlosen Konstruktion, zur rein technischen Aufgabe. Der Eifelturm, eine Einfahrtshalle in Eisenkonstruktion, ein hoher Fabrikschornstein — das und anderes sind heute „Architekturwerke". An die Stelle des alten Architekten tritt der Mann unseres technischen Zeitalters, der Ingenieur.

Trotz oder wegen dieser Perspektive der modernen und modernsten Kunst herrscht ein siegesbewußter Optimismus und eine überlegene Hurrastimmung in derselben. Nicht bei den fähigsten und gereiften, wahrhaft große Werke schaffenden Künstlern zwar, wohl aber bei den vielschreibenden Vertretern unserer Kunstliteratur und den ihnen willig folgenden Kunstschaffenden zweiten und dritten Ranges: eine

---

1) Die kranke deutsche Kunst. S. 15.

2) Ebenda S. 50 f.



Erscheinung, welche sich bei jeder niedergehenden ästhetischen und sozialen Kultur zeigt.

Der Optimismus ist blind oder des scharfen Sehens unfähig. Was Rückschritt ist, wird als Fortschritt bezeichnet; was im Gegensatz zu einer klassisch-ebenmäßigen, bis zur höchstmöglichen Feinheit durchgebildeten Kunstform steht, wird als geniale Gegenwartskunst dithyrambisch verherrlicht. Eine Malerei ohne erkennbare Form und Zeichnung, nur aus nebeneinandergesetzten Farbenkomplexen bestehend; eine halb und technisch halbfertig aus dem Marmor herausgehauene Figur oder ein Standbild mit einem ungefügen Felsblock als Postament; ein Völkerschlachtdenkmal, das verfehlt in den Verhältnissen, roh in der Einzelform und unnatürlich in den als Stützen verwendeten Gliedern ist: das und vieles andere Unfertige und Unausgegorene findet das Entzücken der übermodernen, traditionsverachtenden Kunstkritik und der nur für den Tag berechneten Tagesliteratur. Und das Publikum liest es, glaubt es und — „kauft an der Kunstbörse nicht nur Gemälde und Skulptur, sondern auch Baukunst“.[1]) —

Die Kunst unserer Tage hat Erfreuliches geschaffen, soferne sie die ungereiften und revolutionären Aufstellungen der am lautesten rufendenden Kunstliteraten ignorierte und sich auf den sicheren Boden der Tradition: der konsequenten und natürlichen Entwicklung stellte; sie hat dagegen fast immer ungenießbare Werke ohne Zukunftswert hervorgebracht, wenn sie dem launenhaften Zickzackwege der Kunstmode folgte, wenn sie nur Zeitgemäßes und damit mit der Zeit wieder Versinkendes zu bilden sich bemühte. Nur bei fester Voraussetzung, bei granitner Unterlage ist eine gesunde Entwicklung möglich. Die moderne Kunst und Kunstwissenschaft hat die Voraussetzung beweglich, den alten Granit zum fließenden Sande, und damit eine naturgemäße, auf nicht wankendem Boden sich fort und aufwärts bewegende Entwicklung

1) Ebenda S. 59.



zur Unmöglichkeit gemacht. Die ausgesprochen moderne Kunst mag auch in den kommenden Tagen glänzende Einzelerfolge aufweisen — ihr Gesamt- und Zukunftsbild wird nur den dekadenten und perversen Geschmack befriedigen können, und es wird endlich zerfließen und versinken im Chaos der Evolutionismus genannten ästhetischen Gesetzeslosigkeit.

R. F. X. H.

V.

Die Politik und die politischen Parteien in Holland.

Seitdem ich das letzte Mal an dieser Stelle die Chronica der holländischen Politik schrieb, hat sich Manches geändert. Mein letzter Artikel endete mit der trüben Prophezeiung, daß die Tage des christlichen Ministeriums Heemskerk gezählt wären. Der Ausgang der Wahlen war dann auch niederschmetternd für dieses Ministerium. Den Ansturm der ganzen Linken konnte die Rechte nicht wehren. Heemskerk wurde abgelöst von Cort van der Linden. Aber diese Ablösung vollzog sich keineswegs leicht, war auch nicht ganz parlamentarisch normal. Cort van der Linden regiert nun schon fast ein Jahr. Es scheint jetzt der richtige Zeitpunkt zu sein, die Umstände zu beleuchten, unter denen die neue Regierung in Holland aufgetreten ist und festzustellen, welches die res gestae dieses Ministeriums von Bedeutung bis jetzt gewesen sind.

Im vorigen Jahre schlossen sich die Liberalen aller Parteischattierungen mit den Sozialdemokraten zusammen, um das christliche Ministerium zu stürzen. Einige hochstehende Altliberale (die holländischen Nationalliberalen) traten aus ihrer Partei aus, weil sie es ablehnten, mit den Sozialdemokraten zusammenzuarbeiten. Die Unionliberalen traten geschlossen für das Wahlbündnis mit der Sozialdemokratie ein. Unter

den Freisinnigdemokraten waren es Dr. Vos, der nur mit Mühe zu der geplanten Konzentration der Linken zu bekehren war, und Professor Dr. Treub, der unter keinen Umständen zu der Konzentration beitreten wollte. Ich nenne mit Absicht diese zwei Namen. Warum, wird sich später zeigen. Hier genügt es festzustellen, daß Vos sich erst nicht entschließen konnte, sich auf den Standpunkt der Staatspensionierung (einer Hauptforderung der Konzentration) zu stellen und daß Treub es energisch ablehnte, diesen Standpunkt zu vertreten.

Die Wahlen hatten eine außerordentliche Bedeutung. Die Frankfurter Zeitung schrieb: „Sie werden zu entscheiden haben, ob der wachsenden Reaktion ein Damm gesetzt und ob das ganze wirtschaftliche Leben Hollands durch die Einführung eines Schutzzolls umgestaltet werden soll." Wie war es mit dieser wachsenden Reaktion beschaffen? Die Liberalen warfen dem Ministerium Heemskerk vor, es wolle die „neutrale" öffentliche Schule vernichten, es habe „reaktionäre Sittlichkeitsgesetze" gemacht, es wolle die Rechte der Ersten Kammer auf Kosten der Zweiten ausdehnen, und es sei gegen das allgemeine Wahlrecht. Auch wurde die großzügige Tat der sozialen Gesetzgebung als reaktionär verschrieen. Über alle diese Sachen und Fragen ist an dieser Stelle schon früher gesprochen. Nur sei noch kurz bemerkt, daß die Frage, ob das ganze wirtschaftliche Leben Hollands durch die Einführung eines Schutzzolles umgestaltet werden sollte, wohl verneinend zu beantworten ist. Man könnte glauben, Holland gehe dem Abgrund entgegen, wenn man die Liberalen über die Einführung des Schutzzolles hört. Die Liberalen haben während ihrer langen Regierungszeit selbst den Freihandel nicht ganz durchgeführt. Holland hat schon einen ziemlich hohen Zolltarif, der jährlich 14 Millionen Gulden einbringt Und auch die Liberalen wollen ihn nicht aufgeben. Das vom Minister Kolkman geplante neue Einfuhrzollgesetz würde nicht viel drückender geworden sein. Der große Staatsmann Dr. Kuijper sagte in einer Rede:

„Ein Vergleich mit anderen Staaten zeigt, daß, mit Aus-



nahme von England, keiner daran denkt, den Freihandel einzuführen, und alle anderen Länder größere Einfuhrzölle haben, als das christliche Ministerium für Holland beantragte. Haben die Zölle in anderen Ländern zur Verarmung oder zur Schwächung des Handels oder der Schiffahrt geführt? Im Gegenteil. Deutschlands Handelsflotte stieg seit 1870 von 147 auf etwa 2000 Schiffe und der Ausfuhrhandel stieg in 23 Jahren von 22 auf 66 Millionen Registertonnen. Auch England selbst hat nicht mit Freihandel angefangen, sondern mit schweren Zöllen. Es hat dadurch seine Industrie mächtig gemacht. Es konnte dann den Freihandel wagen, weil es in Indien dreihundert Millionen Untertanen hatte. Die holländische Industrie dagegen blieb schwach. Selbst Belgien hat noch höhere Zölle, als die Regierung vorgeschlagen hatte."

Argumente bedeuteten aber nichts. Man zog in den Wahlkampf mit dem Rufe gegen die Zölle. Dem unwissenden Publikum wurde Furcht eingeflößt, indem man ihm vormalte, das Brot würde entsetzlich teuer werden. Weitere Parolen waren gegen die Zwangsversicherung Talmas und für die Staatspensionierung, außerdem forderte man noch das allgemeine Wahlrecht. Dazu kam dann noch selbstverständlich die übliche, absolut unentbehrliche Hetze gegen die „Klerikalen". Rom beherrsche die Stunde, und Holland sei dem Papste ausgeliefert.

Der Wahltag brachte den Sieg der Linken. Es wurden sofort 41 Mitglieder der Rechten und 12 der Linken gewählt. Bei den Stichwahlen schloß sich die ganze Linke gegen die Rechte zusammen. Das führende altliberale Blatt „Nieuwe Rotterdamsche Courant" schrieb: „Wer die Zahl der Sozialdemokraten in der Kammer vergrößert, bekämpft das Übel, das von dem Klerikalismus zu erwarten ist." Sofort wurde bekannt gegeben, daß bei einem eventuellen Endsieg die Liberalen die Versicherungsgesetze Talmas kassieren wollten. Nun hebt sich e i n e Tatsache aus dem Ausfall der Wahlen klar hervor, daß nämlich die liberale Konzentration ein gewaltiges Fiasko gemacht hatte. Sie war vollständig in den



Händen der Sozialdemokraten. Sie hatte angekündigt, ohne die Hilfe der Sozialdemokraten regieren zu wollen. Und nach dem ersten Wahlgang war sie schon vollkommen machtlos. Es scheint wirklich oft, daß das holländische Volk erst durch Schaden zu einer gesunden Politik zurückgeführt werden muß. Ein Leichtsinn, der eine Regierung stürzt, an deren Stelle man keine bessere zu stellen hatte, und der eine Partei, mit der man nicht regieren kann, stärkte, ein derartiger Leichtsinn kann fast unmöglich wiederholt werden.

Die Liberalen freuten sich stürmisch über den Ausfall der Wahlen, hüteten sich aber angstvoll, zuzugeben, daß der Liberalismus dadurch in die Gewalt der Sozialdemokratie geraten war. Die Sozialdemokraten, die eigentlichen Sieger, freuten sich selbstverständlich unbändig.

Die Koalition der Rechten hatte ziffergemäß nicht mehr die Mehrheit der Wähler. Die Koalition hatte 381 106 Stimmen erhalten, die Konzentration der Liberalen 236 660, die Sozialdemokratie 144 375, die verschiedenen Dissidenten (alle gegen die Rechte) 23 964. Die ganze Linke hatte also 404 999 Stimmen erhalten. Als ein ganz markantes Zeichen der Zeit muß hervorgehoben werden, daß der evangelische Bund, der nationale Bund der Protestanten, die Christlichsozialen, die christlichen Demokraten und die Anhänger des fanatischen Pfarrers Bronsveld alle für die rotblaue Linke eintraten.

Die Parteien der Rechten stellten sich auf den einzigen vernünftigen Standpunkt, der in folgenden Sätzen des Christlichhistorischen Blattes Neederlander formuliert wurde:

„Die Gruppen der Linken haben sich sämtlich gegen die Rechte verbunden. Von diesem Gesichtspunkte aus ist es vollkommen gleichgültig, wie viele Mitglieder die Konzentration oder die Sozialdemokratie besitzen. Wenn man die Konzentration künstlich mit Stimmen der Rechten stärkt, entsteht ein falscher Schein. Gleichfalls wenn die Rechte für einen Sozialdemokraten stimmt, um die Konzentration zu schwächen. Nur wenn man die Konzentration und die Sozialdemokratie allein kämpfen läßt



kann der Zustand sich klären. Wenn Furcht besteht vor der roten Übermacht, dann haben die Wähler der Linken reichlich Gelegenheit, Mitglieder der Rechten zu wählen und auf diese Weise der roten Flut zu steuern."

Darum wurde die Parole ausgegeben, in den Bezirken, in denen ein Liberaler einem Sozialdemokraten gegenüberstand, Wahlenthaltung zu üben. Die Verbündeten der Linken konnten nun zeigen, wer die meisten Wähler hatte.

Die Stichwahlen verliefen, wie vorauszusehen war. Die Rechte konnte nur noch vier Sitze erringen. „In der bisherigen Kammer standen 59 Klerikalen 41 Liberale gegenüber", schrieb die „Kölnische Zeitung". Liebevoll wurden die Umstürzler als mit den Liberalen einen Leib und eine Seele ausmachend hingestellt. Die „Kölnische Zeitung" verschwieg bei der Mitteilung des Wahlergebnisses, dem die Umstürzler 18 statt bisdann 7 Mandate verdankten, wieviel von diesem Gewinn auf das Verlustkonto des Liberalismus fiel. Die Liberalen hatten nämlich auch große Verluste erlitten. Mit ihren 37 Sitzen waren sie der Rechten gegenüber mit deren 45 Sitzen tatsächlich in der Minderheit.

Die neue Kammer setzte sich zusammen aus 45 Mitgliedern der Rechten, und zwar 25 Katholiken, 11 Antirevolutionären, 9 Christlichhistorischen und aus 55 Mitgliedern der Linken, und zwar 30 Liberalen, 7 Demokraten und 18 Sozialdemokraten.

Das Ministerium Heemskerk mußte nun abtreten. Es war das dritte Mal, daß ein christliches Ministerium nach verhältnismäßig kurzer Regierung dazu gezwungen wurde. Früher sind schon die Verdienste dieses Ministeriums ins Licht gerückt worden. Um kurz zu rekapitulieren, vor allem auf sozialem Gebiete hatte das Ministerium Großes geleistet: Reorganisation der Arbeitsinspektion, neues Arbeitsgesetz, neues Armengesetz, Kassenausschüsse, Krankheits-, Alters- und Invaliditätsversicherung, Landarbeitergesetz, Revision des Unfallgesetzes, Steinarbeitergesetz, Seeleutegesetz, Wohnungsgesetz, Berufskrankheitsversicherung, Altersrente der Gemeinde-



beamten, Kinderzulagegesetz für Lehrer und Sicherheitsgesetz für die Bauarbeiter. In der Tat eine Riesenarbeit, die in fünf Jahren geleistet wurde, und dazu hauptsächlich von einem Staatsmann: Minister Talma.

Die katholisch und christlich organisierten Arbeiter (mehr als 100 000) ließen es sich nicht nehmen, der abtretenden Regierung eine Adresse zu überreichen, in der ihr der Dank der Arbeiterschaft ausgesprochen wurde. Namentlich wurde die Arbeit Talmas erwähnt, aber auch den Ministern Heemskerk, Kolkman und Regout wurde der Dank dargebracht. Die Adresse bedauerte, daß wieder eine Stagnation in der sozialen Gesetzgebung eintreten würde, denn die Liberalen wären nicht imstande, etwas auf diesem Gebiete zu leisten.

Man kann hier noch hinzufügen, daß das Ministerium Heemskerk auch auf dem Gebiete der Landesverteidigung, der Revision der Verfassung im christlichen Sinne, der Einfuhrzölle und der Sicherung der christlichen Schulen Großes geleistet hatte. Daß nicht alle Entwürfe Gesetz geworden waren, war die Schuld der prinzipiellen liberalen und sozialdemokratischen Opposition. Das Ministerium hatte seine Versprechungen ehrlich eingelöst. Es war in Ehren gefallen.

Die inhaltsschwere Frage war jetzt: Was nun? Die Krone stand einer schwierigen Aufgabe gegenüber. Die Berufung des neuen Kabinetts bildete für sie ein Problem, wie es sich so schwierig wohl noch nie gestaltet hatte.

Die Liberalen und Sozialdemokraten feierten überall ihren Sieg, die Liberalen, obschon sie die eigentlich Besiegten waren! Ihre Siegesfreude war denn auch rein negativer Art: sie jubelten, die Rechte gestürzt zu haben. Was danach kommen würde, wußten sie selber nicht, schien ihnen auch gleichgültig bei ihrem Jubel. Die üblichen Phrasen und die widerliche Kulturwichtigtuerei fehlten selbstverständlich nirgendwo. In allen Reden klang die Freude durch, die christliche Schule nun aufs neue herabdrücken zu können. Der Antikatholizismus feierte derartige Triumphe, daß selbst ein Mitglied des mosaischen Glaubens über das Thema sprechen zu

müssen glaubte: „Wir, die wir eine protestantische Nation sind.“ Die Sozialdemokraten hatten Ursache genug, sich zu freuen. Ein sozialdemokratischer Führer sagte: „Wir sitzen nun mit 18 Mann im Parlamente. Viele unserer Leute meinen, es sei wohl zu viel. . . . Wir dürfen nicht vergessen, daß wir eine revolutionäre Partei sind und die Verantwortlichkeit für eine bürgerliche Regierung nicht übernehmen können.“ Dann aber kam eine bedeutende Schwenkung: „Es gibt aber Ausnahmefälle, in denen man von diesem Standpunkte abweichen kann, aber nur unter scharfer Kontrolle der Partei.“ In der Tat — der angewiesene Kabinettsformateur nach parlamentarischen Begriffen war der Oberführer der Sozialdemokraten Dr. Troelstra. Über die klägliche Haltung der Partei in dieser Frage aber später. Der Vorsitzende des Parteivorstandes ließ es den Liberalen fühlen, wie abhängig sie geworden waren: „Unser Sieg ist zu vergleichen mit dem der deutschen Sozialdemokraten im Jahre 1912. Wir haben jetzt 19 Prozent der Wähler. Wir werden in der Kammer sitzen wie ein roter Strich durch die Rechnung der Liberalen. Die liberale Konzentration ist unter das Joch der Sozialdemokraten gekommen. Wir wollen den Liberalen die Gesetze vorschreiben.“

Die Königin berief die Führer der verschiedenen Parteien zu sich. Und sie zögerte nicht, ihren konstitutionellen Pflichten gemäß, auch den Generalissimus der roten Truppen Dr. Troelstra, der der eigentliche Sieger des Wahlkampfes war, als einen der ersten zur Beratung über die Lage heranzuziehen. Die Audienz verlief ausgezeichnet. Troelstra lehnte es selbst nicht ab, im Palais zu frühstücken, was die unentwegten Genossen ihm sehr übel genommen haben.

Die Königin gab schließlich dem Führer der Freisinnig-Demokraten, Dr. Bos, den Auftrag, ein Ministerium aus der ganzen Linken zu bilden. Da fing die Tragikomödie an. Die Sozialdemokraten setzten sich aufs hohe Roß und forderten von Dr. Bos, wenn er wolle, daß die Sozialdemokraten ins Ministerium eintreten würden, so müßten



ihnen wenigstens drei Ministersitze überlassen werden. Dr. Bos bedachte sich nicht lange und sagte zu. Da kriegten die Genossen Angst vor dem eigenen Mut und sie beriefen einen Kongreß nach Zwolle. Die Partei war nämlich gespalten. Einerseits wünschte man die Konsequenzen aus dem Wahlkampf zu ziehen und in das neue Ministerium einzutreten, andererseits aber — und die Anhänger dieser Meinung hatten die Mehrheit — fürchtete man, daß man sich, indem man Ministersitze annahm, blos blamieren konnte und daß durch diese Annahme die Partei ihre revolutionäre Stoßkraft verlieren würde. Der Kongreß stellte sich auf den Standpunkt derjenigen, die jede Verantwortlichkeit ablehnten. Die Verantwortungslosigkeit der Partei wurde geradezu zum Programmpunkte erhoben. Der rote Führer Troelstra drehte sich einige Male um sich selbst herum. Er zählte die Knöpfe seiner Weste, übte sich im Umfallen, versuchte Kuhhandel! Der Kongreß blieb unversöhnlich und lehnte die angebotenen Ministersitze unzweideutig ab. Da stand nun Dr. Bos, da standen nun die Liberalen und wußten nicht ein und aus.

Die Wahl der Person des Dr. Bos durch die Königin zeugte jedenfalls von hoher Staatsweisheit. Als im Jahre 1905 das Ministerium Kuijper gestürzt wurde, betraute die Königin nicht die stark hervorgetretenen führenden Staatsmänner der Linken mit der Bildung eines neuen Ministeriums, sondern den gemäßigten, nie in den Vordergrund getretenen Politiker De Meester. Die Königin wünschte eben nicht eine scharf ausgeprägte politische Persönlichkeit an der Spitze der Regierung. Dasselbe schien wieder der Fall zu sein bei dem Auftrage an Dr. Bos. Doch war Bos in der Politik kein unbekannter Name. Bos hatte aber für den Gegner keinen herausfordernden Klang. Merkwürdig war, daß gerade wie im Jahre 1905 die stärkste Gruppe der Linken, die Unionliberalen, übergangen und die Bildung des neuen Kabinetts in die Haud der winzig kleinen Gruppe der Freisinnigdemokraten gelegt wurde. Die Berufung des Dr. Bos war übrigens interessant, weil sie Gelegenheit bot, die Ge-

sinnung der Krone kennen zu lernen. Es zeigte sich, daß die Königin soviel möglich die Rechte und Forderungen der Rechten sicher stellen wollte. Dr. Bos wurde nämlich wegen seiner Mäßigung auch von der Rechten jederzeit geschätzt. Die Königin berief in Dr. Bos einen Staatsmann, der auf dem Gebiete der Schulpolitik der Rechten immer entgegen gekommen war. Seine eigenen Parteigenossen waren vielfach der Meinung, daß er auf diesem Gebiete viel zu weit von den der christlichen Schule feindlichen freisinnigen demokratischen Prinzipien abweiche. Auch in verschiedenen anderen Sachen zeigte sich seine Mäßigung. In der Frage der staatlichen Rente für Arbeiter war seine Haltung merkwürdig. Oben ist schon erwähnt, daß er sich nur schwer von der Zwangsversicherung abgewandt hatte. Auch in diesem Punkte liegt ein interessanter Hinweis.

Die große Frage, ob die Sozialdemokraten mitmachen wollten, war inzwischen gelöst. Die Genossen lehnten ab, zumal Dr. Bos ihnen nicht die geeignete Persönlichkeit schien, denn die Sozialdemokraten forderten, daß die neue Regierung die Staatsunterstützung für die christlichen Schulen herabsetzen und die Staatspensionierung einführen sollte. Dr. Bos sah sich gezwungen, der Königin mitzuteilen, daß seine Versuche, ein Ministerium aus der ganzen Linken zu bilden, gescheitert wären. Die Königin entließ Dr. Bos.

Verschiedene liberale Führer meinten, daß die liberale Konzentration sich nicht hätte zurückziehen dürfen. Sie nahmen es der Königin übel, daß sie Dr. Bos nicht beauftragt hätte, aus der Konzentration ein Kabinett zu bilden. Die Proteste gegen die Leiter der Konzentration verdichteten sich selbst zu einer Resolution:

„Nachdem es mißlungen war, die Sozialdemokraten in die Regierung aufzunehmen, hätte die Konzentration sich nicht zurückziehen dürfen, sondern sie hätte auf jede Weise versuchen müssen, die Wahlversprechungen einzulösen; weil sie das nicht getan hat, hat sie sich des Verrates schuldig gemacht. Es ist unbedingt nötig, daß volles Licht über die Frage verbreitet

wird, auf welche Weise die verschiedenen liberalen Gruppen zu der Konzentration Stellung genommen haben, damit die Wähler es sich überlegen können, ob die Fortsetzung der Konzentration im Interesse der demokratischen Entwicklung sei."

Dieser Protest war überflüssig. Er hatte natürlich eine Spitze gegen die Krone. Die Krone hatte aber sich vollkommen korrekt konstitutionell benommen. Die Königin konnte kein Konzentrationskabinett berufen, denn die Liberalen hatten in der Kammer nur eine Minderheit.

Die Krisis blieb noch lange unentschieden. Da wurde das Land auf einmal überrascht durch die Mitteilung, die Königin habe den Staatsrat Cort van der Linden beauftragt, ein außerparlamentarisches Ministerium zu bilden. Das war die einzig richtige Lösung der Krisis. Die Parteien versagten, also mußte außerhalb des Parlamentes ein Kabinett gefunden werden. Der katholische Hochschullehrer Professor Dr. Struijcken wies mit Recht darauf hin, daß die „demokratische" Linke die Schuld daran trage, daß die Rechte oder besser die Macht der Krone ziemlich gestärkt worden war. Denn ein außerparlamentarisches Ministerium stelle eigentlich die Wiedergeburt der alten königlichen Ministerien dar. Und die Ursache, daß es so gekommen sei, seien die Liberalen, aber hauptsächlich die Sozaldemokraten. Tableau!

Nach längerer Zeit hatte Cort van der Linden sein Ministerium zusammengeschmiedet. Präsident und Minister des Innern wurde Cort van der Linden selbst, Minister des Äußern Dr. Leuden, für die Marine Rambonnet, für die Finanzen Bertling, Krieg Bosboom, Verkehr Lely, Kolonien Pleyte, Landbau, Handel und Industrie Treub. Diese Kombination brachte zum Teil ganz neue Männer, viri novi ans Ruder. Die meisten der Herren waren als sehr gemäßigt bekannt. Der Gemäßigtste war der Premier selbst. Lely war aber ein fanatischer Verteidiger der liberalen Konzentration und Pleyte, der neue Kolonialminister, ein bekannter Antiklerikaler. In dem Wahlkampfe hatte er selbst in Hinblick auf die Kolonien erklärt, türkisch sei besser als papistisch. Verblüffend



war jedoch die Tatsache, daß Professor Dr. Treub, der, wie oben erwähnt wurde, unter keinen Umständen sich an der liberalen Konzentration hatte beteiligen wollen, in das Ministerium eingetreten war. Treub war doch der entschiedenste Gegner der Staatspensionierung, und es war doch zu erwarten, daß das neue Kabinett als liberales Ganzes für die Staatsrente für Arbeiter, dieses größte Resultat des Wahlkampfes, aufkommen würde. Hier tastete man ins Dunkle hinein. Dazu kam noch, daß Treub der erbittertste Bekämpfer der sozialen Gesetzgebung des Ministers Talma gewesen war. Zwar war er nicht gegen das Prinzip der Zwangsversicherung, aber wohl gegen die Form, in der die Gesetze Talmas schließlich angenommen wurden. Und nun war er durch die Tatsache, daß er Minister geworden war, der angewiesene und berufene Mann, um die Gesetze Talmas durchzuführen. Bald löste sich das Rätsel. Treub erkärte, daß er zwar gegen Staatsrente gewesen, aber er wolle den Kreis der Rentezieher erheblich ausbreiten. Er stellte dann eine derartige Erweiterung in Aussicht, daß seine Pläne vielleicht theoretisch nichts mit der Staatspensionierung zu tun haben, aber praktisch vollkommen mit dieser Art der Versicherung gleichzustellen sind. Was die Gesetze Talmas betrifft, so erklärte Treub, von ihm sei die Einführung der Gesetze Talmas, so wie sie jetzt vorliegen, nicht zu erwarten.

Die letztere Erklärung hat viel Staub aufgewirbelt. Staatsrechlich und nach der Verfassung ist diese Erklärung auch sehr bedenklich. Bis jetzt war es in Holland immer Brauch, daß ein neuer Minister die unter seinem Vorgänger angenommenen Gesetze ohne weiteres durchführte. Die Rechte bekämpft denn auch die sonderbare Auffassung des Ministers energisch. Einstweilen ist dieser Streit noch lange nicht beigelegt. Der Minister hat noch Zeit, denn die Gesetze Talmas treten erst am Ende dieses laufenden Jahres in Wirkung. Der Konzentrationsmann Lely wird sich mit der Politik des Tages nicht beschäftigen, als Minister des Verkehrs — welcher Titel in Holland Minister van Waterstaat lautet — wird

er sich vor allem beschäftigen mit dem Problem der schon lange geplanten Trockenlegung der Zuidersee. Der Kolonialminister Pleyte rektifizierte seinen Ausdruck, lieber türkisch als papistisch. Er habe das nur in der Hitze des Wahlkampfes gesagt. Dieser Mann hatte gleichfalls „in der Hitze des Wahlkampfes“ erklärt, daß die Regierung des christlichen Vizekönigs von Indien, Idenburg, ein Unheil für die Kolonien sei. Als er aber seinen ersten Etat in der Kammer verteidigte, zeigte es sich, daß er nichts besseres zu tun wußte, als die Politik des früheren christlichen Kolonialministers De Waal de Malefijt und die des Vizekönigs einfach weiterzuführen. Übrigens bediente der Minister sich eines sehr bedenklichen Mittels, er erklärte nämlich, daß der Vizekönig sich dem neuen Kurs angeschlossen habe. Dieser Erklärung gegenüber behauptete die Rechte, daß der Vizekönig ausdrücklich betont habe, er bleibe nur auf seinem Posten, wenn es ihm erlaubt sei, die bis dann befolgte christliche Politik weiterzuführen. Sonst demissioniere er sofort. Der Minister schwieg sich aus und weigerte sich beharrlich, die mit dem Vizekönig gewechselten Regierungstelegramme den Mitgliedern der Kammer bekannt zu geben. Die Rechte zog aus dieser Weigerung öffentlich die Konsequenzen und dokumentierte, daß der Minister also eine wenigstens unrichtige Erklärung abgegeben habe. Zum Überfluß sagte der Vizekönig in Batavia in einer Rede, daß er seine bisherige Politik im Einverständnis mit dem Minister weiterführen wolle. Einstweilen ist also die Christianisierung Indiens noch nicht in Gefahr. Aber am Ende dieses Jahres tritt der jetzige Vizekönig ab. Es ist dann die Frage, was für eine Persönlichkeit nach Batavia geschickt werden wird. Gefahr bleibt vorhanden, denn die Liberalen und vor allem die Sozialdemokraten haben schon öfter erklärt, der schönste Erfolg der Wahlen sei wohl, daß die vollständige Christianisierung Indiens verhindert werden könne.

Die Thronrede des Ministeriums versicherte, daß seine Politik nicht die des liberalen Konzentrationsprogramms, noch viel weniger mit den verschiedenen liberalen Parolen



des Wahlkampfes identisch sein würde. Inzwischen stand doch in dem Staatsstück, daß das Ministerium das allgemeine Wahlrecht für Männer einführen und die Impedimente gegen Frauenwahlrecht aus der Verfassung streichen wollte. Zwei wirkliche Hauptforderungen der geeinigten Linken im Wahlkampfe. Auch die Staatspensionierung wurde darin in Aussicht gestellt, allerdings unter einem anderen, neutralen Namen. Über die Schulen war zu lesen, daß das Ministerium versuchen wolle, die öffentlichen Schulen mit den christlichen auszusöhnen. In der Tat hat das Ministerium einen Schritt auf diesem Weg getan, indem es eine Staatskommission berief, die die Fragen und Probleme der Gleichstellung und der Staatssubsidien für die christliche Schule lösen soll. Diese Kommission arbeitet jetzt schon zehn Monate. Aber man hört und sieht noch nichts davon, daß ein Resultat, ein wenigstens greifbares Resultat, zustande kommen wird. Als Steuerprojekte fungierten selbstverständlich die zwei demokratischen Steckenpferdchen: eine erhöhte Einkommensteuer und eine erhöhte Erbanfallsteuer. Einstweilen ist von der Regierung ein neues Einkommensteuergesetz beantragt, das aber nicht von demokratischem Geist getragen ist, sondern nichts anderes darstellt als einen Entwurf des christlichen Staatsmannes Kolkman.[1]) Auch die verhaßten prozentualen Erhöhungen auf die laufenden Steuern, die in dem Wahlkampfe lärmend bekämpft wurden, sind nicht allein geblieben, sondern sogar sofort von der neuen Regierung erhöht worden. Marine und Krieg sind, was die Kosten betrifft, nicht wie versprochen war, herabgesetzt worden. Im Gegenteil, das neue Ministerium hat einen wagemutigen Marineminister, der sofort einen Dreadnought in Aussicht stellte und jetzt schon drei auf Stapel setzen will. Dr. Kuijper gab dem Minister bereits den Rat, die geplanten sechs Riesenschlachtschiffe gleich jetzt

1) Das neue Einkommensteuergesetz ist unter dem Widerstand Dr. Kuijpers und einiger Getreuen kürzlich in der zweiten Kammer mit 68 gegen 12 Stimmen angenommen worden. Vergl. Germania vom 11. Juni 1914 Nr. 261. Die Red.

zu beantragen. Sie müßten doch kommen und bezahlt müsse werden. Der Zinsausfall sei nur gering.

Auf dem Gebiete der Landesverteidigung liegt übrigens die Achillesferse der neuen Regierung. Bekanntlich lehnen die Sozialdemokraten alle hiefür erforderlichen Mittel immer ab. Wenn jetzt die Rechte, wenn es einmal nötig wird, die angefragten Mittel ablehnt, ist das Ministerium eo ipso gestürzt. Im gewissen Sinne steht die Regierung also unter dem „Joch" der Rechten.

Man darf auch nicht vergessen, daß das Ministerium so wie so auf schwachen Füßen steht. Es hat eigentlich nur eine Minderheit von 45 liberalen Stimmen in der Zweiten Kammer, denn auf die von ihm neuestens verhätschelten Sozialdemokraten kann es nicht als treue Unterstützer rechnen und in der Ersten Kammer hat es eine mächtige Mehrheit der Rechten sich gegenüber.

Der Premier hat einen schweren Stand, vor allem wegen seiner Vergangenheit. Cort van der Linden hat sich in seinem Buche »Richting en beleid der liberale partei« als entschiedener Gegner des von ihm doch in der Hauptsache übernommenen liberalen Konzentrationsprogramms bekannt. Er ist in seinem Buche Gegner des allgemeinen Wahlrechtes und vor allem des Frauenwahlrechtes, das er „widernatürlich" findet und außerdem noch der Staatspensionierung. Allerdings meint er, wenn die Frauen das Wahlrecht forderten, dann soll man es ihnen geben, obwohl es widernatürlich sei. Das ist also der pädagogische Gedanke Rousseaus in das Staatsrecht übertragen. Das christlich-historische Blatt Nederlander bemerkt zu dem Widerspruch, daß gerade ein Mann wie Cort van den Linden als Vollzieher des Konzentrationsprogramms auftritt, ironisch:

„Die liberale Partei ist," wie das liberale Amsterdamer Handelsblatt schrieb, „das Prinzip der Prinzipienlosigkeit. Ein Freisinniger läuft sich ausschließlich für jene Dinge warm, die er grundsätzlich ablehnt, und bekämpft ausschließlich das, was aus seinen Grundsätzen sich ergibt. Die jüngsten Ereignisse



haben das bewiesen. Die Liberalen haben die Staatspensionierung für dringend erklärt. Nun, da sie sie einführen können, lehnen sie selbstverständlich ihre Mitwirkung ab. (Gemeint ist, daß die Konzentration nicht regieren wollte!) Wer also fordert, daß die Staatsrente, im Zusammenhang mit dem Wahlkampfprogramm, noch eingeführt werden soll, muß — nach Analogie — einen Freisinnigen suchen, der sie grundsätzlich ablehnt. Diese Forderung erfüllt Cort van der Linden. In jeder Beziehung ist er ein Gegner des Konzentrationsprogramms. Die einzige Möglichkeit für die Liberalen, die Staatsrente doch noch zustandezubringen, ist also, Cort van den Linden, den Gegner dieser Pensionierung, regieren zu lassen."

Blutigerer Hohn ist kaum denkbar, aber er ist verdient.

Durch die erste Budgetbehandlung ist die neue Regierung ohne große Schwierigkeiten durchgekommen. Wenn ein christliches Kabinett regiert, macht die geeinigte Linke meistens Opposition quand même. Im anderen Falle pflegt es anders zu gehen. Die Rechte benimmt sich immer durchaus korrekt als „Her Majesty loyal Opposition".

Bis jetzt steht die Regierung den Katholiken wohlwollend gegenüber. Es scheint, ob sie beweisen und von der Königin bekräftigen lassen will, daß sie nicht allein mit dem antiklerikalen Rummel des Wahlkampfes nichts zu tun habe, sondern daß sie dessen Maßlosigkeiten auch bedauere. Diese Gesinnung spiegelt sich ab in zwei sehr markanten Ernennungen. Die Regierung ernannte den hervorragenden Professor Dr. Struijcken, einen streng katholischen Mann, zum Staatsrat und, nicht achtend auf die antiklerikalen Treibereien, Baron van Voort tot Zijp, gleichfalls einen strengen Katholiken, zum Vorsitzenden der Ersten Kammer.

Zum Schlusse möchte ich die Meinung des ebengenannten Staatsrates Struijcken über das ueue Kabinett und die jetzige Lage hier zum Abdruck bringen. Das Urteil dieses Mannes ist sehr beachtenswert.

„Die Einheit der Leitung und Verantwortlichkeit zwischen der Regierung und der Kammermehrheit, der Kern und die Trieb-



kraft des parlamentarischen Systems, wird fehlen. Eine Kammermehrheit, die selbst nicht die Verantwortlichkeit auf sich nimmt für die Erfüllung der Wahlkampfsversprechungen, denen sie ihre Existenz verdankt, kann die Regierung nicht zur Verantwortung rufen, da diese jene Versprechungen nicht beachtet. Die Regierung, die es wagt zu unternehmen, was die Kammermehrheit als vermessen betrachtete, kann auf diese Mehrheit nicht bauen. Die Kammermehrheit spricht nicht mit bei der Festsetzung des Regierungsprogramms und ihre Presse schweigt sich aus und wartet ab. Die Prinzipien und die Versprechungen, um welche der Wahlkampf geführt ist und durch welche die Linke gesiegt hat, werden von den neuen Ministern aufs neue geprüft und nach eigener Einsicht angenommen oder verworfen werden. Wie klar auch der Einsatz der Wahlen war, Cort van der Linden wird ihn analysieren und daraus behalten, was er meint, daß in die Realität umgesetzt werden kann. Über die Linke der Kammer hinweg wird er nach dem Volke schauen ... und nach der Rechten. Und doch — kein Geschäftsministerium, kein Kabinett ad hoc, sondern ein außerparlamentarisches, ein nichtparlamentarisches Ministerium der Linken, das die Rechte ihr gegenüber in der Opposition vorfindet.

Es ist nicht unsere Sache zu klagen über den Kleinmut der Linken, die das einzige Mittel von sich warf, je wieder die Leitung der Geschäfte des Landes zu führen. In ihrem eigenen Kreise spricht man nur mit einer erbitterten Verwünschung über so große unberatene taktische Kleinheit, die (trübe Verspottung der Tradition!) das Fehlen sowohl der positiven liberalen Gedanken als der kräftigen führenden Staatsmänner dem Volke in aller Klarheit gezeigt hat. Gröbere wirkliche Reaktion gegen die Entwicklung unseres politischen Lebens, gegen eine gesunde Wirkung des parlamentarischen Systems kann nicht geführt werden als durch eine politische Mehrheit, die in dem Wahlkampfe durch ihre Versprechungen und Prinzipien einen großartigen Sieg errungen hat, sich selbst bejubelt hat, als hätte sie das Vaterland von einem sichern Untergang gerettet, und nachher sich der Leitung der Regierung entzieht, um mit ihrer Presse schweigend abzu-



warten, was ein willkürlicher Altminister der Krone ihr zum Programm vorsetzen wird. Einen Monarchen, der seine eigenen Einsichten, trotz dem Volke, durchsetzen möchte, haben wir glücklicherweise nicht. Auf Abenteuer gespannte, kräftige Staatsmänner hoffentlich auch nicht. Wäre es anders, dann wäre keine Handlung, wie sie jetzt die Linke vollzieht, geeigneter, um uns zurückzuführen zu der Periode der wirklich königlichen Ministerien und uns die Entwicklungsjahre der parlamentarisch-demokratischen Entwicklung aufs neue durchkämpfen zu lassen."

Wenzel Frankemölle.

VI.

Albanien, Österreich und Italien.

23. Juni.

Albanien und die Albanesen machen wieder viel von sich reden. In allen politischen Zeitungen wird von heftigen Wirren, ernsten Krisen usw. gesprochen, als wenn es mit dem kaum geborenen Fürstentum wirklich schon wieder zu Ende ginge. Und oft findet man in den Depeschen, Korrespondenzen und Artikeln der Zeitungen eine Bemerkung des Sinnes beigefügt: es sei eben gekommen, wie es prophezeit worden sei.

Ja, wenn man auf die damaligen Prophezeiungen Wert legen müßte, auf welche da angespielt wird, so dürfte man keinen Augenblick zweifeln, daß der ganze heftige Rummel von Griechen, Serben und Türken angestiftet ist. Damals stand die albanische Frage eben auf der Londoner Konferenz zur Beratung. Die Montenegriner lagen eben vor Skutari, die Serben waren in Durazzo und die Griechen hatten ihre Vorposten bis über Valona herauf vorgeschoben. Es galt damals, die Entschließungen der Londoner Konferenz zu





beeinflussen. Vor allem haben zu jener Zeit gewisse serbische Gelehrte sich die Finger fast wund geschrieben, um zu beweisen, daß die Behauptung von der Existenz einer albanischen Nation eine pure Fabel sei, daß alle historische Erinnerung in Albanien auf das ehemalige Großserbien verweise, daß selbst Skanderbeg eigentlich ein Serbe war und daß in der Bevölkerung Albaniens alle Elemente fehlen, um dort einen selbständigen Staat aufzurichten. Kaum minder eifrig waren gewisse Griechen daran, um dieselbe Behauptung, wenn schon nicht für ganz Albanien, so wenigstens für den großen südlichen Teil desselben vom griechischen Standpunkt aus zu erweisen. Und in diesem Falle waren selbst die Türken nicht träge und insinuierten der politischen Welt beharrlich die Idee, aus Albanien eine Art türkischer Sekundogenitur zu machen, denn das Land sei einmal entschieden überwiegend türkisch und werde anders unmöglich zu regieren sein. Auch an entsprechenden sogenannten Volkskundgebungen hat es nicht gefehlt. Wenn also in Albanien heute wirklich nur jene Prophezeiungen zur Geltung kämen, so müßte man sagen, daß die Propheten sowie ihre Hinter- und Vordermänner einfach die Situation für geeignet erachtet haben, um nochmals und zwar diesmal mit bewaffnetem Nachdruck einen Versuch zu machen, ihre damaligen Projekte in die Wirklichkeit umzusetzen. Die Propheten, die sich jetzt auf ihre Voraussicht berufen, belieben aber ganz zu vergessen, daß damals, wo sie ihre Projekte entwickelten, auch die Bulgaren noch am Platze waren, und daß überhaupt auch ihre Projekte nur zum kleineren Teil auf die allfällige Zustimmung der Bevölkerung, zum größeren Teil jedoch wieder nur auf die brutale Gewalt hätten gestützt werden können. Denn auch in Albanien war die Weltgeschichte so unvorsichtig, bei Mischung der Sprachen und Konfessionen nicht an den dereinstigen Balkanfürstenbund zu denken. Wenn es möglich ist, zu verhindern, daß nicht auch Albanien zum Schauplatz jener nationalkirchlichen Zwangsbekehrungen werde, über welche in Mazedonien rc. heute noch so laute Klagen erhoben

werden, so ist die von den Großmächten vereinbarte Lösung der albanischen Frage sicherlich auch von diesem Gesichtspunkte aus allen den erwähnten Gegenprojekten entschieden vorzuziehen.

Es ist übrigens gar nicht notwendig, erst lange nach den unmittelbaren Urhebern und Anstiftern der jetzigen Unruhen herumzuraten. Jedermann kennt sie. Im Falle der sogenannten Epiroten sind es einige griechische Offiziere, die im Epirus begütert sind, und die also schon von vornherein alle ihre Pläne und Hoffnungen auf Griechenland festgelegt hatten. Und was die jüngsten Angriffe auf Durazzo betrifft, so zweifelt wohl niemand daran, daß sie das Werk Essad Paschas und seiner Freunde sowohl in Albanien wie in Konstantinopel sind. Alle diese Bewegungen werden am besten und schärfsten dadurch charakterisiert, daß sie gegen keinerlei Regierungsakte des Fürsten Wilhelm gerichtet sind und nicht gerichtet sein können, aus dem sehr einfachen Grunde nicht, weil der Fürst noch gar nicht in die Möglichkeit gekommen ist, irgendwelche in die Interessen, Sitten und Gewohnheiten der Bevölkerung eingreifende Maßregeln oder Einrichtungen anzuordnen und einzuführen. Das eigentliche Übel, an welchem das junge Fürstentum noch leidet, liegt denn auch ganz anderswo.

Die Wurzeln der heutigen albanischen Übelstände reichen auf die Londoner Konferenz zurück, die, rein äußerlich geurteilt, leichtsinnig oberflächliche Arbeit geleistet hat. Es hat zur Zeit dieser Konferenz oft geheißen, es werde im Schoße derselben ein eigenes Statut und ein besonderes Reglement für Albanien ausgearbeitet. Nichts davon ist geschehen. Kaum daß die Grenzen des neuen Fürstentums festgestellt worden sind. Und auch das ist nur theoretisch und nur in groben Umrissen geschehen. Sonst hat die Konferenz für die Regierung — das Wort im technischen Sinn genommen — des neuen Fürstentums nichts, gar nichts vorbereitet. Man hatte doch das Beispiel von Bulgarien vor Augen. Auch dort galt es seinerzeit, ein ganz neues Fürstentum zu kon-



struieren. Da aber hat das russische Kommissariat vorerst einen vollständigen Verfassungs- und Verwaltungsapparat, welch letzterer allerdings in der Hauptsache aus russischen Militärs bestand, aufgerichtet, es hat den Staatswagen, um diesen etwas banalen Vergleich zu gebrauchen, in allen wesentlichen Teilen adjustiert und bespannt, so daß der Battenberger, als er ins Land kam, nur die Zügel in die Hand zu nehmen brauchte. Von all dem, wie gesagt, ist in London für Albanien nichts vorbereitet worden. Die türkische Verwaltung war verschwunden, an die Organisation der Stämme wollte man nicht appellieren, und eine neue Organisation nicht schaffen. Als der designierte Fürst in Durazzo landete, bestand der ganze Verfassungs- und Verwaltungsapparat, den er vorfand, in ein paar hundert Gendarmen, deren Wirkungskreis sich kaum einige Kilometer über die drei oder vier Küstenstädte ins Land hinein erstreckte. Alles übrige sollte der Fürst aus der Erde stampfen. Mit dem Innern des Landes hatte man noch kaum eine Fühlung und hat sie allem Anschein nach auch jetzt noch immer nicht. Im Innern fehlt es ja auch noch vollständig an Allem, was einen halbwegs regelmäßigen Verkehr ermöglichen könnte. Und außer im Westen, wo das Meer freiwillig bis zu einem gewissen Grade diese Funktion versieht, hat das Land noch nirgends eine eigene Grenzwache; zu Lande also wird die Grenzpassage nur von den Nachbarstaaten und von diesen natürlich nur in ihrem eigenen Interesse kontrolliert. Man möchte fast sagen: hilflos wie ein neugebornes Kind hat Fürst Wilhelm die Regierung des Landes übernommen. Er selber ist der Sprache des Landes noch nicht so weit mächtig, um sich mit den Eingeborenen persönlich verständigen zu können, mit Eingeborenen, die, weil sie mit ihrer Schriftsprache noch kaum beim Anfang angelangt sind, einen anderen als den persönlichen Verkehr natürlich nicht kennen. Die Schwierigkeiten der Aufgabe sind also ungeheure, man möchte lieber sagen: ungeheuerliche. Und man weiß nicht, worüber man mehr staunen soll: ob über die Mächte, die dem Fürsten Wilhelm

eine solche Aufgabe zumuten mochten, oder über den letzteren, der sie wirklich übernommen hat.

Aber man weiß ja beiläufig, wie alle diese Dinge so gekommen sind. Ein Kommissariat einzusetzen ungefähr nach dem Muster, wie Rußland in Bulgarien es getan, hätte natürlich bedeutet, daß eine der Großmächte mit dieser Aufgabe hätte betraut werden müssen. Es bestand aber offenbar keine Aussicht, darüber, welcher Großmacht das Kommissariat anzuvertrauen wäre, eine Einigung zu erzielen; die einen wollten nicht, die anderen sollten nicht, und darum mußte ganz darauf verzichtet werden. Das bedeutete aber zugleich auch den Verzicht auf die Einberufung einer Notablen-Versammlung, denn es war Niemand da, der die Einberufung hätte durchführen und die Versammlung hätte leiten können. Auch gab es in dieser Beziehung gleich von Anbeginn eine sehr wesentliche Differenz zwischen jenen zwei Notablen, die zuerst in den Vordergrund getreten waren: Essad Pascha und Ismail Kemal Bey; der erstere repräsentiert die meist mohammedanischen Grundherren und hätte also allenfalls eine Art Herrenhaus gewünscht, der letztere dagegen redete einer Art Volkshaus das Wort. Es hätte auch nahe gelegen, ein eingebornes Stammeshaupt mit der Fürstenwürde zu bekleiden; ein solcher Kandidat hätte an seinem Stamme auch gleich eine Art Hausmacht besessen. Da entstand aber wieder die Frage: sollte es ein Katholik, ein Serbe, Grieche oder Mohammedaner sein? Angesichts so vieler und so strittiger Fragen haben die Großmächte beschlossen, ihrerseits nur die Fürstenfrage zu entscheiden, die Lösung aller anderen Fragen aber einfach dem Fürsten selber zu überlassen. Und um ja recht und ganz objektiv zu sein, hat man für den Fürstenthron eine wirklich völlig unparteiische, weil in jeder Beziehung landfremde Persönlichkeit ausgesucht. Allerdings hat man auch eine internationale Kontrollkommission eingesetzt. Aber diese Kommission hatte zunächst nur zu kontrollieren, daß vor Ankunft des Fürsten niemand Anderer im Lande eine Gewalt ausübe, und jetzt seit Ankunft des Fürsten kontrolliert



sie, daß der Fürst ja nichts tue, was der einen oder anderen Großmacht mißfiele; alle Tage fast fällt ihm ein Großmachtvertreter in den Arm, am häufigsten, wie es scheint, der Vertreter Italiens. So ist denn gekommen, was schier unvermeidlich kommen mußte, und was wir seither mit sehr gemischten Gefühlen miterlebt haben. Gelingt es aber dem Fürsten Wilhelm trotz Allem, woran man nicht notwendig schon nach den wenigen Monaten seiner bisherigen Wirksamkeit verzweifeln muß, sich durch alle diese Hindernisse durchzukämpfen, so wird sein Regiment nur umso fester begründet sein. Im äußersten Falle werden die Großmächte hoffentlich die notwendigen Maßnahmen zu finden wissen. Die wirklichen und ernsten Gefahren, wenn sich an Albanien überhaupt noch solche knüpfen sollen, liegen doch immer bei den Großmächten, auf deren Uneinigkeit ja auch alle die Unruhestifter spekulieren. Und unter den Mächten kommen speziell in Betreff Albaniens hauptsächlich zwei in Betracht: Österreich und Italien, deren gegenseitiges Verhältnis zu den albanesischen Angelegenheiten wohl einer näheren Untersuchung wert ist.

Österreich und Italien stehen bekanntlich in einem förmlichen Bundesverhältnis. Genaues über den Bündnisinhalt ist wenig bekannt. Daß ein Dreibundvertrag besteht und daß daran Deutschland, Österreich und Italien beteiligt sind, weiß Jedermann. Den Ausgangspunkt für diesen Bündnisvertrag bildete der Zweibundvertrag zwischen Österreich und Deutschland vom 7. Oktober 1879, dessen Wortlaut bekannt ist, da derselbe am 3. Februar 1888 in Berlin und Wien gleichzeitig veröffentlicht worden ist. Die Erweiterung dieses Zweibundes zum Dreibunde, also die Einbeziehung Italiens in die Bündniskombination, ist erst dritthalb Jahre nach Abschluß des Zweibundvertrags — glaubwürdigen Angaben zufolge am 20. Mai 1882 — erfolgt. Dabei ist jedoch der Zweibundvertrag selbst unverändert geblieben, denn sonst hätte derselbe nicht sechs Jahre später als noch unverändert giltig veröffentlicht werden können. Was aber die Form



und die Bedingungen betrifft, unter denen Italien als Dritter in den Bund aufgenommen worden oder eingetreten ist, so weiß man nicht einmal so viel genau, ob darüber blos ein Vertragsinstrument ausgefertigt worden ist, oder ob Italien, wofür allerdings manche Anzeichen zu sprechen scheinen, mit Deutschland und Österreich je einen besonderen Vertrag abgeschlossen hat. Sicher jedoch ist, daß mit Österreich — ob nur, oder auch, bleibe dahingestellt — besondere Abmachungen bestehen, und jedenfalls bestehen solche besondere Abmachungen gerade in Bezug auf unseren Gegenstand: in Bezug auf Albanien. Das erste dieser Sonderabkommen scheint im November 1897 zwischen Goluchowski und Visconti-Venosta in Monza abgeschlossen worden zu sein. Dasselbe hat dann noch wiederholte Ergänzungen und Präzisierungen erfahren, worüber die beiderseitigen Minister später auch mehr oder minder detaillierte Mitteilungen gemacht und so eben den Bestand solcher Sonderabkommen bestätigt haben. Die jüngste Ergänzung dieser Art hat heuer in den Tagen vom 16. bis 18. April in Abbazia zwischen Berchtold und San Giuliano stattgefunden, und darüber gab der genannte italienische Minister vor kurzem (am 26. Mai) in der italienischen Kammer sogar ausführlichere Erklärungen, als sie in derartigen Materien sonst üblich sind. Ganz konkludent ist nun der Rückschluß allerdings nicht, aber es wird doch nicht zu gewagt erscheinen, wenn man sagt: aus dem erst bei genannter Gelegenheit wieder bestätigten Bestande von österreichisch-italienischen Spezialabmachungen über Albanien geht hervor, daß dieses Abkommen sich auch auf gewisse andere Balkanfragen bezieht, welche davon kaum zu trennen sind, und daraus wieder muß man weiter schließen, daß schon der Dreibundvertrag oder die Dreibundverträge selbst gewisse prinzipielle Feststellungen über die Balkanfragen und die damit untrennbar verbundenen Mittelmeerfragen enthalten.

Was nun speziell das Abkommen über die albanesischen Angelegenheiten betrifft, so hat Graf San Giuliano im italienischen Parlament, wie schon früher im allgemeinen, so



diesmal im Detail bekannt gegeben, daß Italien und Österreich sich durchweg und vollständig dahin geeinigt haben, daß erstens Albanien einen unabhängigen Staat bilden müsse und daß zweitens das bestehende Gleichgewicht im adriatischen Meer in keinem Fall zum Schaden Italiens (oder Österreichs) und zum Vorteil irgend einer andern Macht, sei sie groß oder klein, alteriert werden dürfe. An einer späteren Stelle seiner Erklärungen hat dann der italienische Minister auch den inneren Zusammenhang der obigen Thesen aufgedeckt, indem er sagte: „Wir haben das Vertrauen, daß die Mitwirkung aller Großmächte, die ja von edlen friedlichen Gesinnungen geleitet sind, die Aufgabe Italiens und Österreichs in Albanien, welche die wesentliche Bedingung des Gleichgewichts in der Adria ist, erleichtern werden." Und am Schluß, die Grundgedanken der italienischen Orientpolitik resumierend, ist Graf San Giuliano auf denselben Gegenstand nochmals in der folgenden Form zurückgekommen: „Italien hat sich in diesen letzten Jahren durch das Unternehmen in Lybien seine Stellung im Zentrum des Mittelmeers gesichert; es bemüht sich, diese Stellung sich auch im östlichen Mittelmeer zu sichern, und es wird dieselbe entschlossen und unerschütterlich in der Adria festhalten." Also kurz gesagt: Der prinzipielle Gesichtspunkt in der albanischen Politik Italiens und Österreichs ist der der Erhaltung des Gleichgewichts in der Adria und das hauptsächliche Mittel hiezu ist die Schaffung und Aufrechthaltung des autonomen Albanien.

Das Fürstentum Albanien in seiner heutigen Form ist also gewissermaßen das Produkt eines österreichisch-italienischen Interessenkompromisses. Folglich sind diese zwei Mächte wie an der Schaffung so auch an der Erhaltung des neuen Fürstentums wesentlich interessiert und müssen zu diesem Zwecke fortdauernd zusammenwirken. Und damit dieses ihr Zusammenwirken nicht zu gefährlichen Rivalitäten oder gar Konflikten führe, bedürfen sie ebenso fortdauernd der Vermittlung der anderen Mächte, an die Graf San Giuliano

in der oben zitierten Stelle auch sehr eindringlich appelliert hat.

Welches sind nun eigentlich jene Interessen, die Österreich und Italien zu einer anscheinend so künstlichen Kooperation nötigen, ja förmlich zusammenschmieden? Diese Frage dürfte ungefähr folgendermaßen zu beantworten sein:

Österreich, um mit diesem Faktor zu beginnen, besitzt im adriatischen Meer eine verhältnismäßig sehr vorteilhafte Stellung, insbesondere an der langgestreckten dalmatinischen Küste stehen ihm mehrere vorzügliche Häfen zur Verfügung. Diese Vorteile würden aber bedeutend reduziert werden, wenn eine andere Macht sich am linken (östlichen) Adria-Ufer festsetzen würde, ja diese Vorteile würden geradezu annulliert werden, wenn diese andere Macht Italien wäre, weil Italien, das bereits im Besitze der ganzen Westküste der Adria sich befindet, dann in der Lage wäre, die Straße von Otranto und damit das adriatische Meer einfach abzusperren. Also: Österreich kann absolut nicht zugeben, daß Italien in Albanien oder überhaupt an der Ostküste der Adria sich festsetze.

Italien anderseits ist, wie gesagt, wohl im Besitze der ganzen adriatischen Westküste, aber die Häfen dieser Küste sind erstens überhaupt an Zahl gering und zweitens entsprechen sie auch nicht in wünschenswertem Maße den Anforderungen, welche heutzutage an einen Kriegshafen gestellt werden. Um so weniger glaubt Italien zugeben zu dürfen, daß Österreich seine Adriapositionen noch weiter nach Süden vorschiebe, weil dadurch seine (Italiens) Adriastellung vergleichsweise noch mehr verschlechtert würde.

Es drohte also da zwischen den beiden Staaten ein entschiedener scharfer Interessenkonflikt, der nach moderner Theorie unbedingt zum Krieg berechtigte, wenn nicht verpflichtete. Wenn die beiden Mächte den Konflikt nicht mit den Waffen austragen, den Krieg also vermeiden wollten, so blieb nur ein Kompromiß übrig. Und bislang haben die beiderseitigen Staatsmänner keine andere Kompromißformel auszudenken vermocht, als eben die, welche jetzt praktiziert



wird und derzufolge beide Mächte auf eine Besitzerwerbung am östlichen Adria-Ufer verzichten.

Was aber sollte dann mit Albanien geschehen? Bei Erörterung dieser Frage zeigte sich, daß die beiden Mächte in und an Albanien nicht bloß entgegengesetzte Interessen, sondern auch ein gemeinsames Interesse hatten und haben, nämlich das: auch jede dritte Macht von der Festsetzung in Albanien und überhaupt dem östlichen Adria-Ufer auszuschließen. Wie gleichfalls schon oben erwähnt, hat Graf San Giuliano ausdrücklich gesagt, daß das Gleichgewicht in der Adria auch nicht zum Vorteil irgendeiner anderen Macht, ob groß oder klein, verrückt werden dürfe. Gegen eine allfällige Festsetzung Serbiens oder auch nur Montenegro's in Albanien hat also Italien sich mindestens ebenso entschieden wie Österreich gewehrt. Allerdings bloß wegen der Serben, wenn es sich wirklich nur um diese handelte, würde man vielleicht nicht so angelegentlich sich ereifert haben, aber Jedermann in Europa weiß, daß die Serben und Montenegriner an der Adria unter den heutigen Umständen nur die Quartiermacher für ganz andere, ungleich mächtigere Faktoren wären. Und in dieser Beziehung sind auch die Griechen kaum weniger unsichere Patrone. Es ist daher, wenn man diesen Standpunkt einmal als berechtigt zugibt, wohl begreiflich, daß insbesondere Italien mit allem Nachdruck auch darauf bestanden hat, daß, da Korfu schon griechisch ist, nicht auch das Hinterland von Korfu griechisch werde, sondern an Albanien kommen müsse, weil in der Meerenge oder im Meerbusen von Korfu leicht eine beliebig große Flotte sich versammeln und verbergen könne. Gewissermaßen als Entschädigung aber für den Verlust der so heiß ersehnten albanischen Küstengebiete hat man den Montenegrinern und Serben im Binnenlande wichtige andere Teile fast rein albanesischen Gebietes zugestanden, wie namentlich Ipek, Djakova und Prizrend, während die Griechen, wie es scheint, mit den jetzt so viel genannten Inseln Chios und Mytilene beruhigt werden sollten.

Hat also schon zum Beschluß, daß Albanien autonom werden müsse, ziemlich viel Kunst mitgewirkt, so hat die Kunst bei der heutigen Konfiguration und Abgrenzung des Fürstentums wohl eine noch größere Rolle gespielt. Doch kann die Konfiguration Albaniens immerhin mit den Konfigurationen, welche der berühmte Bukarester Friede geschaffen hat, den Vergleich noch leicht aushalten. Hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Österreich und Italien aber ergibt sich aus dem Ganzen, daß diese Mächte zur dargelegten albanischen Politik viel weniger durch gegenseitige Sympathien als vielmehr durch die Not der Umstände zusammengeführt worden sind. Das Bündnis ist deshalb auch kaum populär, weder hüben noch drüben, denn den Bevölkerungsmassen bleiben bekanntlich nüchterne politische Berechnungen in der Regel ziemlich fremd. Die Bevölkerung nimmt darum auf diese Berechnungen auch wenig oder gar keine Rücksicht und folgt in ihren Äußerungen gewöhnlich nur momentanen Impulsen, woraus sich dann allerdings mehrfach nicht bloß in albanischen sondern auch in anderen Beziehungen Unstimmigkeiten und Mißhelligkeiten ergeben. So lange aber die ernsten Gründe bestehen bleiben, welche zum Bündnis geführt haben, werden voraussichtlich auch alle ernsten Politiker an dem Bündnis festhalten, und deshalb werden auch diejenigen, welche bei den erwähnten Unstimmigkeiten so gerne den tertius gaudens spielen, kaum anf ihre Rechnung kommen.

Eine Schwierigkeit, ein störender Umstand, oder wie man es nennen will, ein Moment ganz anderer Art bleibt in diesem Zusammenhang noch zu erwähnen, ein Mißton im Duett, der schwer zu überhören, aber ebenso schwer zu unterdrücken ist. Es ist die so oft mausetot gesagte römische Frage, die den heutigen Italienern wie ihr Schatten überallhin nachfolgt, manchmal auch schon vorausgeht, auch nach Albanien. In Österreich wie in Italien interessieren sich außer den offiziellen auch viele nichtoffizielle Kreise lebhaft für Albanien. Man betrachtet die Albanesen gleichsam als Schutzbefohlene, bekundet ihnen warme Teilnahme und sucht

ihre Sympathien zu erwerben. Dazu gesellen sich dann allerdings auch sehr eigennützige Bestrebungen, wie die gewisser Handelskreise, die in Albanien einfach Geschäfte machen wollen. Naturgemäß wenden die Österreicher ihr Interesse und ihre Sympathien in erster Linie den katholischen Albanesen zu, was auf italienischer Seite schon wiederholt gewisse Deutungen erfahren hat. Seinerzeit ist den Zeitungen, ohne bestimmten Widerspruch zu erfahren, berichtet worden, daß Österreich einen katholischen Kandidaten für den albanesischen Fürstenthron vorgeschlagen, daß aber Italien dagegen sein Veto eingelegt habe. Dieses Veto hat gewiß auch auf anderen Seiten willige Unterstützung gefunden, aber ihren Ausgang nehmen solche — wie sollen wir nur sagen? — Diversionen doch meist von italienischer Seite. Und eben in den letzten Tagen wieder haben dieselben Zeitungen gemeldet, nur nach schweren Kämpfen sei die Zustimmung der internationalen Kontrollkommission dazu erlangt worden, daß Fürst Wilhelm die (katholischen) Mirditen gegen die vor Durazzo stehenden Rebellen zu Hilfe rufen dürfe. Diesmal werden die Opponenten nicht genannt, man kann aber jetzt in den gewissen italienischen Blättern alle Tage lesen, wie sie wünschen, daß man über die Mirditen denke. Es ist ein delikates Kapitel, das da, wie es scheint, immer wieder auftaucht und immer wieder umgangen werden muß. Der Schmerz über den Sturz Essad Pascha's hat augenscheinlich ganz Italien durchzuckt. Allerdings können namentlich die offiziellen Italiener in Albanien nur bei den Mohammedanern jenen Stützpunkt finden, den sie ja offenbar suchen, aber sie müssen sich dabei doch selber gestehen, daß Albanien nicht zu dem Zwecke autonom gemacht worden ist, um dort eine Türkei en miniature zu konservieren. Man mag die albanesischen Angelegenheiten drehen und wenden, wie man will, soll Albanien wirklich autonom werden und sein und bleiben, so werden den hauptsächlichen Stützpunkt dieser Autonomie immer die dortigen Katholiken bilden. Und das wird so auch Italien selbst nur zum Vorteil sein. J—l.

VII.

Kürzere Besprechungen.

1. Die Vertreibung der Jesuiten aus Deutschland im Jahre 1872 von August Sträter S. J., Freiburg, Herder. 1914. 94 S. 1.60 Mk.

Die Geschichte des Kulturkampfs in Deutschland hat durch die vorliegende dokumentarische Arbeit eine sehr wertvolle Bereicherung erfahren. Sträter bringt den Wortlaut des Ächtungsgesetzes gegen die Jesuiten und die Bekanntmachungen des Reichskanzlers. Sodann schildert er auf Grund der Originale die Geschichte der Vertreibung aus den einzelnen Jesuitenniederlassungen in Paderborn, Münster, Köln, Bonn, Aachen, Maria-Laach, Koblenz, Marienthal, Mainz, Gorheim und Essen. Aus den Darstellungen geht hervor, daß der Beschluß des Bundesrats weit über das Gesetz hinausging und daß die tatsächliche Ausführung viel härter und roher war, als die Gesetzgeber beabsichtigt und festgelegt hatten. In Paderborn z. B. hatte man den Jesuiten gerade am Feste des hl. Liberius, des Diözesanpatrons das Predigen verboten. Sie beugten sich der polizeilichen Gewalt. So schmerzlich die Auflösung der Internate für die Jesuiten war, eine umso größere Genugtuung empfanden sie ob des Verhaltens des katholischen Volkes. In Münster z. B. begab sich eine aus 400 Personen bestehende, aus Geistlichen, Stadträten, Adeligen, Professoren, Kaufleuten, Handwerkern gebildete Deputation zum Hause der Gesellschaft Jesu und überreichte eine mit über 2000 Unterschriften bedeckte Adresse, in welcher die Versicherung des Dankes für das seeleneifrige Wirken der Jesuiten ausgesprochen war. Auch der katholische Adel hatte eine besondere mit 74 Namen unterzeichnete Adresse abgegeben. Einzelne Jesuitenobere schickten der Regierung geharnischte Proteste.

So schrieb P. Hergarten in Münster in erquickender Frische und sehr zutreffend: „Ärger als Verbrecher gemaßregelt, aus unseren Häusern vertrieben, ohne Schutz und ohne Recht jeglicher Willkür preisgegeben, in unserer bürgerlichen Ehre tief gekränkt, unserem Lebensberuf gewaltsam entrissen, unserer Subsistenzmittel beraubt, legen wir unsere Zukunft mit vollstem Vertrauen in die Hände dessen, zu dem die unterdrückte Unschuld noch nie umsonst gefleht hat." Wie rücksichtslos die Regierung in einzelnen Fällen vorging, zeigen folgende Beispiele. Der in Köln gebürtige P. Schmitz de Prée wollte daselbst bei seiner noch lebenden Mutter Wohnung nehmen, es wurde ihm versagt. P. Voiß wollte seinen Geburts- und Heimatort Stolberg zum Domizil wählen, da er auch sein ganzes elterliches Vermögen zur Gründung eines Krankenspitals hergab. Er besaß auch die Dekoration für die beiden Feldzüge 1866 und 1870. Es wurde ihm trotzdem das Asyl in seiner Vaterstadt verweigert. Von großem Interesse ist die umfangreiche Eingabe des Jesuitenpaters Frhrn. von Pelkhoven an den König von Bayern, der wegen seines kranken Zustandes bei seinen Verwandten in Landshut leben wollte, den man aber wie ein gehetztes Wild behandelte. An allen Orten erhielten die Jesuiten Huldigungsadressen, die Bischöfe sandten ihnen Anerkennungsschreiben. Das Buch führt sehr lebhaft die damaligen Szenen beim Scheiden der Jesuiten vor Augen. Beachtenswert ist es, daß die höheren und höchsten Instanzen am schroffsten vorgingen, während die untergeordneten Behörden sich milder verhielten und bisweilen ihr menschliches Mitgefühl nicht verbargen. Möge die Schrift dazu beitragen, durch Aufhebung des Jesuitengesetzes das große Unrecht der Jesuitenaustreibung einigermaßer wieder gut zu machen.

Rost.

2. China im neuen Gewande. Kultur und Wirtschaft im fernen Osten von Georg Schweitzer. Berlin, Karl Siegismund 1914. 243 S. 4 geb. 5 Mk.

R. Der Verfasser kennt China aus wiederholter eigener Anschauung und durch langjähriges Studium seiner Verhältnisse.



Seinem Buche ist daher ein großer Wert für die Beurteilung der heutigen Gestaltung der Verhältnisse zuzuerkennen. Schweitzer legt das Hauptgewicht seiner Darstellung auf die Hervorkehrung der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Beziehungen. Die sibirische Bahn bringt ihn nach China. Er widmet ihr ein ausführliches Kapitel unter dem besonderen Gesichtswinkel der wirtschaftlichen Bedeutung und der Ansiedelungsfrage. Im neuen Peking hat sich viel geändert. Der Verfasser bedauert außerordentlich u. a. die Verdrängung des guten alten chinesischen Kunstgewerbes durch den auswärtigen Schund, der auf Massenabsatz eingerichtet ist. Mit sehr anschaulichen Farben ist das Bild des Verfassers vom modernen Peking gezeichnet. Der Zopf ist verschwunden, die monotone europäische Kleidung ist vielfach eingeführt, das alte praktische chinesische Schuhzeug ist fast ganz dahin. Beklagenswert sind die geschmacklosen mehrstöckigen Riesengebäude oft inmitten alter herrlicher Stadtviertel. An Stelle der Märchenerzähler und Gaukler sind die Kinematographentheater getreten mit ihren erlogenen rührseligen Geschichten, ihren abenteuerlichen Detektivprotzereien und ihrem anrüchigen Humor. Aus der Unterredung des Verfassers mit den neuen Männern der Regierung geht hervor einerseits, daß dieselben gute Reformideen bezüglich der Zukunft Chinas hegen, sowie andrerseits, daß sie dem Deutschtum wohlgeneigt erscheinen und lebhafteren Austausch mit den deutschen Interessen wünschen. Ein gewaltiger kultureller Umschwung Chinas besteht in seiner Eisenbahnpolitik, die heute Peking mit einem Netz von Eisenbahnen umsponnen hat und auch die einzelnen Landesteile immer näher anschließt, während noch vor kurzem große Abneigung gegen das Eisenbahnwesen herrschte. Der Tientsin-Pukow- und der Schantung-bahn mit Kiautschou widmet der Verfasser eine eingehende Darlegung. Von besonderem Werte ist die wirtschaftliche und kulturelle Beschreibung unserer Hafenstadt Tsingtau mit zahlreichen wirtschafts- und verkehrspolitischen Ausblicken und Anregungen. Ebenso wertvoll ist, was der Verfasser über die bisherige deutsche



Kulturarbeit im fernen Osten und über die weitere Ausgestaltung dieser Tätigkeit inbezug auf Schule, Technik, Sanitäts- und Missionswesen schreibt. Ein weiterer Artikel über das Zeitungswesen in Ostasien, über die Entwicklung Chinas in den Hauptmomenten und ein kurzer Besuch in Japan beschließen das instruktive Werk. Für die Wahrung deutscher Interessen und Vorteile in China bietet es in politischer wie in kultureller Hinsicht sehr beachtenswerte Fingerzeige.

3. Jahrbuch der Naturwissenschaften 1913—1914. 29. Jahrgang. Unter Mitwirkung von Fachmännern von Dr. J. Plaßmann herausgegeben. Freiburg, Herder. Geb. in Leinwand Mk. 8.—.

Das bekannte Herder'sche Jahrbuch der Naturwissenschaften orientiert wie immer in ausgezeichneter Weise über die seit etwa einem Jahre in den Naturwissenschaften gemachten Fortschritte. Neu ist die Beigabe von zehn Bildertafeln. Die Zahl der behandelten Einzelthemen beläuft auf rund 400; besonderes Interesse bieten der Einstein'sche Vortrag über das Gravitationsproblem, die Darstellung des Verlaufes der Radiumstrahlen, die Völkerkarte vom Balkan, der gegenwärtige Stand der Salvarsantherapie, die Karte der für Luftschiffer verbotenen Zonen usw. Wir empfehlen das gediegene Werk aufs beste. **S. K.**

VIII.

Die chaldäische Kirche.

Von Prof. Dr. K. Lübeck, Fulda.

Von allen unierten Religionsgemeinschaften des Orients ist wohl die chaldäische Kirche in Deutschland mit am wenigsten bekannt. Schuld an diesem Faktum ist teils der verhältnismäßig schwache numerische Bestand derselben, vor allem aber die Entlegenheit und geringe Erschlossenheit des Gebietes, welches ihre Anhänger bewohnen. Durch die Bagdadbahn wird dieses Territorium nunmehr in den weltwirtschaftlichen Verkehr hineingezogen werden und als notwendige Folge dürfte sich daraus ergeben, daß auch die chaldäische Kirche[1]) in einen größeren europäischen Interessenkreis eintritt.

Hervorgegangen ist die chaldäische Kirche aus dem nestorianischen Schisma. Dessen Anhänger hatten nach ihrer um

1) An Literatur sei genannt: A. d'Avril, La Chaldée chrétienne, Paris 1862. J. Labourt, Le christianisme dans l'empire perse sous la dynastie sassanide, 2. Auflage. Paris 1904. L. Martin, La Chaldée, Rom 1867. Silbernagl-Schnitzer, Verfassung und gegenwärtiger Bestand sämtlicher Kirchen des Orients, Regensburg 1904, S. 350 ff. Kirchenlexikon III 41—45. S. Giamil, Genuinae Relationes inter Sedem Apostolicam et Chaldaeorum ecclesiam, Rom 1902. K. Beth, Die orientalische Christenheit der Mittelmeerländer, Berlin 1902, S. 157 f. R. Duval, La littérature syriaque, 3. Aufl. Paris 1907. W. A. Wigram, The Assyrian Church, London 1910. K. Lübeck, Die christlichen Kirchen des Orients, Kempten 1911, 6 f.





die Mitte des fünften Jahrhunderts erfolgten Vertreibung aus dem römischen Reiche in Persien (Kurdistan, Chaldäa, Mesopotamien) Aufnahme gefunden,[1]) bezw. sind wohl eher als die Fortsetzung der alten persischen Kirche anzusprechen,[2]) welche schon vor dem Auftreten des bekannten Häretikers und Bischofs Nestorius von Konstantinopel als selbständige Nationalkirche sich von dem Verbande der römischen Reichskirche losgesagt hatte. Sie war bald zu hoher Blüte und großer Ausdehnung gelangt. Im achten Jahrhundert erstreckten sich ihre Sprengel von China bis nach Ägypten, vom Baikalsee bis zum Kap Komorin. An 80 Millionen Gläubige zählte sie damals und mehr als 230 Bischöfe unterstanden ihren 27 Metropoliten.[3])

Hatte sich die nestorianische Kirche in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens in strenger Abgeschiedenheit und Sonderung von Rom gehalten, so kam es infolge der Kreuzzüge wieder zu einer Annäherung und Fühlungnahme zwischen beiden Kirchen. Damals schickte sogar der nestorianische Patriarch Sabr-Jesu V. (1226—1257), den Bemühungen der Dominikanermissionäre nachgebend, im Jahre 1247 den Rabban (Mönch) Ara zu Papst Innocenz IV., um auf Grund eines mitgegebenen Glaubensbekenntnisses die Vereinigung

1) C. J. v. Hefele, Konziliengeschichte, 2. Aufl. Freiburg 1875. II 285 ff. Echos d'Orient 1904 VII 285 f. Labourt, l. c, 131 ff. Hergenröther-Kirsch, Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte, 4. Aufl. Freiburg 1902 ff., I, 504 ff. J. A. Assemani, De catholicis s. patriarchis Chaldaeorum et Nestorianorum, Rom 1775 sowie dessen Bibliotheca Orientalis III, 2. Abt., Rom 1728.

2) Vgl. F. Kattenbusch, Lehrbuch der vergleichenden Konfessionskunde. Erster Band: Die orthodoxe anatolische Kirche, Freiburg 1892, 226 ff. F. Görres, Das Christentum im Sassanidenreiche: Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie 1888 XXXI 449 ff.

3) Vgl. die Liste ihrer Sprengel bei Assemani, Bibl. orient. III, 2, 706—786. Labourt 326 ff. Silbernagl-Schnitzer 245 f. A. v. Krämer, Kulturgeschichte des Orients (1877), II 174 f. Kattenbusch a. a. O., I 231 f.

mit der römischen Mutterkirche nachzusuchen.[1]) Ein Gleiches *tat* sein Nachfolger Jab-Alaha III. (1281—1318), welcher 1288 den Rabban Sauma zu Papst Nikolaus IV. entsandte.[2]) Diese Einigungsversuche hatten zwar Erfolg und wurden von den römischen Bischöfen und der ganzen abendländischen Christenheit hoffnungsfreudig begrüßt, aber eine allgemeine Durchführung der Union ließ sich leider nicht erreichen. Sie scheiterte an dem Widerstande der nestorianischen Bischöfe. Erst unter dem Pontifikate Eugens IV. kam während des ökumenischen Konzils von Basel-Ferrara-Florenz im Jahre 1445 wieder eine teilweise Einigung zustande, indem damals der chaldäische Metropolit der Insel Cypern, Bischof Timotheus von Tarsos, mit seinem ganzen Sprengel sich an Rom anschloß und dem Irrtume abschwur.[3])

In Chaldäa kam es erst 1551 zu einer erfolgreichen Unionsbewegung und zwar infolge der weitverbreiteten Unzufriedenheit mit der von dem Patriarchen Simon IV. (1437—1477) eingeführten Successionsordnung, wonach die Würde des Patriarchen immer in seiner Familie erblich bleiben und auf den jeweiligen Inhaber stets der älteste Neffe folgen sollte.[4]) Empört über einen solchen durchaus unwürdigen Nepotismus, welcher im Jahre 1551 Simon-Denha VII. Bar-Mama nach dem Tode seines Onkels Simon VI. auf den Patriarchenstuhl gebracht hatte, trennte sich ein Teil

---

1) Giamil, Gen. relat. p. XXX. d'Avril l. c. p. 65.

2) d'Avril 66. Giamil p. XXXI. J. Tfinkdschi, L'église chaldéenne catholique autrefois et aujourd'hui: Annuaire pontifical catholique 1914 XV 455. P. Bedjan, Histoire de Mar Jab-Alaha, patriarche, et de Raban Sauma, 2. Aufl. Paris 1895. H. Hilgenfeld, Textkritische Bemerkungen zur Tas ita de Mar Jabalaha patriarka wad Raban Sauma, Leipzig 1894.

3) Damals nahmen diese Chaldäer auch den lateinischen Ritus an: eine eigentliche chaldäische Kirche bestand ja noch nicht und die Türkennot der Zeit drängte zum Anschluß. Vgl Vacant-Mangenot, Dictionaire de théologie catholique II 2424 ff.

4) d'Avril 75. Martin l. c. 23.

des Klerus, des Volkes und der Notabeln auf einem Tage zu Mosul von dem Patriarchen, beschloß die Angliederung an die römische Kirche und wählte den Mönch Simon Sulaka aus dem nahen Kloster Hormizd zum kirchlichen Oberhaupte. Diesen sandte man mit einer Deputation nach Italien zum Papste Julius III., welcher am 18. November 1552 die Gesandtschaft mit Freude und Wohlwollen empfing nnd am 9. Februar des folgenden Jahres ihrer Bitte gemäß Simon Sulaka durch drei Kardinäle zum Bischofe weihen ließ. Am 20. April 1553 ernannte er ihn unter dem Namen Johannes zum Patriarchen der Chaldäer und gab ihm das Pallium.[1]) Damit war die neue chaldäische unierte Kirche konstituiert und konnte ihren Sondergang durch die Geschichte antreten.

Der Patriarch schlug seinen Sitz zwar zu Amida (Diarbekir) auf, fern von Alkosch bei Mosul, der Residenz seines schismatischen Kollegen und Rivalen, welcher sie dorthin von Gezirah verlegt hatte. Aber deshalb war er damit doch nicht allen Feindseligkeiten und Nachstellungen aus dem Wege gegangen: schon 1555, fünfzehn Monate nach seiner Rückkehr aus Rom, wurde Johann Sulaka auf Veranlassung seines Gegners durch den moslimischen Gouverneur von Amadia gemartert.[2]) Sein früher Tod löste jedoch nicht die Verbindung seiner Herde mit Rom. Letztere verblieb vielmehr noch in der Union unter den nächsten Nachfolgern des Martyrerpatriarchen Johann Simon VIII.: Ebed-Jesu IV. (1555—1567), Jab-Alaha IV. (1567—1580), Simon IX. (1580—1600), Simon X. (1600—1625?), Simon XI. (1625—1656) und Simon XII. (1656—1662).[3]) Nach dieser Zeit aber fiel sie unter dem Patriarchen Simon XIII. um das Jahr 1675 wieder in das Schisma zurück, und

1) Echos d'Orient 1904 VII 286. Kirchenlexikon IX, 174. Tfinkdschi l. c. 456.

2) Giamil p. XXXIII, 12, 15, 24 ff.

3) Tfinkdschi l. c. 457, 458. Giamil p. XXXIV—XXXVII. d'Avril 76—78.

wenn sie sich auch der alten nestorianischen Kirche nicht anschloß, sondern als eigene Gruppe bestehen blieb, so paßte sie sich doch deren Eigenart in etwa an und vererbte von jetzt an gleichfalls die Patriarchenwürde vom Onkel auf den Neffen. Den bereits von dem Patriarchen Ebed-Jesu IV. nach Seert, von Simon XIII. aber nach Urmia bezw. Salmas transferierten Patriarchensitz verlegte man zunächst nach Dschulamerk, dann nach Kodschanes in Kurdistan.[1]) Eine Union unter Patriarch Simon XV. (1740—1780), welcher sich 1772 an Papst Klemens XIV. gewandt hatte, war von nur kurzer Dauer.[2]) Das Schisma blieb: die heutigen Patriarchen der nestorianischen Kirche sind Nachfolger des Martyrerpatriarchen Johann Simon VIII. Sulaka und des abtrünnigen Simon XIII.

Nur ein Teil der Nestorianer hatte sich, wie wir sahen, einst der unter Johann Sulaka erfolgten Union angeschlossen, der andere war mit seinem Patriarchen Simon-Denha VII. im Schisma verblieben. Unter des letzteren Nachfolger Elias V. (1559—1591) aber trat infolge der Bemühungen des päpstlichen Legaten Leonard Abel, des lateinischen Titularbischofs von Sidon, welcher nach dem Konzil von Trient mit allem Eifer die Wiedervereinigung der orientalischen Kirchengemeinschaften mit der römischen betrieben hatte, auch dieser Teil der Union bei, sodaß damals beide chaldäische Patriarchen katholisch waren.[3]) Wenn nun auch das dem Papste Sixtus V. durch den Mönch Abdel-Massih übersandte Glaubensbekenntnis Elias' V. noch nicht als ausreichend befunden wurde, so verbesserten sich doch die Beziehungen unter seinem Nachfolger und Neffen Elias VI. (1591—1617) und dem Papste Paul V. Sie dauerten fort unter dem Patriarchen Elias VII. (1617—1660), erlitten aber unter

1) d'Avril 81. Echos d'Orient l. c. 286 ist mit Unrecht der Rückfall schon in das Patriarchat Simon XII. verlegt. Kirchenlexikon III 43.

2) Giamil, Gen. relat. p. 387.

3) Al Maschreg 1900 III 825. Tfinkdschi 460.

Elias VIII. (1660—1700) eine gründliche und folgenschwere Störung. Dieser junge Patriarch, welcher noch am 22. November 1669 Papst Klemens IX. ein sehr ergebenes Schreiben gesandt hatte, gab schon wenige Jahre später die Union auf und verfolgte dann in der gehässigsten und grimmigsten Weise die Katholiken [1]), vor allem aber den durch die Kapuziner zur Union gebrachten Bischof Joseph von Amida (Diarbekir). Damit gehörten beide chaldäische Patriarchen, sowohl der zu Kodschanes wie der zu Alkosch bei Mosul, wiederum dem Schisma an, in welches ihnen der weitaus größte Teil ihrer Heerden willig nachfolgte.

Dieser Rückfall der beiden chaldäischen Patriarchen ins Schisma, welcher ziemlich gleichzeitig erfolgte und wohl auch auf einem inneren Zusammenhang beruhte, veranlaßte nun den römischen Stuhl, den ihrem katholischen Bekenntnisse treugebliebenen Chaldäern einen neuen Patriarchen zu geben und zwar in der Person des so grimmig verfolgten, aber in aller Verfolgung so heldenhaft und unerschütterlich bewährten Bischofs Josephs von Amida.[2]) Am 20. Mai 1681 übertrug diesem Papst Innocenz XI. die neue Würde unter dem Namen Joseph I. Seine Residenz blieb Amida. Die Zahl seiner Anhänger war anfänglich nicht sehr groß, vermehrte sich aber unter dem imponierenden Eindrucke seiner Glaubensfestigkeit, seines Opfermutes und seiner Bekenntnistreue sowie infolge seines großen Seeleneifers und seiner unermüdlichen Tätigkeit zugunsten der Union von Tag zu Tag. Körperlich aufgerieben und gebrochen, legte dann Joseph I. im Jahre 1695 seine Patriachalwürde nieder und begab sich nach Rom. Hier starb er 1707 und fand in der Kirche der Propaganda seine letzte Ruhestätte. Sein Nachfolger wurde als Joseph II. sein bisheriger Koadjutor Saliba-Maruf, welchen er vier

---

1) Tfinkdschi 461. Al Maschreg l. c. 826 f. d'Avril 78.

2) Tfinkdschi 459. Erwähnt ist hier eine mir nicht zugängliche, aus dem Arabischen ins Französische übersetzte Biographie: Vie de Mar-Youssef I., patriarche des Chaldéens (Paris, Leroux).

Jahre zuvor im Alter von 24 Jahren zum Bischofe von Amida geweiht und zu seinem Hilfsbischofe mit dem Rechte der Nachfolge gemacht hatte.[1])

Joseph II. (1695—1713) war ein rühriger und glaubenseifriger Bischof. Ein besonderes Verdienst um die chaldäische Kirche erwarb er sich in seinem leider nur unerwartet kurzen Patriarchate dadurch, daß er die liturgischen Bücher seiner Kirche von allem nestorianischen Einschlage und Irrtume reinigte und eine ganze Reihe von Gebräuchen, Riten und Festen aus der abendländischen katholischen Kirche herübernahm. Als er, erst 46 Jahre alt, gestorben war, folgte ihm Bischof Timotheus von Mardin als Joseph III. (1713—1759) und nach dessen langem Patriarchate Erzbischof Lazarus Hindi von Amida, ein Schüler der römischen Propaganda, als Joseph IV.[2]) Dieser ließ gelegentlich einer Reise nach der ewigen Stadt dortselbst das chaldäische Missale und Evangeliarium drucken und bekundete damit das große Interesse, welches er dem Fortschritte auf liturgischem Gebiete entgegenbrachte. Im Jahre 1781 verzichtete er auf seine Stellung und Würde und zog sich nach Rom zurück, nachdem er seinem Neffen, dem damaligen Priester Augustin Hindi, die Sorge für das chaldäische Patriarchat anvertraut hatte. Er starb zu Rom 1791.

Während des Patriarchates Josephs IV. war auch der zu Alkosch residierende nestorianische Patriarch Elias X. (1722—1778) gegen Ende seines Lebens von Einigungsgedanken beherrscht gewesen und hatte sich im Jahre 1772 mit Papst Klemens XIV. brieflich in Verbindung gesetzt. Der Papst sandte daraufhin ebenfalls Briefe[3]) in den Orient und zwar an Elias X. selbst sowie an dessen Neffen und erbberechtigten Nachfolger Bischof Jesu-Yab, welch letzterer bereits im Jahre 1749 in die Hände des lateinischen Erz-

1) Giamil 246. Echos d'Orient 1904 VII 286.
2) Giamil 315, 375. Tfinkdschi 459.
3) Giamil 389, 391. Tfinkdschi 461 f.



bischofs Emmanuel von Bagdad dem Schisma entsagt hatte. Ob aber diese Briefe von Erfolg begleitet waren und eine Union zuwege brachten, steht dahin. Sicher ist nur, daß nach dem Tode Elias X. (20. April 1778) seine beiden Neffen, der eben genannte Jesu-Yab und der achtzehnjährige (Bischof) Johann Hormez, sich um die nestorianische (!!) Patriarchenwürde stritten, trotzdem auch Johann Hormez und zwar am Tage nach dem Tode seines Onkels den nestorianischen Irrtum abgeschworen hatte, und daß Jesu-Yab unter dem Namen Elias XI. (1778—1802) allein als nestorianischer Patriarch anerkannt wurde. Dies hinderte ihn jedoch nicht, sich wegen seiner Konversion zugleich als katholischen (chaldäischen) Patriarchen aufzuspielen. Dieser Streit brachte wegen der Stellung und Zugehörigkeit der beiden Kandidaten zur katholischen Kirche begreiflicherweise eine nicht geringe Verwirrung und Aufregung in die nestorianische und chaldäische Gemeinschaft, welche erst mit dem Tode Elias XI. (1802) endete. Nach diesem Ereignis[1]) galt Johann Hormez, dessen Bestrebungen, seinem Onkel Elias X. als katholischer Patriarch nachzufolgen, vom Apostolischen Stuhl verurteilt worden waren und dem man in Rom nur den Titel eines Erzbischofs von Mosul zugestanden hatte, als alleiniges Haupt aller chaldäischen Katholiken in Chaldäa und Kurdistan. Es fehlte nur noch die päpstliche Anerkennung und Bestätigung.

Johannes Hormez VIII. hatte soweit zwar viel erreicht, aber für seinen nationalen Ehrgeiz und für seine großen Verdienste um die Union, der er sehr viele Anhänger zugeführt hatte, noch nicht genug: ihm stand noch das Patriarchat von Amida im Wege, — er wollte anerkannter Patriarch aller chaldäischen Katholiken werden. Und die Zeit schien der Verwirklichung dieses Zieles besonders günstig zu sein. Denn in Rom hatte man Augustin Hindi, den

1) Vgl. zum Ganzen Silbernagl-Schnitzer 350 ff. Tfinkdschi 462. Echos d'Orient l. c. 286 f.

Neffen des letzten Patriarchen von Amida, immer noch in der Stellung als Patriarchalvikar belassen, und wenn dieser auch am 8. September 1804 in der Kathedralkirche zu Mardin durch den chaldäischen Bischof von Salmas Johann Jesu-Yab Guriel die bischöfliche Weihe auf Roms Weisung empfangen hatte, so war man doch päpstlicherseits keineswegs geneigt, ihm die Patriarchalwürde zu übertragen. Aber Augustin Hindi strebte danach — schon hatte er sich den Amtsnamen Joseph V. beigelegt. So standen sich die beiden Männer auf einmal als Rivalen gegenüber und zwischen ihren Anhängern, den „Josephiten" und „Johanniten", kam es zu nicht geringen Kämpfen, die erst mit dem Tode Augustin Hindis (6. April 1828) ein Ende nahmen. Eintracht und Frieden herzustellen, unterdrückte damals Papst Leo XII. das Patriarchat von Amida und Pius VIII. übertrug die Vorsteherwürde über die ganze chaldäische Kirche am 5. Juli 1830 an Johann Hormez VIII. Sein Titel sollte sein „Patriarch von Babylon", seine Residenz Mosul.[1]) Mit dieser Maßnahme hatte alle Zwietracht ihr Ende erreicht und, unter einem tatkräftigen, zielbewußten Oberhaupte geeint, konnte die chaldäische Kirche Zeiten neuer Blüte und religiösen Aufschwunges entgegenschreiten.

Diese kamen schon unter dem Patriarchate Johann Hormez VIII. Leider fand dies aber bereits am 16. August 1838 ein Ende. Die Erledigung des Patriarchates benützte nun Rom, um die unnatürliche und unwürdige Erbfolge im Patriarchate, wie sie in der Familie Johann Hormez VIII. seit beinahe vier Jahrhunderten (1450) bestanden hatte, endgültig zu beseitigen. Vorbereitet war diese Maßregel schon dadurch, daß es bei der Erhebung Johannes VIII. Hormez, der kurzweg nur Mar Hanna genannt wurde, diesem in der Person des ihm nicht verwandten und von ihm zum

1) Giamil 396. Tfinkdschi 463. Residenz wurde nicht Bagdad, wie M. Buchberger, Kirchliches Handlexikon, München 1907 ff. I 879 angibt.



Bischofe von Salmas (Persien) geweihten Nicolaus Zeyya einen Koadjutor mit dem Rechte der Nachfolge gegeben hatte. Nicolaus I. Zeyya bestieg denn auch 1839 den chaldäischen Patriarchalstuhl — die katholisch gewordene Patriarchalfamilie Abuna gab ihre „Anrechte“ auf das Patriarchat preis.[1]) Die Regierung Nicolaus I. war keine lange. Streitigkeiten mit seinen kirchlichen Untertanen, welche sich nicht nur der von ihm beabsichtigten Einführung des abendländischen Ostertermines widersetzten, sondern auch die kaum beseitigte Patriarchalsukzession wiederum eingeführt wissen wollten, sowie mit den abendländischen Missionären veranlaßten ihn, schon im Jahre 1846 zu resignieren und sich in seine Heimat zurückzuziehen, wo er 1855 im vollen Frieden mit der Kirche verschied.[2])

Zu seinem Nachfolger wurde von den chaldäischen Bischöfen gewählt und am 11. September 1848 von Papst Pius IX. bestätigt der bisherige Bischof von Amadia Joseph Audo, der den Amtsnamen Joseph VI. annahm. Sein Patriarchat bekam bald schon einen etwas stürmischen und eigenwilligen Charakter infolge seiner wiederholten Bemühungen, seine Jurisdiktion auch auf die chaldäischen Katholiken in Ostindien (Malabar) auszudehnen. An 200 Jahre schon hatten diese unter der Jurisdiktion der syro-malabarischen Bischöfe gestanden und keiner der früheren chaldäischen Patriarchen hatte darin etwas Anstößiges gefunden. Da suchte Joseph VI. sie aus nationalen Einigungsgründen diesen vollständig zu entreißen und seiner geistlichen Gerichtsbarkeit zu

1) Sie lebt heute noch in Alkosch. Übrigens soll Johann VIII. gleichwohl einen seiner Neffen zum Priester geweiht haben, welchen dann der nestorianische Patriarch Mar Schimon zunächst zum Metropoliten von Urmia konsekrierte (1834), um ihn dann über die Nestorianer von Amadia zu setzen. Letzteres soll mit Vorwissen und Genehmigung Johannes VIII. geschehen sein, der auf diese Weise (!) die Patriarchalsukzession in seiner Familie retten wollte. Silbernagl-Schnitzer 352.

2) Silbernagl-Schnitzer 353 f.



unterstellen. Zu diesem Zwecke sandte er trotz des päpstlichen Verbotes einige seiner Bischöfe nach Malabar, welche Anhänger fanden und damit ein leider noch bis in die Gegenwart reichendes Schisma ins Leben riefen. Erfolg aber hatte Joseph VI. mit seinen Bestrebungen nicht: der jurisdiktionelle Besitzstand der malabarischen Hierarchie blieb infolge des päpstlichen Eingreifens gewahrt.[1])

Joseph VI. starb am 14. März 1878 und wurde in dem von ihm im Jahre 1850 in der Nähe von Alkosch gegründeten Liebfrauenkloster beerdigt. Seine nächsten Nachfolger waren Elias XII. Abbolyonan, bis dahin Bischof von Gezirah, welcher bis zum 27. Juni 1894 den chaldäischen Patriarchenstuhl inne hatte, und Ebed-Jesu V. Khayatt, zuvor Bischof von Amadia, Titularerzbischof von Bassorah und Patriarchalvikar, dann Bischof von Diarbekir (Amida). Letzterer starb nach einem kurzen, aber segensreichen Patriarchate am 6. November 1899 und überließ den Patriarchenstuhl von Bagdad dem unter dem Vorsitze des päpstlichen Delegaten Heinrich Altmayer zum Patriarchen gewählten bisherigen Erzbischof von Seert, Joseph Emmanuel Thomas.[2]) Am 17. Dezember 1900 von Papst Leo XIII. bestätigt, leitet dieser am 8. August 1852 zu Alkosch geborene Kirchenfürst unter dem Namen Emmanuel II. heute noch mit Geschick, Erfolg und Seeleneifer die chaldäische Kirche.

* * *

Ihrer Organisation nach besteht die chaldäische Kirche heute aus der Patriarchatsdiözese Bagdad (Babylon) und Mosul, aus den vier Erzdiözesen Amida (Diarbekir) in Mesopotamien, Kerkuk in Chaldäa, Seert in Kurdistan und Urmia in Persien, sowie aus sieben Bistümern. Davon entfallen auf Kurdistan Akra, Amadia und Zakho, auf Mesopotamien

1) Vgl. darüber Giamil 552 ff. Echos d'Orient 1913 XVI 534. Mackenzie, Christianity in Travancore, Trivandrum 1901. André de S. Marie, Dans l'Inde Malabare, Ypern 1905.

2) Näheres bei Tfinkdschi 464—469.



Gezirah und Mardin, auf Persien Salmas und Sena. Einen eingehenden, den neuesten Stand der Verhältnisse verzeichnenden Schematismus all dieser Diözesen erhielten wir unlängst aus der Hand des chaldäischen Priesters Joseph Tfinkdschi zu Mardin im Annuaire Pontifical Catholique 1914 XVII 476—526. Ihm entnehmen wir die nachfolgenden statistischen Angaben.

1. Zur Patriarchatsdiözese gehören die Gebiete von Bagdad (Babylon) und Mosul, sowie sämtliche chaldäische Patriarchalvikariate d. i. Seelsorgsstellen in der „Diaspora". In der Stadt Bagdad,[1]) der ehemaligen Residenz der chaldäo-nestorianischen Patriarchen (779—1295), befinden sich zur Zeit etwa 7000 Chaldäer, die von einem Patriarchalvikar und acht Geistlichen pastoriert werden. Die Kathedrale, deren Grundstein von dem Patriarchen Elias XII. im Jahre 1890 gelegt wurde und die 1898 von Ebed-Jesu V. die Konsekration empfing, ist der Schmerzensmutter Maria geweiht. Der Erziehung und Heranbildung der Jugend dienen zwei gut besuchte Schulen und ein Waisenhaus. In der Nähe von Bagdad liegt die Stadt Amara mit 160 Chaldäern, einem Priester, einer Kapelle und einer Schule. Ferner Kutt mit 100 Chaldäern, einem Priester und einer Kapelle.

In Mosul,[2]) von 1344—1491 Residenz der nestorianischen Patriarchen und heute noch ein Hauptsitz der Nestorianer, hatte der Katholizismus erst dauernd festen Fuß gefaßt seit der Konversion Johannes Hormez VIII., welchen Rom 1781 zum Erzbischofe von Mosul ernannt hatte. Seit dessen Erhebung zum Patriarchen (1830) ist es Sitz und Mittelpunkt des chaldäischen Patriarchates, wenn auch als eigentliches und erstes Patriarchatsgebiet Babylon (Bagdad) angesehen wird. Dem Patriarchen zur Seite steht ein Generalvikar, der gewöhnlich die bischöfliche Weihe hat. Zur Zeit bekleidet dieses Amt Msgr. Dschibri, Titularerzbischof von

1) Bagdad ist auch syrisch-uniertes und lateinisches, dem Apostolischen Stuhle unmittelbar unterstehendes Erzbistum.

2) Mosul ist auch Sitz eines syrisch-unierten Bischofs.



Nisibis. In Mosul selbst befinden sich 4500 Chaldäer, zwei Pfarreien, acht Kirchen, fünf Kapellen, fünf Knaben- und zwei Mädchenschulen, 15 Geistliche und das Patriarchalseminar St. Peter. Letzteres, 1866 gegründet, 1873 infolge des malabarischen Schismas geschlossen und 1882 wieder eröffnet, zählt zur Zeit 25 Alumnen. Es ist nicht zu verwechseln mit dem ebenfalls in Mosul bestehenden syro-chaldäischen Seminar St. Johannes, welches 1878 von Papst Leo XIII. zur Heranbildung syrischer und chaldäischer Priester ins Leben gerufen wurde. Letzteres, welches der Jurisdiktion des in Mosul residierenden päpstlichen Delegaten für Mesopotamien, Kurdistan und Kleinarmenien untersteht, wird von französischen Dominikanern geleitet und zählt 40 Schüler (25 Chaldäer und 15 Syrer).[1])

Die wichtigste Gemeinde in der Umgebung von Mosul ist das 35 km nordöstlich gelegene Alkosch, die heute noch von Juden viel besuchte und hoch verehrte Geburts- und Grabesstätte des Propheten Nahum, von 1551—1802 Sitz des nestorianischen Patriarchen. Es zählt heute ungefähr 7000 Chaldäer, 3 Kirchen, 6 Priester und 2 Schulen. Weitere chaldäische Gemeinden befinden sich in Telkef (10 km nordöstlich von Mosul; 8000 Seelen, 7 Priester, 3 Kirchen, 2 Schulen), Batnaye (2500 Seelen, 3 Priester, 1 Kirche, 2 Schulen), Bakofa (1500 Seelen, 3 Priester, 2 Schulen, 1 Kirche), Teleskof (3500 Seelen, 5 Priester, 2 Schulen, 1 Kirche), Karamleß (4000 Seelen, 3 Priester, 1 Schule, 2 Kirchen),[2]) Bendawaya (100 Seelen, 1 Priester, 1 Kirche), Pioz (100 Seelen, 1 Priester, 1 Kirche) und Nessaria (700 Seelen, 1 Priester, 1 Kirche, 1 Schule).

---

1) Ein Teil der chaldäischen Priesteramtskandidaten empfängt seine theologische Ausbildung (außer in den noch zu erwähnenden Diözesanseminarien von Urmia und Salmas) auch im Seminare der Propaganda zu Rom, zu Ghazir (Beirut) bei den Jesuiten, sowie im Seminare St. Ludwig zu Konstantinopel.

2) Karamleß war von 1332—1344 Residenz des nestorianischen Patriarchen Denha II. Tfinkdschi l. c. 471.

Die dem chaldäischen Patriarchen jurisdiktionell unterstehenden Vikariate in der „Diaspora“ werden gewöhnlich von nur einem Priester geleitet. Ihre Zahl beträgt zur Zeit 13. Sie befinden sich zu Rom (Sitz des Generalprokurators der Antonianermönche von Rabban-Hormez[1]) bei Alkosch), Kairo, (einschließlich der Chaldäer in Alexandrien 400 Seelen), Teheran (gegründet 1895, 120 Seelen), Caraminschah in Persien (gegründet 1905, 320 Seelen, 1 Kapelle, 1 Schule), Ahwas in Persien (1909 gegründet, 230 Seelen, 1 Kapelle, 1 Schule), Konstantinopel (1885 errichtet, 300 Seelen), Bassorah (einst nestorianischer Bischofssitz; 500 Seelen, 1 Kirche nebst Pfarrhaus, 2 Schulen), Aschar (Vorstadt von Bassorah, gegründet 1907, 450 Seelen, 1 Kapelle nebst Pfarrhaus, 1 Schule), Der-el-Zor in Syrien (errichtet 1906, 60 Seelen, 1 Kapelle), Aleppo in Syrien seit 1872, 400 Seelen, 1 Kirche), Beirut (seit 1895, 300 Seelen ohne Schule und Kapelle), Damaskus (gegründet 1895, 300 Seelen, 1 Kapelle, 1 Schule) und Adana in Cilicien. In letzterer Stadt wurde das Vikariat errichtet im Jahre 1891. Es hatte fürchterlich zu leiden unter dem berüchtigten Massakre des April 1909. Damals sank die Zahl seiner Seelen von etwa 800 auf 350 (1 Kirche)!

Mit Einschluß der genannten Vikariate bestand im Jahre 1913 die gesamte Diözese des chaldäischen Patriarchen aus 42 890 Seelen, 71 Priestern, 26 Kirchen, 16 Kapellen, 27 Schulen und 8 Stationen.[2])

In einem besonderen Verhältnisse zum chaldäischen Patriarchen steht die im Jahre 1902 von der römischen Propa-

---

1) Die chaldäische Mönchskongregation vom hl. Hormisdas, welche die Ordensregel des hl. Antonius befolgt, wurde 1809 von Gabriel Dambo gegründet. Sie zählt eben ca. 100 Mitglieder in vier Konventen. An der Spitze der Kongregation steht zur Zeit Dom S. Giamil. Vom Episkopate gehören ihr an Msgr. Abraham (Gezirah), Audo (Mardin) und Goga (ehem. Bischof von Amadia). Der Sitz des Generalprokurators in Rom befindet sich Via Cavour 233. Vergl. Annuaire Pontifical Catholique 1913 XVI 475.

2) Zum Ganzen s. Tfinkdschi l. c. 476—485.



ganda ins Leben gerufene „Diözese“ Wan in Armenien. Bestrebt, einen möglichst zahlreichen Übertritt der Nestorianer zur Union herbeizuführen, hatte Leo XIII. dem jetzigen Patriarchen Emmanuel II. mit dem Titel eines Delegatus ad Nestorianos die Einleitung einer regen Agitation im Hauptgebiete der Nestorianer aufgetragen. Um diese besser bewerkstelligen zu können, wurde ein eigener Bischof (Msgr. Manna, Titularerzbischof von Talbora) geweiht und ihm Wan als Residenz zugewiesen, doch sollte das ganze Missionsgebiet dem Patriarchen unterstellt bleiben. Der Erfolg blieb nicht aus. Im Jahre 1904 traten sogar zwei nestorianische Bischöfe (Msgr. Chimmonaya von Hakkari, der Cousin des nestorianischen Patriarchen, und Msgr. Jesu-Yab von Beruari) mit einer großen Anzahl von Priestern und Gläubigen zum Katholizismus über. Heute zählt der Missionssprengel Wan ca. 3850 Seelen, 32 Priester, 6 Kirchen, 8 Kapellen, 17 Schulen und 19 Stationen. Gemeinden befinden sich in Wan, Dizza, Marbischo, Sat, Ibro, Dschulamerk, Achita, Zerne, Salamacca usw. Die Mehrzahl der Gläubigen und Priester ist konvertiert.[1])

2. Die Erzdiözese Amida oder Diarbekir in Mesopotamien war eine der ersten chaldäischen Diözesen, welche sich der Union anschloß. Patriarch Johann VIII. Sulaka machte Amida 1553 zu seiner Residenz. Mit einer einzigen Ausnahme während der Jahre 1638—1657 (Erzbischof Johann Simon) blieben dessen Erzbischöfe der Union bis auf den heutigen Tag treu, trotz der Verfolgungen, welche sie bisweilen von den Nestorianern über sich ergehen lassen mußten. Zum Lohne für ihre Standhaftigkeit erhielten sie deshalb 1681 von Papst Innocenz XI. die Patriarchenwürde, welche ihnen ein volles Jahrhundert (bis 1781) verblieb. An der Spitze des Erzbistums steht heute Msgr. Suleiman Sabbagh. Sein voller Titel ist „Erzbischof von Amida und Miafarkin“ (Maipherkat). Die Zahl seiner Gläubigen ist

1) Vgl. Tfinkdschi l. c. 516 f.



infolge der schrecklichen Christenmassakres von 1895 etwas zurückgegangen. In Amida,[1]) dessen dem hl. Pethion geweihte Kathedrale aus dem 6. Jahrhundert stammen soll, beträgt sie 2500. Diese werden von 6 Priestern pastoriert bezw. in 3 Schulen unterrichtet. Unterstützung in der Seelsorge leistet ein kleiner Konvent von (2) französischen Kapuzinern. Chaldäische Gemeinden befinden sich noch in Miafarkin, dem alten Bischofssitze Maipherkat (500 Seelen, 1 Priester, 1 Kirche, 2 Schulen), Dscharokie (150 Seelen, 1 Priester, 1 Kirche, 1 Schule), Ali-Poir (80 Seelen, 1 Kirche, von Amida aus besorgt), Bochatt (500 Konvertiten, 1 Priester, 1 Kapelle, 1 Schule), Navdacht (100 Konvertiten, 1 Kapelle), Zere (120 Konvertiten, 1 Priester, 1 Kapelle, 1 Schule), Attsche (30 Seelen, 1 Kapelle) und Orfa in Mesopotamien, welches ehedem Patriarchalvikariat war und erst seit dem Jahre 1900 zur Erzdiözese Amida gehört (200 Seelen, 2 Priester, 1 Kirche, 2 Schulen). Der Gesamtbestand beträgt 4180 Seelen, 12 Priester, 5 Kirchen, 4 Kapellen und 10 Schulen.[2])

3. Kerkuk in Chaldäa, das alte Karkha-de-Beit-Slok, ist erst seit seinem Übertritte zur Union im Jahre 1789 (infolge der Bemühungen des späteren Patriarchen Johann VIII. Hormez) ein Erzbistum. Sein Oberhirte, zurzeit Msgr. Theodor Messaye, führt den Titel eines Erzbischofs von Kerkuk und Suleimanie. Die bischöfliche Residenz zählt 800 Chaldäer, 4 Priester, 2 Kirchen, 2 Schulen, 1 Station. Das auf türkischem Boden liegende Suleimanie (200 Seelen, 1 Priester, 1 Kirche, 1 Schule) gehörte früher zum Bistume Sena in Persien, wurde aber im Jahre 1895 aus politisch-geographischen Gründen davon abgetrennt und Kerkuk einverleibt. Chaldäische Gemeinden gibt es überdies in Arbelle (50 Seelen, 1 Kapelle), Ain-Kawa (3000 Seelen, 5 Priester,

1) Diarbekir ist auch Sitz eines armenisch- und syrisch-unierten Bistums. Letzteres ist mit Mardin vereinigt.

2) Eine Liste der Bischöfe von Amida, welche vom Papste Julius III. zu Erzbischöfen erhoben wurden, für die Jahre 1553—1913 s. bei Tfinkdschi l. c. 486—490.

2 Kirchen, 1 Kapelle, 1 Schule, 1 Station), Schaklawa (1200 Seelen, 5 Priester, 1 Kirche, 1 Schule), Armota (100 Seelen, 1 Priester, 1 Kirche, 1 Schule), Koi-Sinschak (200 Seelen, 2 Priester, 1 Kirche, 1 Schule), Koria (200 Seelen, 1 Priester, 1 Kirche) und in Rawandus (90 Seelen). Letzteres wird von Kerkuk aus besorgt. Im Ganzen besitzt die Erzdiözese 5840 Seelen, 19 Priester, 9 Kirchen, 2 Kapellen, 7 Schulen und 2 Stationen.[1])

4. Die Erzdiözese Seert in Kurdistan steht seit dem Pontifikate Julius III. (1550—1555) mit dem römischen Stuhle ununterbrochen in Verbindung, ausgenommen eine kleine Zeit im Laufe des 17. Jahrhunderts, während der sie in den Nestorianismus zurückgefallen war. Die Patriarchen Ebed-Jesu IV., Jab-Alaha IV. und Simon IX. hatten von 1564 an ihre Residenz in Seert, näherhin in dem vor der Stadt gelegenen Jakobskloster. Die neue Kathedrale zu Ehren der hl. Familie wurde 1895 gebaut. Erzbischof ist zurzeit Msgr. Addai Scher, in der Wissenschaft bekannt durch seine orientalistischen Studien und durch seine Untersuchungen zur chaldäischen Geschichte. Die Gemeinde der Bischofsstadt besitzt 824 Gläubige, 3 Priester, 1 Kirche, 1 Kapelle, 3 Schulen, 2 Stationen. Dazu kommt noch ein Dominikanerkonvent mit 3 Patres sowie eine Niederlassung französischer Nonnen de la Présentation.[2]) Die übrigen Gemeinden sind: Kotmes (326 Seelen, 1 Priester, 1 Kirche, 1 Schule), Mar-Guria (182 Seelen, 1 Priester, 1 Kirche, 1 Station), Güedjanes (55 Seelen, 1 Priester, 1 Kirche), Tall-Mischar (290 Seelen, 1 Priester, 1 Kirche, 1 Schule), Bingow (110 Seelen, 1 Priester, 1 Kirche), Birkah und Dehok (30 bezw. 146 Seelen, 1 Priester, 2 Kirchen), Ramuran, Dah-Rabban und Dah-Mazene (126, 142 bezw. 152 Seelen und je 1 Kapelle), Ardschikanes und Koridsch (45 bezw. 100 Seelen,

1) Vgl. Tfinkdschi l c. 490—493. Dortselbst auch eine Bischofsliste von 1789—1913.

2) Vgl. darüber Kirchenlexikon VIII² 732. Das Mutterhaus befindet sich in Tours.

1 Priester, 2 Kirchen), Uridsch (20 Seelen, 1 Kirche), Borim und Kevitah (282 bezw. 95 Seelen, 1 Priester, 2 Kirchen), Rauma (110 Seelen, 1 Kirche), Hakh (70 Seelen, 1 Kirche), Peroz (300 Seelen, 1 Priester, 1 Kirche, 1 Schule), Dintaß (80 Seelen, 1 Priester, 1 Kapelle), Ober-Artun (310 Seelen, 1 Priester, 1 Kirche, 1 Schule), Unter-Artun (160 Seelen, 1 Kapelle), Gubartanes und Tall (75 bezw. 50 Seelen, je 1 Kirche), Azar (50 Seelen, 1 Priester, 1 Kirche), Gueratel (100 Seelen, ein 1896 konvertierter nestorianischer Bischof, 1 Kirche, 1 Station), Mar-Anesch und Mar-Schanes (70 bezw. 60 Seelen und je 1 Kirche), Sadakh (230 Seelen, 1 Priester, 1 Kirche, 1 Schule), Mar-Yakub (200 Seelen, 1 Priester, 1 Kirche, 1 Schule), Marte-Schmoni (30 Seelen, 1 Kirche), Hadidi, Birke und Pekinde (200, 120 bezw 80 Seelen, je 1 Priester und je 1 Kirche), Der-Schemsch (40 Seelen, 1 Kirche), Eschnith (120 Seelen, 1 Priester, 1 Kapelle) und Kibb. Die chaldäischen Christen dieses letzteren Dorfes sind während des Massakres von 1895 fast alle zum Islam abgefallen. Die Zahl der treugebliebenen beträgt nur noch 50 (1 Kirche). Als Gesamtsumme ergibt sich für die Erzdiözese Seert: 5430 Gläubige, 21 Priester, 31 Kirchen, 7 Kapellen, 9 Schulen und 4 Stationen.[1])

5. Urmia, im nordwestlichen Persien, in der Nähe des gleichnamigen Sees, ist ein uralter Bischofssitz, dessen Inhaber bereits auf dem ersten ökumenischen Konzile von Nicäa (325) erscheint. Seine bis dahin nestorianischen Bischöfe nahmen im 16. Jahrhundert die Union an, gaben aber schon im folgenden Säkulum dieselbe preis, um dann zu Beginn des 19. Jahrhunderts infolge der rührigen und geschickten Missionsarbeit der Lazaristen wieder in dieselbe einzutreten. Das chaldäische Erzbistum Urmia ist noch sehr jungen Datums: es wurde erst 1890 ins Leben gerufen. In der Diözesanhauptstadt, welche ein Priesterseminar besitzt,

1) Tfinkdschi l. c. 493—497. Die dort notierte Bischofsliste umfaßt die Zeit von 1553—1912.



befinden sich zurzeit 500 Gläubige, 18 Priester, 2 Kirchen, 1 Kapelle und 2 Schulen. Besorgt werden von da aus noch 52 Stationen. Eigentliche Gemeinden sind überdies Gulsakha (600 Gläubige, 3 Priester, 1 Kirche, 1 Kapelle, 1 Schule, 1 Station), Darakosch und Digal (500 bezw. 400 Seelen, je 1 Priester, 1 Kapelle, 1 Schule), Koktava (700 Gäubige, 3 Priester, 2 Kirchen, 1 Schule), Ardischai (330 Seelen, 1 Priester, 1 Kirche), Dscharlak (450 Seelen, 2 Priester, 1 Kirche, 1 Schule, 1 Station), Desa 350 Gläubige, 1 Priester, 1 Kirche, 1 Schule), Ada (700 Gläubige, 3 Priester, 1 Kirche, 1 Schule), Spurkhan (350 Seelen, 2 Priester, 1 Kirche, 1 Kapelle), Takoi, Snakak, Chascha-schihan und Nazi (150, 200, 320 bezw. 300 Seelen, je 1 Priester und 1 Kapelle), Bardischok (80 Seelen, 1 Priester, 1 Kapelle, 1 Schule), Mawan-Gübaschian (300 Seelen, 2 Priester, 1 Kapelle), Tarkader, Dscharmabasch und Atla-kindi (180, 200 bezw. 800 Seelen, je 1 Kapelle), Bebare (120 Seelen, 1 Kirche, 1 Schule) und Anhar (270 Seelen, 1 Priester, 1 Kapelle, 1 Schule). Der Gesamtbestand der Erzdiözese Urmia beträgt mithin 7800 Seelen, 43 Priester, 13 Kirchen, 15 Kapellen, 12 Schulen und 54 Stationen.[1]) Erzbischof ist zur Zeit Msgr. Thomas Audo, ein Schüler der Propaganda, welcher als erster (1892) die Verwaltung des neuerrichteten Sprengels übernahm.

6. Das heutige Bistum Akra in Kurdistan bildete in jener Zeit, in welcher es sich zur Union bekannte, also am Anfange des 19. Jahrhunderts, mit Amadia und Zakho einen einzigen Sprengel. Im Jahre 1850 wurde derselbe geteilt und in die genannten drei Diözesen zerlegt. Seit dem Tode des Bischofs Jakob Johannes Sahhar (13. Juni 1909) ist es unbesetzt,[2]) wird durch einen Patriarchalvikar verwaltet.

1) Eine kurze Bischofsliste (1560—1647 und seit 1892) siehe bei Tfinkdschi l. c. 497 f.

2) Bischof Sahar war vom 23. April 1895 bis zu seinem Tode auch Bischof von Amadia. Unter dem 24. Februar 1910 aber wurden beide Bistümer wieder getrennt.

Gemeinden befinden sich in Akra (250 Seelen, 2 Priester, 1 Kirche, 1 Schule), Karpa, Scharmin und Mallabirwan (200, 250 bezw. 120 Seelen, je 1 Priester, 1 Kirche, 1 Schule), Hirdes, Cahuipalan und Kourkuran (120, 120 bezw. 80 Seelen, je 1 Priester und 1 Kapelle), Niram und Nuhawa (100 bezw. 150 Seelen, je 1 Priester, 1 Kirche), Arena (300 Seelen, 2 Priester, 1 Kirche, 1 Schule), Sanaye und Dure (100 bezw. 50 Seelen, je 1 Priester, 1 Kirche), Artun (100 Seelen, 1 Priester, 1 Kapelle, 1 Schule), Beschemscha (150 Seelen, 1 Kirche), Beit-Nura (80 Seelen, 1 Kapelle), Güessa, Bir-Sapra und Güepa (60, 30 bezw. 40 Seelen) und Barsene (90 Seelen, 1 Priester, 1 Schule). Als Gesamtsumme ergibt sich 2390 Seelen, 16 Priester, 10 Kirchen, 5 Kapellen und 7 Schulen.[1]) Der Oberhirte führt den Titel eines Bischofs von Akra und Zebar.

7. Amadia in Kurdistan, bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts der Name für die beiden heutigen Diözesen Akra und Zakho, wurde erst gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts durch den späteren Patriarchen Johannes VIII. Hormez zur Union gebracht, zu welcher es sich im Säkulum zuvor bereits einmal vorübergehend bekannt hatte. Sein erster Bischof war der konvertierte Neffe des letzten nestorianischen Patriarchen Elias XI., welcher ihn 1785 zum Bischofe von Amadia und Gezirah gemacht hatte. Heute regiert die Diözese Msgr. Franz David, unter dem Titel eines Bischofs von Amadia und Chammkan. Seine Residenz befindet sich in dem kleinen Flecken Aradene (650 Chaldäer, 2 Priester, 1 Kirche, 2 Schulen). Gemeinden befinden sich in Amadia (400 Seelen, 2 Priester, 1 Kapelle, 1 Schule), Tena (450 Seelen, 2 Priester, 1 Kirche, 1 Schule), Daudie, Thela, Hamzieh und Ineschk (300, 340, 200 bezw. 250 Seelen, je 1 Priester, 1 Kirche, 1 Schule), Mingesch (1100 Seelen, 4 Priester, 1 Kirche, 1 Schule), Mese, Harmasch und Tellhasch (100, 310 bezw. 100 Seelen, je 1 Priester, 1 Kirche),

1) Vgl. Tfinkdschi l. c. 498–500 (mit Bischofsliste).



Comane und Bibuse (60 bezw. 120 Seelen, je 1 Kapelle), Beit-Ainatha (150 Seelen, 1 Priester, 1 Kapelle), Asak (300 Seelen, 1 Priester, 1 Kapelle, 1 Schule) sowie in Birta und Dese (60 bezw. 80 Seelen). Der Gesamtbestand beträgt 4970 Seelen, 19 Priester, 10 Kirchen, 5 Kapellen und 10 Schulen.[1])

8. Gezirah in Mesopotamieu, in den ersten christlichen Jahrhunderten unter dem Namen Beit-Zabdai bekannt, beherbergte von 1491—1551 im Konvente der hl. Ahha und Johannes die nestorianischen Patriarchen. Ehemals ein nestorianischer Metropolitansitz und dann Suffragan von Nisibis, bekannte es sich 1552 zur Union und verharrte in derselben durch die folgenden Jahrhunderte. Sein Bischof ist heute Msgr. Philipp Jakob Abraham. Die Diözese besitzt 6400 Gläubige, 17 Priester, 11 Kirchen, 3 Kapellen, 7 Schulen, 1 Station, einen Dominikanerkonvent und eine Niederlassung der Soeurs de la Présentation. Es verteilt sich dies auf die Gemeinden in Gezirah, Takiann, Peschabur, Wahsad, Hos-Ümer, Tell-Kebbin und Girgebadro (600, 900, 1300, 520, 500, 450 bezw. 600 Seelen, 2, 3, 2 bezw. je 1 Priester, je 1 Kirche und je 1 Schule), Harbol, Esche und Schakh (300, 200 bezw. 140 Seelen, je 1 Kirche und 1 Priester), Nahrvan (120 Seelen, 1 Kapelle), Mansurie und Dissiun (80 bezw. 160 Seelen), Baz (150 Seelen, 1 Kirche), Haltun und Akol (100 bezw. 180 Seelen, je 1 Priester, 1 Kapelle) und Mar-Sorischo (100 Seelen, 1 Priester).[2])

9. Mardin in Mesopotamien, seit der Mitte des sechszehnten Jahrhundert mit Rom vereinigt, ist eines der kleinsten aller chaldäischen Bistümer. Vor 200 Jahren noch soll es in 36 Ortschaften mehr als 50000 Gläubige gezählt haben. Heute gehören ihm infolge der schrecklichen Christenverfolgungen seitens des Islam nur noch etwa 1670 an

1) Tfinkdschi l. c. 500—502 (Bischofsliste von 1785—1913).

2) Tfinkdschi l. c. 502—505 (mit Bischofsliste von 1553—1913). Gezirah ist auch Sitz eines syrisch-unierten Bischofs (Msgr. Malke).



(6 Priester, 1 Kirche, 2 Kapellen, 3 Schulen, 2 Stationen). Seine Kathedrale soll dem 4. oder 5. christlichen Jahrhundert entstammen. Bischof ist gegenwärtig Msgr. Israel Audo. Gemeinden befinden sich in Mardin (1100 Chaldäer, 4 Priester, 1 Kirche, 1 Schule), Nisibis und Medeath (160 bezw. 180 Seelen, je 1 Priester, 1 Kapelle, 1 Schule), Tellarmene, Werangschaher und Dereke (100, 90 bezw. 40 Seelen). Die drei letzteren haben keine chaldäischen Geistlichen, sondern werden von dem dortigen armenisch- bezw. syrisch-katholischen Klerus pastoriert. In Mardin befindet sich auch ein Kapuzinerkloster sowie eine Niederlassung der Franziskanerinnen von Lons-le-Saulnier.[1])

10. Salmas in Persien ist eine uralte nestorianische Diözese, welche um die Mitte des 16. Säkulums den Katholizismus annahm. Von 1640—1710 fiel sie jedoch in die Irrlehre zurück, um dann unter dem Bischofe Jesu-Yab (1709—1752) aufs neue sich mit Rom zu vereinigen. Nach der Patriarchaldiözese ist sie unter allen chaldäischen die größte (10 460 Seelen, 24 Priester, 12 Kirchen, 11 Kapellen, 14 Schulen, 14 Stationen). Die bischöfliche Residenz und das Diözesanseminar befindet sich nicht in Salmas (500 Seelen, 3 Priester, 2 Kirchen, 1 Kapelle, 2 Schulen, 2 Stationen), sondern in Kosrawa (3700 Chaldäer, 7 Priester, 3 Kirchen, 2 Kapellen, 3 Schulen, 6 Stationen). Eine wesentliche Unterstützung in seiner seelsorglichen Arbeit empfängt der einheimische Klerus durch die zahlreichen Lazaristen-Niederassungen, welche viele Schulen und Stationen leiten. Gemeinden sind noch in Balarur (2800 Seelen, 4 Priester, 2 Kirchen, 1 Kapelle, 2 Schulen, 3 Stationen), Karilann (1000 Gläubige, 3 Priester, 1 Kirche, 1 Schule, 1 Station), Ola und Serna (400 bezw. 490 Seelen, je 2 Priester,

1) Mardin ist überdies Sitz eines armenisch-katholischen Bischofs und des syrisch-unierten Patriarchen. Letzterer residiert aber neuerdings in Beirut und läßt sein Bistum durch einen Patriarchalvikar (mit erzbischöflichem Charakter) verwalten. Tfinkdschi 506—511 gibt auch eine Bischofsliste von 1553—1913.

1 Kirche, 1 Schule, 1 Kapelle), Kuisan (300 Seelen, 1 Kirche, 1 Schule), Schahara (250 Seelen, 1 Priester, 1 Kirche, 1 Kapelle), Knahka (270 Seelen, 1 Kapelle, 1 Schule), Sisaischuk und Satura (280 bezw. 240 Seelen, je 1 Priester, 1 Kapelle, 1 Schule) und Kolamar (230 Seelen, 1 Kapelle). Bischof ist seit 1910 Msgr. Peter Asis.[1])

11. Die Diözese Sena in Persien hatte sich am Ausgange des 18. Jahrhunderts mit Rom uniert infolge der Bemühungen des späteren Patriarchen Johann VIII. Hormez. Bis zur Mitte des 19. Säkulums war sie mit Kerkuk vereinigt. Im Jahre 1851 aber wurde sie wegen der weiten Entfernung von Kerkuk, sowie aus politisch-geographischen Erwägungen — Kerkuk gehörte zum ottomanischen Reiche — losgetrennt und zu einem selbständigen Bistume erhoben. Sie zählt heute 900 Seelen, 3 Priester, 2 Kirchen und 1 Kapelle. Der Bischofsstuhl ist seit dem 18. Januar 1911 verwaist. Letzter Bischof war Msgr. Cyriakus Georg Goga.[2])

12. Zhako in Kurdistan ist, wie bereits erwähnt, erst seit dem Jahre 1850 ein besonderes, von Amadia losgetrenntes Bistum. Sein Inhaber führt den Titel eines Bischofs von Zakho und Dehok oder Nuhadra. Residenz ist Zakho (50 Gläubige, 1 Kirche, 1 Kapelle, 1 Priester, 1 Schule). In Mar-Yakub (150 Seelen, 1 Kapelle, 1 Schule) haben die Dominikaner eine Niederlassung und ein Kolleg. Gemeinden sind außerdem in Bedaro und Chios (400 bezw. 210 Seelen, je 1 Priester, 1 Kirche, 1 Schule), Bersewe, Alanesch, Bellon und Asnakh (400, 70, 300 bezw. 600 Seelen, je 1 Priester, 1 Kirche), Yardo, Bedscho und Scheranesch (250, 500 bezw. 600 Seelen, je ein Priester, 2 Kirchen), Umara und Garmave (200 bezw. 40 Seelen, je 1 Kirche), Marga (760 Seelen, 1 Priester, 1 Kirche, 1 Kapelle) und Dehok (350 Gläubige, 2 Priester, 1 Kirche, 1 Schule). Im

1) Tfinkdschi 511—515 (Bischofsliste von 1560—1643 und von 1709—1913).

2) Tfinkdschi l. c. 515 f.



ganzen zählt man 4880 Seelen, 13 Priester, 17 Kirchen, 3 Kapellen und 6 Schulen. Bischof ist seit 1892 Msgr. Jeremias Timotheus Makdassi.[1])

Die gesamte chaldäische Kirche zählt mithin (nach dem Stande vom Juni 1913) in ihrer Patriarchatsdiözese, ihren vier Erzdiözesen und sieben Bistümern — Wan haben wir nicht als selbständigen Sprengel, sondern als zur Patriarchatsdiözese gehörig aufgeführt — in Summa: 101 610 Gläubige, 177 Gemeinden, 296 Priester, 153 Kirchen, 81 Kapellen, 130 Schulen und 104 Stationen. Außerdem rechnen zur Zeit noch zu ihr drei Bischöfe (Msgr. Thomas Kasristo, Abraham Schimonaya und Jesu-Yab), welche der nestorianischen Irrlehre entsagt haben und unter Beibehaltung ihres Ritus zur Union zurückgekehrt sind.

IX.

Montgelas' Kirchenpolitik (1800—1808).

Von Anton Döberl.

III.

Den schärfsten Differenzpunkt bildete aber der Territorialismus, dessen erstes Werk die Aufhebung aller Klöster sein sollte. „Es ist bekannt, daß durch den Reichstagsrezeß die Fürsten zur Säkularisation bevollmächtigt wurden. Aber Bayern hat vor der Vorlage und Sanktionierung dieses Gesetzes schon die Aufhebung aller Klöster beschlossen. Man lese nur die von Graf Seinsheim unterzeichnete Instruktion für die Kommissäre vom 25. Jan. 1802. Nun sind fast alle Klöster aufgehoben, ohne daß für die Zelebration der in Klöstern gestifteten Gottesdienste gesorgt

1) Tfinkdschi l. c. 518—520 (mit Bischofsliste).



wäre." [1]) Gegen eine gänzliche Säkularisation rief die päpstliche Diplomatie den russischen Einfluß an [2]) und zwar wurde dieser Schritt von dem russischen Gesandten in München selbst insinuiert.

„Baron Bühler ließ mir sagen, er würde dringend eine Vorstellung bei seinem Kaiser, die er gerne mit seinem Berichte unterstützen wolle, empfehlen, onde dal governo di Baviera si cessino le tante innovazioni negli affari religiosi. [3]) Auch Fürstbischof Klemens Wenzeslaus suchte zur selben Zeit den russischen Einfluß zur Erhaltung seines Bistums zu gewinnen. Er erhielt zur Antwort, der Petersburger Hof wolle sich nicht in die Angelegenheiten Deutschlands mischen. [4])

Die päpstliche Diplomatie rief dann österreichischen Einfluß an.

„Bis zu dem Augenblick haben die Stände keinen Schritt beim Wiener Hof unternommen, aber dem hiesigen Hof ihre Solidarität mit dem Klerus erklärt: Wenn die Regierung die Ausführung des Zerstörungsplanes nicht einstelle, müßten sie eben zu jenen Maßregeln greifen, die ihnen das Gesetz einräume. — Der österreichische Gesandte hat eine sehr energische Note überreicht: S. M. habe mit größtem Unmut ver-

1) Troni an den Staatssekretär, August 1803. In den öffentlichen Blättern stand schon Ende 1801, die Säkularisation erfolge in Kraft eines Breve (!) S. H. Im Auftrag Consalvi's informierte deshalb Troni, 26. Dezember 1801, den Abt Karl, „das Haupt der Benediktinerkongregation und eines der hervorragendsten Mitglieder der bayerischen Stände" von dem Schreiben des Staatssekretärs, wollte aber ein öffentliches Dementi nicht abgeben, um beim Hofe, der sich eben jetzt mit dem Gedanken der Absendung eines Gesandten nach Rom trug, „nicht geringsten unangenehmen Eindruck zu erwecken". Vgl. übrigens meinen Aufsatz „Die Säkularisation und die päpstliche Diplomatie" in „Hist.-pol. Blätter", Bd. 153, S. 759 ff.

2) Anders Sicherer, a. a. O. S. 55. Er meint: gegen das kirchenpolitische System im allgemeinen. In diesem Zeitpunkt aber kam wohl nur die Abwehr einer gänzlichen Säkularisation in Frage.

3) 28. II. 1802. 4) 4. IV. 1802.



nommen, wie unwürdig die bayerische Regierung die Religiosen behandle; S. M. könne nicht gleichgiltig zusehen." [1]). „Es wäre sehr gut, wenn S. H., wie Ew. Em. mir andeuten, an den Kurfürsten ein Breve über die Neuerungen richten würde. Zwar besteht ohne den Einfluß Österreichs oder Rußlands keine Hoffnung auf Abänderung des antireligiösen Systems, welches man hier um jeden Preis durchführen will. Nichts destoweniger würde durch eine Mißbilligung von seiten S. H. das geflissentlich verbreitete Gerücht dementiert, als geschähe dies alles col consenso della Corte di Roma." [2])

Im Zusammenhang mit der Säkularisation beanspruchte die Regierung das Recht, von Ordensgelübden zu dispensieren. „In den letzten Tagen hat das Ordinariat Regensburg auf Befehl der bayerischen Regierung ein Zirkular an alle Konvente, Klöster und Prälaturen geschickt, in welchem es erklärt, daß alle Individuen, wenn sie wollen, frei aus dem Orden austreten können, und daß jene, welche anderswo eine Anstellung wünschen, sich nach München begeben müßten, wo sie einem Examen über Wissenschaft und Fähigkeiten unterworfen werden." [3])

Noch weiter ging die Regierung, indem sie die Bemühungen der Illuminaten auf Abschaffung des Cölibats unterstützte. Noch während der Konkordatsverhandlungen 1806 berichtet der Nuntius von den lebhaftesten Bemühungen der bayerischen Bevollmächtigten auf Abschaffung des Cölibats: Nur mit unsäglicher Anstrengung sei es ihm geglückt, die Bevollmächtigten in diesem Punkte zum Schweigen zu bringen. [4])

Mit der Säkularisation beanspruchte die Regierung das Recht, eine Circumskription der Diözesen vorzunehmen: die Circumskription ist ausschließliches Recht des Souverains, erklärte der bayerische Gesandte auf dem Regens-

1) 14. III. 1802. 2) 28. III. 1802. 3) 5. IX. 1802.

4) „Non fu che con una pena indicibile che mi riusci d'imporre silenzio ai signori Ministri che mi attaccarono sulle prime violentemente sù questo articolo (la abolizione del celibato)". Della Genga an den Staatssekretär, 11. August 1806.



burger Reichstag.[1]) Die Regierung beanspruchte, nicht bloß die Zahl der Bistümer zu bestimmen, sondern auch die Bischöfe zu ernennen. In der Entschließung der Regierung an Dalberg vom 19. September 1803 wird „der durch das Breve ernannte provisorische Administrator des Bistums Regensburg, insoweit dessen geistliche Verwaltung über unsere Lande sich ausdehnt, aus landesfürstlicher Macht bis auf weitere Verordnung bestätigt".[2]) Noch viel schärferen Ausdruck fand die Forderung des landesherrlichen Nominationsrechts in einer deutlichen Drohung: „Bayern hat dem Bischof von Augsburg und anderen Bischöfen zu verstehen gegeben, sie sollten auf ihre Bistümer verzichten; eine Weigerung würde ihre großen Schwierigkeiten für den Gehaltsbezug haben." [3])

Die Domkapitel wollte die Regierung nicht weiter erhalten wissen. „Bayern hat auf dem Reichstag geäußert, es wolle keine Domkapitel in seinen Staaten,[4]) sondern nur einen Erzbischof und 3—4 Bischöfe. Die Gesandten Frankreichs und Rußlands haben aber entgegnet, die garantierenden Mächte würden unbedingt auf der Einrichtung von Domkapiteln bestehen."[5])

„Das landesherrliche Patronats- und damit das Besetzungsrecht wurde nicht mehr bloß für die landesherrlichen, sondern auch für die ehemals klösterlichen und ehemals bischöflichen Pfarreien und Benefizien in Anspruch genommen."[6])

---

1) „La Baviera passando tutti i limiti e regole votò dicendo, che la succennata espressione della ‚forma constituzionale' è più che bastante, poichè il regolamento delle Dioecesi dipendi esclusivamente dal Sovrano."

2) Sicherer, a. a. O. S. 36. 3) Troni, 17. April 1803.

4) Der Konkordatsentwurf vom Jahre 1802 enthält darum auch keine Bestimmung über die Domkapitel. Vergl. Sicherer, Urk. Nr. 2.

5) 19. Sept. 1802.

6) „Si è saputo pur troppo che il Sig. Elettore Bavaro-Palatino dispone a proprio talento dei Benefizi Parochiali e muta anche le Parochie a suo genio senza neppur curare i Vescovi rispettivi." Troni an den Staatssekretär, 31. August 1803.



Mit der Säkularisation erfuhren die **Kirchenhoheitsrechte** eine derartige Ausdehnung, daß für das kanonische Recht kein Raum mehr zur Betätigung war. Das war nach der Anschauung Troni's mehr als eine bloße Erweiterung der bisherigen staatlichen Rechte, mehr als ein Voranschreiten auf einer gewiesenen Bahn[1]), sondern ein **Bruch** mit der Vergangenheit.

„Die Herzöge sollten sich des ca. 1573 mit Billigung des Nuntius Ninguarda geschaffenen geistlichen Rats in folgenden Fällen bedienen: im Recht der Präsentation, des Patronats, in der kirchlichen Vermögensverwaltung, in der Mitwirkung bei Visitationen der Ordinarien, in der Entscheidung von Streitigkeiten der Geistlichen untereinander und mit Laien. Ausdrücklich verwarnte der Papst den geistlichen Rat, sich zum kirchlichen Tribunal aufzuwerfen. Aber im Laufe der Zeit, namentlich zur Zeit des Nuntiaturstreites, hat sich der geistliche Rat nicht ganz ohne Schuld des Nuntius Zoglio das Recht arrogiert, den Bischöfen selbst Vorschriften zu machen. Nun ist an seine Stelle die **Generallandesdirektion** getreten und nun gibt es kaum eine früher im kirchlichen Forum behandelte Sache, die jetzt nicht der weltlichen Gerichtsbarkeit überwiesen ist. In den letzten Tagen hat die Landesdirektion Erlasse veröffentlicht über Zehentpflicht, Testamente der Geistlichen, Sponsalien, Ehestreitigkeiten rc. Das Privilegium fori, die persönliche Immunität der Kleriker und fast alle Rechte der Bischöfe sind abgeschafft. Der Kurfürst kann in seinem Schreiben vom 31. Mai leicht sagen, er habe den Behörden befohlen, sich nicht in rein geistliche Sachen zu mischen. Aber die Erfahrung lehrt, daß für die Landesdirektion nichts rein Geistliches und rein Kirchliches existiert.“[2])

Troni überschickt eine ziemlich große Anzahl (ca. 30) Edikte der bayerischen Regierung in Religionssachen, meist in Übersetzung, zuweilen auch im Original, gewöhnlich ohne Kommentar, vielleicht deshalb, weil ihm die Edikte schon an

1) Sicherer, a. a. O. S. 33.

2) Troni an den Staatssekretär, 21. August 1803.

und für sich genug zu sagen scheinen. Ich kann auf diese Edikte nur in soweit eingehen, als notwendig ist zu einem Urteil, wie die Kurie durch die Nuntiatur über die Neuerungen in Bayern unterrichtet worden ist.

Er überschickt das Edikt vom 11. Mai 1803, welches die älteren Bestimmungen bezüglich des Plazet neu einschärft und den Vortrag der landesherrlichen Bestätigung im Eingang der pfarramtlichen Ausschreibungen und oberhirtlichen Erlasse;[1]) er überschickt das Edikt, in welchem der Staat die gesamte Gerichtsbarkeit über die Kleriker in Anspruch nimmt;[2]) ebenso jene, welche die Verlöbnisse den weltlichen Gerichten überweisen, die Edikte über die Mischehen. Besondere Aufmerksamkeit widmet er den Edikten, welche den Verkehr mit dem päpstlichen Stuhle seit der Errichtung der bayerischen Gesandtschaft in Rom der staatlichen Aufsicht unterstellten.

„Der hauptsächlichste Grund für das Edikt vom 27. Februar 1804 ist die Verhinderung eines Verkehrs der Ordinariate mit Rom, die Plazetierung der päpstlichen Dispensen, die Unterdrückung der Gnadenjurisdiktion der Nuntiatur, an welche sich die Ordinariate zu wenden pflegen, um jene Gnaden zu erhalten, welche in den Fakultäten der Nuntien enthalten sind. Ich hielte eine Erklärung an Haeffelin für notwendig, daß S. H. keine Dispensen gewähren werde, wenn nicht die Gesuche von den Ordinariaten eingeschickt würden.“ [3])

1) Am 5. Oktober 1803 erschien eine zweite Verordnung über das Plazet, das jeden einzelnen Fall der Zuwiderhandlung mit der Strafe von 30 Thlr. belegte. „Die zweite Verordnung sei nötig geworden, weil das Ordinariat eine ‚vorläufige Einführung einer besseren Organisation der Pfarreien‘ ohne Plazet haben zirkulieren lassen.“

2) „Questo Editto ha fatto qualche sensazione, poichè tutte le cause civili e criminali delli Ecclesiastici vengano adjudicate ai tribunali civili.“ 4. Dez. 1803.

3) 25. März 1804. Ebenso überschickt er das Edikt über den gleichen Gegenstand vom März und 22. April 1805.



Das Edikt vom 7. Mai 1804[1]), in welchem die Regierung ihr System in sechs Punkten zusammenfaßte, — Plazet, Gerichtsbarkeit über den Klerus, Nachlaßbehandlung, Anstellung der Geistlichen, Unterdrückung der Klöster, Verkehr mit den Ordinariaten — begleitet Troni mit den Worten: „Bayern will damit sogar an der Vigil des Konkordats dokumentieren, daß es auf seinem bisherigen System beharren will."

Von den Verordnungen der Regierung in Kultusangelegenheiten überschickt Troni die Verordnungen über das Alter der Kinder für die erste Beichte und Kommunion, über die Weihnachtsmette, Abschaffuug der goldenen Samstagsandacht, Beschränkung des Portiunkulafestes auf einen Tag, Vorschriften über Beerdigung unehelicher Kinder, Anwendung der Benediktionen[2]), Verbot der Prozessionen, der Feldkapellen.

Die Berichte des Uditore wurden bestätigt und ergänzt durch die Schreiben der Bischöfe. In den Akten finden sich zwei hochinteressante bischöfliche Beschwerdeschriften an den Papst. Das eine von Klemens Wenzeslaus, Bischof von Augsburg:

„Nach der großen Katastrophe", so führt das Schreiben aus, „nach dem unwiderruflichen Verluste der zeitlichen Güter, der Auktorität und des Einflusses der Bischöfe sind noch andere, nicht mindere, Schäden für die Kirche zu befürchten. Der erste Gegenstand meiner Sorge ist die Teilung der Diözesen und die Dotation der Bischöfe und Kirchen, die Einrichtung der Domkapitel, der Seminarien nach dem Geiste des Tridentiner

1) Das Edikt wurde erst am 13. Januar 1805 nach Rom überschickt. Hieher gehört auch das Edikt vom 31. März 1804, „die im Auslande studierenden und dort die Weihen erhaltenden Theologen betreffend", von Troni mitgeteilt am 15. April 1804.

2) „Sono pur troppo persuaso che esisteva in qualch'uno di questi contorni l'abuso che dall' Editto si condanna, ma il toglierlo per mezzo dell' autorità civile è un eccitare i Protestanti ed i cattivi a fare dei sarcasmi contro il clero e riempiere di timore e di dubbie i buoni." 29. Januar 1804.



Konzils, der Universitäten oder Akademien für die Erziehung der katholischen Jugend und die ausreichende Dotation für diese Institute. Den Grund meiner Befürchtung bildet der Territorialismus: die häufigen Usurpationen der bischöflichen Rechte, der Privilegien fori und canonis, die dem Klerus gebühren, die Ausdehnung der Souveränitätsrechte nicht bloß circa, sondern auch in sacra. Auf Grund des Territorialismus werden die Geistlichen auch in rein persönlichen Sachen vor das weltliche Gericht zitiert, wird nach dem Tode jeder kirchlichen Person das jus obsignandi et testamenta exequendi gefordert, ohne Zulassung der bischöflichen Cumulative; wird das Kollationsrecht beansprucht, ohne Rücksicht darauf, ob es sich um ein kirchliches oder Laienpatronat handelt; wird eine Prüfung vor der Kollation vorgeschrieben; wird den Bischöfen die direkte Verwaltung ihrer Güter genommen; werden Gesetze über Mischehen und Ehescheidung erlassen." Und nachdem er ein Bild von dem traurigen Zustand der ihres Glanzes beraubten deutschen Kirche entworfen, bittet er, daß zu den künftigen Konkordatsverhandlungen auch die Bischöfe herangezogen werden, „damit das Recht der unmittelbaren Überwachung und Leitung der kirchlichen Angelegenheiten ihnen unverletzt erhalten bleibe".[1])

* * *

Das Vorgehen der Regierung hat auch Dalberg in die Opposition getrieben: Kein Bischof hat seinen Klagen so lebhaften Ausdruck gegeben wie er.

Der Bericht Dalbergs vom 11. November 1804 über die kirchlichen Zustände in Deutschland, den er „auf Grund eigener Erfahrung und der schmerzlichsten Klagen aller seiner Suffragane, namentlich der Bischöfe von Augsburg, Würzburg und Fulda" gibt, schildert dem hl. Stuhl die Übergriffe des Territorialismus. „Genommen ist den Bischöfen jeglicher Einfluß auf den Religionsunterricht in den Schulen und auf die Prüfung der Lehrer

1) 18. Juli 1803, Oberndorf im Algäu.



nach ihren religiösen Kenntnissen, genommen das Aufsichtsrecht über die Seminarien, das Recht der kirchlichen Vermögensverwaltung, das Recht der Errichtung und Dismembration der Pfarreien, das freie Kollationsrecht, die Strafgerichtsbarkeit über den Klerus, das Recht auf die Nachlaßbehandlung der Geistlichen, das Recht über Sponsalien- und Ehestreitigkeiten zu entscheiden, das Recht der Bücherzensur. Die weltliche Regierung mischt sich in rein geistliche Sachen: sie erläßt Verordnungen über Andachten, Prozessionen, Exerzitien, über Anstellung und Qualifikationen der Hilfsgeistlichen, über Einholung römischer Dispensen, über den Verkehr des Klerus mit der geistlichen Obrigkeit, über die Administration der Sakramente, speziell über die Assistenz bei Mischehen, über die Notwendigkeit des Plazet ꝛc.“ [1])

Wiederholt hat Rom gegen die Neuerungen in Bayern Stellung genommen: so in dem denkwürdigen Breve vom 12. Februar 1803, in dem Breve vom 19. November desselben Jahres. Dann aber vor allem in Verhandlungen zu Rom, in der Beschwerdeschrift von Mitte März 1804 und in der großen Beschwerdeschrift vom 22. Juli 1805. All diese Beschwerden waren erfolglos. Als der Nuntius zu den Konkordatsverhandlungen im Jahre 1806 nach Bayern kam, war sein Erstes, gemäß seinen Instruktionen auf Abstellung der Beschwerden der Bischöfe zu dringen. Seine Vorstellungen schienen anfangs erfolgreich zu werden, schließlich scheiterten die Verhandlungen an dem einzigen Punkte: Abrogierung aller staatskirchlichen Edikte durch das Konkordat.

Wessenberg hat einmal zu Troni geäußert: „Wie kann man auf Erfolg hoffen, bloß auf kanonische Gründe gestützt, um die Konsequenzen der von der Macht gestützten Tagesmeinung zu verhindern.“ [2]) Es lag ein Stück Wahrheit in

1) Ich werde diesen Bericht in der Arbeit über die Konkordatsverhandlungen publizieren.

2) „E come è sperabile di riuscire con delle semplici raggioni Canoniche ad impedire le consequenze dell'opinione del giorno che la forza sostiene?“ Troni, 14. November 1802.



diesen Worten. All die Klagen und Beschwerden der Bischöfe hatten noch zu wenig Halt und Stütze im Volke. Es bestanden nur wenige katholische Organisationen, so vor allem in Augsburg:

„Hier in Augsburg besteht ein großer Verein guter Priester und vieler guter Laien, welche häufige Versammlungen halten, um dem durch die Illuminaten über das Land gebrachten Unheil zu steuern. Im wesentlichen aber beschränken sie sich auf Klagen, weil es ihnen an Mut, Mitteln und vielleicht auch an einem Führer (testa) fehlt. Da mir bekannt wurde, daß viele aus diesem Verein sich über das Schweigen S. H. zu den Neuerungen wunderten, teilte ich dem Generalvikar Nigg, dem Vorstand dieses Vereins, das Breve vom 12. Februar 1803 vertraulich mit und dieser hat ganz allgemein im Verein erklärt, er wisse, daß S. H. in der schönsten und kräftigsten Art zu den Neuerungen sich geäußert habe."[1])

Auch sonst hatte der Uditore Freunde: so Wittmann in Regensburg, der schon während der Säkularisation in eifrigem Verkehr mit der Nuntiatur steht, Abt Karl von Benediktbeuren, der wiederholt über die Zustände an der Landshuter Universität berichtet, geistlicher Rat Ecker in Regensburg, der regelmäßig die neuesten kirchenpolischen Edikte überschickt.

Andere und gerade diejenigen, welche am meisten unter den Neuerungen zu leiden hatten, standen ferner:

„Ew. Eminenz werden staunen, wenn ich Ihnen sage, daß ich auch nicht einen Brief von einem Regularen erhalten habe, der mich um Verwendung für Wiederherstellung der Konvente bat. Von allen Regularen Augsburgs und Regensburgs hat mich nur der Guardian der Kapuzuziner in beiden Konventen aufgesucht. Der Abt von St. Emmeram, der eine Pension von 10000 fl. hat, hat mir fast eine positive Mißachtung gezeigt, indem er mir mehrmals, wenn ich ihn beim Erzbischof traf, auszuweichen suchte. Da ist es kein Wunder,

1) Troni, 29. Juni 1803.



wenn sich so große Schwierigkeiten der Wiederherstellung der Klöster engegenstellen." [1])

Darf man sich da wundern, daß die Kirchenpolitik Montgelas' nur geringen Widerstand im Volke fand?

Erst unter dem Eindruck der Freiheitskriege stärkt sich der Mut und das Vertrauen der Gutgesinnten. Am 6. Juli 1814 — wir gedenken in diesem Jahre mit besonderer Freude dieses für die Geschichte der katholischen Bewegung in Deutschland denkwürdigen Tages — erfolgte die Gründung des Vereins der Konföderierten, der Zusammenschluß jener Männer, die mit seltenem Eifer zunächst auf eine Verständigung zwischen Staat und Kirche, auf ein günstiges Konkordat hinarbeiteten.

X.

Politische und soziologische Literatur.

Von Dr. Hans Rost, Augsburg.

Aus der Fülle der Literatur, welche politische und soziologische Probleme behandelt und die so reichlich auf den Büchermarkt strömt, seien im folgenden mehrere Werke herausgehoben, die es entweder infolge ihres praktischen Wertes oder ihres wissenschaftlichen Interesses verdienen, die Aufmerksamkeit breiter Leserschichten auf sich zu ziehen.

Vor kurzem ist zu dem Handwörterbuche der Staatswissenschaften und dem von der Görresgesellschaft herausgegebenen Staatslexikon ein Handbuch der Politik hinzugetreten, das trotz seines Charakters als Spezialwerk bereits eine Neuauflage erforderlich machte. Es liegt in drei stattlichen Bänden vor und ist im Verlag Dr. Walther Rothschild, Berlin erschienen (1914, gebunden 40 Mk.). Das Handbuch der Politik, welches

1) Della Genga an den Staatssekretär, 31. Oktober 1806.



von einer Reihe von Universitätsprofessoren (Laband, Wach, Wagner, Jellinek, Lamprecht, von Liszt, von Schanz, Berolzheimer) in Verbindung mit zahlreichen namhaften Fachgelehrten herausgegeben worden ist, stellt eine Bearbeitung und Orientierung unseres gesamten heutigen politischen Wissens im weitesten Sinne des Wortes dar. Der Begriff Politik umspannt heute einen großen Aufgabenkreis, der sich aus historischen, volkswirtschaftlichen, staats- und verwaltungsrechtlichen und rein politischen Momenten zusammensetzt. Das Handbuch der Politik ist auf breitester Basis aufgebaut, sodaß es gar nicht möglich ist, eine Würdigung desselben bis ins Detail vorzunehmen. Es bringt eine Vielheit von Abhandlungen, deren Gesamtheit das Wesen der Politik im weitesten Umfang beleuchtet.

Das erste Hauptstück behandelt die Politik als Staatskunst und Wissenschaft, das zweite Begriff, Wesen und Aufgaben des Staates, Staatsformen, die Zusammenhänge von Staat und Kirche, Staat und Wirtschaft, Staat und Gesellschaft, Staat und Recht, sowie die Stellung der Fremden. Von großem Interesse sind hier die Ausführungen von Geh. Justizrat Prof. Dr. W. Kahl in Berlin über die Frage der Trennung von Kirche und Staat in Deutschland. Kahl verneint die Möglichkeit der „Einführung" dieses Systems, weil das Verhältnis von Staat und Kirche „entsteht", weil es aus inneren und geschichtlichen Lebensbedingungen heraus wird, weil es sich nicht künstlich machen läßt. Kahl schreibt: „Die Lehre von der Religion als Privatsache hat ihre volle Geltung und Berechtigung im Gebiet der individuellen Gewissensfreiheit, sie ist aber für Deutschland keine allgemein gültige Lebenswahrheit im Verhältnis der Religion zur Gesamtheit von Staat und Volk." Kahl weist ferner darauf hin, daß die Trennung in Deutschland bei unseren historisch gewordenen Verhältnissen „ohne schwere politische und kulturelle Gefährdung" nicht durchgeführt werden könne. Gegen die völlige Ausschaltung der Kirche sprechen auch Bedenken wegen mancher wichtigen Aufgaben der Staatspflege, insbesondere würde sich „mit der absoluten Trennung der Kirche vom staatlichen Schulwesen eine der Quellen unserer gesamten

8*

eigenartigen deutschen Kultur schließen". Ein schwer zu beseitigendes Hindernis ist ferner die Tatsache des landesherrlichen Kirchenregiments über die evangelischen Landeskirchen. Das letzte und schwerste Hindernis wird aber gebildet von der Vermögensauseinandersetzung zwischen den Staaten und Kirchen. Da bei der Säkularisation alle beteiligten Staaten die öffentlichrechtliche Verpflichtung übernommen haben, die Kirchen dauernd zu dotieren und da die Ablösung dieser Leistungen eine Unmöglichkeit ist, werden die deutschen Staaten kraft geschichtlicher Notwendigkeiten beim bisherigen System bleiben müssen.

Das dritte Hauptstück behandelt die Momente der Herrschaft und der Verwaltung. Unter den Herrschaftsformen ist dem Anarchismus ein eigenes Kapitel gewidmet. Wenn der Verfasser Professor Eltzbacher in Berlin sein 1900 erschienenes Werk über den Anarchismus neben der Bibliographie von Nettlau als das einzige quellenmäßig bearbeitete Werk bezeichnet, so dürfte das eine Überhebung sein, da seitdem einige gute Bücher über den Anarchismus erschienen sind. Eltzbacher bezeichnet den Anarchismus als einen auf die äußerste Spitze getriebenen Liberalismus, weil der Liberalismus dem Staate einen möglichst kleinen Aufgabenkreis zuweisen will, während der Anarchismus den Staat ganz aus der Welt schaffen und der Sozialismus dem Staate den denkbar größten Aufgabenkreis zuschieben will. Anarchismus und Sozialdemokratie stehen sonach in einem gewissen Gegensatz zu einander. Beide finden sich aber in der Überzeugung zusammen, „daß ein unabwendbarer und ihnen willkommener Umschwung den gegenwärtigen Gesellschaftszustand beseitigen und an seine Stelle einen neuen setzen wird, bei welchem die Produktionsmittel dem Privateigentum des Einzelnen entzogen sein werden." Bei der Schilderung der anarchistischen Systeme und ihrer theoretischen Vertreter hätte Eltzbacher auch den bedeutendsten Vertreter des gewalttätigen Anarchismus, Johann Most, einer Würdigung unterziehen sollen.

Im fünften Hauptstück sind in sieben Abschnitten die einschlägigen Teile der Rechtsprechung dargestellt. Das sechste ist dem Parlamentarismus gewidmet. Wir finden Abhandlungen



über Bedeutung und Aufgaben der Parlamente, über Parteienbildung, über die Geschichte des Parlamentarismus in England, Frankreich, Deutschland und Österreich-Ungarn, ferner Abhandlungen über die parlamentarische Regierung, über Ein- oder Zweikammersystem, über Wahlrecht und Wahlverfahren.

Im siebenten Hauptstück finden die politischen Parteien in Deutschland aus der Feder von Parteischriftstellern, sowie die wirtschaftlichen Bünde: Bund der Landwirte, Deutscher Bauernbund, Hansabund eine mehr oder weniger objektive Darstellung. Von Interesse ist, was Ernst Bassermann in dem Abschnitt über die Nationalliberalen schreibt: „Die nationalliberale Partei bekämpft kraft ihres liberalen Charakters jede einseitige Klassenbewegung einerlei, ob diese ihren Niederschlag in der Sozialdemokratie oder anderweit findet; sie steht im ewigen Kampfe gegen den Ultramontanismns, dessen Weltanschauung dem Liberalismus wesensfremd und feindlich ist. Wie in den romanischen Ländern, so wird auch in Deutschland unbeschadet manches gemeinsamen Arbeitsgebiets der Kampf zwischen Ultramontanismus und Liberalismus bis zum nicht zweifelhaften Siege des Letzteren geführt werden müssen." Die Bekämpfung der Sozialdemokratie durch den heutigen Liberalismus ist natürlich nur eine Phrase, die gemacht werden muß, um wenigstens den Schein zu wahren. Statt Katholizismus steht hier zum Zwecke der Täuschung Ultramontanismus. Die heiße Kulturkampfeslust und Kirchenfeindlichkeit des Liberalismus, dessen linksgerichtete Schattierung nur noch schärfer gegen die katholische Kirche sich verhält, wird hier offen zugegeben. Denn schließlich sind doch die Millionen von „Ultramontanen" in Deutschland wohl auch Katholiken und im „romanischen" katholischen Frankreich hat man beim letzten Kirchensturm zwischen kirchlich gesinnten und ultramontanen Katholiken keinen Unterschied gemacht. Kampf gegen die katholische Kirche gehört zum Wesen des Liberalismus, was Bassermann, der Führer der deutschen Nationalliberalen, im Handbuch der Politik ausdrücklich zu betonen für gut befunden hat. Daß Oberbürgermeister Knobloch in Berlin in dem Artikel über den Hansabund dessen stark antiagrarische Tendenz



hervorkehrt, ist von erfreulicher Offenheit. Dagegen fehlen an der Zeichnung des Gesamtbildes vom Hansabund manche wichtige Züge z. B. die materielle Unterstützung von Wahlkandidaten, die Gegner des Zentrums und der Konservativen sind. Wenn als Ziel des Hansabundes „die Zusammenfassung und Vorwärtsführung des deutschen Bürgertums unter wirtschaftlich einigenden Zielen" bezeichnet wird, so stimmt damit die einseitige parteipolitische Haltung des Hansabundes schlecht überein, während anderseits das Zentrum als die Partei der wirtschaftlichen Einigung aller durch seine Mitglieder vertretenen Volksinteressen für den Hansabund die erwünschteste Parteiform sein müßte. Aus dieser Kennzeichnung geht hervor, daß der Artikel über den Hansabund einseitig geschrieben ist.

Das achte Hauptstück behandelt die öffentlichen Lasten und Schulden in mehreren Abschnitten; weitere Hauptstücke stellen den öffentlichen Verkehr, Handel und Kredit, Urproduktion, Industrie und Gewerbebetriebe dar. Im neunten Hauptstück sind wichtige allgemeine Wirtschaftsfragen behandelt. Unter ihnen ragt besonders hervor die mit zahlreichen Zahlenmaterialien durchsetzte Abhandlung über das deutsche Volk in seinen sozialen und wirtschaftlichen Beziehungen, sowie der Geburtenrückgang in Deutschland aus der Feder des Direktors des Bayerischen Statistischen Landesamts Dr. Zahn. Von der allgemeinen staatsbürgerlichen Erziehung, sowie von dem Einflusse von Moral, Ethik, Religion gegen die derzeitige Rationalisierung des Geschlechtslebens im Sinne einer Fruchtbarkeitssteigerung spricht Zahn als von „mindestens zweifelhaften" Maßnahmen. Da aber der Geburtenrückgang in der Hauptsache eine Sache des Willens und des Gewissens ist und da der sexuelle Präventivverkehr namentlich von der katholischen Kirche als schwere Sünde behandelt wird, ist die Annahme von der Bedeutungslosigkeit des religiösen Momentes im Kampfe gegen den Geburtenrückgang sicher als nicht zutreffend zu bezeichnen.

Im dreizehnten Hauptstück sind die Momente der Selbsthilfe und des Sozialschutzes in ihrer weiten Verzweigung geschildert. Ein weiteres Hauptstück behandelt die Lage der geistigen



Berufe, die liberalen Berufe im allgemeinen, die Ärzte, die Rechtsanwaltschaft, die Beamtenschaft, sowie die Frau in der Wirtschaft des zwanzigsten Jahrhunderts. Das fünfzehnte Hauptstück umfaßt die Abschnitte: Volksschule, höhere Schulen, Hochschulfragen, die Bedeutung der akademischen Seminarien für die Geisteswissenschaften, die Reform des Rechtsunterrichts, Vorbildung des Juristenstandes, die Weiterbildung der technischen Hochschulen, Handelshochschulen, Denkmalpflege und Heimatschutz, Kunstpflege und Kunsterziehung. Leider muß der Abschnitt über Hochschulfragen für Professor Theobald Ziegler in Straßburg herhalten, den Antimodernisteneid als Anlaß zu einem Angriffe auf die katholischen theologischen Fakultäten zu benutzen, deren Weiterexistenz dadurch ernstlich in Frage gestellt sei. Kurz zuvor aber hat Ziegler betont, daß „der Staat und für die theologischen Fakultäten namentlich auch die Kirchen ein Interesse daran haben, daß die künftigen Staats- und Kirchendiener wirklich auch für den Staat oder für die Kirche d. h. in ihrem Sinne und in ihrem Interesse ausgebildet werden! Da aber modernistische Priester gar nicht im Interesse der katholischen Kirche gelegen sind, so ist jeder Angriff auf den Antimodernisteneid von diesen Gesichtspunkten aus hinfällig. Ziegler kann übrigens nicht umhin, anzuerkennen, daß „doch auch die Dozenten der protestantisch theologischen Fakultäten nicht ganz voraussetzungslos und frei“ sind. Er hätte erwähnen dürfen, daß an manchen theologischen Fakultäten die protestantischen Professoren ebenfalls einen Eid leisten müssen. Einen gehässigen Standpunkt nimmt Ziegler gegen die katholischen Studentenkorporationen ein. „Ganz von Übel,“ schreibt er, „sind die konfessionellen Vereine, die als katholische Studentenverbindungen auf unseren Hochschulen immer zahlreicher und zielbewußter werden.“ Sie seien eine nationale Gefahr, „weil sie den für unser konfessionell zerteiltes Vaterland so notwendigen modus vivendi der Konfessionen unter einander erschweren“. Ziegler wünscht, daß diese Korporationen bald wieder verschwinden; verbieten solle man sie nicht, um keine Märtyrer zu machen. Es ist auffallend, daß Ziegler die protestantisch-konfessio-



nellen Verbände des Wingolfs und Schwarzburgbundes übersieht und nur die katholischen Korporationen als konfessionell bezeichnet. Aus diesem Grunde kann er auch gar nicht mitteilen, daß zwischen den katholischen und protestantischen konfessionellen Verbänden auf den Universitäten gar keine Dissonanzen bestehen, daß sogar eine gewisse innere Verwandtschaft infolge des Konfessions- und Antiduellitätsprinzips besteht, die gelegentlich zu freundschaftlichen Beziehungen, zur gemeinsamen Veranstaltung von Kaiserkommersen usw. führt. Als Schreiber dieser Zeilen z. B. in Leipzig bei den Burgunden seine Mütze schwang, bestand zu den farbentragenden protestantischen Verbindungen ein freundschaftliches Grüßverhältnis und es wird auf manchen Universitäten da und dort wohl heute noch so sein. Dagegen kann ein Katholik nicht bei den schlagenden Verbänden der Korps, Burschenschaften und Gesangvereine aktiv sein, weil das Duellprinzip derselben sowie die in ihnen zumeist gepflegte antikatholische Weltanschauung logischerweise und aus Gründen der Selbstachtung dies verbietet. Nicht die katholischen und und protestantischen Studentenverbände in Deutschland schaffen eine konfessionelle Kluft, die vom nationalen Standpunkte aus bedauerlich wäre, sondern die nichtkonfessionellen studentischen Korporationen mit ihrer religiösen Intoleranz zwingen zu einer Studentenabsonderung in konfessionellem Sinne.

Die weiteren Hauptstücke behandeln noch die Polizei und ihre Sicherheitsformen, ferner Grenzlande und Kolonien, während das letzte Hauptstück die politischen Ziele der Mächte in der Gegenwart, also aktuelle Auslandspolitik darstellt. Aus dieser kurzen Inhaltsangabe ist die überaus reiche Fülle des Inhalts des Handbuches der Politik ersichtlich. Sein Wert als Nachschlagewerk und als sicherer zuverlässiger Führer in dem Gewirre der politischen Zeitfragen und Entwicklungstendenzen liegt klar zu Tage. Daran können auch vereinzelte subjektiv gefärbte Darstellungen nichts ändern. Jeder politisch einigermaßen interessierte Mensch wird sich des besprochenen Handbuches mit größtem Nutzen bedienen können.

Sehr empfehlenswert wäre es gewesen, wenn zur Mit-



arbeit auch katholische publizistische oder Gelehrtenkräfte herangezogen worden wären. Dies wäre im Interesse der Parität notwendig und auch in manchen sachlichen Darstellungen von Nutzen gewesen. Die einzige Ausnahme ist ungenügend.

In der Sammlung „Das Weltbild der Gegenwart", welche einen Überblick über das Schaffen und Wissen unserer Zeit in Einzeldarstellungen bieten will, sind zwei Bände politischen Inhalts erschienen, die infolge ihres zeitgemäßen Inhalts und ihrer sachverständigen Darstellungsweise hohe Aufmerksamkeit beanspruchen. Der eine Band befaßt sich mit der **deutschen inneren Politik unter Kaiser Wilhelm II.** aus der Feder von Wilhelm von **Massow** (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 342 S. geb. 7 Mk.). Der Verfasser, der die Entwicklung und Gestaltung unserer inneren Politik vom Standpunkte der Reichspartei aus betrachtet, hat seinen Parteistandpunkt nicht in auffallender Weise hervorgekehrt. Es ist ihm auch gelungen, die politische Geschichte der letzten Jahrzehnte unter großen Gesichtspunkten darzustellen, das Wesentliche herauszuschälen und sich nicht in Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten zu verlieren. Das macht sein Buch wertvoll und dankbar wird man diesen Überblick über Deutschlands innere Politik in der Jetztzeit in ihrer chronologischen Entwicklung von der Ära Wilhelms I. und Bismarcks bis zur Blockpolitik und ihrem Ende verfolgen. Im einzelnen freilich gibt der Verfasser zu zahlreichen Einwänden Anlaß. Was Massow über die Entlassung Bismarcks und das eigene Regiment des Kaisers schreibt, namentlich über die psychologischen Motive zu diesem Schritte Wilhelms II., der ihm heute noch von den extremen Bismarckverehrern nachgetragen wird, ist als sehr zutreffend zu bezeichnen. Verfehlt ist das Kapitel über das Zentrum. Da Massow von zänkischer Parteipolitik abrückt, hätte er auch bezüglich des Zentrums einen gerechteren und vornehmeren Standpunkt wahren dürfen. Er schreibt allen Ernstes: „In politischer Beziehung bedeutete die Wirksamkeit des Zentrums die Erziehung zu **völliger Grundsatzlosigkeit.** Nur das Bestreben, die Macht der katholischen Kirche in der Politik geltend zu machen, gab — ganz außerhalb des farblosen



und phrasenhaften politischen Parteiprogramms — immer eine unausgesprochene praktische Richtschnur auch in rein politischen Fragen. Diese Richtschnur ... bestand in der konsequenten Bekämpfung aller derjenigen politischen Entwicklungsmomente, die eine Abschwächung der konfessionellen Gegensätze verursachen konnten." Dieser Vorwurf muß als sehr ungewöhnlich bezeichnet werden. Das Zentrum ist in seinem ganzen Wesen aufs tiefste in der Weltanschauung des Christentums verankert. Diese ewigen Grundsätze sind ausschlaggebend für seine politische Haltung. Wenn das Zentrum im konfessionell gemischten Reiche die schwer verletzten Interessen der Parität zu Gunsten des katholischen Volksteils wahrgenommen hat, so war das eine Lebensnotwendigkeit. Das Zentrum hat bis zur Stunde nichts getan, was die konfessionellen Gegensätze verschärft hätte. Und wenn Massow von einem farblosen und phrasenhaften politischen Parteiprogramm spricht, so scheint er die hervorragende Mitwirkung des Zentrums an allen großen gesetzgeberischen Fragen, von der Sozialgesetzgebung bis herauf zur letzten Reichsfinanzreform, so scheint er die soziale und politische Wirksamkeit des Zentrums in der Bekämpfung der Sozialdemokratie, sowie die Erfüllung nationaler Aufgaben sehr geringwertig einzuschätzen. Massows Zeichnung des Zentrums ist verzerrt. Er irrt auch noch in einem anderen Punkte. Er hält es für ein Verdienst Bismarcks, „daß sogar nach der groben und plumpen Zurückweisung des designierten deutschen Botschafters, des Kardinales Prinzen Hohenlohe durch Pius IX. die Brücken zum Vatikan nicht ganz abgebrochen wurden". In Wahrheit muß das Verhalten Bismarcks als rücksichtslos und plump bezeichnet werden. Kardinal Hohenlohe galt in Berliner Hofkreisen als reif zum Übertritt zum Altkatholizismus. Man war der Annahme, er werde sich an die Spitze der Los-von-Rombewegung stellen. Diesen Mann glaubte Bismarck dem Papste als diplomatischen Vertreter Deutschlands in Rom zumuten zu können. Ferner hat Bismarck den Kardinal einfach zum Botschafter ernannt, ohne, wie das bei diplomatischen Ernennungen üblich ist, vorerst wegen der Genehmheit des Kandidaten anzufragen. Daß der



Papst unter diesen Umständen natürlich Hohenlohe ablehnte, wird jeder gerecht urteilende Mensch einsehen. Von solchen kleineren Ausstellungen an dem Buche abgesehen, bietet es eine Darstellung der inneren deutschen Reichspolitik, die unter Herausschälung der wichtigsten Ereignisse und Entwicklungstendenzen ein gutes Orientierungsmittel für politische Kreise bildet. Massow schenkt den Parteien, den finanzpolitischen Verhältnissen, den wirtschaftlichen, sozialen und militärischen Fragen, der Polenfrage, der Blockpolitik usw. sein Augenmerk, stets bestrebt, ein klares Bild von der tatsächlichen Lage der Dinge und von den treibenden Motiven im inneren politischen Leben unseres Volkes zu entwerfen. In der zu erwartenden Neuauflage dürfte sich die Ausmerzung der gerügten Mängel empfehlen.

Ein vortreffliches Seitenstück zu Massows Buche sind die Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart von J. J. Ruedorffer (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 252 S. geb. 6.50 Mk.). Hinter dem Namen des pseudonymen Verfassers verbirgt sich ein bedeutender Kenner unserer weltpolitischen Zustände, der von hoher Warte aus, gestützt auf reiche Erfahrungen und mit klarem Blicke die Weltpolitik der Gegenwart in ihren problematischen Schwierigkeiten, ihrer komplizierten Sachlage und ihren zu Tage tretenden Entwicklungstendenzen zeichnet. Bei der ungeheuren Verworrenheit der politischen Verhältnisse ist es natürlich selbstverständlich, daß der Verfasser sich seiner Aufgabe nur in ihren Grundzügen erledigen konnte. Zwei Grundtendenzen bilden für Ruedorffer den Inhalt der gegenwärtigen Weltpolitik, die nationale und die kosmopolitische. Diese beiden Tendenzen beleben das politische Getriebe. Sie sind der gestaltende Faktor für die politische Konstellation der Gegenwart. Es ist nun ein großer Vorzug des vorliegenden Buches, daß es sich bei seinen Darlegungen auf die konkreten Verhältnisse und Tatsachen der internationalen Politik stützt. Es muß hinter dem Verfasser ein sehr sachkundiger und vortrefflich orientierter Diplomat stecken, der die nächsten Absichten und die ferneren Ziele der deutschen Politik wie auch die Verhältnisse der anderen Staaten aus genauer Anschauung kennt.



So kann man z. B. die Schilderung der politischen Verhältnisse in Österreich-Ungarn als ein Meisterstück bezeichnen. Die zentrifugalen Kräfte in Österreich-Ungarn, das Anwachsen der nationalen Tendenzen haben in vielen Köpfen die Ansicht von der baldigen staatlichen Auflösung dieses Völkerkonglomerats herausgebildet. Der Verfasser weist auf die zentripetalen Kräfte hin, ohne welche dieses Völkerchaos längst auseinandergefallen wäre, denn das Band der Dynastie an sich hätte nach seiner Anschauung auch bisher allein nicht ausgereicht. Es sind unter den Völkern Österreich-Ungarns Sonderinteressen wirtschaftlicher, ideeller und politischer Natur lebendig, welche sowohl die Einzelindividuen wie ganze Völker an die Einheit des Staates fesseln. Ohne die Monarchie z. B. hätten die Polen keine staatliche Existenz, bis zu einem gewissen Grade auch die Ungarn und die Tschechen. Für diese alle ist das Bestehen einer Großmacht Österreich-Ungarn eine nationale Existenzbedingung. Ja man kann sogar sagen, die stärkste und verlässigste Stütze finde die Monarchie gerade in dem Lebenswillen der nationalen Völkerschaften.

Der Verfasser behandelt naturgemäß auch den Einfluß der kosmopolitischen Tendenzen in der Gegenwart auf die Weltpolitik. Eine solche kosmopolitische Macht ist u. a. die Religion, deren verschiedene Formen in ihren Beziehungen zu der nationalen Tendenz untersucht werden. Theoretisch ist die katholische Kirche die kosmopolitische Organisation κατ' ἐξοχήν. Aber in der Praxis liegen die Verhältnisse ganz anders. Man bekämpft das deutsche Zentrum, die politische Organisation der Katholiken, als international gesinnt. Ruedorffer weist diese Phrase von sich. Wenn er schreibt, daß die ganze Entwicklung der Zentrumspartei eine Bekehrung zur nationalen Idee sei, so ist die Voraussetzung falsch, als ob in dem nationalen Bewußtsein der deutschen Katholiken ein solcher Umschwung erst notwendig geworden wäre. Das kraftvolle Widerstreben gegen die Protestantisierungsabsichten der Kulturkampfsära ist nicht antinational, sondern sehr berechtigt gewesen. In Anbetracht der traurigen Tatsache, daß keine Reichstagsnachwahl seitens der Liberalen



ohne das verlogene Hetzgeschrei von der antinationalen Gesinnung der deutschen Zentrumswähler sich mehr vollziehen kann, sei das Urteil des Verfassers hier festgehalten, der schreibt: „Die Zentrumspartei hat die ganze Rüstungspolitik, die maritime wie die militärische, des letzten Jahrzehntes mitgemacht, ja ohne sie wäre diese Politik parlamentarisch kaum möglich gewesen. Sie kann heute mit Recht den Zweifel an ihrer nationalen Gesinnung als Beleidigung ablehnen." Da gute Bücher über die Weltpolitik ziemlich selten sind, darf Ruedorffers Werk in Anbetracht seiner großzügigen Durchführung, seiner steten Fühlungnahme mit den konkreten Verhältnissen der Wirklichkeit, im Hinweis auf die große Klarheit der Darstellungsweise und die erstaunliche Sicherheit der Urteilsfällung als ein ausgezeichneter Führer durch die weltpolitischen Verwicklungen der Gegenwart und ihre treibenden Kräfte bezeichnet werden.

Von der praktischen Politik hinweg führt uns Franz Staudinger in seinen Kulturgrundlagen der Politik hinüber zu Fragen der Sozialpolitik (Jena, Eugen Diederichs 1914. 2 Bde. geb. 4.50 bezw. 5.50 Mk.). Der sozialistisch gerichtete Verfasser sucht in Geistreicheleien wie in brauchbaren Anregungen die Errettung aus den kapitalistisch-grundrentnerischen Wirtschaftsformen mittelst der Organisation von Käuferkartellen herbeizuführen. Die Volksmassen aller Stände und Parteien könnten bei entsprechender Einsicht und Organisation „als Käufer ihre ungeheuren wirtschaftlichen Machtmittel zusammenballen". Diesen Zusammenschluß zu Käufergemeinschaften, seine wirtschaftliche Möglichkeit und seine kulturellen Folgen klarzulegen, ist der Zweck des Buches. Dieser Grundgedanke ist ja nicht neu, und wer ihn für aussichtslos hält, dem bietet das Buch doch manche Anregung. Eine bessere Wirkung hätte der Verfasser erzielt, wenn er seine Gedankengänge in logischer Folge und streng sachlich entwickelt hätte. Aber er greift mehr als notwendig auf weitabliegende Dinge, auf Weltanschauungsfragen zurück, die in gar keinem oder doch nur einem höchst losen Zusammenhang mit dem Thema stehen, wie z. B. das Zerrbild über Kirche und Zentrum. Etwas weniger sozialistischer apologetischer



Eifer hätte das Buch zu einem wertvollen Werkchen über soziale Fragen gemacht. Es wird einige Theoretiker interessieren, im übrigen aber belanglos bleiben.

Den Titel „Schriften zur Soziologie der Kultur" führt eine Serie neuer Bücher, welche Alfred Weber in Heidelberg bei Eugen Diederichs in Jena herausgibt. Es handelt sich dabei um Monographien, über die äußeren Formen der Organisation unserer Kultur, über Kulturinteressen sozialer Bevölkerungsschichten, über allgemeine Kulturtendenzen und kulturelle Erscheinungsformen im wirtschaftlichen, politischen oder religiösen Leben. Es stehen z. B. Arbeiten in Aussicht über die bildende Kunst in einer modernen Industriestadt, über die Soziologie des Witzblattes, über die soziale Herkunft der geistigen Führer usw. Der erste erschienene Band behandelt die Beziehungen zwischen Individuum und Gemeinschaft in der Kulturorganisation des Vereins. (1913, 3.50 geb. 4.70 Mk.) Der Verfasser Hans Staudinger hat den Werdegang dieser Beziehungen an der musikalisch-geselligen Organisation dargestellt. Er schildert die Pflege der Musik auf der Grundlage des Vereins im Mittelalter, zur Reformationszeit bis herauf zur Liedertafel, zum modernen Gesangverein. Er zeichnet stets die Struktur der Zeit und ihre Umbildungen im Zusammenhang mit dem Vereinsgedanken und bringt die Bedeutung dieser Gesangvereine als kulturellen Faktor klar zur Darstellung.

Eine hochinteressante Studie bringt der zweite Band, nämlich eine sozialwissenschaftliche Monographie über General Booth und seine Heilsarmee unter dem Titel Der Salutismus von P. A. Clasen. (1913, 4.50 geb. 5.70 Mk.) Dieses Buch ist unstreitig das beste Werk, das wir zur Zeit in deutscher Sprache über die Heilsarmee besitzen. Der Verfasser hätte den Umfang wohl kürzer fassen können, allein dann wäre man um viele interessante Materialien über die Heilsarmee gekommen, die man nicht gerne vermissen möchte. Der Verfasser hat das Thema nach sozialgeschichtlichen, rassen- und kulturpsychologischen Gesichtspunkten bearbeitet. Eine reiche Literatur ist benützt worden, was im Zusammenhalt mit dem Ernste und dem Interesse des



Verfassers an diesem reizvollen Thema, mit jahrelangen persönlichen Studien zu einem wirklich wertvollen Buche über die Heilsarmee führte. Die Heilsarmee ist eine sozialcaritative Erscheinung der modernen Kultur, die heute infolge ihrer großen Verbreitung und ihrer vortrefflichen sozialen und caritativen Leistungen natürlich nicht mehr als lächerlich oder als eine der vielen protestantischen Sekten kurzhin abgetan werden kann. Die Heilsarmee will eine Streitmacht von Männern und Frauen sein, die im Sinne des Christentums Nächstenliebe üben wollen. Ihre Organisation ist militärischer Natur. Sie hat Offiziere in den verschiedensten Abstufungen, Uniformen, grundsätzlich keine Gehälter, sondern sie gewährt nur den Unterhalt und macht ihren Offizieren die größte Bedürfnislosigkeit zur Pflicht. An der Spitze steht der General, der die höheren Offiziere ernennt und die höchste Instanz für die Auslegung der Aufgaben und Ziele der Heilsarmee bildet. An Offizieren zählt die Heilsarmee heute 16000. Sehr sorgfältig gegliedert ist ihr Finanzwesen. Die Haupteinnahmen rühren her von den kleinen Beiträgen. Alljährlich wird ein Budget aufgestellt, ferner wird eine Quartalsbilanz in einer Soldatenversammlung verlesen zur Kontrolle. Außergewöhnliche Einnahmequellen bilden die „Selbstverleugnungswoche“ und das „Erntedankfest“, wo durch persönliche Entsagung und durch Kollektieren z. B. im Jahre 1911 fast 3½ Millionen Mark eingenommen wurden. Es gibt ferner eine Heilsarmeetreubank mit einem Jahresumsatz von 6¼ Millionen Mark. Am bedeutendsten ist der Gewinn aus der Handelsabteilung der Armee. Uniformen, Musikinstrumente, Frauenhüte werden selbst gemacht und damit Handel getrieben. Sonstige Wohltätigkeitseinrichtungen, Erholungsheime für die Offiziere, eine Lebensversicherungsbank, Pensionsfonds usw. ergänzen die finanzielle Ausgestaltung der Heilsarmee.

Was die Religion der Heilsarmee anlangt, so ist sie nach einem Ausdrucke eines Kriegsrufes „auf allgemeiner christlicher Grundlage konfessionslos“. Die dogmatische Form fehlt, die „lebendige Tat“ ist alles. Die Bibel und die persönliche Inspiration bilden die Glaubensquellen. Die Kirchengemeinschaft



ist nur ideell. Im Gegensatz zum Luthertum gibt es ohne Bußwerke keine Rettung. Die „Glaube nur Theorie" wird auf das entschiedenste verworfen. Die Heilsaneignung, die „Rettung" ist das wichtigste Moment in der Heilsarmee. Die Marienverehrung wird nicht abgelehnt, wenn auch von einer Förderung derselben keine Rede sein kann. An das sittliche Leben der einzelnen Salutisten stellt die Heilsarmee die höchsten Anforderungen. Der Kerngedanke ihrer Ethik ist die Barmherzigkeit, „die Hingabe des ganzen Wesens, um Gutes zu tun und andere glücklich zu machen". Der Heilsarmee den Charakter einer christlichen Gemeinschaft absprechen zu wollen, wäre zu weit gegangen. Neben der Übertretung des Dekalogs hält der Salutist auch den Gebrauch von berauschenden Getränken und Tabak für Sünde. Jeder Salutist muß die Kriegsartikel mit dem Verbote des Alkohol- und Tabakkonsums unterzeichnen. Ein sehr wichtiges Moment ist auch die Gesundheitshygiene, die Vorschriften für Mäßigkeit, für gute Wohnungen, die Hinneigung zu reiz- und fleischloser Kost, die Freude an Wasser, Luft und Licht, an einfacher Kleidung usw. Ehelosigkeit und Ehe sollen danach bemessen werden, wie man am besten Gott dienen und am meisten Seelen gewinnen kann. In der Ehe soll weder Mann noch Frau, sondern die Liebe herrschen, in der Kindererziehung ist der Gehorsam das Wichtigste. Die Sorge für die Dienstboten soll Gewissenssache der Herrschaften sein. Die Heilsarmee ist ferner ein erklärter Feind des Sozialismus. Der ewige Völkerfrieden gepaart mit Verwerfung von Krieg und Duell ist eine Sehnsuchtsforderung der Heilsarmee. Entsagung irdischer Genüsse ist Hauptinhalt der Ethik der Heilsarmee; der Besuch von Theatern, Bällen, Konzerten, kurz Versammlungen zum Zwecke des Gewinnes oder Vergnügens ist verboten; auch Kunst und Wissenschaft müssen unmittelbar im Dienste Gottes stehen. Auch das Zeitungslesen muß mit Maß geschehen, weil es dem Salutisten sonst zur „Schlinge" wird. Auch von einer Art Liturgik kann man bei der Heilsarmee sprechen. An Stelle des Gottesdienstes treten Versammlungen sowohl auf den Straßen wie in den Hallen, welche sich durch bizarre Dinge auszeichnen.



Sakramente hat die Heilsarmee nicht mehr, auch die Taufe ist abgeschafft worden. Hochzeiten werden mit feierlichem Zeremoniell begangen. Die Begräbnisfeierlichkeiten sind eher fröhlicher als trauriger Natur, denn der Tod eines treuen Heilssoldaten ist weiter nichts als „eine Beförderung zur himmlischen Herrlichkeit."

Aus dem Abschnitt über die Geschichte der Heilsarmee in allen Kulturländern geht hervor, daß es keine Übertreibung Professors Dr. von Kolde ist, wenn er behauptet: „Solange das Christentum besteht, hat es noch keine in ihm und aus ihm entstandene Bewegung gegeben, die in so kurzer Zeit so kolossale numerische Erfolge aufzuweisen gehabt hätte als die Heilsarmee." Die Heilsarmee hat sich heute in allen Erdteilen festgesetzt. Mit Ausnahme von Rußland, Österreich, Spanien, Palästina, der Türkei und den Balkanstaaten ist sie so gut wie überall verbreitet. Die sozialreligiösen Vorbedingungen für das Entstehen der Heilsarmee waren günstig, indem soziale und caritative Notwendigkeiten seit Jahrzehnten nach Erfüllung schreien. Der Verfasser entwirft ein großzügiges Bild davon, was der Katholizismus und der Protestantismus auf diesen Gebieten in den letzten Jahrzehnten geleistet haben und zeigt die Lücken, in welche die Heilsarmee mit Erfolg einspringen konnte. Von großem Interesse sind sodann die sozialgeschichtliche Darstellung des Lebensganges des Gründers der Heilsarmee, sowie die sozialkulturellen Betrachtungen des Booth'schen Lebenswerkes, das in der Hauptsache in caritativen und altruistischen Ideen die Wurzeln seiner Kraft besitzt. Diese Ideen wurden in staunenswerter Weise in die Tat umgesetzt. Das Ungewöhnliche, aber Sieghafte in der Liebestätigkeit der Heilsarmee besteht in dem Umstande, daß sie sich der Verlassensten, Verworfensten und Hoffnungslosesten unter den Menschen annimmt. Sie holt die Trunkenbolde aus der Gosse, die Dirnen aus dem Sumpfe, die Obdachlosen von der Straße und die Selbstmörder vom Abgrunde der Verzweiflung. Es gehört ein ungeheurer Optimismus, ein großes Gottvertrauen und ein starker Opfermut dazu, den Kampf mit so unendlich vielem Elend und Verzweiflung aufzunehmen. Und es ist ihr gelungen, ein sehr großes Stück Jammer in der Welt auszulöschen

und Tausende und Abertausende von untergehenden Menschen wieder für ein zweckvolles Dasein umzuformen. Man beachte folgende sozialcaritative Leistungen der Heilsarmee nach ihrem Bestande im Sommer 1912. Sie zählte auf der ganzen Erde 259 Nachtherbergen, Suppenküchen, Arbeiterhotels, 183 Arbeitsheime, 51 Arbeitsnachweise, 18 Häftlingsheime, 9 Trinkerrettungsheime, 86 Kinderkrippen und Kinderheime, 117 Magdalenenheime, 24 Entbindungsheime, 8 Hebammenposten, 138 Slumposten (in den Vorstädten), 22 Farmen und Ansiedlungen, 11 Spitäler und Apotheken, 3 Altenheime und 75 andere Sozialeinrichtungen (Antiselbstmordbureaus usw.), im ganzen 1004 Werke sozialer Tat. Hiezu kommen noch 11 Nachforschungsämter für Verschollene und 10 Seemanns- und Militärheime. Man darf dem Verfasser für seine ausgezeichnete Monographie über die Heilsarmee sehr dankbar sein. Er hat sie mit sichtlicher Liebe, aber nicht in subjektiver Voreingenommenheit geschrieben; auch steht er dem Katholizismus mit wohlwollendem und gerechtem Urteil hinsichtlich seiner sozialcaritativen Leistungen gegenüber.

In der genannten Sammlung ist ferner erschienen eine Studie zur Soziologie des Kino von Emilie Altenloh, welche das Wesen der Kinounternehmung und die sozialen Schichten ihrer Besucher zum Gegenstande hat. (Jena, Eugen Diederichs 1914. 103 S., geb. 3.50 Mk.) Auch diese Arbeit ist mit Freuden zu begrüßen. Der Kino ist heute ein Kulturfaktor, wenn auch mit zweifelhaftem Einschlage, geworden. Die technische Möglichkeit, alle Ereignisse und Begebenheiten des menschlichen Lebens im Lichtspieltheater in größter Naturtreue vor Augen führen zu können, hat den Kino wie mit einem Zauberschlag in den Mittelpunkt des Volksinteresses versetzt. Als Phantasieerreger und Träger aller nur darstellbaren Tendenzen kommt dem Kino naturgemäß eine große kulturelle und volkserzieherische Bedeutung zu, die bisher nach der negativen Seite allzu sehr in den Vordergrund getreten ist. Überall ertönt der Ruf nach der Kinoreform, und die Kulturstaaten sind damit beschäftigt, im Hinblick auf die Volksgesundheit und Volkssitt-



lichkeit die rechtlichen Grenzen für das gesamte Kinowesen abzustecken. Vom soziologischen, kulturellen und rechtlichen Standpunkte aus stellt das vorliegende Werk eine wertvolle Gabe dar. Die Verfasserin führt die Technik des modernen Kinos in seiner Entwicklung vor Augen, sie erörtert die Hauptgesichtspunkte der wirtschaftlichen Organisation, die Konkurrenz für die Theater, den neuen Beruf der Kinoschauspieler und ihre soziale Lage, sie beschreibt die verschiedenen Arten der Kinoaufnahme und legt die wichtigsten gesetzgeberischen Momente: Zensur, Kinderverbot, Steuern in ihren bisherigen Versuchen dar. Eine umfangreiche Enquête hat es der Verfasserin ermöglicht, auch in die Gefühlswelt, in die Beziehungen des Publikums zu den Kinematographentheatern uns einen interessanten Einblick tun zu lassen, indem sie die Antworten von Mannheimer Knaben, Mädchen, Arbeitern, Landbewohnern, Arbeiterfrauen, Handwerkern, kaufmännischen Gehilfen und sonstigen Berufsschichten in Ergänzug ihrer eigenen Beobachtungen und Umfragen wiedergibt. Für die naturpsychologische Bedeutung der Kinos, für ihren Einfluß auf das Volksgemüt und sonstige wichtige Interessen am Kino sind diese Ausführungen ebenso unterhaltend als lehrreich. In Anbetracht der Neuheit der Kinos gebührt der wertvollen und ziemlich erschöpfenden Monographie hohe Beachtung.

XI.

Ist Hugo Grotius katholisch gestorben?

2. Wichtige Zeugnisse für seine Rückkehr.

Wir wenden uns nun der Schrift des Holländers Cornel Broere zu. Sie gehört gewiß zu dem Besten, was über die Konversion eines berühmten Mannes geschrieben worden ist. Wie wenige wissen etwas von dem gelehrten Theologen, der zu seiner Zeit so viel zur Wiederbelebung des Katholizismus in Holland gewirkt hat! Wie hoch seine Freunde und Schüler ihn schätzten, beweist die Grabschrift, die sie für ihn verfaßten: „Quidquid tetigit ornavit“.

Während seine Vorgänger auf katholischer Seite sich hauptsächlich darauf beschränkten, Zeugnisse für die katholische Gesinnung des Grotius in seinen Schriften aufzufinden, faßt Broere den ganzen Mann ins Auge. Er sucht vor allem seinen geistigen Entwicklungsgang darzustellen, wie er sich ergibt aus der Führung der göttlichen Vorsehung, aus den Zeitumständen und aus des Grotius Mitwirken mit diesen Faktoren. Broere charakterisiert zuerst die Zeit, in der Grotius lebte, als den Ausgang der ersten Periode des Protestantismus. Die zwei Hauptprinzipien der Reformation, die Lehre von der Unfreiheit des menschlichen Willens und von der „Bibel allein“ hatten sich als unhaltbar gezeigt. Aus der Reaktion der menschlichen Vernunft einerseits, aus dem starren Festhalten und konsequenten Weiterführen der Lehren der Reformation andererseits, ergaben sich jene Kämpfe, in die Grotius die ganze Zeit seines Lebens verwickelt war. „Wenn es wahr ist“, sagt Broere, „daß jede Zeit sich besonders in den großen Männern ausprägt, die sie hervorbringt, so darf man auch geneigt sein, in Grotius das volle Gepräge seiner Zeit zu finden. Und in der Tat ist der



bessere Zeitgeist wohl nie klarer, prächtiger zum Ausdruck gekommen, als in ihm!"[1])

Ohne Broeres geistreichen Ausführungen weiter folgen zu können, wollen wir nur hie und da einige Ergebnisse derselben hervorheben, so sagt er: „Wir haben bis jetzt gezeigt, wie Grotius durch die von Uitenboogaart erhaltene Erziehung, durch sein Wissen und seine klassische Bildung bald der Erkenntnis von dem sittlichen Werte und der Freiheit des Menschen sich erschloß; wie er dann in die remonstrantischen Streitigkeiten verwickelt und dadurch für gewisse Punkte Verteidiger der katholischen Wahrheit wurde, gleichzeitig aber in der Folge dann auch über andere katholische Prinzipien Licht erhielt."[2]) Weiter sagt Broere: „Im allgemeinen waren es die historischen Seiten des Christentums, die Zeugnisse der Jahrhunderte, die offenbare Ordnung, der Friede, die Einheit der christlichen Kirche, was Grotius zur Wahrheit hinzog."[3])

„Ist nun sein Fortschritt also zu verstehen, daß er in Folge dieser sehr guten Anfänge die Wahrheit langsam entdeckte, erst eine Lehre, dann die andere, bis er sie alle für wahr erkannte? Man wird bald erkennen, wie die Veränderung seiner Denkweise nicht in dieser Weise stattfand. Wir wollen es dahin gestellt sein lassen, in wieferne es möglich ist, daß jemand, mit geringeren Geistesgaben ausgerüstet als er, bereits viele Lehren der Kirche für wahr hält, ohne gleichwohl die ganze Lehre zu erfassen. Ein Mann wie Grotius war solcher Halbheiten nicht fähig. Die Erkenntnis der einzig wahren Kirche, welche bei großen Geistern durchgängig mit vollem Verstandesbewußtsein vor sich geht, kann in dieser Beziehung mit der Entdeckung eines Systems verglichen werden. Die Entdeckung geht niemals langsam. Der Geist kommt nicht so dazu, daß er erst das Eine, dann das Andere findet. In einem solchen Systeme stellen die Teile schon das Ganze und stellt das Ganze schon die Teile dar. Alles ist da von einem und demselben Leben durchdrungen und

1) Hugo Grotius Rückkehr zum katholischen Glauben S. 6.
2) A. a. O. S. 46. 3) A. a. O. S. 47.



nach demselben Bilde geformt. Die Erkenntnis oder Entdeckung desselben kann folglich nicht stückweise erfolgen, ist keine Aufstapelung von halben Gedanken, kein Zusammenkneten dunklen Tons zu einem Bilde, das allmählich lichter wird. Vielmehr wird die Erkenntnis, gleichwie ein klarer durchsichtiger Krystall auf einmal seine Winkel und Quadrate schießt, im glücklichen Augenblicke ganz geboren: es setzen sich die Grundzüge, welche denselben ausmachen, für immer fest in klarer Strahlung, glänzen aber dabei in gegenseitigem Strahlenwurf. Als darum für Grotius der rechte Augenblick gekommen war, sehen wir ihn nicht allein in Folge seines historischen Sinnes mit der Lehre von dem Papste beginnen, sondern gleich so Vieles annehmen, daß man die Entstehung eines ganzen Systemes darin erkennt. So erfaßt das Genie immer die Wahrheit. Aus demselben Grunde, weshalb ein System so eins und darum so einzig ist und ein wohl zusammenschließendes Ganze ausmacht, kann man lange, sehr lange um dasselbe herum irren und demselben stetig näher kommen, ohne es zu erreichen. Allein die Annäherung ist noch kein halbes Begreifen eines Systems und, wie wir sagten, Grotius erkennt nicht das eine Dogma nach dem andern. Sein Fortschritt ist eine lediglich steigende Beseitigung von Hindernissen, wachsendes Losmachen vom Irrtum; es keimen Neigungen in seinem Geiste, Wünsche in seinem Herzen, es machen sich Wahrnehmungen und gewisse Analogien geltend, deren Urbild er einst erkennen soll. Solche und ähnliche Vorläufer — wer kann sie alle nennen oder auch nur ahnen? — sendet die von Gott geoffenbarte Wahrheit, ehe sie die Seele zur unauflöslichen Vermählung zuläßt, oder vielmehr nötigt."[1])

Broere stellt sich nun die Frage, wie Gottes Vorsehung in Grotius äußeren Geschicken sich zeigt. Als Antwort darauf läßt er uns, sozusagen von einer Höhe herab, den Weg überblicken, den Grotius wandeln wird, um zur Erkenntnis der Wahrheit zu gelangen. Das ganze übrige Buch ist nur bestimmt den wissenschaftlichen Nachweis zu liefern, daß der

1) A. a. O. S. 47, 48.



Verfasser mit seinen Aufstellungen im Rechte ist. Wir können diese Führung der Vorsehung nicht besser zeigen, als mit des Verfassers eigenen Worten:

„1. Die Umstände führen ihn zur Erkenntnis der menschlichen Freiheit, der Grundlage der katholischen Lehre, wenn sie dem Protestanismus gegenüber streng ins Auge gefaßt wird. 2. Dabei lief er große Gefahr, nur die menschliche Seite des Christentums festzuhalten und von der göttlichen abzusehen. Aber die Schriften Socins und der Gegner desselben fallen ihm in die Hände und er verteidigt Christi Verdienste und Opfertod, wodurch ihm denn auch die andere, das heißt die göttliche Seite des Christentums vor Augen tritt und das Gleichgewicht der Wahrheit festgestellt wird. 3. Noch schlummern die Prinzipien und er will Frieden mit den Kalvinisten. Alsdann lernt er diese kennen, er sieht, wie sie sind, und erlangt die stets mehr bewußte Überzeugung, daß auf dem eigentlichen protestantischem Gebiete Friede und Einheit unmöglich sind. 4. Diese Überzeugung veranlaßt ihn, zur weltlichen Gewalt seine Zuflucht zu nehmen. Er will dem Staate ein kirchliches Ansehen zugeschrieben wissen, um dadurch eine Ordnung und einen Frieden herbeizuführen, der durch Diskussionen nicht zu erzielen war. Aber Prinz Moriz bringt ihn zu der Einsicht, was das zu bedeuten hat und wie sehr das Kriegsschwert, das Blut vergießt und tötet, von dem mit apostolischer Autorität geführten Schwert verschieden ist, das in das Herz dringt, um Leben zu schenken. 5. Obwohl er die Reformatoren der Übertreibung beschuldigt, so denkt er doch nicht daran, daß die Lehre, welche er verabscheut, nicht allein die Lehre Kalvins, sondern auch Luthers und Zwinglis, sowie das Prinzip der Reformation überhaupt ist. Aber die Synode von Dortrecht schreibt das Prinzip unter seinen weinenden Augen nieder, und so erscheint es ihm als die Lehre der Leidenschaften, die ihn verfolgen, als die Lehre des Aufruhrs und der Gewalt, der er weichen muß, als die eigentliche Lehre der Reformation, die in seiner Umgebung wieder auflebt und die er meist darum verurteilen sollte. 6. Er wird um der Wahrheit willen, die er bekannte und des Rechts wegen,

das er verteidigte, in den Kerker geworfen. Gab es ein Mittel, das ihm eine tiefere Empfindung beibringen konnte? Das ihn mehr darauf hinführen mußte, in Gott Trost nnd Hilfe zu suchen? Das seinen Geist stärker zum Nachdenken anregen und seinem schwachen Charakter mehr Energie geben mußte? 7. Er entfloh und verließ sein Vaterland und kam dadurch nicht allein heraus aus dem Sektenstreite, sondern auch unter Katholiken, die seine Wohltäter wurden. Er lernte die Priester, die Jesuiten, die er so sehr verachtet, kennen und unmerklich die tiefen Vorurteile ablegen, die ihn gefangen gehalten hatten. 8. Die Gemütsbewegung, die er überstanden, die reinere Luft, die er einatmete, die Erfahrung, die Gelegenheit, alles wirkte auf die Entwicklung seines Geistes. Da breitete er seine Adlerschwingen aus und schrieb seine schönsten und ruhmreichsten Werke. Die Richtung, die er dabei festhielt, ist diejenige, in welche menschliche Wissenschaft ausläuft: die abstrakte Weisheit, und Grotius will — obschon er ihre Lehre nicht annimmt, selbst die Sozinianer in die Einheit und den Frieden des Christentums aufnehmen. Allein dadurch erhält er nichts destoweniger eine größere formelle Entwicklung, vergaß die protestantische Einseitigkeit und den Irrtümern ward Abbruch getan. Es findet hier einige Ähnlichkeit mit der Wirkung der Philosophie als Vorbereitung auf das Christentum und dessen Triumph über den Götzendienst statt. 9. Endlich gelangt er zu hohen politischen Stellungen, wird schwedischer Gesandter in Paris, und während er keine Ruhe in der abstrakten Allgemeinheit fand, wo er statt einer Genossenschaft mit Allen auf die Einsamkeit seiner eigenen Gedanken angewiesen war, sieht er die Dinge mehr in der Nähe, lernt das Bedürfnis der Welt kennen, welche positive Prinzipien für den Glauben und die Ordnung verlangt, also von Abstraktionen nicht leben kann. Ein Staatsmann ist von Natur Feind von Abstraktionen, besonders, wenn er das Herz eines Grotius in sich trägt. Er muß weiter fort, höher hinaus, und das ist der entscheidende Augenblick. 10. Denn über dem Meere der abstrakten Allgemeinheit schwebt die Sonne der Unendlichkeit.

Noch einmal beginnt er zu suchen, schaut um und über sich: dann trifft seine Augen plötzlich das Licht!"[1])

Wir können hier dem Verfasser leider nicht weiter folgen und müssen es dem Leser überlassen Broeres Werk selbst zu studieren, es wird ihm ganz gewiß einen seltenen Genuß verschaffen.

Grotius suchte sein ganzes Leben lang nach der Wahrheit; als seine Lebensaufgabe sah er die Wiedervereinigung der getrennten Christenheit an. Aber er erkannte lange Zeit über nicht, daß die Wahrheit allein in der katholischen Kirche zu finden sei, und daß nur durch die Vereinigung mit derselben der Friede und die Einheit wieder hergestellt werden könnte. Broere ist überzeugt, daß Grotius nicht schwankte, ob er Katholik werden sollte, er dachte einfach nicht daran. Erst in den letzten Jahren seines Lebens fand in dieser Beziehung eine Änderung statt. Zwei Faktoren wirkten hier vor allem mit, seine Freundschaft mit katholischen Priestern und seine Studien über jene Stellen des Neuen Testamentes, die sich auf den Antichrist beziehen.

„Mehr und mehr", sagt Broere in Bezug auf seine katholischen Freunde, „übte dieser Umgang einen entscheidenden Einfluß auf ihn aus. Er selbst sagt, daß er dadurch innerlich verändert worden, und als er meldet (1642), daß sein Freund Cordesius[2]) gestorben, nachdem er ihn oftmals vermahnt Katholik zu werden, kommt dessen Rat ihm mindestes sehr annehmbar vor. Nun aber ist es ein Mann, mit dem er in Umgang und Verkehr kam, der für eine Menge anderer genügen konnte, ein Mann, der nicht minder der Ruhm seiner Zeit war als Grotius, dessen Geist dieselbe historische Richtung hatte, und der mit seiner wunderbaren Gelehrsamkeit eine musterhafte Religiosität verband. Dieser war der große Petavius, eine Zierde des Jesuitenordens".[3])

---

1) A. a. O. S. 53—55.

2) Jean Descordes, Kanonikus von Limoges.

3) A. a. O. S. 158.



Unter allen Zeugnissen über die religiösen Anschauungen des Grotius, die wir später bringen werden, sind die seinigen die wichtigsten.

Der eigentliche Wendepunkt im religiösen Leben des Grotius trat aber ein, als er sein Auge fest auf den Papst richtete, als die große Erscheinung der christlichen Offenbarung, wie Broere ihn bezeichnet. Er sagt: „Grotius nahm Partei für den Papst und von da an für die ganze katholische Kirchenlehre.[1]) Die Gelegenheit oder der Anlaß, seine Aufmerksamkeit auf den Papst und ferner auf die katholische Kirche zu richten, bot sich ihm bei seinen Anmerkungen zum Neuen Testamente. Hier fielen ihm die Stellen in die Augen, in welchen vom Antichrist die Rede war, und dieser sollte ja nach der bestimmten Versicherung seiner Glaubensgenossen niemand anders als der Papst sein. Es ist merkwürdig, wie er, ohne es zu wissen, zur Behandlung der Bibelstellen übergeht, deren Auslegung mit einem Male eine Veränderung bei ihm herbeiführen sollte. Im Jahre 1638 schreibt er: ‚Es ist wunderbar, was ich über den Antichrist gefunden habe und ich habe die Überzeugung, daß das von mir Gesagte die Wahrheit ist.‘[2]) Er legte es nämlich auf den römischen Kaiser aus und dachte an den Papst und die katholische Kirche nicht.“ „Die Synode von Gap im Jahre 1603 hatte beschlossen, daß der Papst der Antichrist wäre, und die 1607 zu Rochelle abgehaltene hatte festgesetzt, daß dieser Artikel als sehr wahr und übereinstimmend mit dem, was in der Schrift verkündet worden, sowie mit dem, was man deutlich in diesen Tagen sich ereignen sehe, in die neuen Exemplare des Glaubensbekenntnisses mit aufgenommen werden sollte.[3])

Man kann sich denken, wie sehr diese Lehre seinen Einigungsbestrebungen hinderlich sein mußte. Darum war

1) A. a. O. S. 167.
2) Sec. ser. Epist. 409. A. a. O. S. 167.
3) Bossuet, Variations, L. XIII, P. VII.



es für Grotius von größter Wichtigkeit nachzuweisen, daß sie in der heiligen Schrift nicht begründet sei. Durch seine Auslegung der bewußten Stellen auf das heidnische Rom, beziehungsweise auf einen römischen Kaiser, führte er nur den negativen Beweis, daß der Papst nicht der Antichrist sei; aber schon das genügte, um die Wut seiner Gegner zu entfesseln.

„Es ist also klar", sagt Broere, „untersuchen, wer der Papst ist, das hieß für Grotius so viel als untersuchen, was die ganze katholische Kirche mit ihrer Lehre und ihrer Geschichte ist, und wenn er hierin kein Antichristentum zu finden vermochte, so konnte er sich nicht mehr gleichgültig davon abwenden, vielmehr nötigte ihn sein klarer Geist und noch mehr sein Glaube an Jesus Christus und die von ihm gewirkte Erlösung, diese Kirche als die wahre anzuerkennen."[1]) Seine erste Schrift über den Antichrist erschien unter dem Titel: «Commentarius ad loca quaedam Novi Testamenti quae de Antechristo agunt aut agere putantur, capedenda eruditis 1640.» Diese Schrift fand den heftigsten Widerspruch, sogleich erschienen mehrere Gegenschriften, in denen die Gegner sich zuweilen in maßlosen Schmähungen ergingen. Episcopius gibt in einem Briefe den Grund dafür an. „Ich zweifle nicht, daß alle Guten und Wohlgesinnten zusammen und aus einem Munde die Lästerer und böswilligen Menschen verurteilt haben würden, wären sie nicht durch die einzige Vermutung zurückgehalten, daß Sie mit der päpstlichen Kirche bereits in Verbindung getreten oder noch treten wollten, sowie durch die Besorgnis, Sie würden zu derselben übergehen."[3]) Grotius ließ sogleich seine Antwort erscheinen: «Appendix ad interpretationem locorum novi Testamenti, quae de Antechristo agunt, in qua via sternitur ad Christianorum concordiam.[3])

5) A. a. O. 170.

1) Epist. Erudit. vir. Epist. 567.

2) Opp. Theol. III. pag. 475.



In dieser Schrift verteidigt Grotius die ganze katholische Lehre, ungefähr auf allen Punkten, welche wir früher schon aufgezählt haben. Bei dieser Gelegenheit erschien die Schrift des Laurentius »Grotius papiznans«, in der er aber nicht nachweist, daß Grotius Katholik geworden, sondern nur die Stellen zu widerlegen sucht, die zu Gunsten der katholischen Kirche sprechen. Seine Feinde benützten diesen Anlaß, um ihn beim schwedischen Hofe zu verleumden, um seine Abberufung als schwedischer Gesandter zu bewirken. Grotius ließ sich von seinen Bemühungen, die Einheit der Christenheit herbeizuführen, nicht abhalten, er ließ unter dem Titel: »Via ad pacem ecclesiasticam« eine Sammlung von Schriften drucken, von deren Veröffentlichung er sich großen Erfolg versprach. Wir können hier nicht näher darauf eingehen. Nur soviel sei gesagt, daß das Bedeutungsvollste seine Anmerkungen zu Cassanders Konsultation sind. Dies war eine Schrift, die Cassander, der als Katholik starb, verfaßt hatte, um die Friedensbestrebungen Kaiser Ferdinands I. und Maximilians II., die Katholiken und Protestanten vereinigen wollten, zu fördern. Eine weitere Darlegung dieser Anmerkungen schrieb Grotius, indem er eine Antwort auf eine Gegenschrift des Andreas Rivet, eines seiner erbittertsten Gegner, verfaßte. »Animadversiones in animadversiones Andreae Riveti. 1642.« Wir können nicht umhin, eine Stelle aus dieser Schrift anzuführen.

In Beziehung auf den ersten Artikel sagt er: „Ich freue mich, daß Dr. Rivet erkennt, wie die Lehre von der heiligen Dreifaltigkeit in der Römischen Kirche wohl bewahrt geblieben ist, und deshalb unterwerfe ich gerne Alles, was ich darüber und über die beiden Naturen in Christo geschrieben habe oder auch schreiben werde, dem Urteile derselben Römischen Kirche, oder um eine näher zur Hand befindliche Autorität zu nennen, der Universität Paris; denn ich bin der Schwachen Einer (infirmior ullus multorum). Und soviel maße ich mir nicht an, daß auch dann, wenn mir augenblicklich etwas gefällt, ich es



verteidigen möchte wider die Übereinstimmung des Altertums und des Geistes, der dem Körper der Kirche entspricht."[1])

Broere bemerkt zu dieser Stelle: „Hier ist kein wissenschaftliches Urteil mehr, sondern ein sich unterwerfender Glaube, das gemeinschaftliche und katholische Ich, das sein Leben und seine Erhaltung in der Kirche sucht, ganz im Gegensatz zum hochmütigen Ich der Häresie, das sich entweder absondert und sich frei und mächtig wähnt, wenn es seinem Eigensinne genügt, das nichts wahrnimmt als seine eigene starke, aber in der Tat schwache Leidenschaft. Grotius hatte, wie es sich hier zeigt, diese schrecklichste aller Leidenschaften, diese Leidenschaft des Verstandes in sich überwunden und diese seine Unterwerfung in Beziehung auf die geheimnisvolle Lehre von der heiligen Dreieinigkeit zeugt, unseres Erachtens, noch mehr für seinen katholischen Sinn, als die stärksten Stellen zum Vorteile der katholischeu Kirche, die wir aus seinen Briefen mitgeteilt haben.[2]) Broere führt noch eine sehr wichtige Stelle an, in welcher Grotius die Notwendigkeit einer kirchlichen Autorität verteidigt. Wir können hier nur den Anfang bringen, da sie zu lang ist. „Wie ein Heer, ein Schiff nicht gelenkt werden können ohne verschiedene Befehlshaber, die schließlich alle auf Einen hören müssen, so kann es auch die Kirche nicht. Selbst dann, wenn Alle, die in der Kirche sind, mit der größten Liebe ausgerüstet wären, würde solche Ordnung nötig sein. Welche Ordnung es sein muß, hat Christus an Petrus gezeigt: denn ihm hat er die Schlüssel des Himmelreiches vor dem ganzen Collegio der Apostel als dem Ersten dieses Collegii übergeben. Das Erste, die Grundlage in jedem Collegio (aus der es sich entwickelt), ist die Leitung der Beratungen und Ausführung der Beschlüsse."[3])

Grotius führt dann noch ein langes Zitat aus Cyprian an, das mit den Worten schließt: „Der Primat ward dem Petrus gegeben, damit die eine Kirche Gottes und der eine Lehrstuhl sichtbar sei."[4]) Aus Grotius Briefen, die er an

1) A. a. O. S. 193. 2) A. a. O. S. 193.
3) A. a. O. S. 194. 4) A. a. O. S. 195.

Petavius schrieb, wollen wir nur zwei Stellen herausheben. Es handelt sich um die Antwort, welche Grotius auf die Einwürfe und Angriffe Rivets gegen seine „Stimme für den Frieden" schrieb, die er dem gelehrten Jesuiten zur Prüfung übersandte.

Am Schlusse des ersten Briefes schreibt Grotius: „ich ersuche Sie, mir zu sagen, wenn in meiner Antwort Etwas ist, das etwa der Wahrheit nicht entspricht, oder für den Frieden minder geeignet ist. Ich bin gesonnen, meine Antwort herauszugeben, sobald ich Ihr Urteil, dem ich mit Grund einen sehr hohen Wert beilege, vernommen haben werde.[1]) Im folgenden Briefe schreibt Grotius: „Wenn in dieser Schrift etwas ist, was entweder mit der katholischen Lehre nicht übereinstimmt, oder auf andere Weise von der Wahrheit abweicht, oder für den Frieden minder geeignet ist, dann sähe ich es sehr gern, wenn ich von Ihnen, sehr gelehrter Herr, dessen Urteil ich so hoch schätze, in betreffender Weise darüber unterrichtet würde. Gestatten Sie mir, ich bitte darum, daß ich mein Licht an dem Ihrigen anzünde."[2]) Beide Briefe sind im Jahre 1642 geschrieben.

Die beiden großen Gelehrten schätzten sich gegenseitig sehr hoch und verkehrten freundschaftlich miteinander. Valois sagt von Pater Petavius: „Was hat er nicht getan, um den berühmten Grotius zur katholischen Religion zurückzuführen! Er haßte uns nicht, er gehörte beinahe zu uns, denn er erklärte öffentlich, er nehme in allem die Lehre des Konzils von Trient an. Nur eines fehlte ihm; das war, in unsere Kirchen einzutreten, öffentlich mit uns zu kommunizieren. Er verschob es, bis er eine größere Zahl mit sich zum katholischen Glauben führen konnte.")

Vor der Abreise nach Stockholm machte Grotius sein Testament; er bereitete sich auf den Tod vor, in seinen

---

1) Epist. 1569. 2) Epist. 1576.

3) Burigny gibt Vindiciae Grotianae p. 505 als Quelle an.

Briefen äußert er öfters, daß er nicht mehr lange leben werde.

In Bezug auf seine Gesinnung in der letzten Zeit seines Lebens führen wir noch einen Ausspruch eines Protestanten, Hallam, an. „Ich führe keine Zeugnisse für Grotius Vorsatz an, soferne er noch bis zu seiner Rückkehr nach Frankreich leben würde, sich für einen Konvertiten der katholischen Kirche zu erklären, denn obwohl solche Zeugnisse leicht zu finden sind, ist das Zeugnis seiner Schriften doch weit stärker als irgend eine Meldung.[1])

In der Biographie des Holländers Van Cattenburgh, eines Protestanten, „Het leven van Hugo de Groot" wird mitgeteilt, daß ein Prädikant Quistorp Grotius in seiner Sterbestunde beigestanden sei. Er schrieb an den bekannten kalvinischen Theologen Calovius einen Brief, in dem er über den Tod des Grotius berichtet. Nachdem der Arzt schon am Morgen erklärt hatte, daß der Kranke sich bereits im Todeskampfe befinde, wurde Quistorp um 9 Uhr abends gerufen; um 12 Uhr nachts starb Grotius. Dem schriftlichen Berichte zufolge betete ihm Quistorp ein altes Sterbegebet vor, auch wiederholte er einzelne Anmutungen, die Grotius nachsprach, bis er nichts mehr hören konnte und sagte „non intelligo". Von irgend einer Zustimmung oder auch nur einer Frage nach einem Glaubensbekenntnisse ist nicht die Rede. Die Auslegung von dem „non intelligo" gibt der Kalvinist Jurieu, dessen Worte van Cattenburgh anführt: „Grotius starb auf seiner Rückkehr aus Schweden, ohne das Bekenntnis eines Glaubens ablegen zu wollen, und antwortete demjenigen, der ihn zum Tode vorbereiten wollte, nur „non intelligo", wobei er ihm den Rücken zuwandte".[2])

Die Wahrheit leuchtet hier deutlich hervor: Grotius starb als Katholik. Quistorp veranlaßte, daß Grotius in der Hauptkirche von Rostock in einem schönen Grabe beigesetzt

1) Hallam. Literature of Europe. vol. III pag. 37. Die Note.
2) A. a. O. S. 238.



wurde. Allein einige lutherische Prädikanten wollten nicht erlauben, „daß die Leiche eines Mannes, der nicht im rechten Glauben gestorben war“, in der Kirche ruhe. Sie setzten durch, daß der Leichnam aus der Kirche entfernt wurde.

Aber die Studenten drohten, nach einer anderen Universität auszuwandern, wenn Grotius Leiche nicht wieder in die Kathedrale zurückgebracht würde. Das geschah denn auch. Burigny meldet, daß die Tradition sich bei den Jesuiten erhalten hat, Petavius habe für Grotius eine heilige Messe gelesen; er fügt hinzu: es gibt noch glaubwürdige Leute, die sich erinnern, daß es ihnen Pater Hardouin und der Bischof von Avranches als ganz sicher erzählt haben.[1]) Petavius schrieb in einem Briefe an den Kardinal Barberini: Ich war in einiger Verbindung mit Hugo Grotius, ich möchte ihn „den Seligen“ nennen können.[2]) Aus allen diesen Zeugnissen, von denen wir nur die wichtigsten angeführt haben, geht hervor, daß Grotius in der letzten Zeit seines Lebens die katholische Kirche als die wahre von Christus gegründete erkannte, die den echten Glauben bewahrt hatte auch bis auf seine Zeit. Diese Überzeugung öffentlich zu bekennnen, war sein Vorsatz.

So weit ist die Forschung gekommen, in der Beantwortung der Frage: Ist Hugo Grotius katholisch gestorben?

---

1) Vie du Père Petau. Niceron. T. 37. Die Note.
2) Epist. 9. dè 3 e Livre. p. 278.



XII.

Den Manen des Erzherzogs Franz Ferdinand.

„Letum non omnia finit,
Sunt certe aliquid manes."

Als Grillparzer in schwerer Zeit, welche düstere Wolken über dem Haupt des Kaisers gesammelt hatte, an den greisen Feldmarschall Radetzky die flammenden Verse richtete, die mit den Worten schließen: „In Deinem Lager ist Österreich!", war, wie die Entwicklung der Dinge zeigt, der Geist des Sehers, der in die Zukunft blickt, über ihn gekommen.

Heute müßte man seine Worte mit Flammenschrift an das Tor der Hofburg und vor allem über die Türe des Gemaches schreiben, wo der Leiter der auswärtigen Politik Österreich-Ungarns seine Entschließungen faßt.

Der erbärmliche Mord, der an dem Erzherzog, auf den seit Jahren nicht nur die Augen ganz Österreichs gerichtet waren, sondern auch die Welt mit verhaltener Spannung geblickt hat, ein Mord so hinterlistig und feig, wie deren die Geschichte wenige kennt, muß endlich die Dinge ins Rollen bringen und die Entscheidung ergeben, welcher man leider allzu oft ausgewichen ist, „um des lieben Friedens willen".

„Wenn all dieses . . . nur die unzweifelhaften Anzeichen eines vorbedachten Planes und die klaren Beweise einer vorhergegangenen Verschwörung wären . . . was sich seitdem ereignet hat . . . nötigt ganz Frankreich zur Verfolgung und Züchtigung für das Unrecht, das, nach unserem einstimmigen öffentlichen Geständnis, uns zugefügt worden ist.

Selbst wenn nur dieser zuletzt angeführte Grund bestünde, so ist derselbe so gewichtig, daß nichts unsere Entrüstung und unseren Entschluß, das Unrecht zu verfolgen, hindern darf, denn es ist eine Wahrheit, daß eine Großmacht vornehmlich durch ihr Ansehen erhalten werden kann; durch das





Ansehen, welches sie gleichzeitig mit der Furcht in die Vorstellungen der Ausländer trägt; wie die Achtung und die Liebe, welches das unerschütterte Ansehen den Angehörigen des eigenen Landes einflößt, so daß dieselben geneigter sind, den Stimmen der Führer des Staates zu folgen."

Die vorstehenden Worte sind von dem französischen Staatsmann Kardinal de Retz an den König Ludwig XIV. von Frankreich gerichtet worden, aus einer Veranlassung, welche, obgleich unendlich geringfügiger als der Doppelmord in Serajewo, dennoch diesem Vorgang in den äußeren Zügen gleicht.

Am 20. August des Jahres 1662 hatten einige Korsen von der Wache des Papstes Alexander VII. mit den Wachen des französischen Gesandten in Rom, Herzog von Créqui, Streit und schossen auf dieselben. Dabei wurden einige Franzosen getötet, andere verwundet; außerdem schossen die Korsen auf den Wagen der Herzogin und auf den Palast Farnese, in dem der französische Botschafter wohnte.

Auf die Nachricht von diesem Vorfall beschloß König Ludwig XIV. ein Heer in die Kirchenstaaten zu schicken; bevor es zur Ausführung des Befehls kam, holte jedoch der König die Meinung des Kardinals de Retz ein, der, vom Hofe verbannt, in Commercy weilte.

Retz schrieb darauf einen Bericht an den König, aus dem wir die obigen Stellen mitgeteilt haben, weil sie mit unendlich mehr Recht und mit noch größerem Gewicht als auf den verhältnismäßig unbedeutenden Streit der Wachen in Rom auf das erschütternde Ereignis in Serajewo und Österreich-Ungarn Anwendung finden können. Retz riet dem König, Avignon und die Grafschaft Venaissin, welche dem Papst gehörten, zu besetzen; nicht sofort mit Heeresmacht, sondern durch das diplomatische Verfahren, indem das Parlament in Aix (Provence) veranlaßt wurde, die Einverleibung von Avignon in die Grafschaft Venaissin in Frankreich zu verfügen. Das Parlament handelte demgemäß. In Rom gab

man nach und der Vertrag von Pisa am 12. Februar 1664 machte dem Streit ein Ende, indem er die Grenzen Frankreichs erweiterte.

Wir haben schon gesagt, daß der Streit der Wachen in dem Rom von 1662 nicht entfernt in Parallele erscheint mit dem blutigen Verbrechen der Serben. Aber Retz hat erkannt, daß der Ausgang der Kontroverse notwendig einen Rückschlag auf das Ansehen und folglich auf die Stellung Frankreichs als Großmacht haben würde.

So liegen die Dinge heute zwischen Österreich-Ungarn einerseits und Serbien und seinen Freunden andererseits.

Der Mord ist den Serben eingegeben worden und die Formel is fecit cui prodest kann nicht oft mit größerer Berechtigung angewendet werden.

Die nationalistische Propaganda in Serbien und ihre Organe, der Verein „Narodna Odbrana", die Zeitungen „Piemont", „Mali Journal" und „Balkan", sind glühende Herde des Verbrechens.

Es darf nicht vergessen werden, wenn man das psychologische Element abschätzen will, daß noch nicht viele Jahre ins Land gezogen sind seit dem Tag, an welchem serbische Offiziere ihren eigenen König und ihre Königin ermordet haben. „Blut ist ein ganz besonderer Saft" und rinnt es auf politischem Boden, so dauert es oft lange, bis es trocknet und der Blutgeruch sich verzieht. Auf unreife Köpfe, auf Naturen, denen die Zivilisation äußeren Firniß, jedoch noch nicht das innere Gleichgewicht gegeben hat, wirkt solche Atmosphäre betäubend.

Der „Voss. Ztg." wird aus Wien geschrieben:

Der Zusammenhang der letzten Serajewoer Attentate mit den Belgrader Hintermännern ist bereits festgestellt. Er überrascht niemand. Die seit dem Jahre 1909 in südslawischen Ländern begangenen Morde können auf Belgrader Einflüsse zurückgeführt werden. 1909 wurden in Belgrad dem „Slovenski Jug" die im serbischen Militärarsenal in Kragujewac fabrizierten Bomben an die Attentäter Zulascic und Rajewic ausgefolgt, die



mit ihnen nach Cetinje fuhren, dort aber vor Verübung des Attentates auf König Nikolaus und Prinz Danilo festgenommen wurden. Ein anderes Attentat geschah durch den Attentäter Zerajig in Serajewo, der im Jahre 1910 auf den General Verressanni genau an derselben Stelle, an der gestern der Attentäter Gabrilowitsch die Bombe warf, drei Schüsse abfeuerte, die jedoch ihr Ziel verfehlten. Auch Zerajic ist vorher in Belgrad gewesen. Dann schoß im Jahre 1911 der Attentäter Lukkajukic in Agram, ein aus Belgrad gekommener Bettelstudent, auf den damaligen königlichen Kommissär (Banus) Cuvaj, traf ihn jedoch nicht, verletzte aber den neben ihm im Wagen sitzenden Kanalrat Hrvojic tödlich. Auch Lukkajukic hatte eine Bombe und gestand, diese von einem serbischen Major und in einem anderen Geständnis von einem serbischen Bandenführer in Belgrad erhalten zu haben. Die beiden Genaunten, Zerajic und Lukkajukic, wurden damals durch die Belgrader Presse als nationale Helden verherrlicht. Namentlich das Blatt des serbischen Offiziersvereins „Piemont" brachte Hymnen auf die von Zerajic und Lukkajukic verübten Morde und feierte sie als Märtyrer der südslawischen Bewegung nnd forderte die südslawische Jugend in Österreich-Ungarn zur Nachahmung auf. Wiederholt brachten in den letzten Jahren und besonders in der letzten Zeit Belgrader Blätter Hinweise, daß durch den politischen Mord der Fortschritt der großserbischen Bewegung in der österreichisch-ungarischen Monarchie am besten ermöglicht werden könne. In diesen Hinweisen ist auch wiederholt auf den Erzherzog Franz Ferdinand als den größten Gegner der großserbischen Bewegung hingewiesen worden. Denn in Belgrad wußte man, daß Erzherzog Franz Ferdinand kein Freund der Südslawen sei. Unter den Blättern, die den Erzherzog in der letzten Zeit in Belgrad in heftiger Weise angegriffen haben, so daß sogar einmal auf Wunsch des österreichischen Gesandten das Amtsblatt „Samouprowa" eine Erklärung abgab, befinden sich „Piemont", „Mali Journal" und „Balkan".

Bezeichnend ist, daß der Erzherzog Franz Ferdinand den serbischen Gesandten Johanowitsch, trotzdem er bereits vier-



mal darum ersuchte, seit zwei Jahren in Antrittsaudienz nicht empfing, weil er Johanowitsch als einen der Hauptorganisatoren der „Narodna-Ochrana“ in Belgrad kannte, jener Vereinigung, die die verschiedensten Verbindungen mit den Exaltados in den südslawischen Ländern der Monarchie unterhielt. Jetzt nach der Ermordung des Erzherzogs wird allgemein hier befürchtet, daß neue Persönlichkeiten in Österreich-Ungarn als Zielscheiben für Bomben und Browningpistolen von den südslawischen Exaltados aufgestellt werden.

Die Belgrader nationalistische Propaganda hat in den letzten zwei Jahren die Verführung der südslawischen Mittelschuljugend in Österreich-Ungarn bewirkt. An jedem südslawischen Gymnasium gibt es einen nationalistischen Geheimbund, der Schülerstreiks vorbereitet gegen die Schuldisziplin, der den Widerstand der Schüler organisiert hat und einen geheimen Lesezirkel unterhält, in welchem die aus Belgrad eingeschmuggelten Zeitschriften und Pamphlete eifrigst gelesen werden.

Auf diese Weise sucht man von Belgrad aus einen Gärungszustand unter den Südslawen der Monarchie herbeizuführen und im Falle eines Krieges in der Monarchie Aufruhrherde entstehen zu lassen. Die „Narodna Ochrana“ ist derart organisiert, daß sie geheime Vertrauensmänner heute in allen größeren Orten Österreich-Ungarns, Montenegros und Nordalbaniens unterhält. Die Verbindung der „Narodna Ochrana“ mit serbischen Offizierskreisen ist notorisch, mit den serbischen Regierungskreisen steht die Leitung nur durch Mittelspersonen in indirekter Verbindung. Das Komitee, das mit den südslawischen Mittelschüler-Geheimbünden Beziehungen unterhält, gehört aber nicht der Leitung der „Narodna Ochrana“ selbst an.

Was die national-serbische Bewegung schon seit Jahren auszeichnet, das ist ein Zug von wilder Tatkraft, die ohne Skrupel irgendwelcher Art sich entfaltet. Das religiöse Element auf orthodoxer Seite ist zu schwach, überschäumenden Ehrgeiz und Tatendurst zu zügeln; welch anderes Ideal wäre da, um mildernd zu wirken? An jenen Pforten des Orients

waren die Völker seit Jahrhunderten gewohnt, Tücke, Mißbrauch der Gewalt und zügellosen Ehrgeiz der Mächtigen walten zu sehen. „Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, erzittere . . .“ Es ist bei alledem noch fraglich, ob die nationale Idee immer und überall die treibende Kraft ist; bekanntlich wird mit nichts soviel Mißbrauch getrieben, als mit Patriotismus und Religion. Sie sind in vielen Fällen nur Vorwand, der dem persönlichen Ehrgeiz, der Habsucht, dem Durst nach Macht und Geltung dient.

Das milde Szepter der Habsburger, in deren Bereich der Grundsatz justitia fundamentum regnorum stets Geltung hat, läßt allen Nationalitäten freie Entfaltung und Betätigung bis an die Grenzen, wo die ebenso wertvollen Rechte anderer Nationalitäten anfangen. Würde es sich lediglich um die serbische Nationalität handeln, so wäre dieselbe freier Entfaltung und hohen Strebens unter dem Szepter der Habsburger, sowie in Anlehnung an dasselbe gewiß.

Die national-serbischen Führer wollen jedoch davon nichts wissen. Sie reden vielmehr von der Herstellung eines Serbenreiches, das von Meer zu Meer herrschen soll und das vielleicht nicht einmal an den Toren von Konstantinopel und Ofen Halt machen würde. Eine solche Utopie enthält Gefahren für alle benachbarten Reiche und Völkerschaften; wäre es auch zur Zeit nur die Gefahr beständiger Beunruhigung und endlosen Streits.

Der Anschluß der national-serbischen an die von Rußland ausgehende panslawische Bewegung erhöht den Ernst der Dinge. Die panslawische Idee strebt die Vereinigung aller slawischen Völker unter der Führung Rußlands an, welches dadurch einen allen anderen Nationen gefährlichen Zuwachs an Macht erhielte. Die politischen Folgen, wenn die Idee zur Tatsache würde, wären unabsehbar; ebenso die religiösen Folgen. In Rücksicht auf die letzteren ist es kaum zu verstehen, wie soviele Katholiken in Frankreich dem Vordringen der Orthodoxen zustimmen können. Wenn es in der kirchenfeindlichen Politik Frankreichs Leute gibt, welche die kirchlichen



und Schulanstalten französischer Priester im Orient vernachlässigen wollen, um jedem Konflikt mit Rußland wegen der heiligen Stätten aus dem Wege zu gehen, so ist das zu verstehen. Den französischen Katholiken jedoch sollte man einen helleren Blick für die Gefahren, welche das Vordringen des orthodoxen Rußland der katholischen Kirche bringen kann, wünschen. Umsomehr als in der panslawischen Bewegung Tendenzen walten, von denen es mindestens fraglich ist, ob sie der Politik des Zaren entsprechen und nun gar den Interessen des Herrscherhauses Romanow. Der Kern der panslawischen Bewegung und, wir fügen hinzu, der nationalserbischen Bewegung, ist revolutionär. König und Königin sind in Serbien ermordet worden, weil sie dem Ehrgeiz der Umgebung im Wege standen. Man weiß, daß Zar Alexander II. den Feldzug gegen die Türkei im Jahre 1878 ungern begonnen hat; er gab schließlich dem panslawistischen Drängen nach. Im letzten Balkankrieg hatten die Balkanstaaten sich unter das Protektorat des Zaren gestellt und erklärt, sich bei allen Differenzen „dem schiedsrichterlichen Spruch des Zaren“ zu fügen. Die Dinge haben später einen ganz anderen Verlauf genommen; man hat den schiedsrichterlichen Spruch vermieden, weil er, wenn er erfolgt wäre, als eine Parteinahme ausgelegt worden wäre.

All das deutet an, daß die panslawische Bewegung ihrem eigenen Schwergewicht folgt und die Tendenz hat, alles mit fortzureißen und alle sich unterzuordnen; dies sowie die Skrupellosigkeit bei Wahl der Mittel gibt ihr revolutionären Charakter.

Dem Zaren mag wohl der slawische Traum gefallen, der nach Konstantinopel und in die Hagia Sophia führt; mit Wohlgefallen mag der Blick auf den Stationen, die dahin führen, ruhen. Aber es ist undenkbar, daß der Zar anders als mit Abneigung auf eine Bewegung blickt, die auf ihrem Weg Missetat auf Missetat, Mord auf Mord häuft. Der revolutionäre Inhalt der Bewegung bedroht selbst die Dynastie Romanow. Es wäre deshalb wohl denkbar, daß



ein starker Wall, welcher sich den revolutionären Wogen entgegenstellt, auch an der Newa ohne Feindschaft betrachtet würde. Nur müßte dieser Wall von seiner Kraft deutlichen Beweis gegeben haben.

Zu diesen Umständen treten gewisse Tendenzen in der europäischen Politik, Tendenzen, welche ein großes Gewicht erlangt haben.

Die französische Politik hat versucht, den Arm Rußlands, ihres Verbündeten, zu stärken, indem sie ihm die Heere der Balkanstaaten zur Verfügung stellt; deshalb ist von der französischen Diplomatie die Bildung der „Balkankonföderation" gefördert und mit heller Freude begrüßt worden, bis der Zwiespalt der Teile derselben ausbrach. Seitdem gelten die französischen Sympathien vornehmlich Serbien, das man in Paris zur Vormacht am Balkan machen möchte. Zur Zeit hegt man am Quay d'Orsay mehr Vertrauen zu Serbien als selbst zu Griechenland. Die Sprache der französischen Presse spiegelt diese Dinge deutlich wieder, wenn sie zum Teil auch auf das Interesse der französischen Publizistik an den serbischen Geldgeschäften in Paris zurückzuführen ist. Wenn es auch wahr ist, daß die Mordtat in Serajewo in Frankreich allgemein verurteilt wird (auch der Erzbischof von Paris hat sich beeilt, zu dem Botschafter Österreich-Ungarns zu gehen, um ihm seine Teilnahme auszusprechen), so tritt doch in den Zeitungen die Absicht hervor, sich bei diplomatischen und sonstigen Erörterungen zwischen Österreich-Ungarn und Serbien auf die serbische Seite zu stellen. Die Artikel der Pariser Zeitungen sind immerhin erheblich zurückhaltender gefaßt, — wie es den guten Beziehungen zwischen Wien und Paris entspricht — als die Artikel in einem Teil der Petersburger Presse, von welchen einige den Mangel an Scham so weit treiben, daß sie der österreichischen Politik die Schuld an dem Attentat geben wollen. Indessen, es ist wohl möglich, daß die Zeitungsstimmen in Petersburg, die ganz gewiß nicht der Meinung am Hofe des Zaren entsprechen, wenn nicht aus Paris eingegeben, so doch mit Paris vereinbart sind;

die französisch-russische Allianz ist auf dem Gebiet der Publizistik und der Finanz noch öfter wahrnehmbar als in der Diplomatie.

Überhaupt zeigt die ausländische Presse mit wenigen Ausnahmen in den Berichten über das Drama und die folgenden Ereignisse eine gewisse Doppelzüngigkeit, welche, da sie literarisches Talent erfordert, als aus „Eingebungen" fließend angesehen werden kann. Nachdem man der Pflicht, das Drama als solches zu betrachten, genügt zu haben glaubt, begibt man sich daran, implicite, seltener in offener Darstellung den national-serbischen Standpunkt und die serbische Agitation zu bemänteln oder zu rechtfertigen. Das Verfahren ist ähnlich dem, nur komplizierter, welches die französische Presse anläßlich der Verurteilung Ferrer's gegenüber der damaligen spanischen Regierung angewendet hat. Es handelt sich um die Fortsetzung der von panslawischer Seite ausgehenden Versuche, Österreich-Ungarn als erschüttert in seiner Kohäsion zu schildern und den Eindruck zu schaffen, als ob so ziemlich alle Welt in Österreich-Ungarn „unzufrieden" sei. Man bekommt den Eindruck, daß es sich um einen publizistische Campagne gegen den Kaiserstaat handle; eine Campagne von der Art, wie sie stets wichtigen Aktionen in der Geschichte vorhergegangen sind. Ob das Preßbureau in Wien-Pest darauf kein Gewicht legt? Nirgends zeigt sich eine Spur von einer Aktion desselben, die doch in London und Paris so angebracht wäre.

Die ganze serbische und panslawische publizistische Organisation, nicht selten von amtlichen Stellen diskret gefördert, ist im Ausland gegen Österreich-Ungarn in Bewegung. Es wird nicht nur mit Eifer, sondern auch mit unverkennbarem Geschick an der „Brunnenvergiftung" gearbeitet.

Fügen wir noch hinzu, was ein den serbischen und panslawischen Bestrebungen ergebenes Pariser Blatt über eine Äußerung des Panslawistenführers, General Tscherep Spiridowitsch, meldet. Derselbe, der als „Präsident der Pan-



slawischen Gesellschaft von 1901—1913" vorgestellt wird, äußert nach diesem Bericht unter anderem:

„Es handelt sich dabei [Mord an dem Erzherzog] um eine Tragödie in dem Kampf der weißen Sklaven in Europa. Der Mord ist furchtbar, aber die Sklaverei ist auch furchtbar. In unseren Tagen haben nicht mehr die Staatshäupter, sondern die Völker die Führung. . . . Die Personen, welche für den Tod des Erzherzogs am ersten verantwortlich sind, sind die Delegierten auf der Londoner Konferenz, welche alle Phantasien des Erzherzogs gegen die Serben gutgeheißen haben. Sie haben Serbien vom Adriatischen Meer entfernt und die Montenegriner von Skutari. Ebenso war es der Erzherzog Franz Ferdinand, welcher den Fürsten von Bulgarien bewog, die Serben anzugreifen mit dem Versprechen, daß er ihnen in den Rücken fallen wolle."

Vorstehendes ist eine Probe, wie die Geschichte gefälscht und wie gegen Österreich-Ungarn gehetzt wird. Spiridowitsch fügt hinzu: „er hätte im Sommer 1912 den Präsidenten der französischen Republik, Poincaré, von dem bevorstehenden Ausbruch des Krieges am Balkan benachrichtigt; wäre der Erzherzog Franz Ferdinand nicht ermordet worden, so würde im Herbst dieses Jahres (1914) ein neuer Krieg ausgebrochen sein".

Wie immer man die Dinge betrachten mag, so scheint es, daß die Entwicklung Serbien zum Prüfstein der Macht Österreich-Ungarns machen will. Die Feinde und Neider des alten ruhmreichen Kaiserstaates haben Serbien zu der Rolle des Mauerbrechers bestimmt, den sie ansetzen wollen, sobald sie die Stunde gewählt haben.

Die Stimmen haben nie geschwiegen, welche es als ein Versäumnis bezeichneten, als zu Beginn des Balkankrieges Österreich-Ungarn es unterließ, das Sandschak Novi Bazar zu besetzen, und im späteren Verlauf des Krieges auch nicht intervenierte. Diese Stimmen reden heute lauter noch als damals. Der Krieg würde einer Entladung der Geister entgegenkommen; Mörder würden sich, wo die Kampfbahn offen



steht, schwerer zur Tat verleiten lassen. . . Jedenfalls hätten die Dinge einen anderen Verlauf genommen.

Es besteht vielfach die Meinung, der deutsche Kaiser hätte den Rat erteilt, die Entwicklung durch friedliche Mittel zu lenken, und der Zar habe zugestimmt. Es ist schwer, darüber zu voller Klarheit zu gelangen. Gewiß scheint nur zu sein, daß man in Berlin außerordentlich friedlich war.

Vielleicht ist eine Unterscheidung zwischen der Politik der deutschen Regierung und den Verfügungen nichtamtlicher aber einflußreicher Kreise zulässig. Die Übertragung der Anteile der orientalischen Bahnen von Berliner an Wiener Banken würde keinen Anlaß zu Bemerkungen geben, wenn nicht jetzt die Aufgabe, die Interessen, welche sich an die Bahn knüpfen, zu verteidigen, Österreich zufiele. Und die Aufgabe ist nicht leicht. Sie gehört eigentlich in den Bereich der Bagdad-Bahn, und man könnte sich fragen, weßhalb man in Berlin die Anteile, deren Erwerb seinerzeit viel Mühe und Geld gekostet, nicht behalten hat, um bezüglich der Interessen der Bagdad-Bahn — die Verbindung mit Deutschland — in Belgrad eine deutliche Sprache zu führen. Nebenher sind allerlei Projekte laut geworden, welche auf die Ausdehnung norddeutschen Einflusses in Serbien zielen wollten; Errichtung einer deutsch-serbischen Bank, einer deutsch-serbischen Agrargenossenschaft. Man täte den sehr eifrigen Berliner Geschäftskreisen Unrecht, wollte man in solchen Plänen, auch wenn sie wirklich bestünden, die Absicht suchen, sich die besten Plätze in Serbien zu sichern. Es wird in der Politik zurzeit außerordentlich viel gelogen. Wie die Nachricht, der serbische Gesandte in Wien hätte vor dem Attentat gewarnt, in die Welt gesetzt wurde — auffällig früh, was auf einen zahlreichen und gut arbeitenden publizistischen Stab der Serben schließen läßt —, um die Harmlosigkeit und die gute Natur der Serben zu beweisen, so ist es möglich, daß allerlei Nachrichten verbreitet werden um in Wien oder in Berlin zu verstimmen. Es ist gewiß, daß die Serben wie in Paris auch in Berlin eifrig arbeiten.



Man soll die Minierarbeit, welche vom Balkan ausgeht oder im Dienste dieses oder jenes Balkanstaates geleistet wird, nicht unterschätzen; was man davon liest, gibt der Vermutung Raum, daß viel Geld, Geist und Skrupellosigkeit darin ist. Man braucht gar nicht einmal so weit zu gehen, daß man zwischen der Regentschaft in Belgrad und dem Verlauf der Dinge eine Gedankenassoziation sucht.

Nach der Meinung aller Beobachter ist die Stunde nahe, welche Österreich-Ungarn zur Tat ruft. „Es kann der Beste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.“ Wollte man die Dinge weiter so gehen lassen wie seither, so würde der Übermut der Nationalserben, der Panslawisten noch mehr in die Halme schießen und — der Zwang zur Tat würde sich trotzdem siegreich behaupten. Österreich-Ungarn wird in Belgrad in der Rüstung des Prinz Eugen erscheinen müssen; der Geist Radetzkys muß selbst in den Noten der Diplomatie walten, wenn anders Österreich-Ungarn sein Ansehen als Großmacht ungeschmälert erhalten will. Es wird dazu kaum des Krieges bedürfen, wohl aber des Entschlusses zum Krieg.

Der größte Teil aller Deutschen wird auf solcher Bahn Österreich-Ungarn zujubeln.

Wir reden dabei nicht dem Kriege das Wort, sofern man in Belgrad entschlossen ist, mit der seitherigen Agitation zu brechen. Aber unter den heutigen Zuständen kann es zwischen Österreich-Ungarn und Serbien nur Freundschaft oder Zwietracht geben; der ungewisse Zustand wie seither, die verhaltene Feindschaft birgt die beständige Kriegsgefahr in sich und wird neue Verbrechen der nationalserbischen Exaltados erzeugen.

Der Tod des Erzherzogs ruft zum Himmel um Vergeltung. Seine Manen pochen warnend an den Thron der Habsburger. Möge sich das alte Österreich, an Ehren und an Siegen reich, erheben, wie bei Aspern, bei Custozza und wie zur Zeit des Prinzen Eugen.

XIII.

Kürzere Besprechung.

Kunst und Seele.[1]) Ein Buch, das die Kunst als willkommenen Verbündeten erachtet, um für christliches Leben und Weben empfängliche Menschen zu werben! So läßt sich wohl am kürzesten der Grundcharakter des vorliegenden, prächtig gearteten Bandes bezeichnen, in dem christliche Kunstwerke verschiedener Zeiten unter einem anderen, ungleich höheren Gesichtspunkte geschaut und interpretiert werden, als dies sonst vom allgemein fachgemäßen kunsthistorischen und ästhetischen Standpunkte aus üblich ist. Der in zehn Abschnitten gebotene Text findet gewissermaßen seine Illustrierung in den beigegebenen 60 Bildern älterer und neuerer Meister, aus denen immer die geeignete Zahl gewählt ist, um je einem Abschnitt des Schrifttextes kraftvollen künstlerischen Sukkurs zu leihen. Schon das erste Kapitel „Vom Glauben", mit den entsprechend reflektierenden Kunstgebilden nach Donatello, H. Thoma, Botticelli u. A. läßt den Leser erkennen, daß hier eine hochzubewertende Gabe vorliegt, die das geistige wie das leibliche Auge zu fesseln und mächtig anzuregen weiß. Diesen Eindruck verstärken alle weiteren Abschnitte, die im letzten Teile „Der Friede Gottes", welchen u. a. Fra Angelicos „Aufstieg der Seligen" trefflich illustriert, einen wahrhaft symphonischen Abschluß finden, der in der Seele des Lesenden und Schauenden nur befruchtenden Nachklang zu wecken vermag. Die Allianz, die hier lehrhafte, tiefreligiöse Darlegungen mit Gebilden der christlichen Kunst eingegangen, kann wahrhaft eine „heilige" genannt werden, sie zeigt zudem, welche Fülle geistiger Machtmittel Theologie und Kunst gegenseitig auszutauschen vermögen.

---

1) Kunst und Seele Bd. I. „Vom innerlichen Christentum" von Dr. Alois Wurm. 4° 67 Seiten Text, 60 Vollbilder in Mattkunstdruck. Elegant in Rot-Leinen gebunden Mk. 5.—. Verlag der Kunstanstalten Josef Müller, München.



Überaus fesselnd erweisen sich für den Kunstfreund die eingehenden Erläuterungen, welche Dr. Wurm den Begleitbildern zu geben weiß. Die Frage, ob sich für diese oder jene Gedankenverkörperung nicht durch Werke von noch anderen Meistern eine noch bessere Textstütze hätte finden lassen, bleibt wohl eine offene. Uns erscheinen Bilder wie z. B. jene von Maurice Denis hinsichtlich ihrer Formengebung doch zu erkünstelt naiv, zu bizarr und teils auch mängelvoll, um sie als wirkungsvolle Interpreten und Beiständer des im Schrifttext gezeigten Gedankenganges vollwertig gelten zu lassen. Ähnliche Empfindung haben wir auch vor einigen Werken des ob seines Künstlerernstes gewiß hochzuschätzenden Hans Thoma, so zunächst vor dem Bilde „Christus erscheint Magdalena" (Nr. 29), dessen mystische Zauber wir gewiß nicht verkennen, dessen Christusantlitz und Gestalt uns aber nicht im mindesten anzuziehen vermag. — Über gewisse ästhetische Gesetze und Anforderungen kommen wir eben auf dem Gebiete der Kunst nicht hinaus! Wie befriedigt in dieser und in jeder Hinsicht doch das zum VI. Kapitel: „Christus und die Seele" zählende, den gleichen Titel tragende schlichte, ergreifende Bild Edward v. Steinles! Wenn, wie hier, zur inneren Wahrheit und Schönheit auch eine äußere sich gesellt, dann zeigt sich das wirkliche Kunstwerk, das, jeder Dissonanz entrückt, auch im Beschauer nur ungetrübte, harmonische Befriedigung auszulösen vermag. — Nun ist ja nicht zu verkennen, daß in vorliegender Publikation in erster und bevorzugter Linie die Psyche der Kunstwerke in Betracht zu ziehen ist, und die Fragen nach äußerer, formaler Vollendung sowie sonstige ästhetische Wünsche sekundär erscheinen. Zudem verhehlen wir nicht, daß Dr. Wurm an sich — besonders modernen Werken gegenüber — hinsichtlich der Formengestaltung oft ungewöhnliche Nachsicht übt. Mehr als einmal schon haben wir in den Kunstreferaten und Rezensionen, die der geschätzte Autor seit Jahren in einer angesehenen süddeutschen Zentrums-Tageszeitung hinterlegt, Gelegenheit gefunden, seinen großen Optimismus zu bewundern, der im wohlwollenden Zuwarten künstlerischer Entwicklungen hin und wieder sogar noch dort



eine Traubenernte erwartet, wo minder sanguinische Kunstfreunde längst schon die Hoffnung auf irgend einen Fruchtertrag aufgegeben haben. Gewiß zeigt solch langmütige Zuversicht eine nicht geringe Liebe und Begeisterung für Kunst und Künstler, aber wir haben doch das Gefühl, daß mit dieser allzugroßen Nachsicht, mit derartig gütigem Nachgeben und Nachgehen schwerlich eines von den verlorenen Kunst-Schäfchen gerettet werden dürfte. Wohl kann man in berührter Angelegenheit anderer Meinung sein; aber eben deshalb wollen wir auch mit unserer Anschauung hier nicht hinterm Berge halten.

Eines müssen wir Dr. Wurm vor allem hoch anrechnen: er versteht es, Kunsterzeugnisse in ihrer Gesamtheit wie in ihren Einzelheiten liebevoll zu durchforschen, so daß auch jene, welche der Kunst beruflich nahe stehen, mit größtem Interesse seinen Darlegungen lauschen. Es sei im vorliegenden Buche z. B. nur auf die Ergründung hingewiesen, welche Bilder wie Uhdes „Prüfung Abrahams“ (Tafel 8), Rembrandts „Rückkehr des verlorenen Sohnes“ (21), „Der Lebensbrunnen“ (23), Botticellis „Verkündigung“ (32) und Lorenzettis „Kreuzabnahme“ (38) erfahren. Solch glückliches Versenken in die Gründe eines Kunstwerkes, solch geschicktes Herausholen von dort mehr oder minder deutlich geborgenen Gedankenschätzen und Geheimnissen berührt ungemein sympathisch, und wir gestehen gerne, daß mancher ältere und auch neuere Künstler bei solch warmer Durchleuchtung seines Schaffens in den Augen der Beschauer nur gewinnen, nie verlieren kann.

Mehrmals schon ist die Frage aufgetaucht, ob aus manchem Kunstwerke nicht mehr herausgelesen wird, als der schaffende Künstler demselben anzuvertrauen vermocht hat. Selbst wer mit dem Entstehen von Kunstwerken einigermaßen bekannt ist, wird auf obige Frage nicht leicht eine sichere Antwort geben können. Gewiß muß der echte Künstler volle Klarheit darüber besitzen, was er beabsichtigt, was er erreichen will; aber dennoch ist er über alle Phasen seines Schaffens, über gewisse innere und äußere Einwirkungen nicht immer vollends sich klar. Jeder Kunstbeflissene kennt die verstimmenden Stunden, in welchen es

ihm bei allem Mühen nicht gegönnt ist, das Gewollte in Formen festzuhalten; anderseits weiß er aber von beglückenden Momenten zu erzählen, in denen es ihm gelang, seinen Gestaltungen noch viel mehr einzuprägen, als er anfänglich seinem eignen Ich zugetraut. So erklärt es sich, daß eine scharfsichtige, liebevolle Analyse von Seite späterer Beschauer in manchen Kunstwerken wirklich oft ein erfreuliches Plus herausbringt, welches gewissenhafte Künstler nur in sehr bedingter Weise auf ihr Eigenkonto zu buchen gewillt sein dürften. Der Schöpfer solchen Werkes aber wird in diesem Falle mit Recht der ungeahnten Ernte sich freuen, mit dem frohen Empfinden, in seinem dunklen Drange des rechten Weges wohl bewußt sich gewesen zu sein.

Sind die Anregungen, die hier unter künstlerischen Gesichtspunkten sich ergeben, auch mannigfacher Art, so liegt der Hauptwert des vorliegenden Buches, wie ja bereits angedeutet, doch vor allem auf religiösem Gebiete. In ihrem Zusammenhange werden Dr. Wurms Darlegungen zu eindrucksvollen christlichen Lehrstücken über Menschenschwäche und Heilsgnade, über irdische Nichtigkeit und dauernde Himmelsgüter, um die sich sehnende Seele nach dem einzigen Pol des Glückes, zu Gott, hinzuleiten. Indem für solch erhabene Aufgabe die Kunst dienstbar gemacht wird, erscheint Wert und Würde derselben in einem Lichte, das gar viele Kunstfreunde nicht mehr im Auge haben. Solche „Erziehung zur Kunst“, wie Wurm sie anbahnt, kann daher nur segensreich wirken! Gerade in der Gegenwart, die häufig höchst bedenklichen, einseitigen Kunstkult treibt, dünkt sie uns ein sehr notwendiges Korrelat, um zu verhindern, daß die großen, edlen Grundzwecke der Kunst nicht noch mehr, als dieses ohnehin leider schon der Fall, verschleiert und außer Acht gelassen werden.

München. Max Fürst.



XIV.

Ist Hugo Grotius katholisch gestorben?

3. Ein neues Dokument.

Wir haben gesehen, wie oberflächlich jenes Urteil war, welches vorgab, Grotius habe als Ideal eine Zukunftskirche im Auge gehabt, über die er selbst nicht vollkommen klar geworden sei. Das Zeugnis seiner Schriften spricht deutlich dafür, daß er, einen Irrtum nach dem andern überwindend, am Ende seines langen Lebens wohl erkannte, daß die Kirche der ersten drei Jahrhunderte dieselbe sei, wie die römisch-katholische Kirche seiner Zeit. Er wußte jetzt, daß die Spaltungen, die er so sehr beklagte, durch die Trennung von ihr entstanden seien. Es gab kein Mittel, um den Frieden und die Einheit wieder herzustellen, als die Rückkehr zu ihr. Warum folgte dieser Gesinnung nicht die Tat auf dem Fuße nach? Hier beginnt die Unsicherheit, hier werden verschiedene Vermutungen aufgestellt. Aus diesem Dilemma kann uns vielleicht ein neu aufgefundenes Dokument retten — ein bisher vollkommen unbekannter Brief des Jesuiten Jakob Balde, an Hugo Grotius gerichtet. „Habent sua fata libelli". — Wie viele Gefahren hat dieses flüchtige Blatt überstanden, wie lange ruhten die Schatten der Vergangenheit darauf, bis es zu uns sprechen konnte und jetzt sein Zeugnis abgibt.

Balde berichtet, daß er das Schreiben gelesen hat, in welchem Grotius um die Freilassung des Sohnes bittet;

zugleich teilt er mit, daß er die Gewährung dieser Bitte kräftig unterstützt hat. Er spricht bei dieser Gelegenheit seine Freude und seinen Jubel darüber aus, daß Grotius katholisch geworden ist. In dem Briefe, den wir sogleich bringen werden, drückt sich Balde in einer bilderreichen Sprache aus, die nach dem Geschmacke seiner Zeit Mythologisches und Christliches vermengt. Er bewundert aber auch die Führung der göttlichen Vorsehung in Grotius Geschicken. Es handelt sich offenbar um eine vollendete Tatsache.

An der Echtheit des Briefes kann nicht gezweifelt werden. Es ergibt sich kein innerer Widerspruch. Alles, die Daten, die Ereignisse, die Anspielungen stimmen genau mit den erhaltenen Zeugnissen jener Zeit überein. Ebenso sprechen die äußeren Merkmale für die Echtheit des Briefes. Eine Fälschung ist also ausgeschlossen. Neu in diesem Briefe ist nur eines: Das Zeugnis für Hugo Grotius' Conversion. Broere's feine psychologische Studie hat sich bewährt. Seine Vermutung, die sich schon in dem Titel seiner Schrift ausspricht: „Hugo Grotius Rückkehr zur katholischen Kirche“ hat ihre Bestätigung gefunden. Grotius hat auch den letzten Schritt getan, den Broere nicht vermuten konnte, er hat sich der katholischen Kirche durch die Ablegung des Glaubensbekenntnisses angeschlossen.

Jedenfalls hätte der öffentliche Übertritt später, nach seiner Rückkehr von Stockholm, stattgefunden. Da wäre er wieder unabhängig gewesen und hätte ohne Scheu öffentlich handeln können. Daß unter schwierigen Umständen der Übertritt im Stillen vorangehen konnte, beweist das Beispiel der Königin Christina von Schweden, die in Brüssel, am 24. Dezember 1654, in Gegenwart des Erzherzogs Leopold und des Grafen Montecucoli, das katholische Glaubensbekenntnis ablegte, während der feierliche Übertritt erst am 24. Dezember 1655 in Rom stattfand.

Bevor wir den Wortlaut des Briefes bringen, schicken wir einige Bemerkungen voraus. Unter den nachgelassenen Büchern meines Vaters, Guido Görres, fand ich ein Exem-



plar der lyrischen Dichtungen Baldes.[1]) Dadurch wurde mein Interesse für den Dichter angeregt, aber auch für die neulateinische Literatur überhaupt. Ich fand in diesen Werken so viel ungekannte, verborgene Schönheit, daß ich ihrem Studium mehrere Jahre widmete. Ich begann die Erstausgaben der Dichtungen Baldes zu sammeln, dann die späteren Ausgaben und Übersetzungen, bis auf die letzte Publikation herab, die von Dr. Bach herausgegebene „Jnterpretatio Somnii" (Straßburg 1904). Dadurch kam ich mit den Antiquaren in Beziehung; als mir von einem Münchner Antiquariat ein handschriftlicher Brief Baldes angeboten wurde, erwarb ich denselben, hauptsächlich um ein Autograph des von mir hochverehrten Dichters zu besitzen. Wie groß war meine Überraschung, als ich die Bedeutung dieses Schriftstückes erkannte.

Bisher war nur ein einziger Brief Baldes bekannt, vom 24. Januar 1663. Westermayer hat ihn in seiner Biographie veröffentlicht.[2]) Der Brief befindet sich im K. Allgemeinen Reichsarchiv (Jes. Fasc. 26) in München. Er ist an den Provinzial des Ordens gerichtet und bespricht die Dedication der „Urania Victrix" an Papst Alexander VII. Duhr bringt in seiner Geschichte der Jesuiten deutscher Zunge ein Porträt Baldes mit Unterschrift, ferner die Professio Baldes, vom 31. Juli 1640, in Faksimile, aber keinen Brief.[3]) Die Briefe und Berichte Baldes, welche er nach Rom sandte, sind nicht mehr vorhanden.[4])

Ich lasse nun den Brief Baldes im Wortlaute folgen. Zur Zeit seiner Absendung war Hugo Grotius Gesandter der Königin von Schweden in Paris. Jakob Balde S. J. war Hofprediger in München und mit dem Auftrage die

---

1) Jacobi Balde Lyricorum L. IV Epodon L. I. Sylvarum L. IX Col. Agr. F. Metternich 1706.

2) Jacob Balde München 1868. Seite 272, Beilage V.

3) Herder, Freiburg 1913. Band II, 1. Teil, S. 691 und Band II 2. Teil, S. 609. Vergl. Band 151, S. 605 dieser Blätter.

4) Ebenda II. Band, 1. Teil. Vorwort S. VI.

Geschichte Bayerns zu schreiben, betraut. Die Argumente, welche die Echtheit des Briefes beweisen sollen, folgen später.

† Excellentissime Domine.

Hoc puncto temporis liberationem filij sui Diderici gratulabundus accepi. legi et litteras, quibus id poscebatur à Patre. consilio precibusque iuuj, ut restitueretur. Ex quo spectaui Christum patientem, ab Hugone Grotio scriptum, caeterae paene mihi omnes Tragoediae uiluerunt. hanc amo, hanc in oculis et animo fero. Gravissimum Thema fidei nostrae, accerrimo iudicio subegit in numeros; sermonis efficaciâ et suauitate, priscis, si redirent, admirandâ. Auribus me nil dare, neque tempori seruire, argumento sunt Musae meae Cingarae libro V Syluarum Ode 19, multo ante captiuitatem Filij scriptae. His initiationibus illectus, Incomparabili viro, et quem Daniel Heinsius pro merito laudare desperat, lyrica mea offero, nuperrimè edita. Cur non fusissimam Oden de Grotio Catholico inserui? Cur me hoc celauit Apollo? offero nihilominus tenuis Citharae laceratam compagem, animo ritúque, quo Phoebo quiduis à pijs consecrari solet. Nos conamúr: alij possunt. Malo tamen à docto corrigi, quam ab imperito laudari.

Ita me Superi ament, Grotij ingenium, iudicium, uimque et florentem sine inuidia facundiam amaui semper. alij ex societate nostra mecum, me suadente. Utinam tam felix ego Historicus Bauariae fiam, quam ipse in Gallia politicus et magnarum rerum Procurator est. Gaudeo occasionem me nactum esse, quod sentio, significandi. Ut diuina Prouidentia ludet in orbe terrarum! illa ipsa, quae in Christi Patientis prima scena, sibi omnia ante oculos obiecit; etiam Grotium ad Romana castra ex Batavicis et Arminianis transiturum — Ut iuuat memorare bellorum uices sortesque, et nexus latentium caussarum, quibus in noticiam deuenimus personarum. Inclaruistis etiam in captiuitate, Filius ac Pater. fatale uobis est, feliciter capi! fortuna aliquorum quandoque



in custodia est, ne elabatur. Quid praeferam? olim maritum liberauit uxor, modò filium pater. Genitorem captivum Arca litteraria coniugis, Gnatum littera parentis exsoluit. Agnosco Patris studium, laudo uxoris ingenium, utrumque Hugone Grotio dignum: unius nisi fallor utrumque fecit unus idemque patris studium nunc impleuit, uxoris ingenium olim accendit. Vale Vir doctissime.

Monachij. 4. Mart. A. 1644.

Excellentiae suae

servus in Christo

Jacobus Balde S. J.

Am Rande der Vorderseite des Briefes steht in moderner Schrift: „Jakob Balde Jesuit en vortreffelyk Latynsch dichter". Am Rande der Kehrseite steht in einer Schrift des 17. Jahrhunderts, aber bestimmt nicht von der gleichen Hand wie der Brief geschrieben: „Exc. viro Hugoni Grotio coronae Sueciae ad Christianiss. regem oratori." Darunter sind noch zwei Buchstaben zu sehen, aber unleserlich, weil der Rand beschnitten ist. Diese Aufschrift war vielleicht die Adresse des Briefes.

Königin Christina kaufte der Witwe die Bibliothek und die Manuskripte des Hugo Grotius ab; sie kamen später in den Vatikan. Die Briefe, welche sich im Nachlaß befanden, wird die Witwe nach Holland mitgenommen haben. Sie starb im Haag. Auf die Herkunft des Briefes aus Holland deutet die oben angeführte holländische Aufschrift hin.

Die hier folgende Übersetzung des Briefes ist bemüht, weniger die Worte, als den Sinn wiederzugeben. Baldes Gewohnheit, mehr anzudeuten als auszudrücken, was er sagen will, stellt den Übersetzer oft vor schwierige Aufgaben.

„Exzellenz,

in eben diesem Augenblicke erhalte ich die Nachricht von der Befreiung Ihres Sohnes Dietrich, zu der ich Glück wünsche. Ich las auch den Brief, in welchem der Vater darum nachsuchte. Mit Rat und Bitten half ich, daß er ihm wieder zurückgegeben werde. Seitdem ich den Christus



patiens, von Hugo Grotius verfaßt, erblickte, sind alle übrigen Tragödien mir beinahe gleichgültig geworden. Diese liebe ich, diese habe ich immer vor Augen und im Sinn. Ein höchst bedeutungsvollstes Thema unseres Glaubens hat Grotius mit großem Scharfsinn in Verse gebracht, von solcher Gewalt und Süßigkeit der Sprache, daß sie von den Alten, wenn sie wiederkehrten, zu bewundern wäre. Daß ich den Ohren nicht schmeicheln und dem Augenblick nicht dienen will, beweist meine Ode, Musae Cingarae,[1]) lange vor der Gefangenschaft des Sohnes gedichtet. Durch solches Entgegenkommen verlockt, bringe ich dem unvergleichlichen Manne, den ein Daniel Heinsius nach Verdienst zu loben verzweifelt,[2]) meine soeben erschienenen lyrischen Dichtungen dar. Warum habe ich nicht eine gewaltig hinströmende Ode auf den katholischen Grotius da eingereiht? Warum hat mir das Apollo verheimlicht? Nichtsdestoweniger biete ich meiner schwachen Zither zerschlagenen Bau,[3]) in jenem Geiste und nach jenem Brauche, in dem alles von den Frommen dem Apollo geweiht zu werden pflegt.

Wir versuchen uns, andere können. Dennoch will ich lieber von einem Kundigen berichtigt, als von einem Unerfahrenen gelobt werden. So mögen mich die Himmlischen lieben: des Grotius' Geist, Urteilsschärfe, Kraft und seine neidlos blühende Beredsamkeit habe ich immer geliebt. Mit mir — andere aus unserer Gesellschaft, durch mich bewogen. Möchte ich doch ein so glücklicher Geschichtsschreiber Bayerns werden, wie Grotius in Gallien ein Politiker und Sachwalter großer Dinge ist. Ich freue mich, eine Gelegenheit gefunden zu haben, das kund zu geben, was ich fühle. Wie spielt doch die göttliche Vorsehung auf dem Erdkreis! Sie selbst, welche

---

1) Sie enthält ein hohes Lob auf die Tragödie Christus patiens. Damals kannte Balde Grotius noch nicht.

2) Bedeutender neulateinischer Dichter. 1580—1681.

3) Anspielung auf die Laute, welche Balde zerschlug, als er wegen verschmähter Liebe der Welt entsagte. Darauf bezieht sich die Schlußvignette der ersten Ausgabe der Wälder, 1643.



in der ersten Szene des Christus patiens sich alles vor Augen stellte, auch daß Grotius in das römische Lager aus dem batavischen und arminianischen übergehen werde. Wie freut es uns, der Kriege Wechselfälle und Schicksalswendungen und die Fäden verborgener Ursachen zu überdenken, durch die wir zur Kenntnis der Personen gelangen. Ihr seid zu höherem Ruhme gelangt, sogar durch Gefangenschaft, Sohn und Vater. Es war Euch bestimmt, zu Eurem Glücke in Gefangenschaft zu geraten. Das Glück mancher ist mitunter in der Gefangenschaft, damit es nicht entgleite. Was soll ich höher schätzen? Ehedem befreite die Gattin den Gatten, aber jetzt den Sohn der Vater. Den gefangenen Erzeuger befreite die Bücherkiste der Gemahlin.[1]) Den Sprößling löste das Schreiben des Vaters aus der Gefangenschaft. Ich anerkenne des Vaters eifriges Bemühen, ich lobe der Gattin Scharfsinn. Beides eines Hugo Grotius würdig: Eines Einzigen (Bemühen und Scharfsinn), wenn ich nicht irre, hat Beides bewirkt. Einer und Derselbe hat jetzt des Vaters Bemühung zur Erfüllung gebracht, hat ehemals der Gattin Scharfsinn entzündet.[2]) Lebe wohl gelehrtester Herr.

München, 4. März 1644.

Euerer Exzellenz

Diener in Christus

Jakob Balde J. S.

Der Brief besteht aus einem beiderseits beschriebenen, an den Rändern beschnittenen und ausgebesserten Blatte gewöhnlichen Leinenpapiers, ohne Wasserzeichen, von $27^1/_2$ c. Höhe und von 20 c. Breite. Sowohl das Papier, wie auch der allgemeine Zug der Handschrift stimmt mit der Zeit des

1) Bekanntlich erhielt Grotius in der Feste Löwenstein Bücher in einer Kiste zugeschickt. In dieser Kiste ließ ihn die Gattin nach Gorkum tragen.

2) Unter diesem „einer“ dürfte wohl Gott, der in beiden Fällen der Retter war, zu verstehen sein.



17. Jahrhunderts vollkommen überein; wir finden aber auch die speziellen Eigentümlichkeiten der Handschrift Baldes darin, so die großen A, die kleinen l, dann namentlich den Zug, der Vor- und Zunamen in der Namensunterschrift verbindet. B. Duhr S. J. bringt in der früher erwähnten Geschichte der Jesuiten zwei Faksimiles der Schrift Baldes. Ein Vergleich ist also sehr leicht. Aber auch die in der Münchner Hof- und Staatsbibliothek befindlichen Manuskripte weisen keinen Widerspruch mit unserer Handschrift auf. Die Bestätigung für die Richtigkeit der angeführten Namen, Daten, Anspielungen 2c. ist in der Übereinstimmung mit den 1687 herausgegebenen Briefen: „Hugonis Grotii Epistolae Quotquot reperiri potuerunt", zu finden. Dies muß im Einzelnen nachgewiesen werden.

Zuerst muß auf die Ursache eingegangen werden, wegen welcher der Brief überhaupt geschrieben wurde. Balde teilt Grotius die Freilassung seines Sohnes mit, vielleicht im Auftrage des Kurfürsten Max I. von Bayern. Unsere Aufgabe ist es nun, aufzuklären, wie Dietrich, der jüngste Sohn des Grotius, in Gefangenschaft geriet. Die Quelle hiefür ist die früher genannte Briefsammlung: „Epistolae quotquot reperiri potuerunt. 1687." Wir finden hier das Bittgesuch des Grotius an den Kurfürsten, Ep. 1639, sowie einen Brief an einen D. Ketner, Ep. 1638; ferner einen Brief des Vaters an den gefangenen Sohn, Ep. 1640. Alle drei Briefe tragen das Datum 9/19 Januar 1644.

Es folgen, nach Ankündigung der Freilassung, ein Dankbrief an den Kurfürsten, Ep. 1659, und ein zweiter Brief an den D. Ketner, Ep. 1660. Beide vom 19. April 1644 datiert. Es fehlen aber dort die näheren Berichte, wann und wo Dietrich in Gefangenschaft geriet. Diese finden sich in der „Secunda Series Ep." derselben Ausgabe, von Ep. 671 bis Ep. 702, sind an den Bruder Wilhelm Grotius gerichtet und umfassen die Zeit vom November 1643 bis Ende April 1644. Wir erfahren daraus, daß Dietrich Grotius zur Zeit des Todes Bernhards von Weimar, 1639,



zu den adeligen Hausgenossen dieses Fürsten gehörte, die in seinem Testamente bedacht waren (Nr. 689).

Die von Bernhard von Weimar zurückgelassene Armee, sowie die Befehlshaber derselben, unter denen Reinhold von Rosen, auch Rosa genannt, der bedeutendste war, verpflichtete sich, unter französischem Oberbefehl weiter zu dienen. In dieser weimarischen Armee und zwar in der Umgebung des Generals Rosen haben wir also Dietrich, der jedenfalls Reiteroffizier war, zu suchen.

Im Jahre 1643 überschritt Feldmarschall Comte de Guébriant den Rhein, um in Deutschland einzufallen.[1]) Er hatte verhältnismäßig wenige französische Regimenter unter seinem Befehle, seine Hauptstärke war eben die mit ihm verbündete weimarische Armee, die größtenteils aus Deutschen bestand. Der Zweck dieser Operation war, den Kurfürsten Maximilian von Bayern, gegen den der Feldzug gerichtet war, von seinem Bündnisse mit dem Kaiser abzudrängen. Den Franzosen und den Weimaranern gegenüber stand die kaiserliche und bayerische Armee. Den Oberbefehl hatte der Herzog Karl von Lothringen. Die Seele der Verteidigung Bayerns aber war der tapfere Befehlshaber Freiherr Franz von Mercy. Der dritte Oberbefehlshaber war Graf von Gleichen-Hatzfeld, der der Armee die kaiserlichen Truppen zuführte. Guébriant eroberte am 15. November 1643 die Reichsstadt Rottweil, starb aber wenige Tage darauf an einer beim Sturme auf die Stadt erhaltenen Wunde. Nun übernahm den Oberbefehl Graf Rantzau. In Rottweil wurde eine Besatzung zurückgelassen, die Armee rückte weiter und nahm Tuttlingen an der Donau ein. Graf Rantzau, das Regiment der Königin und alle vornehmen französischen Offiziere quartierten sich in Tuttlingen ein. Die Geschütze wurden unter geringer Bewachung außerhalb des Ortes aufgestellt. Die weimarische Armee lagerte in den umliegenden

1) Heilmann, Die Feldzüge der Bayern in den Jahren 1643, 1644, 1645. Leipzig 1851.

Ortschaften. Graf Rosen mit seinen Reiterregimentern und den Regimentern zu Fuß in Mühlheim; die französischen Fußvölker in Möhringen und anderen Dörfern.

Freiherr von Mercy erfuhr durch Kundschafter die gefährliche Lage des Feindes, der sich zu sehr geteilt hatte. Er beschloß, Tuttlingen durch einen kühnen Überfall zu erobern. Dies gelang vollständig am 24. November 1643. Johann von Werth und Oberst Wolff führten die Avantgarde. Die Mannschaft bei den Geschützen wurde niedergemacht, Tuttlingen wurde erobert, Graf Rantzau, der Generalstab, die sämtlichen in Tuttlingen befindlichen Franzosen mußten sich ohne Schwertstrich auf Gnade und Ungnade ergeben.

Anders stand es mit der Weimarischen Armee. General Rosen machte Front und würde Tuttlingen entsetzt haben, wenn noch Zeit geblieben wäre. Da er aber bald sah, daß aller Widerstand vergeblich sei, wandte er sich mit seinen Reiterregimentern zur Flucht. Seine drei Regimenter Fußvolk wurden niedergemacht. Der Bruder des Feldmarschalls Freiherrn von Mercy, der Generalwachtmeister Kaspar von Mercy wurde beauftragt, Rosen und seine Leute zu verfolgen. Mercy machte in der folgenden Nacht viele Gefangene.

Nun wissen wir aus den Briefen des Grotius an seinen Bruder, daß Dietrich in die Gefangenschaft des „Vicarius Meriaci" geraten sei (Ep. 687). Am Tage, nach dem Grotius den ersten Brief an Ketner gerichtet hat, schreibt er seinem Bruder, er habe sich wegen der Freilassung des Sohnes an Kesner und Johann von Werth gewendet (Ep. 688). Die Herausgeber der „Epistolae" haben sich in der Schreibung der Namen Ketner und Kesner geirrt. Es handelt sich in beiden Fällen um den kurfürstlich bayerischen Hofkriegsrat Küttner von Kunitz. Diesen Irrtum berichtigt Barthold,[1])

1) Geschichte des großen Krieges. Stuttgart 1842. Bd. 2. S. 476.



indem er sagt: „Die frühere Befreundung mit Johann von Werth veranlaßte den geängstigten Vater, jenen, den Kurfürsten und den Minister Küttner um baldige Befreiung des jungen Freiwilligen und Kriegsbulletinschreibers zu bitten.“ Derselbe Küttner, der bayerischer Seits in Ulm den Waffenstillstand 1637 mit Schäffer und Rauschenberg unterschrieben hatte, brachte Balde einen Gruß seines Gönners Mesmes d'Avaux durch Vermittlung von dessen Sekretär Marsilly. Balde erwähnt dies in der Dedikation seines „Drama georgicum“ an den Grafen Mesmes d'Avaux. Er nennt Küttner einen „vir consiliis usuque rerum spectatissimus“.[1]) Übrigens schreibt er den Namen Kittner. Am 9. Januar meldet Grotius dem Bruder, sein Sohn Dietrich sei bei Tuttlingen gefangen worden (Ep. 857).

Am 16. Januar hat der Vater einen Brief des Sohnes aus Tübingen in Händen (Ep. 647). Am 20. Januar berichtet Grotius, er habe dem Kurfürsten geschrieben (Ep. 688). Am 12. März erhält der Vater wieder einen Brief seines Sohnes mit der Nachricht, daß Dietrich in einem Schloß der Fugger zwischen Ulm und Augsburg sei (Ep. 695). Am 9. April schreibt Grotius, nachdem der Kurfürst seinen Brief erhalten habe, sei es Dietrich freigestellt zu gehen, wohin er wolle, nur müsse er mit dem Praefectus castrorum über das Lösegeld einig werden (Ep. 699). Wir erfahren noch, daß Dietrich 1000 florinos zu zahlen habe und seine Pferde sowie die ganze Bagage verloren hat (Ep. 701). Am 30. April 1644 kann Grotius die Freudenbotschaft mitteilen, daß Dietrich wieder in Paris bei den Eltern ist. „Didericus etiam nunc hic est“ (Ep. 702). Während die beiden Briefe des Grotius an den Kurfürsten sich im Rahmen der zeremoniellen Schreiben an hochgestellte Persönlichkeiten halten, finde ich in dem zweiten Briefe an Ketner, vom 19. April 1644, eine Notiz die vom höchsten Interesse ist (Ep. 1660).

---

1) Balde. Poesis osca sive Drama Georgicum Monachii. Wagner 1647 (Vorrede).

Grotius schreibt: „Aderunt nobis ad hanc rem suis quoque gratissimis Deo precibus viri religiosissimi et doctissimi omnique reverentia digni D. Vervaux[1]) et D. Balde; quibus satis intelligo quantum debeam utrique quod ad libertatem filii mei opitulatores fuere. D. Balde praeterea pro odis suavissimis et Sylvarum amoenis, quibus unice delector. Haec in antecessum dicta sint. Nam ipsis oportuno tempore gratias agam aut si potero referam.“

Hier haben wir die Anzeige, daß Baldes Brief in die Hände Hugo Grotius' gelangt ist; denn jener zeigt die Freilassung des Sohnes an und schreibt, daß er seine Oden und Wälder, wohl als Gegengeschenk für die von Grotius erhaltene Tragödie, „Christus patiens“, übersende.

Ich erblicke hierin eine unzweifelhafte Bestätigung der Echtheit des Briefes. Noch eine Frage bleibt zu beantworten übrig. Balde hat die Nachricht von der Rückkehr des Hugo Grotius zur katholischen Kirche vor kurzer Zeit erhalten und spricht deshalb in seinem Briefe seine Freude darüber aus. Die Oden und Wälder sind 1643 erschienen, nuperrime edita, der Brief ist vom 4. März 1644 datiert; daß Balde vor dem Erscheinen der Gedichte noch nichts wußte, geht aus den Worten hervor: „Cur hoc me celavit Apollo“. Das Rätsel dürfte sich lösen lassen. In seiner Angst um den gefangenen Sohn schreibt Grotius an seinen Bruder Wilhelm: „Mi frater, maximus noster natu adhuc apud Venetos concionatur. Pro minimo videbimus quid literae meae sint effecturae. Si quos nostis gratiosos in Aula Bavarica, nihil peccaveritis, si et eorum utamini commendatione.“ (Ep. 690.) Wie nahe liegt der Gedanke, daß man Grotius geraten hat, sich an die Jesuiten zu wenden, mit denen er in diesem Zeitpunkte sehr befreundet war. Am bayerischen Hofe standen die Jesuiten im höchsten Ansehen. P. Vervaux war Beichtvater des Kurfürsten Maximilian, der ihn auch oft in politischen Dingen, wenn sie mit der Religion zu-

1) Der bekannte Jesuit und Beichtvater des Kurfürsten.



sammenhingen, zu Rate zog. P. Balde war Hofprediger, er nahm innigsten Anteil an allen Schicksalen, die das kurfürstliche Haus betrafen; er ging bei Hofe mit der größten Vertraulichkeit ein und aus. Balde mußte es sich zur Ehre anrechnen, einem Manne vom Gelehrten- und Dichterruhme eines Hugo Grotius in einer schwierigen Angelegenheit einen Gefallen zu erweisen. Der Eifer des Kurfürsten für die katholische Kirche war bekannt. Da mochte man eine Ausnahme machen, und die vorderhand im Stillen vollzogene Konversion des großen Mannes mitteilen, in der Hoffnung, den Fürsten milder zu stimmen. Welchen freudigen Eindruck die Nachricht auf Balde machte, sehen wir aus seinem Schreiben. Dieser Brief mag wie ein Sonnenstrahl in Hugo Grotius' bekümmertes Vaterherz gefallen sein; auch für uns hat er seine leuchtende und wärmende Kraft nicht verloren. — Wir wissen jetzt bestimmt, daß Hugo Grotius, „das Wunder seines Jahrhunderts“ [1]), „der große, der bewunderungswürdige, der unvergleichliche Mann“ [2]) demütig und gläubig zur katholischen Kirche zurückgekehrt ist.

So viel ist sicher; weder die Grotius- noch die Baldeforschung kann in Zukunft diesen Brief mit Stillschweigen übergehen.[3])

Sophie Görres.

1) Vossius. Pepo Blanet p. 746.

2) Baudius. „Vir magne, vir mirande, vir sine exemplo.“ Epist. 100. Cent. III. p. 474.

3) Oben S. 5 ist bei der Grabschrift des Hugo Grotius infolge Versehens die zweite Zeile weggeblieben; sie lautet: Captivus et exul.



XV.

Neue Savonarolastudien.

Von Dr. Constantin Sauter, München.

Die breite Piazza della Signoria in Florenz ist wie nicht leicht eine andere durch den weihevollen Schritt der Geschichte geheiligt. In das Antlitz, das sie heute noch stolz zur Schau trägt, sind die Spuren der florentinischen Heldenzeit eingegraben. Der Palazzo vecchio mit seinen Zinnen und seinem ragenden Turm erlebte seine Geburtsstunde gerade ein Jahr, bevor Dante in die Reihe der Prioren eintrat. Das werktätige, seiner selbst bewußte Volk von Florenz sollte seiner obersten Behörde eine sichere Beratungsstätte schaffen und sie vor der Gewalttätigkeit guelfischer oder ghibellinischer Magnaten in gleicher Weise schützen. Wo der Palast in die Lüfte ragt und der schöne Platz sich weitet, standen ehedem die Häuser der Uberti, jenes Ghibellinengeschlechtes, dessen stolzer Sprosse Farinata in Dantes Hölle in Wort und Haltung den Typus eines edlen Florentiners aus dem dreizehnten Jahrhundert verkörpert. In der Schlacht bei Montaperti, wo das Wasser der Arbia rot sich färbte, brach noch einmal das Guelfenbanner unter den Ghibellinenschwertern zusammen; doch als die siegreichen Kaiserlichen den Beschluß in die Tat umsetzen wollten, die schöne Fiorenza vom Erdboden zu vertilgen, da stellte sich der Ubertisprosse mit offener Brust und dem Schwerte in der Hand solchem Ansinnen entgegen. Der Heldensinn, der die Stadt vor sicherem Untergang rettete, ward schlecht gelohnt. Kein Uberti betrat mehr die Vaterstadt und ihre Häuser waren dem Erdboden gleich gemacht. Die Kunst der Heimkehr zu erlernen, hatten sie vergessen.

Ma i vostri non appreser ben quell'arte. Inf. X 51.

Und nebenan öffnet die Loggia dei Lanzi ihre weiten Hallen im schönsten Ebenmaß. Auch sie ist ein Weihegeschenk

derselben freien Bürgerschaft an die selbst gewählten Prioren, die hier bei öffentlichen Festen und Empfängen einen würdigen Repräsentationssaal haben sollten.

Doch die herrliche Piazza, umsäumt von den ragenden Palästen, entfaltet ihren ganzen Zauber in stillen Nachtstunden und mit leichter Mühe belebt der Geschichtskundige diesen einzigartigen Schauplatz mit den Protagonisten aus drei Jahrhunderten. Guelfenhaß und Ghibellinentrotz lassen die Schwerter und den Schlachtruf erklingen; dazwischen läutet die Sturmglocke vom Priorenpalast das werktätige Volk zum Schutze der bedrohten Freiheit zusammen. Mit heiligen Hymnen wandeln friedliche Pilgerscharen über den gleichen Platz, um den Segen des Anno santo im ewigen Rom zu holen. In tiefem Schmerze verfolgt sie der Sänger des Neuen Lebens und verzweifelnd mischt sich seine Totenklage um Beatrice in die ehrwürdigen Gesänge.

Deh pellegrini che pensosi andate.

Über denselben Platz eilte flüchtig Alighieri, von Haus und Hof vertrieben, um künftig „wie ein Fahrzeug einherzujagen, ohne Segel und Steuer, verschlagen an verschiedene Häfen und Buchten und Ufer durch den trockenen Wind, den die an Schmerzen so reiche Armut aussendet". In holder Anmut sammelte sich hier in Frühlingstagen die florentinische Jugend, um in fröhlichen Reigen dem Signor Amore zu huldigen. Die Bettelmönche, die Träger und Erwecker der blühenden Kultur des dreizehnten Jahrhunderts, zogen vorbei, und in Santa Croce und Santa Maria Novella zeigten sie, was seraphische Liebe und heilige Weisheit zu leisten vermochten. Dieser Platz sah auch den Realismus des vierzehnten Jahrhunderts mit den Zünften der Kaufherrn, ihrem Warenhandel und ihrem Geldgeschäft; hier klang der reinkarätige Goldfloren mit dem Bilde des Täufers und forderte alle kirchliche und ritterliche Feudalität in die Schranken. Die unabsehbaren Künstlerscharen der florentinischen Renaissance, die gelehrten Humanisten, die feinsinnigen Beherrscher des toskanischen Volgare geben sich hier ihr Stelldichein. Doch



alle diese Bilder verschlingt der Schatten Savonarolas, der auf diesem Platze nach schimpflichem Gerichte zuerst seines Ordenskleides entblößt, dann mit seinen zwei Genossen am Galgen gehängt und verbrannt wurde. Dieses Scherbengericht gehört zu den unheimlichsten und widerlichsten der Weltgeschichte. An der Stelle, wo es vollzogen wurde, ist seit dem Jahre 1901 eine Bronzeplatte mit dem Bilde Savonarolas in das Pflaster eingelassen. Auf ihr steht geschrieben:

Qui dove con i suoi confratelli Fra Domenico Buonvicini e Fra Silvestro Maruffi il XXIII maggio del MCCCCXCVIII per iniqua sentenza fù impiccato ed arso Fra Girolamo Savonarola dopo quattro secoli fù collocata questa memoria.

Ein Lorbeer, ein Palmblatt und ein Kreuz umsäumt das Haupt des letzten florentinischen Propheten.

Die Person und die Sache des Frate von San Marco sind auch heute noch viel umstritten.

Die 400. Wiederkehr seines Todestages im Jahre 1898 hat eine Flut von Schriften hervorgerufen, die in vielgestaltiger Form dem Savonarolaproblem gerecht zu werden suchten.[1]) Auf katholischer Seite hat bisweilen eine übereifrige, aber kurzsichtige Apologetik den Frate dem kirchlichen Urteilsspruch geopfert. Es ist dieselbe unverständliche Grundstimmung, die heute noch verlorene Positionen im Galileiprozeß verteidigt, und sich nicht dazu verstehen kann, einen tatsächlichen Fehlgriff der kirchlichen Obrigkeit in Dingen, die nicht das „depositum fidei“ betreffen, zuzugeben und aus dem Zusammenwirken der kulturellen und geistigen Zeitverhältnisse zu erklären.

Eine ähnliche Engherzigkeit ist in der protestantischen Geschichtsschreibung heute noch nicht ausgestorben. Auch praktisch sucht man wie am Wormser Lutherdenkmal in protestantischen Gotteshäusern den Frate von San Marco als einen kleineren Vorläufer des Mönches von Wittenberg im

1) Vergl. diese Blätter Bd. 121 S. 465 ff., 125 S. 190 ff., 346 ff



Kampfe gegen Papsttum und Mönchswesen dem Volke darzustellen. Es bedarf kaum der Betonung, daß die ernsteste und rücksichtsloseste Kritik der kirchlichen Lage und kirchlichen Leitung noch lange nicht mit der absoluten Leugnung der Kirche und ihres Oberhauptes identisch ist. Bei Savonarola liegt der Fall ebenso wie bei Dante. Die eifernde Liebe konnte in der Form fehl gehen; aber in der Ehrfurcht vor den heiligen Schlüsseln sind sie beide groß gewesen. Dennoch wird man es als einen Fortschritt begrüßen dürfen, daß die kritische Geschichtsschreibung der „Protestantischen Realencyklopädie" den katholischen Charakter Savonarolas durchaus anerkennt und die Beurteilung Savonarolas durch Luther nicht billigt.

Die Savonarolafrage selbst bietet viele Seiten der Betrachtung. Fürs erste erkennt man sogleich mit Staunen, daß die Person des Frate, seine Sprache, seine Gedankenführung, sein wissenschaftlicher Gehalt, seine religiöse Veranlagung, sein sittlicher Ernst, seine politischen Ideen in voller Diskrepanz zum Geiste seiner Zeit stehen. Diesen abgehärmten, hageren Ferraresen mit den glühenden Augen, diesen seraphischen Mystiker, diesen Prediger mit den Donnerlauten hat ein Sturmwind aus dem Trecento in die Renaissance hineingetragen. Savonarola ist innerlich ganz ein Kind des dreizehnten Jahrhunderts, dessen Ideale in ihm wiederaufleben. Er ist von der Art Dantes. Mit ihm teilt er eine Menge Charakterzüge. Auch in ihrer Stellungnahme zur Kultur, Politik und kirchlichen Lage ihrer Zeit sind sie enge verwandt. Dantes Werk ist in erster Linie eine künstlerische Tat, aber mit dem ausgesprochenen Zwecke, einer niedergehenden Zeit das alte Ideal in berückenden Farben zu schildern. Die drei Schlagwörter Fiorenza, Roma, Italia, die bei Dante bald mit inniger, eifernder Liebe, bald mit Ingrimm ausgestoßen werden, kehren beim Frate fast in jeder Predigt wieder. Schon Dante hatte erkannt, daß das plötzlich reich gewordene Geschlecht seiner Vaterstadt die strenge Ehrbarkeit und Rechtlichkeit der guten, alten Zeit

von sich geworfen hat. Seine rührenden Schilderungen des guten Florenz innerhalb seiner engen Mauern, wo die Bürger nach Terz und Non der Badia ihr Tagewerk einrichteten, wo das Gewand rauh und einfach, die Formen weniger gewandt, dafür aber um so ehrlicher waren, wo die Bürger weniger mit diplomatischen Schlingen und bestechendem Gelde, als mit der ehrlichen Klinge ihre Heimat verteidigten, wo die Frauen züchtig und ungeschminkt einhergingen, alle diese herrlichen Sittenbilder waren eine feurige Anklage gegen den Luxus und die unbändige Genußsucht seiner eigenen Tage. Savonarola donnert gegen dieselbe schamlose Kleiderpracht: „Schau heute die Frauen an, wie sie die Abzeichen und den Schmuck der Dirnen tragen. Alle Mittel, wie sie die Dirnen zu ihrem Schmucke verwenden, wollen auch sie gebrauchen. Die Priester tragen lange, herabwallende Haare und schöne Seidenröcke und wollen noch pomphafter auftreten als die Weltleute." Und Dante brandmarkte dieselbe Unsitte mit den denkwürdigen Terzinen:

> Petrus war mager einst und unbeschuht,
> Paulus ging so einher in jenen Tagen
> Und fand die Kost ia jeder Hütte gut.
>
> Die neuen Hirten, feist voll Wohlbehagen,
> Sieht man gestützt, geführt und schwer bewegt,
> Und hinten läßt man gar die Schleppe tragen.
>
> Wenn übers Prachtroß sich ihr Mantel schlägt,
> Sind zwei Stück Vieh in einer Haut beisammen.
> O Göttliche Geduld, die Viel erträgt! Par. XXII 127.

Als Propheten und Reformatoren haben beide auf dieselben Wunden des kirchlichen Organismus hingewiesen und dieselben Heilmittel anempfohlen. Dante brandmarkt die Habsucht der Kurie (antica lupa), die Wurzel aller Simonie im Heiligtum des Herrn. Mit unerhörter Kühnheit häuft er in die simonistische Bulge kopfüber die Päpste, geißelt den Nepotismus, reißt dem kanonisierten Cölestin V. den Heiligenschimmer vom Haupte, weil der weltunkluge, für die heilige Einsamkeit geborene Eremit dem machtgierigen Bo-



nifaz VIII., dem »Principe dei nuovi Farisei« die hehre Braut überlassen hatte. Er trennt mit scharfer Hand die Sache Gottes von den weltlichen Interessen der Kurie, die nicht gegen Türken und Heiden, sondern gegen Christen zum Kreuzzug predigt. Er läßt den blonden Königssprossen Manfred trotz der auf ihm lastenden Bannflüche am Gestade des Läuterungsberges unter den Geretteten erscheinen:

> Per lor maledizion vi non si perde,
> Che non possa tornar l'eterno amore. Purg. III 133.

Er bedauert den Niedergang der theologischen Wissenschaft, die Vernachlässigung der Bibel, an deren Stelle die Dekretalen getreten sind:

> Drin wird studiert von Papst und Kardinälen,
> Und Nazareth, wo Gabriel das Wort
> Verkündigt hat, wird fremd den geiz'gen Seelen. Par. IX 186.

Er stellt die Armseligkeit der Predigt an den Pranger, in der ein aufgeblasener Mönch vom Evangelium schweigt, aber in Possen oder in scholastischer Spitzfindigkeit sich überbietet:

> So daß die Schäflein blind zu ihrem Leid
> Wind schlucken, wo sie sich zu weiden meinen. Par. XXIX 106.

In denkwürdigen Gesängen schildert er den Aufgang der beiden Bettelorden am Himmel der Kirche und sieht ihren Niedergang in der Dahingabe der alten Ideale um billig erworbene Dispensen. Die Preisgabe des Armutsideals ist für die Orden verhängnisvoll geworden, wie für die ganze Kirche. Das Schifflein der Kirche ist schwer beladen, weil ihr Kaiser Konstantin in törichter Liebe weltliche Macht und Reichtum beschieden hat, und der Stellvertreter des armen Nazareners ist auf falscher Bahn, weil er sich zum geistlichen Schwerte das weltliche angemaßt hat.

Endlich sieht Dante in prophetischem Geiste voraus, daß ein geistiger Bannerträger (veltro) der versunkenen Kirche das edle Vorbild wiederzeigen werde und die Gier nach Reichtum und Besitz (avarizia) in die Hölle stoße, aus der sie geboren ward. Die praktische Durchführung inner-



halb der Kirche gewährleistet ein edler Weltmonarch (dux), der mit oder auch gegen einen verweltlichten Papst den Zustand der Urkirche herbeiführt.

Man ist überrascht, in den Predigten Savonarolas fast auf jeder Seite die Anklagen zu lesen, die Dante schon erhoben hat. Es ist der Schrei nach der chiesa primitiva, die durch alle seine Worte zittert. Die politischen Verhältnisse waren andere geworden, weil die Macht des theokratischen Kaisertums vor der Kirche und den starken Kommunen in Luft zerstoben war. Aber was Dante vom Kaiser erträumte, erwartete der Mönch von San Marco vom französischen Könige.

Worin ruht das Geheimnis Savonarolas? Die Gewalt seiner Predigtgabe kann man einigermaßen ahnen, wenn man diese Predigten in ihrem kernigen toskanischen Idiom liest. Der Ferrarese ist in Florenz zum Florentiner geworden. Die Söhne dieser Erde hatten kristallklare Augen und die schärfsten Zungen. Man war in Florenz nie unreligiös trotz aller Üppigkeit und gesteigerter Lebenskunst. Auch in den Zeiten des Cosimo und Lorenzo Magnifico hielt man am Glauben an die Ewigkeit, an Gott und die Göttlichkeit der Kirche fest. Der wundervolle Kunstfrühling der Renaissance erblühte fast ausschließlich in kirchlichen Diensten und Zwecken. Der kaufmännische und verschlagene Cosimo hat sich häufig in seine Lieblingsgründung San Marco zu ernster Kontemplation zurückgezogen, um seine Seele im Kampfe um Geld und Macht nicht zu verlieren. Die Sterbestunden des großen Genießers Lorenzo sind durch eine tiefe Religiosität geweiht. Aber warum beugte sich dieses kluge, große Florenz vor einem schwachen Mönche? Warum stoben die Modetheologen und Platoniker der Akademie erschreckt auseinander? Nicht die angstvollen Prophezeiungen des Mönches haben dies bewirkt. Florenz hatte schon schlimmere Zeiten gesehen, und die Unverwüstlichkeit der bürgerlichen Kraft ist ihrer Herr geworden. Die Hauptursache der durchschlagenden Wirksamkeit des Mönches lag darin, daß er klipp und klar mit Ver-



zicht auf alle kirchlich approbierten Konzessionen nach dem Ordensideal griff, das durch S. Franziskus und S. Dominikus der Kirche geschenkt wurde. Der Poverello von Assisi hatte in wehmütiger Vorahnung der kommenden Tage sterbend in seinem Testamente jeden Bruder verflucht, der an der Kurie um Dispense oder Privilegien anhalte und das Gelübde der vollständigen Armut abzuschwächen versuche. Das Gelübde mag heroisch sein, ja über menschliche und soziale Möglichkeiten hinausgehen: genug, es gab eine sonnige Zeit in der Geschichte der Kirche Gottes, in der die Söhne des Seraphikers im Konzil auf den Matten zahlreich wie die Lerchen sich niederlassen und triumphierend aufweisen konnten, daß weder der Einzelne noch der Orden als solcher irgend ein Eigentum besitze.

In diese Heldenzeit der Bettelorden hat Savonarola zurückgegriffen. Er war sich dessen bewußt, daß die Reform der Kirche nur durch die Orden bewerkstelligt werden konnte. Diese aber waren nur hiezu befähigt, wenn sie in ihrem reinen Abglanz wiedererstanden, in dem sie einst erstrahlten. Dem Weltklerus waren durch ungezählte Kompromisse die Hände gebunden. Die wesentlichste Voraussetzung für die Reform seines Ordens sah er aber in der Wiederherstellung des Armutsgelübdes in seiner striktesten Auslegung, daß weder der Orden noch der Einzelne Eigentum besitze, sondern Jedweder sich sein Brot durch Händearbeit und geistige Dienste an der Menschheit und durch Empfang von Almosen verdiene. Dieses Ideal, von Savonarola in seiner ganzen Strenge und anziehenden Schönheit ausgerufen, hat den scharfäugigen Florentinern unbedingte Achtung abgenötigt. In der lockeren Erzählungsliteratur der Renaissance spielte der schmutzige, unwissende Bettelmönch, der sich für die Last seiner Ordensgelübde innerhalb und außerhalb seines Klosters auf alle mögliche findige Weise schadlos zu halten suchte, eine traurige Rolle. Der Frate aber, der die Trennung seines Klosters von der mailändischen Konventualenkongregation durchgesetzt hatte, ging zum ursprünglichen Observantismus über und

sein Kloster, statt auszusterben, füllte sich überreich mit Söhnen des hl. Dominikus.

dell' agricola che Christo
Elesse all' orto suo per aiutarlo. Par. XII 71.

In dieser Tat Savonarolas liegen Anfang und Ende der Savonarolatragödie. Hieraus flutete der Springquell, der das Florentiner Leben gespeist hat. Weil der Borgiapapst die vorher von ihm approbierte toskanische Kongregation mit der neu zu errichtenden römischen Kongregation mit abgeschwächter Ordensregel verbinden wollte, hat Savonarola auf göttliches und kirchliches Recht vertrauend den Gehorsam verweigert. Zwar durchschaute er klar alle politischen Motive des Papstes und der mit ihm vereinigten Mächte der Liga, die den hinderlichen Führer der Republik Christi entfernen wollten, allein seine Verweigerung des Gehorsams stützt sich nur darauf, daß ihn keine Macht des Himmels und der Erde von dem einmal übernommenen strengen Ordensgelübde zu einem leichteren umbiegen könne.

„Ich unterwerfe mich der römischen Kirche und dem Gehorsam ihr gegenüber, ausgenommen den Fall, wie ich Dir schon sagte, daß sie mir etwas gegen Gott oder gegen die Liebe befehlen würde. Das aber kann die römische Kirche nicht tun, wohl aber die Männer der römischen Kirche. Und wisse, daß ich nicht verpflichtet bin, dem Papst zu gehorchen, wenn er ohne Ursache etwas gegen unser Gelübde befehlen würde: wenn er mir z. B. befehlen würde, Besitztümer zu führen, so bin ich nicht gehalten, ihm zu gehorchen, weil ich gegen unser Gelübde verstoßen würde; denn ich habe versprochen und mich verpflichtet, Eigentum nicht zu besitzen. Und wenn er mir auch Dispense geben wollte, so bin ich wiederum nicht daran gebunden; denn man kann nicht Dispense erteilen, wenn ich sie nicht will oder wenn nicht eine erlaubte Ursache vorhanden ist. So bin ich auch nicht gehalten, meinem Prälaten zu gehorchen, der mir gegen unsere Konstitutionen einen Befehl erteilte. Das behaupten alle Kirchenlehrer."



Daß hier der tiefste Beweggrund der Denk- und Handelsweise Savonarolas liegt, hat zum erstenmal der Münchener Professor Joseph Schnitzer erkannt und in ausgezeichneten Artikeln der Historisch-politischen Blätter 1898 und später dargelegt. Nur von hier aus kann über den Frate der Stab gebrochen oder seine Ehre als vollbürtiger Sohn der katholischen Kirche und echter Mönch wiederhergestellt werden. Auch die schärfste und rücksichtsloseste Prüfung kann den Beweisgang Savonarolas nicht umstürzen, ja das kirchliche Recht und die Lehre vom Gelübde festigen ihn noch viel tiefer.

Schnitzer, den seine dogmenhistorischen Studien auf Wege verschlagen haben, die mit den kirchlichen Bahnen nicht harmonieren, hat in seinen Salvonarolastudien ein edles Werk katholischer Geschichtsschreibung vollbracht. Der Geist, der ihn damals leitete, hat ihn heute noch nicht verlassen, sobald er dem Mönche von San Marco seine wissenschaftliche Feder widmet. Ihm verdanken wir es zumeist, wenn wir heute in den heiligen Hallen von San Marco die Gestalt Savonarolas in voller Eintracht mit den inbrünstigen Bildern des Fra Angelico verbinden können. Es war kein kühner Frevel, daß Bartolomeo nach der Rückkehr von der traurigen Katastrophe auf der Piazza den Goldreif um das Haupt Savonarolas gezogen hat.

Die wissenschaftliche Savonarolaforschung hatte bisher auf die Frage keine Antwort, woher der junge Savonarola den tiefen Ernst und die entschiedene Abkehr von dieser Welt bekommen hatte. In einer dankenswerten Schrift „Savonarolas Erzieher und Savonarola als Erzieher, Berlin 1913", rückt Schnitzer den Großvater Savonarolas, Michael Savonarola, in den Vordergrund, der als praktischer Arzt am Hofe in Ferrara, als medizinischer Schriftsteller und Verfasser religiös-erbaulicher Werke einen großen Einfluß übte. In seinen höfischen Schriften entwirft er nach dem Vorgang der zahlreichen scholastischen Fürstenspiegel das Bild des edlen Herrschers und verbreitet sich über die bestmöglichen



Regierungsformen. Er stellt das Papsttum über das Kaisertum, schreibt jedoch dem weltlichen Herrscher die Aufgabe zu, für die Ehrbarkeit des geistlichen Standes Sorge zu tragen. In seinen religiös-erbaulichen Schriften redet er als ein frommer praktischer Christ, der für die Schäden in der Kirche ein feines Auge hat. Mit Überraschung liest man in der Schrift „Zum Preise Johannes des Täufers“ schon beim Großvater jene Schlußfolgerung, auf die Savonarola seine ganze kirchliche Existenz aufgebaut hatte: „Merke dir, daß in Dingen, die Gott eingesetzt hat, weder die Päpste noch ihre Vertreter Gegenteiliges verordnen können. Dies sage ich für viele, die sich über gewisse lockere Ordenssatzungen hinwegentschuldigen wollen, mit denen sie schon einverstanden sind, aber nicht mit den strengen.“ Dieser Großvater, ein ungemein frommer Mann, ein theologisch durchgebildeter Gelehrter, ein Meister der Pädagogik, hat die ersten Jahre des jungen Savonarola beeinflußt und später durch seine Schriften seinen Enkel nicht mehr verlassen. Es sind also die ernsten, weltabgewandten Grundlagen in der Seele Savonarolas zu einem guten Teile die Erziehungsfrucht seines Großvaters.

Der zweite Teil der Schrift Schnitzers befaßt sich mit dem Erziehungsprogramm des Frate. Mit derselben Gewalt, mit der er die Gelehrten, die Künstler, die Politiker und Geldleute um seine Kanzel zwang, vollbrachte er eine Besserung der Florentiner Jugend und begeisterte die leicht entzündbaren Herzen für eine neue, edle Lebensweise. Daß er die Kinderpolizei begründete und mit ihrer Hilfe die Scheiterhaufen der „Eitelkeiten“ aufschichtete, war eine letzte Folge seiner rücksichtslosen Entschiedenheit und in der Form durchaus mittelalterlich. Man kann diese Art von Propaganda vom Standpunkt des Frate aus verstehen, aber auch so nicht ganz billigen. Der Mönch von San Marco hatte das Unglück, zwei Jahrhunderte zu spät und zu allemhin für Florenz geboren zu sein. Das Mittelalter aber war unwiderruflich dahingegangen und in der florentinischen Renaissance waren

Mächte am Werke, die der Menschheit eine ganz neue Stellung zu Staat und Kirche anbahnten. Als der Rausch der Begeisterung verflogen war, stand Savonarola allein und alle die unzufriedenen Mächte, die er auf der Höhe seines Wirkens niedergedonnert hatte, reichten sich zu seinem Untergange die Hand. Er ward gefällt und selbst im Sturze blieb er, was er war, eine in sich geschlossene, widerspruchslose Gestalt aus dem Trecento.

Eine zweite Schrift Schnitzers „Savonarola im Streite mit seinem Orden und seinem Kloster", München 1914, schildert nach einer allgemeinen Einleitung über den Armutsstreit in den beiden Bettelorden den Kampf um die Observanz, den Savonarola in seiner toskanischen Ordensprovinz zu führen hatte. Hier gewinnt man zum erstenmal in die Tatsache Einblick, daß neben feuriger und opferfreudiger Entgegennahme der ursprünglichen Regel doch auch heftige Gegenströmungen im eigenen Orden vorhanden waren, die es eher mit der erleichterten Regel halten wollten. Die Letzteren gewannen an der Kurie die Oberhand. Und so erlebt man das merkwürdige Schauspiel, daß der erbitterte Armutsstreit, der an der Wiege der beiden Bettelorden tobte, und zuletzt durch Ludwig den Bayer gegen Johann XXII. geschürt wurde, durch Savonarola noch einmal auflebte.

Der Frate starb für die Reinheit und Unantastbarkeit seines Ordensideals. Darum konnte ihm kein schlimmeres Unrecht und keine größere Schmach angetan werden, als daß ein Konventuale, der Ordensgeneral Joachim Turriani, ihm vor dem letzten Sarg zum Galgen das Kleid des hl. Dominikus abnahm. In der Degradationsformel: Separo te ab ecclesia militante setzte der Offiziator in der Verwirrung hinzu atque triumphante, worauf ihn Savonarola mit erhobener Stimme zurechtwies: militante, non triumphante — hoc enim non tuum ést. Sein Leidensgenosse Frà Domenico brach indessen in den ambrosianischen Lobgesang Te Deum laudamus aus.



Savonarola war im Leben und im Sterben ein echter Sohn der katholischen Kirche. Das Verdienst, dies immer klarer und eindringlicher bewiesen zu haben, darf dem Savonarolaforscher Joseph Schnitzer durch nichts geschmälert werden.

XVI.

Franz Plattner.

Ein christlicher Künstler aus dem neunzehnten Jahrhundert.
Blätter der Erinnerung.

Im Westen der Landeshauptstadt Tirols führt die uralte Römerstraße in das obere Inntal. Ein gewaltiger Gebirgsstock, das Solsteingebirge mit dem Martinsberg bildet den natürlichen Markstein zwischen dem Ober- und Unterinntale. Weit in das Tal vorgeschoben, verwehrt er jede Aussicht in das hinter ihm liegende Gelände. Erst wenn wir an der jäh zur Straße niederfallenden Martinswand vorübergewandert, liegt das erste Dorf des Oberlandes, Zirl, vor uns.

Es ist jetzt ein Vierteljahrhundert vorüber, seitdem der Maler Franz Plattner, ein Bürger Zirls und einer der hervorragendsten Künstler Tirols, das Zeitliche gesegnet, und ein halbes Säkulum ist verflossen, seitdem er die ersten Meisterwerke veröffentlicht hat. Es ist deshalb am Platze, daß er durch einige Blätter der Erinnerung der Vergessenheit entrissen werde.

Am 13. August 1826 wurde F r a n z P l a t t n e r als der älteste Sohn des Bauersmanns Joseph Plattner geboren. Der Vater betrieb außer der Landwirtschaft einen äußerst schwunghaften Viehhandel. Daher wurde der Älteste schon frühzeitig zu allen bäuerlichen Arbeiten verwendet. Aber der Franz, von den Dorfbuben seiner schwarzen Locken und

seiner dunklen Hautfarbe wegen allgemein des „Plattners Mohrele“ genannt, fand wenig Gefallen am Ochsenhüten und „Türkenbecken“, weniger noch am „Werchspinnen“, wozu ihn die Mutter den langen Winter über verwendete. Besser gefielen die Geschichten aus den Sagen- und Heldenjahren Tirols, welche ihm die Großmutter erzählte. Diese war ob ihres Erzählertalents und ihres Verstandes weitum bekannt und hatte einen Sohn „Anton Plattner“, der gleichfalls ein großes dichterisches Talent besaß. (Vergl. dessen Lebensbeschreibung, verfaßt von Professor Alois Meßmer in Brixen 1821—1857.) Die künstlerische Begabung Plattners kann man sicher als Erbe der Großmutter betrachten, und ihre Erzählungen trugen zweifellos dazu bei, die Phantasie des Knaben zu wecken und anzuregen. Auch in der Schule zeigte sich der kleine Franz als ein gescheidtes Kind, so daß schon im zweiten Schuljahre der Lehrer sich äußerte, der Franz könne bald mehr als er selber.

Aber schon in diesen Zeiten war sein Lieblingsspielzeug ein Stück Bleistift oder Kohle und weder die Blätter der Fibel noch die Wände des väterlichen Hauses waren sicher vor den Erzeugnissen seines Kunsteifers. Da der Vater im Punkte des Geldes sich äußerst sparsam zeigte und von dem Gedanken, daß aus Kreuzer Gulden würden, vollständig überzeugt war, gelang es dem kleinen Kunstbeflissenen selten, sich Material zur Befriedigung seines Dranges anzuschaffen. Der Sommer jedoch verbesserte die Finanzen des jugendlichen Künstlers wesentlich. Da wurde das Mohrele meist zum Ochsenhüten beim Martinsbühel verwandt. Die friedliebenden Rinder bedurften keiner strengen Aufsicht, und Franz konnte seine Zeit verwenden, um im Schutte des Römerkastelles nach Münzen zu graben. Die Funde aus der Zeit des Augustus und Tiberius wurden in gangbares Taschengeld umgetauscht, denn die vornehmen, in Kaleschen reisenden Fremden zeigten Vorliebe für alte Münzen, und Franz hatte nun Mittel, sich Material zum Zeichnen anzuschaffen. Es verging jedoch noch manches Jahr, bis der junge Plattner,



wie die Maurer seiner Heimatsgemeinde ausgerüstet mit dem „Rockensäckel", Zirl verlassen und dem Ziele seiner Wünsche entgegenwandern konnte. Denn der Vater wollte den künftigen Stammhalter, der bereits zu aller Arbeit brauchbar war, nicht fortlassen. Erst auf vieles Zureden des Seelsorgers, der als erster das Talent erkannt hatte, entschloß sich der Vater, dem Sohne die Künstlerlaufbahn freizugeben.

Als Sechzehnjähriger trat er nun bei dem damals geschätzten Maler Arnold sen. zu Innsbruck in die Lehre, wo er aber ausschließlich zum Farbenreiben u. dgl. verwendet wurde. Der junge Plattner begriff, daß dies nicht der Weg sei, der ihn zum ersehnten Ziele führen würde. Und als er von einer Akademie in Wien vernahm, faßte er im Jahre 1845 den unabänderlichen Entschluß dahin zu reisen. „Arm am Beutel, krank im Herzen", sagte er Innsbruck Lebewohl und fuhr, um sich das Reisegeld zu ersparen, als Koch auf einem Floße nach der Kaiserstadt. Für seinen Unterhalt in Wien hatte er von seinem Vater 50 fl. erhalten, eine Summe, mit der man nach den spartanischen Begriffen eines alttiroler Bauern lange leben konnte. Sie wurden ihm auf dem Floße mit dem Überzieher gestohlen, und so stand er nicht nur ohne Freund, sondern auch ohne Barschaft in der großen, fremden Stadt.

Zu diesem Ungemach kam noch die bittere Enttäuschung, daß die Herren von der Akademie dem armen Jungen jede künstlerische Begabung absprachen. Erst der große Führich, in welchem Plattner zeitlebens das Ideal eines Künstlers und Menschen verehrte, erkannte das Talent des jungen Tirolers, namentlich seine Anlage für zyklische Komposition. Nun wurde er auch durch die hilfreiche Hand des Tiroler Mäzen Gredler, gebürtig aus dem Zillertal, in eine bessere finanzielle Lage versetzt. Instruktionen im Zeichnen und Porträtmalen verschafften ihm den Unterhalt. Er arbeitete mit großem Eifer an der Akademie unter Anleitung Enders, Kuppelwiesers u. a.

Das Sturmjahr 1848 entfachte in unserem Akademiker



die Flammen der Vaterlandsliebe. In den Reihen der Tiroler Studentenkompagnie verließ er Wien und marschierte als Freiwilliger nach den Südgrenzen Tirols.

Nach beendigtem Feldzuge begab er sich auf zwei Jahre an die Akademie nach München. Er hatte ein sehr empfehlenswertes Zeugnis von Ritter von Führich auf den Weg bekommen.

Zeugniß.

„Herr Franz Plattner aus Zirl in Tirol, katholisch, 21 Jahre alt und seit dem Jänner 1846 Zögling der k. k. Akademie der bildenden Künste zu Wien, hat die Übungen und den Unterricht in der geschichtlichen Composition bey dem Gefertigten bisher fleißig und pünktlich besucht, die gestellten Aufgaben mitgemacht und bei Lösung derselben rühmlichen Fleiß, unverkennbaren Sinn und ein sehr bestimmt ausgesprochenes Talent für Composition, so wie auch ein rühmliches Streben nach Correctheit, Schönheit und Bedeutsamkeit der Zeichnung bekundet. Alles dieses nimmt der Gefertigte um so weniger Anstand zu bezeugen, als diese Eigenschaften mit einem sittlichen und moralischen Karakter verbunden, genannten Hr. Franz Plattner jeder Empfehlung vollkommen würdig — und den Wunsch rege machen, derselbe möge auf seiner betretenen Kunstlaufbahn den nöthigen Vorschub, Nachhilfe und Unterstützung finden.

Wien d. 9. März 1846.

Joseph Führich
akadem. Rat u. Professor
der geschichtlichen Composition
an der k. k. Akademie der
bildenden Künste."

Er studierte in München unter Heß und Schraudolph und begab sich wieder nach Wien, wo er im Jahre 1851 mit einer Zeichnung den ersten Preis errang und mit ihm das kaiserliche Stipendium, welches seine Gönner Führich und Gredler ihm auswirkten. Nun konnte er zur Vollendung seiner Studien die Reise nach Rom antreten.



Rom, seine Kunstschätze und seine großen Künstler waren schon längst das Ziel seiner Wünsche gewesen. Durch volle sieben Jahre hielt sich Plattner hier auf in regem Verkehr mit allen dort weilenden Kunstgrößen. Overbeck und Flatz schätzten ihn sehr hoch nicht nur seines fleißigen Strebens halber, sondern auch wegen seines sittenreinen Charakters. Der Gunst des großen Cornelius erfreute er sich ganz besonders, wie denn auch der Einfluß des Meisters in den Plattnerschen Bildern leicht erkennbar ist. Wie sehr Cornelius seinen Schüler schätzte, geht aus dem folgenden Zeugnis hervor:

„Dem Franz Plattner aus Zirl in Tirol erteile ich gerne dies Zeugniß, daß er bei schönen, natürlichen Anlagen einen unermüdlichen Fleiß und Eifer besitzt, sich in der Kunst zu vervollkommnen. Davon geben mehrere Entwürfe und Cartons zu Freskengemälden für eine Kirche seiner Vaterstadt ein glänzendes Zeugniß, welche in einem edlen Styl, mit einer für sein Alter bedeutenden Technik ausgeführt sind; und ich zweifle nicht, daß dieser junge Künstler es noch weit bringen wird, wenn ihm die nötige Unterstützung und anregende Veranlassung geboten wird."

Rom, den 10. März 1855.

P. v. Cornelius.

Zwischen Cornelius und Plattner herrschte ein ähnliches Verhältnis, wie zwischen Flatz und Overbeck. Es bestand bei jedem der beiden Künstlerpaare eine gewisse Seelenverwandtschaft, die sich schon in der Wahl der Stoffe kund gab. Wie das frische Kolorit der Flatzischen Bilder den Farben Overbecks vorgezogen wurde, so dürfte wohl auch Plattner in koloristischer Beziehung den großen Cornelius übertroffen haben, während er allerdings an Feinheit der Zeichnung und Vielseitigkeit des Geistes seinen Lehrer nicht zu erreichen vermochte.

Früchte des Römischen Aufenthaltes sind die schönen in Kohle gezeichneten Kartons — in Originalgröße — zu sechs Fresken, welche später Plattner in seiner Heimatgemeinde ausführte; eine Kopie der Transfiguration Raffaels für den

Kardinalerzbischof Rauscher in Wien, ein Gemälde, das als eine der besten Kopien nach Raffael bezeichnet wird; ein Tafelbild, die hl. Dreikönige darstellend, für seinen Freund und Gönner Gredler und eine Geburt Christi, die an Feinheit und Zartheit in Form und Farbe viel Flatzisches an sich trug.

Da alle diese Bilder viele Studien nach der Natur erforderten, schloß sich Plattner in Rom gerne Landschaftsmalern bei deren Ausflügen an und brachte gar manche flotte Skizze der Römischen Umgebung mit nach Hause.

Im Jahre 1858 reiste er nach Triest. Da fand in der alten Domkirche S. Giusto seine Trauung statt mit Fräulein Carolina von Stoy, einer Tochter des Landesbuchhalters von Niederösterreich Johann von Stoy. Er wurde dadurch Schwager des verewigten Professors Johannes Klein, eines der ersten Gotiker und Fensterzeichners des vorigen Jahrhunderts. Aus dieser Ehe gingen sechs Kinder hervor. Zwei davon wählten den Beruf ihres Vaters: Albert und Marie (vermählt mit A. Oberhauser), beide in Innsbruck. Ersterer ist ein bekannter Genre- und Porträtmaler, letztere malte anerkannt tüchtige Deckengemälde in der Pfarrkirche in Flums (Schweiz), den freudenreichen Rosenkranz darstellend.

Plattner kehrte wieder nach Rom zurück. Doch war es ihm nicht vergönnt, hier bleibenden Aufenthalt zu nehmen. Schon das Kriegsjahr 1859, das in Österreichs Geschicke eingriff, gab seiner künstlerischen Laufbahn eine andere Wendung.

Der Kriegswirren halber verließ er Italien, um sich in seinem Vaterlande der religiösen Historienmalerei zu widmen. Bisher hatte Plattner nur Tafelbilder ausgeführt. Nun wendete er sich ganz der Wandmalerei zu.

Das erste große Werk des Künstlers war die Ausschmückung der Pfarrkirche seiner Heimat Zirl, wozu er die Kartons in Rom gezeichnet hatte. Er führte diese Bilder aus in den Jahren 1860, 1862, 1863 und 1874.

Zum Gegenstand der Darstellung hatte er die vier Hauptfeste des Kirchenjahrs gewählt, nämlich das Weihnachts-, Oster- und Pfingstfest und Allerheiligen. In der Wölbung des Pres-



byteriums strahlt in leuchtendem Farbenglanze der Triumph der Kirche in der Glorie der Heiligen, flankiert von der Auferweckung des Lazarus und dem Einzug Christi in Jerusalem als Vorbilder dieses Triumphes. An der Decke des Langhauses kommt zunächst am Chore das Osterfest, daran schließt sich das Weihnachtsfest und zuletzt das Pfingstfest. Über dem Ostergemälde gewahrt man in einem der Seitenschilder Jeremias, als Vertreter der Menschheit, welche der Auferstandene erlöst, und auf der anderen Seite Ezechiel, den Propheten der allgemeinen Auferstehung, welche uns am Osterfeste verbürgt wurde. Im Weihnachtsbilde führt uns der Künstler die Anbetung der Weisen vor. Auf dem Nebenbilde sehen wir den Propheten Isaias, welcher die Geburt Christi aus der Jungfrau weissagte. (Isai. 7, 14.) Im anderen Nebenbilde erscheint der Prophet David mit Hinweisung auf dessen Weissagung von den Isaiaswochen. Das Pfingstgemälde zeigt uns die Predigt des hl. Petrus an das versammelte Volk. Als Nebenfiguren bei diesem Bilde sehen wir den Propheten Joel, der die Herabkunft des hl. Geistes in schwungvollen Worten voraussagte und von Petrus selbst in seiner Pfingstrede angeführt wurde (Joel 2, 28 Apostelg. 2, 17). Auf dem anderen Schilde ist Noe, welcher durch den Bau der Arche den vornehmsten alttestamentlichen Typus der Kirche aufstellt. Über dem Musikchore ist der König David abgebildet als Patron der hl. Tonkunst. Auch zu den anderen kleineren Bildern hat Plattner wenigstens die Entwürfe gemacht.

Überall offenbart sich eine tiefe, theologische Auffassung des Künstlers. Er führt bei jedem Geheimnisse dessen Voraussagung und Erfüllung, dessen Vergangenheit und Zukunft, seine Schattenrisse und Vorbilder und seine Wirklichkeit vor Augen. Ein Meisterstück, beides fast gleichzeitig darzustellen.

Das war zwar die Erstlingsarbeit des Künstlers, aber sprechend genug, um zu zeigen, daß von ihm Großes zu erwarten sei. Das war auch die Ansicht der Kunstkenner. Das Urteil des Cornelius über diese Entwürfe haben wir bereits vernommen. Und Flir (1805—1859), der damalige Rektor der Anima in Rom, schreibt über dessen Kartons:



„Auf Plattner kann und darf Tirol stolz sein. Er macht immer neue Fortschritte. Jeder neue Karton übertrifft den Vorhergehenden. Seine Predigt Petri am Pfingstfest ist erstaunlich schön. Der Himmel, den er jetzt entworfen hat, gleicht ganz dem Werke des Cornelius ohne Schmälerung der Selbständigkeit. Die Wahl der Farben könnte nicht gelungener sein; sie heben die Figuren plastisch vom Grunde und voneinander ab.“[1]) Die Darstellung des Festes Allerheiligen nennt Tinkhauser in seiner Beschreibung der Diözese Brixen „eine in Form und Farben höchst drastische Darstellung, an welcher das dramatische Element mit Energie heraustritt“.[2]) Und Professor Meßmer, welcher den Karton zu Plattners Pfingstgemälde in dessen Atelier zu Rom gesehen, schreibt: „Bei aller Kraft und Lebensfülle im Einzelnen und in der Gruppe ist darin ein Maß und ein Schönheitssinn, daß da ein gewaltiger Künstler herauswachsen kann.“[3])

Aus Dankbarkeit und zur Anerkennung seiner hervorragenden Schöpfungen und großen Verdienste wurde im November 1903 in Zirl am Geburtshause des Künstlers eine Gedenktafel angebracht, an deren Enthüllungsfeier auch Erzherzog Eugen teilnahm.

In den folgenden Jahren sehen wir den Meister auf der Höhe seiner Kunst im Freskozyklus der Friedhofkapelle zu Innsbruck. In markanten Zügen, in drastischer Symbolik entwirft er das Bild des Weltunterganges, des Weltgerichtes und des himmlischen Jerusalems.

Der Weltuntergang, für den Beschauer rechts oben, stammt aus dem Jahre 1867. Vom Himmel her schwebt Christus nieder mit Siegel und Buch (Apoc. 14, 64. 5, 9). Zu beiden Seiten die Racheengel, die einen, Schalen des Zorns Gottes ausgießend, die anderen, Mühlsteine und feurige Kohlen auf die

1) Flir, Briefe aus Rom Seite 106.
2) Tinkhauser, Beschreibung der Diözese Brixen, Bd. III, Seite 78.
3) Meßmer, Reiseblätter, Bd. III, Seite 180.

Erde niederschleudernd (Off. 18, 21. 16; 8). Rechts im Vordergrund stürmen die apokalyptischen Reiter daher: die Pest mit der Sense, der Krieg als Bogenschütze, der Hunger mit der Wage, der Tod als Gewappneter. Von den Hufen der Rosse werden die symbolischen Gestalten des Staates (Szepter und Krone), der Rechtswissenschaft, der entarteten Kunst zertreten. Nur die falsche Wissenschaft bäumt sich ohnmächtig auf und schleudert dem Richter ein Buch entgegen. Dieser Szene gegenüber schwenkt die babylonische Hure den Taumelbecher der Lust, ihr zur Seite als Helfershelfer der Antichrist, die sinnenbetörende Tonkunst, die Üppigkeit in Gestalt eines bachantischen Jünglings, sogar die Kaufmannschaft, wohl eine Anspielung (Apoc. Kap. 16 und 18). Inmitten all dieser Schrecknisse ragt der Fels der Kirche aus dem Meer empor, unter dem Schutze des hl. Erzengels Michael, der mit dem Papst die Fahne hochhält und die Gläubigen um sich sammelt.

Das mittlere Gemälde datiert aus dem Jahre 1863 und stellt das Weltgericht dar. Auch hier ist es wieder die Tiefe der theologischen Auffassung, welche dem gewaltigen Bilde Geist und Leben einhaucht. Es sind nicht willkürlich hingestellte Gruppen, sondern Typen von Kernworten des Evangeliums. So im Geleite des Richters die acht Seligkeiten, personifiziert in den heiligen Franziskus, Augustinus, Magdalena, Agnes, Stephanus usw., so die Engel mit den Symbolen der sieben Werke der Barmherzigkeit: Brot, Wein, Kleid, Stola, Pilgerstab, Kutte und Grabschaufel. Eine geistreiche Pointe bildet zwischen Malachias und Ezechiel der gewaltige Moses, der den Verdammten die Gesetzestafel entgegenhält. In dem Knäuel der Verworfenen charakterisiert sich eine Anlehnung an Dantes göttliche Komödie: in Satan die göttliche Hoffart, in Judas der Geiz, in Kain der Neid, in Herodes die Völlerei, im babylonischen Drachenweib die Unzucht.

Aus dem Orte des Schreckens führt uns der Künstler zu den lichten Höhen des himmlischen Jerusalems zur Linken des Einganges. Das Fresko wurde erst 1879 gemalt. Der Himmel ist als die Stadt Gottes auf hohem Berge aufgefaßt;

wie ja nach des Meisters eigener Erklärung zu dem Bilde die größten Ereignisse der Erlösung auf dem Berge stattfanden. Von den Zinnen des himmlischen Jerusalems grüßen Posaunenengel, während Christus als Hoherpriester die Gruppen der Auserwählten der Glorie des Vaters entgegenführt.

In der Darstellung des Weltgerichtes haben sich von Alters her die Fürsten der Malerei mit einander gemessen. Giotto, Orcagna, Fiesole, Michelangelo, Rubens, Cornelius haben mit genialer Pinselführung das Problem zu lösen gesucht. Plattner darf ihnen ebenbürtig zur Seite gestellt werden, wenn vielleicht nicht in der Glut der Farben oder in der Vollendung der Formen, so doch in der Konzeption und Komposition. In beiden offenbart sich eine dogmatische Auffassung von bewunderungswürdiger Tiefe und eine dramatische Gestaltungskraft, die einen reinen und reichen Gewinn aus dem vertrauten Umgange mit der hl. Schrift bedeutet. W. Kaulbach, dem die Entwürfe zur Begutachtung vorgelegt wurden, schreibt, „daß er mit Vergnügen eine für den neuen Friedhof in Innsbruck bestimmte Komposition des Herrn Malers Plattner aus Tirol gesehen. Dieselbe stellt den Untergang alles Zeitlichen nach der Offenbarung Johannis dar und ist so geistvoll erfunden und künstlerisch gestaltet, daß ihre Ausführung ein Werk von monumentaler Bedeutung zu werden verspricht". Und der Münchener Kunstverein, auf dessen sowie auf Kaulbachs Gutachten Plattner diese Ausführung der beschriebenen Gemälde übertragen wurde, schreibt:

„Einem hochlöblichen Magistrat der Landeshauptstadt Innsbruck erwideren wir auf das gefällige Schreiben betreffend den uns eingesandten Entwurf des Hr. Historienmalers Fr. Plattner, daß wir in der Ausschußsitzung vom 19. d. M. die Skizze zur Ansicht ausgestellt und sorgfältiger Beurteilung unterworfen haben. Die einstimmige Meinung sprach sich entschieden dahin aus, daß die Komposition eine tüchtige und geistvolle genannt werden müsse und daß bei entsprechender Ausführung im Großen ein würdiges Kunstwerk zu erwarten stehe. Den Preis von



3400 fl. in Papier können wir mit Rücksicht der so reichhaltigen Komposition durchaus nicht für zu hoch gegriffen erklären."

So lesen wir im Berichte der Bürgerausschußsitzung vom 29. Januar 1868.[1])

Nebst diesem Hauptwerke der Friedhofkapelle schmückte der Pinsel Plattners noch verschiedene Arkaden mit Gemälden. So gleich am Eingange rechts die Grabstätten der Familie Huber, Brugger, Klaisner, Fischnaler, in den Säulenhallen links die Grabstätten der Familie Stettner, Hanny und Hupperg.

Wir begegnen hier zweimal einer überaus gedrängten aber eindrucksvollen Darstellung der heiligsten Dreifaltigkeit. Die Mittelgruppe, Gott Vater, den vom hl. Geist überschatteten Gott in den Armen tragend ist das eine Mal (Grabstätte Huber), von Maria und dem Apostel Johannes flankiert, welch letzterer mit dem Evangelienbuch als Zeuge des Trinitätsglaubens erscheint. Auf der anderen Darstellung (Grabstätte Brugger) schweben Maria und Joseph in bittender Stellung, der Papst aber fängt mit dem Opferkelche das Erlöserblut Christi auf. Wozu es bestimmt ist, das sagen uns die armen Seelen, welche im unteren Teil des Bildes, als Gefangene vom hl. Michael mit Waage und Richtschwert dargestellt sind.

In ähnlicher lapidarer Kraft und Gedrängtheit erscheint in der Grabstätte Klaisner (1872) das erhabene Christusbild mit Genesis und Apokalypse, in den erhobenen Händen die Umschrift: „Ich bin der Anfang und das Ende" (Apoc. 1, 8). Die Ausschmückung der Grabstätte der Familie Fischnaler gab dem Künstler Gelegenheit zu wuchtigen Kontrasten in der Doppeldarstellung des reichen Prassers und des armen Lazarus in ihrem Ende und ihrer Ewigkeit.

Die gleiche Meisterschaft in Kraft und Körper zeigt in der Galerie links vom Eingang die Darstellung Christi als des Siegers über Tod und Grab. Johannes, Petrus erscheinen

1) „Tiroler Bote". Innsbruck 1868. Nr. 107.

zu seiner Seite als Zeugen des Auferstehungsglaubens, über der Leiche Dantes, des Sehers der jenseitigen Welt, an dessen Sarg der Engel den Anker der Hoffnung hält. Dieses Gemälde stammt aus dem Jahre 1882.

Das sind einige der hauptsächlichsten Werke, die Plattner für die Grabstätten gemalt. Auch hier hat er sich als großer Künstler bewiesen. An jedes Kunstwerk müssen wir auch auf dem Gebiete der religiösen Kunst die Anforderung stellen, daß es in der Auffassung Original sei und in der Darstellung Neues biete. Diese im wahren Wesen der Kunst begründete Forderung hat Plattner wie wenige auch in diesen Gemälden erfüllt. Seinen Darstellungen liegt eine abgeschlossene originelle Idee zu Grunde. Es sind nicht Christusbilder im allgemeinen. Der Künstler zeigt uns den Heiland bald als Anfang und Ende, bald als Opferpriester, dann wieder als König, der die Richterwürde über die Lebendigen und Toten bekleidet, und wiederum als Sieger über den Tod durch die Auferstehung. Auch die Darstellung bietet durch überraschende Neuheit reiche Abwechslung. Es ist erstaunlich, mit welch spielender Leichtigkeit, aber auch mit welcher tiefsinniger Auffassung der Künstler seine Aufgabe erfaßte. Auch diese tiefernsten Bildwerke gehören zu den Perlen der deutschen Kunst, die unvergänglich im reichen Künstlerkranz Plattners glänzen.

In den Jahren 1875 und 1876 schmückte der Meister die Pfarrkirche von Dornbirn (Voralberg), welche durch seine Darstellung zu einem der schönsten Gotteshäuser wurde und sich den Kunsthallen großer Städte würdig an die Seite stellt.

In einem großen Zyklus von Gemälden entwirft der Künstler das Leben des hl. Bischofs Martinus, und zwar in der Vorhalle dessen Jugendleben, wie er in den christlichen Lehren unterrichtet wird, einem Armen den Mantel reicht und ihm zum Lohn der Heiland erscheint. Das Hauptbild — ein kolossales, figurenreiches Gemälde an der Decke des Langhauses — bildet den Kernpunkt des ganzen Zyklus. Es ist die Pfingstpredigt der Apostel, welche der hl. Martinus als Bischof



und Verkünder des Evangeliums stets als Ideal vor Augen hatte. Von diesem Mittelpunkte ausgehend hat der Künstler auf der rechten Seite des Eingangs die Berufung zum apostolischen Leben: die Aufnahme ins Kloster, die Nötigung zur Übernahme des Episkopats und die feierliche Weihe zum Bischof dargestellt; auf der linken Seite seine apostolische Wirksamkeit: wie er einen Toten zum Leben erweckt, unter den Ungläubigen predigt und seine Heerde segnet. Im Presbyterium ist die selige Vollendung des hl. Bischofs dargestellt, und zwar dessen Tod auf der einen und dessen Aufnahme in den Himmel auf der anderen Seite. Hinter dem Hochaltar in der Apsis sind die Worte der hl. Schrift versinnbildet: „Ihre Werke folgen ihnen nach“ (Offenb. 14, 13). Ein Engel führt drei allegorische Figuren der evangelischen Tugenden: der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams, welche der hl. Martinus als Ordensmann geübt, zum Himmel empor.

Die Idee, welche dieses große Werk Plattners durchdringt, ist wieder eine tief theologische, denn seine Komposition ist nichts anders als ein in urkräftigen Szenen und Bildern geschilderter Kommentar zur apostolischen Wirksamkeit des hl. Martinus, welche in seiner Berufung, in seinem Wirken, in seinen Leiden und Kämpfen und in seinem Lohn uns vorgeführt wird.

Solche Bilder allein könnten genügen, dem gereiften Meister, der schon durch andere tüchtige Arbeiten sich einen Namen gemacht, sein Ansehen zu sichern. Es sind Bilder voll Gedanken, weil sie die alte Geschichte des hl. Martinus treu darstellen und durch tiefe Symbolik zum Ausdruck bringen.

Nach Vollendung der Arbeiten in Dornbirn wurde Plattner nach dem benachbarten Götzis berufen, um auch die dortige Kirche, einen stattlichen romanischen Bau, mit Gemälden zu zieren. Er unterzog sich dem Auftrag in den Jahren 1877 und 1878 und brachte zur Darstellung die Liebe der heiligsten Dreifaltigkeit im Werke der Menschwerdung, der Erlösung und der Heiligung.

Die Zentralidee der Erlösung wird durch ein großes Kruzifix auf dem Hochaltar vor Augen geführt. Von diesem Zentrum ausgehend, malte daher der Künstler im Chorgewölbe den himmlischen Vater, der sich zum sterbenden Heiland, welcher sich ihm zur Erlösung angeboten, herniederneigt (Isai. 6, 8). Vor dem göttlichen Vater sind zwei Engrl mit den Symbolen der Gerechtigkeit und des Friedens nach dem Worte des Psalmes: „Justitia et pax osculatae sunt" (Psl. 84, 111). An der Seitenwand des Presbyteriums stellt ein Gemälde von 12 Fuß Höhe die Menschwerdung dar. Die Bildfläche wird durch die Architektur des Stalles in drei Abteilungen zerlegt. Den Mittelpunkt nimmt die göttliche Mutter mit dem Jesukindlein auf dem Schoße ein, umschwebt von zwei Engeln, deren einer die Symbole einerseits der göttlichen Natur (Krone und Szepter), anderseits der menschlichen Natur (Dornenkrone, Nägel usw.) hält. Neben Maria steht St. Joseph. In der anbetenden Huldigung nimmt die Gruppe der hl. drei Könige den Vordergrund ein, während ihr Reisegefolge und die Hirten die Seitenräume ausfüllen. Das Werk der Heiligung wird uns auf der andern Seite im Pfingstwunder vor Augen geführt. In den Gestalten und Bewegungen der Apostel, welche sich in einer lichten Säulenhalle um die Gottesmutter gruppieren, wird das erleuchtende und stärkende Gnadenwunder des hl. Geistes überaus charakteristisch zum malerischen Ausdruck gebracht.

Der Künstler offenbart in diesem Gemäldezyklus wieder eine tiefe Auffassung der Lehre der allerheiligsten Dreifaltigkeit. Er zeigt, wie der Vater den Sohn sendet und der Sohn in der Menschwerdung die Sendung angenommen (Isai. 6, 8) und wie der hl. Geist vom Vater und Sohn ausgehend am Pfingstfest auf die Erde kam, um uns zu heiligen. Zugleich bewährt sich der Künstler in dieser Komposition, an welcher Tausende hängen, auch als praktischer Theologe. Denn die Lehre von der allerheiligsten Dreifaltigkeit ist die Haupt- und Grundlage des Christentums. Ohne sie hätten wir nur eine höchst mangelhafte Erkenntnis von den zu unserem Heile getroffenen Anstalten und bliebe insbesonders der

Mittelpunkt derselben, die Menschwerdung der zweiten Person, durchaus unerklärlich.

Dieser Gemäldezyklus Plattners ist eine Schöpfung, welche die wahre Größe des Meisters zeigt. Alles ist tiefsinnig, einheitlich und voll ergreifender Wahrheit und Lebendigkeit. Es sind alte Tatsachen und Ideen der Kirche, aber in neue Form gegossen, originell und grandios.

(Schluß folgt.)

XVII.

Liberalismus und Christentum.

Wenn ein großer Feldherr am Ende einer langen kriegerischen Laufbahn zur Feder greift, um sein Lebenswerk in einem einheitlich zusammengedrängten Bilde der Mitwelt vorzustellen, so bildet das ein Ereignis nicht nur für seine Mitkämpfer, sondern für die gesamte Öffentlichkeit. Eine noch bedeutsamere Tat ist es, wenn ein Schriftsteller von internationalem Rufe, der durch Jahrzehnte tief in das geistige Getriebe der Zeit und der Gesellschaft eingegriffen, am Abende seines Lebens noch einmal all das zusammenfaßt, für was er gearbeitet und gelitten, wenn er den Grund- und Zentralgedanken seines Lebenswerkes als Testament, Erinnerung und Trost der noch lebenden Generation übergibt. Er kann mit dem einst als „Turmwart der deutschen Katholiken" gefeierten Apologeten, der uns heute unter dem Titelworte „Liberalismus und Christentum" ein derartiges Vermächtnis überreicht,[1]) ernst und ergeben ausrufen: „Meine Arbeit ist getan, vor mir steht nur noch die Ewigkeit."

1) Liberalismus und Christentum. Von Albert Maria Weiß O. P. mit dem Anhang „Rückblick auf eine Lebensarbeit gegen den Liberalismus". XXIII u. 420 S. Trier 1914. Petrus-Verlag.



Das Lebenswerk des Dominikaners Albert Maria Weiß, das in seinem buchliterarischen Teile nun abgeschlossen vor uns liegt, „war von allem Anfange her ... auf einen einzigen Gedanken gerichtet und diesem untergeordnet". Es galt der Bekämpfung des einen und eigentlichen Feindes des Christentums: des Liberalismus in seiner oft schwer faß- und definierbaren, in seiner proteusartigen Gestalt. Aus diesem einen Gedanken und dem auf ein Ziel gerichteten Kampfe erklärt sich der Titel des vorgenannten Werkes von selbst.

Die ersten zwei Drittel des Buches behandeln 1. die Erscheinungen und Wirkungen, 2. das Wesen des religiösen Liberalismus und 3. das Christentum als Gegensatz zum Liberalismus. Das als Anhang beigegebene letzte Drittel des Werkes gibt einen Rückblick und eine Übersicht über die Lebensarbeit, welche P. Weiß durch seine Hauptwerke gegen den Liberalismus geleistet.

Soweit es durch Zusammenfügung einzelner Sätze des Werkes möglich ist, soll in Folgendem der wesentliche Inhalt desselben skizziert werden.

I.

Das Jahr des Erscheinens der Enzyklika Pascendi „bildet einen denkwürdigen Abschnitt in der Geschichte des modernen Geistes". Die Wirkungen des Wortes Papst Pius X. waren ebenso rasche und große wie überraschende und merkwürdige: Einen größeren Frevel kannten die ehemals freier gesinnten Kreise bald kaum mehr als den Modernismus. Und im Handumdrehen wurde auch „aus der Anklage wider den Modernismus ... eine Anklage gegen den angeblichen Hyperkatholizismus". Die Erklärung dieser Erscheinung ist für denjenigen, welcher die Geschichte des Jansenismus, der Aufklärungszeit usw. kennt, nicht schwer. „Kluge Zurückhaltung und entschiedenes Abschütteln aller Extreme ist die Lebensbedingung für den Liberalismus." „So stehen wir heute abermals mitten im alten Liberalismus",



dessen Kennzeichen Abneigung gegen die kirchliche bzw. päpstliche Autorität, der Haß gegen die überlieferten Prinzipien und der gewöhnlich mit Entrüstung zurückgewiesene Minimismus ist.

Es ist das große Unglück unserer Tage, „daß man, um die Ruhe nicht zu stören, immer den Schleier über die wirkliche Sachlage deckt"; und es ist ein damit zusammenhängendes „Hauptkennzeichen des Liberalismus, daß er alle Widersprüche ersticken will". Eine hiebei „mit Vorteil angewandte und durch den Erfolg bewährte Waffe ist die Anklage auf Übertreibung", die Anklage z. B. auf Überkatholizismus. Bei diesem ohne Gesetzbuch und Recht erfolgenden Vorgehen ist der Liberalismus Ankläger und Richter in einer Person. Es ist das Eigenrecht, das Eigenmaß, die Autonomie des Ichs, die ihn zu seinen Handlungen treibt oder sie erklärt. „Unduldsamkeit ist unzertrennlich von ihm."

Der religiöse Liberalismus gibt sich als der sogenannte „gute Katholizismus". Er will Katholiken der rechten Mitte. Mit den Übertriebenen, den Ultras, „wird jede Unterhandlung zurückgewiesen". Aber nicht deshalb „feindet der Liberalismus den Hyperkatholizismus an, weil dieser über das Katholische hinausgeht, sondern deshalb, weil durch die Nebenstellung des sogenannten Hyperkatholizismus deutlich wird, daß der Liberalismus so manches, was zum Katholizismus gehört, mehr oder minder herabdrückt". Gegen die Ultras ist darum kein Ausdruck zu stark, in ihrem Munde ist jeder Hauch ein Verbrechen.

Der Liberalismus ist so eine Gefahr für den Katholizismus und das katholische Leben; er beschuldigt indirekt alle Heiligen der Übertreibung. Denn alle Heiligen waren „Hyperkatholiken" und „die Anklage auf Hyperkatholizismus hat keinen anderen Sinn als den des Minimismus oder ... der Beschränkung auf das angeblich unbedingt Notwendige".

Umsicht, Weitblick, Tiefblick sind beim Liberalismus selten. Er spottet der Pessimisten, er „spielt mit der Gefahr aus Überklugheit, aus halbem Fatalismus". Aber „wenn die



Menschen nicht denken, dann denkt die Logik der Tatsachen".

Der gemäßigte Liberalismus will mit dem Katholizismus nicht brechen, aber er will nicht katholisch heißen. Er sucht nach einem Ersatz für dieses Wort und wählt den Ausdruck „christlich" (christliche Demokratie), „sozial" oder auch „national". Er will auch „staatserhaltend" sein, wobei nur sein feindseliges Verhalten gegen die Konservativen verwunderlich ist.

Ségur sagt irgendwo: „Was die Uneinigkeit unter die Katholiken bringt, das ist der Liberalismus." Es ist leider heute Tatsache, „daß ein großer Riß durch die Reihen der Katholiken geht". „Es klingt fast wie Hohn, wenn es heißt: Bei uns gibt es keine verschiedenen Richtungen." Warum dann diese kunstvollen Gewaltmaßregeln? — Man verschließt den Blick vor den inneren Gefahren, „die einzige Gefahr, für die der Blick noch offen steht, . . . ist die Sozialdemokratie". Man hängt an Äußerlichkeiten und beachtet nicht die Wurzeln, aus denen sie hervorgehen.

„Der Liberalismus ist immer ein schleichendes Gift; tritt er in heftiger Weise auf, dann ist er der Vorbote eines schweren Ausbruches." Er legt, wenn er gereizt ist, eine fast unverständliche Gewalttätigkeit an den Tag und sucht die Einheit, wie er sie versteht, durch Anklage und Unterdrückung zu erzwingen. Er umschmeichelt die höchste Autorität, „solange sie schweigt, . . . und hat alle Achtung verloren in dem Augenblick, da sie sich nicht günstig und gefügig zeigt". Denn „keine Leidenschaft ist so unbelehrbar, . . . keine so verdammungssüchtig, keine so wenig zur Buße und zur Bekehrung geneigt, wie die politische Parteileidenschaft".

„Das Schlimmste, was einem kirchlich gesinnten Gegner (des Liberalismus) widerfahren kann, ist eine Kundgebung der Zufriedenheit durch den Papst." Der Liberalismus ist im Wesen antirömisch und antitheologisch; und es kann keinem

Zweifel unterliegen, daß er „seiner eigensten Natur gemäß zu einer Katastrophe, zum Abfalle von der Kirche drängt. Das liegt nicht an der Schuld einzelner, sondern am System, nicht an der Unnachgiebigkeit der Menschen, sondern an der unerbittlichen Logik der Tatsachen".

II.

Gott hat sich zur Züchtigung der seine Wege verlassenden Völker verschiedener Zuchtruten bedient. Eine dieser Gottesgeißeln ist der Liberalismus, dessen chamäleonartige Natur zu erforschen und zu kennzeichnen als eine fast unmögliche Aufgabe erscheint. Seine Anpassungsfähigkeit ist groß, „denn er ist ein überzeugter Anhänger des Utilitarismus". „Der Liberalismus ist mit der sogenannten modernen Denk- und Lebensweise dermaßen verbunden . . ., daß wir, wenn wir nicht an der Oberfläche hängen bleiben, überall auf ihn stoßen." Der Gedanke, der ihn vor allen anderen beherrscht, ist der der Evolution, ein Gedanke, der so weit geht, daß jeder Unterschied von wahr und falsch verschwindet. Aus diesem Gedanken resultiert auch der Drang nach beständiger Umänderung. Aber der Liberalismus als solcher bleibt bei allem Wechsel unveränderlich; es ist der ewig gleiche Subjektivismus, die stets gleiche Verschwommenheit, die wir an ihm beobachten.

Zum Verständnisse des Liberalismus gelangt man am sichersten auf dem Weg der Geschichte, die man in zwei Hauptabschnitte zerlegen muß. Anders ist der Liberalismus vor der Reformation und anders nach dem großen religiösen Umsturz. „Vor der Reformation trat er viel ungescheuter auf, weil er die ganze Tragweite seiner Bestrebungen selbst noch nicht faßte." Die reife Frucht der Aussaat ist Luther.

„Der erste Liberale nach modernen Begriffen gemessen, das Vorbild für alle späteren Zeiten ist Abälard." „Den Liberalismus in der radikalsten Gestalt . . . vertritt zuerst Occam, der Meister Luthers." Den Rückgang vom radikalen

zum gemäßigten Liberalismus leitet Erasmus ein. Im neueren Liberalismus kann man drei Perioden unterscheiden: Jansenismus, Rationalismus, moderner Liberalismus. Besonders zahm wurde der Liberalismus nach der großen Revolution. Das Neuaufblühen des kirchlichen Lebens brachte ihn in einige Verlegenheit. Es war ihm klar geworden, daß die bisherigen Wege nicht zum Ziele führen und daß von einem Ausscheiden aus der Kirche keine Rede sein dürfe. Damit entstand in der Gemeinde der Kirche der Modernismus mit seinem Hasse gegen den Scholastizismus.

Der Liberalismus ist ein förmliches System der Enttheologisierung. Sein Kampf gilt vor allem der „traditionellen" Theologie. Die kirchlich gesinnte Theologie hat die öffentliche Meinung allenthalben gegen sich, in einzelnen Fällen sogar die Meinung katholischer Blätter. Man will, wie man sagt, nicht kirchlicher als die Kirche, „nicht päpstlicher als der Papst sein". Der religiöse Liberalismus scheint hiebei nicht zu wissen, daß es viele Glaubenssätze gibt, „die nie von der Kirche festgelegt worden sind", daß das Gebiet des Glaubens auf die dogmatischen Sätze einschränken „ohne Zweifel Minimismus ist". — Theologen, die sich von der Kirche lossagen, um auf eigene Rechnung „Wissenschaft" zu treiben, und vollends jene, die stolz sind, nur vom Staate abhängig zu sein, wissen nicht, was sie tun.

Wie Enttheologisierung ist der Liberalismus Entklerikalisierung. Diese beginnt schon mit dem „Vorgehen des Jansenismus und des mit ihm verbündeten Gallikanismus und Febronianismus". „Zuerst richtete dieser Urliberalismus ... den Angriff auf den Primat selber", um damit die Bischöfe zu gewinnen. Später wurden die Rechte der Laien, gegenüber der „angemaßten" Alleinherrschaft des Klerus, zurückgefordert.

Heute tritt die Entklerikalisierung in etwas milderer und vorsichtigerer Form auf, hat jedoch weite Kreise erfaßt. Selbst Geistliche stimmen in den Ruf der Laien ein, „sie seien keine Klerikalen".

Am besten erkennen wir das wahre Wesen des Liberalismus in seinem großen Werke der Entultramontanisierung. „Der Liberalismus ist Antiultramontanismus“, sein Hauptangriff gilt dem Papsttum, das die „Voraussetzung, der Ausgangspunkt für das Christentum“ ist. Er verbreitet systematisch die Abneigung und das Mißtrauen gegen Rom und gegen alles, was Rom befördert. „Nennt sich ein Blatt römisch-katholisch und steht es entschieden zum Papst, so erhebt sich die ganze Presse dagegen, als habe es den Keil der Spaltung in die schöne Eintracht getrieben.“

Nach dem Werke der Entultramontanisierung geht der Weg des Liberalismus rasch abwärts: Der Liberalismus wird zum Säkularismus; „er hat das öffentliche Leben grundsätzlich vom Christentum getrennt“, die Säkularisation der Gesellschaft vollzogen. Er kämpft gegen die verderbliche Weltflucht und fordert Weltfreudigkeit, denn die erstere bildet die Ursache, daß die Katholiken auf allen Gebieten „inferior“ geworden. Es kann sich heute niemand darüber täuschen, „daß die Idee des Säkularismus oder, wie man sie auch genannt hat, des Anpassungschristentums, nicht geringe Errungenschaften gemacht hat“.

Der Liberalismus ist Naturalismus. Er kennt nicht das richtige Verhältnis von Natur und Übernatur und weiß nicht, daß die unverfälschte Natur nirgends mehr besteht. Er leugnet zwar nicht ausdrücklich die Erbsünde, geht aber stillschweigend darüber hinweg. Er kennt in erster Linie, wie der Amerikanismus, nur natürliche Tugenden und schweigt von der Übernatur. Die Folge von dem allen ist, „daß das Leben und Treiben auch unter uns Katholiken vielfach einen Charakter angenommen hat, der .... weltlich, ja naturalistisch genannt werden muß“.

„Nach der Grundlehre des Christentums gibt es nur ein einziges Ziel des Menschen, ... das übernatürliche.“ Diesem muß sich die natürliche Tätigkeit unterordnen. Dagegen sagen „selbst katholische Männer von größtem Einfluß“, die (im Einklang mit dem katholischen



Dogma stehende) Lehre des hl. Ignatius, „daß der Christ alles aus Liebe zu Gott vollziehen müsse, dürfe man heute nicht mehr predigen“. Wenn diese Anschauung wirklich in katholischen Kreisen herrschen sollte, „dann müßten wir ... Emil Boutroux recht geben, da er sagt, die Quelle des modernistischen Übels liege in dem ausschließlich naturalistischen Geiste unserer Zeit“.

Der Liberalismus zeigt sich ferner als Laisierung. Er klagt, daß keine weltgewandten Männer mehr an der Spitze der Kirche stehen, daß wir „einen rein religiösen Papst“ haben. Er klagt die Kirche an, daß sie die nationalen Eigentümlichkeiten zu wenig berücksichtige, und sagt, daß bei dem mangelnden Verständnis in Rom die Laien die Dinge selbst in die Hand nehmen müssen. Und die Laien haben heute eine große Macht, vorab durch das Vereinswesen und die größte aller Großmächte: die Presse.

Die Laienarbeit ist der Kirche hochwillkommen; sie muß aber vier (vom Verfasser kurz erläuterte) Bedingungen erfüllen. „Laizismus ist nur jene weltliche Tätigkeit, die im Sinne des Liberalismus geübt wird“, und Laizismus kann daher auch das Wirken eines Geistlichen sein.

Der Liberalismus äußert sich ferner auch als Demokratisierung und seine Geschichte ist, so paradox das klingen mag, „die Geschichte der häßlichsten aller Tyranneien“, der Knechtung der Gewissen. Seine Stärke und sein Stolz ist das Parteiwesen. Mit den beiden Hauptmitteln, Parteiwesen und Presse, macht er die öffentliche Meinung und erzwingt er die Gefolgschaft einer geschlossenen Masse, die allen Frondeuren und Quertreibern entgegentritt. Nicht nur einen politischen, sondern auch einen Gelehrten- und Literaten- und selbst einen theologischen Demokratismus hat der Liberalismus hervorgerufen.

Der Liberalismus ist — als letzte Charakterisiernng — wesensverwandt mit dem Protestantismus.

Die Wiege des Protestantismus ist nicht in Wittenberg, sondern in Basel, der Heimat des liberalen Radikalismus

und Demokratismus. Die Reformation ist nichts anderes, als was der radikale Liberalismus von jeher beabsichtigte: „Auflösung des Bandes, das Natur und Übernatur zusammenhält." Darum auch heute eine so merkwürdige Hinneigung des Liberalismus zum Protestantismus.

Die Entwicklung ist im und durch den Protestantismus weit gediehen. Wir haben Christen ohne Christus, ohne einen Gedanken an die Ewigkeit, vielleicht ohne Glauben an Gott. Das Wesen dieses „Christentums" hat Josiah Royce, einer der bedeutendsten Führer der ethischen Bewegung, festgelegt: Das Christentum besteht zuletzt nur noch in einer gewissen sittlichen Haltung. Das „ist die letzte Konsequenz, das letzte Wort, . . . das wesentliche Ergebnis des Liberalismus".

III.

Die Stellung des Liberalismus zum Christentum ergibt sich bereits aus dem bis jetzt Gesagten. Der Liberalismus kennt nur ein Privatchristentum oder „eine Privatreligion, aber keine verpflichtende öffentliche". Religion ist ihm nicht „Richtschnur für die korporative Tätigkeit einer Gemeinschaft". Das Wort Religion muß da hinter die natürlichen Aufgaben der Gesellschaft zurücktreten. Bei der gesellschaftlichen oder sozialen Tätigkeit bedarf man eines gemeinsamen neutralen, eines interkonfessionellen Bodens. Das Christentum will der Liberalismus indeß nicht antasten, sondern erhalten, aber das rechte Christentum, das Christentum als Prinzip des Fortschritts. Aber er hat keinen Begriff von der Natur des Christentums, das ihm bloße Weltanschauung ist; er weiß nicht, daß das Christentum von der Kirche untrennbar ist und daß jeder Angriff auf die Kirche auf das Christentum selber geht.

„Das letzte Wort des Liberalismus in religiösem Gewande ist das von der christlichen Weltanschauung", und „ist auch das letzte Wort des Protestantismus". Diese Auffassung des Liberalismus blieb nicht ohne Einfluß auf den Katholizismus. Gewiß, das katholische Leben blüht,

„dennoch ist uns allen nicht recht wohl. Das Herz ist noch katholisch, aber auf viele drückt „eine gewisse Abneigung gegen die Autorität der Kirche".

Die der Autorität abgeneigte Denkrichtung des modernen Menschen hat die „Wendung zum vollkommensten Subjektivismus genommen". Und dieser Gesetz und Autorität verneinende Subjektivismus führt in rascher Folge zum einseitigen Spiritualismus, zum Amerikanismus und Modernismus. Mit dieser Entwicklung „ist vielfach ein Zustand der Leerheit und der Verflachung über die Geister gekommen", die bei unseren geistigen Koryphäen ein Rätsel bleibt. Ein Ausdruck dieser Verflachung ist der heute, trotz des Ernstes der Lage, herrschende Optimismus.

Die Subjektivierung aller objektiven und historischen Wahrheiten hat zu einer der erstaunlichsten Fragen unserer Zeit geführt: „Was ist Christentum?" Diese Frage ist der beste Beweis für das religiöse Elend der Welt. „Auf keinem Gebiete", sagt Eucken, „zeigt die Gegenwart mehr Spaltung und Unsicherheit als auf dem der Religion." Die „Menschheit ist wieder auf demselben Standpunkte angelangt, auf dem sie beim Ausgange des Heidentums stand".

Der von Eucken konstatierten Spaltung und Unsicherheit bezw. Verschwommenheit haben wir auch die Masse von Benennungen des Christentums zu danken. Mit der Reformation ist die ehemals eine Kirche in eine Menge von Teilkirchen aufgelöst worden. Und seitdem ist in der Auffassung des modernen Staatsrechtes auch die römische Kirche eine Partikularkirche. Doch „die wahre, die einzig christliche Gemeinschaft ist die Kirche": die katholische Kirche, die nicht Laien-, sondern Priesterkirche ist. „Das einzige Mittel, um das Christentum zu vernichten, ist die Vernichtung der Kirche."

Kirche ist nicht gleichbedeutend mit Katholizismus und noch weniger mit katholischer Konfession. „Die katholische Kirche ist keine Konfession, sondern eine Profession." Für die vom Glauben der Kirche abweichenden „Konfessionen" ist der frühere üblich Name Religionspartei zutreffender.



Das heute viel gebrauchte Wort Interkonfessionalismus ist ein Ergebnis der Ausleerung des Christentums; und die Konsequenz des Interkonfessionalismus ist der religiöse Nihilismus. Diese Konsequenz hat z. B. ehrlich die radikale Lehrerschaft Bremens gezogen. Denn konfessionslos ist offener und verständlicher als interkonfessionell.

Das Verlangen der Christen nach Einigung der Konfessionen ist ein tröstliches Zeichen. Aber diese Einigung hat nur dann Sinn, wenn die Getrennten sich im Schoße der einen und allgemeinen Kirche zusammenfinden. Denn außer der Kirche ist kein Heil.

Die Einheit der Kirche ist in der Einheit ihres Hauptes gegeben. Der Christ muß in Einheit mit dieser Einheit leben. Heute gilt der Ausspruch eines der größten Theologen in der Reformationszeit: „Unsere Lage ist so ernst, daß keiner den Namen eines Christen verdient, der nicht den Kampf für die Würde der römischen Kirche aufnimmt.“

IV.

Die Lebensarbeit des greisen Verfassers des hier nach seinem wesentlichen Inhalte skizzierten Buches war eine Arbeit gegen den Liberalismus. Auf dieses auf einen einzigen Gedanken gerichtete Lebenswerk wirft der als Anhang beigefügte vierte Abschnitt einen mehr als interessanten Rückblick. P. Weiß will am Schlusse seiner tief in die Kämpfe der Zeit eingreifenden Lebensarbeit zugleich vor seinem Gotte und Richter Rechenschaft ablegen. Aber er will nicht persönliche Erlebnisse aufzeichnen, sondern „an dem Faden der eigenen Schicksale den Verlauf der allgemeinen Ereignisse, . . . die Bewegung der Ideen in den letzten Jahrzehnten schildern“.

Im Mittelpunkt der ganzen Lebensarbeit steht die Apologie, die zugleich eine allgemeine Kulturgeschichte darstellt und die außerdem einen dritten Zweck, den der Aufmunterung, verfolgt.

„Es hat eine Zeit gegeben, da die Apologie und die aus ihr hervorgegangenen Werke überall freudigen Empfang



in der Christenheit, und zwar in den verschiedensten Ländern und Sprachen gefunden haben. Es ist eine andere Zeit gekommen, da die nämlichen Werke, ohne daß etwas an ihnen geändert worden, auf allgemeine Abneigung, ja zum Teil auf heftigen Widerstand gestoßen haben." Am wenigsten war dabei der Vorwurf berechtigt, der Verfasser habe sich auf einen „allzu extremen Parteistandpunkt" gestellt. Er war nie Parteimann. „Denn katholisch und Partei, das sind zwei Worte, die sich gegenseitig ausschließen." Genug, die „Werke sind jetzt tot", aber „es werden wieder andere, günstigere Zeiten kommen".

Nach Vollendung der Apologie war der Apologete P. Weiß noch nicht tot. Aber über den Umschwung der öffentlichen und allgemeinen Stimmung konnte er sich seit dem Jahre 1897 nicht mehr täuschen. In den Krieg getrieben wurde er erst mit dem Buche über die „Religiöse Gefahr".

„Die Ursache, warum ich dieses Buch geschrieben," sagt der Verfasser, „war . . . die friedfertigste von der Welt. Nicht um Kampf hervorzurufen habe ich es veröffentlicht, sondern in der zuversichtlichen Hoffnung, es dürfte ein gutes Mittel sein, um die leidigen politischen und sozialen Kämpfe unter uns Glaubensgenossen beizulegen."

Die kommende Enttäuschung war für P. Weiß unerwartet, riesengroß. Was er als Mittel „zum Frieden betrachtet hatte, wurde zum Signal des Krieges". Und es war ihm damit klarer als vordem geworden, daß sich in der Mitte der Katholiken eine Kluft von großer Ausdehnung gebildet habe. Er mußte hören, daß das Wort „Religiöse Gefahr" geradezu als Spottwort herumgetragen wurde, und er erfuhr zum ersten Male die Macht der öffentlichen Meinung in ihrer ganzen, gefährlichen Größe.

Nach der „Religiösen Gefahr" wurde der Apologete, ohne es zu wollen, in den „Lutherhandel" verwickelt.

Als er in München P. Denifle die Augen zugedrückt, hatte er den großen literarischen Nachlaß des Verstorbenen zu ordnen und dessen Lutherwerk zu vollenden.



Ein Jahrzehnt früher hätte das Werk Denifles auf die Protestanten kaum große Wirkung gehabt. Jetzt kam ihnen auch die Haltung sehr vieler Katholiken entgegen, die das Werk als eine Art Unrecht gegen sich selbst empfanden. Um die ganze Tiefe der Empörung dieser Kreise zu kennen, muß man die Briefsammlung Denifles lesen. „Dann wird man sich vielleicht weniger wundern, daß der starke Mann so plötzlich zusammengebrochen ist."

Mit den Studien über Luther setzte P. Weiß die dadurch vertieften Studien über die Bewegung der modernen Ideen fort. Denn „die Irrtümer, in deren Mitte wir leben", bieten „größere Gefahren als die längst verlassenen Abwege der Vorzeit". „Es gibt Leute, die voll der großartigsten Grundsätze sind, wenn es sich um alte Tage handelt. Sobald sie aber den gleichen Erscheinungen im modernen Kleide ... gegenüberstehen, verleugnen sie ihre Überzeugung." Hier, in den Wirnissen der modernen Ideen, fehlte es an einem Wegweiser. Es war aus diesen und anderen Gründen P. Weiß ehr willkommen, als ihm die Linzer Quartalsschrift den ehrenvollen Antrag stellte, für jedes der großen Hefte den einleitenden Aufsatz zu schreiben.

Der Vorwurf, welcher gegen diese Aufsätze erhoben wurde, sie seien „nur Anklage und nur Negation, der ‚positive Teil' der Aufgabe fehle noch", ist sicher nicht berechtigt. Zudem ist der „positive Teil ja in der Apologie bereits behandelt worden" und auf sie nehmen die Aufsätze immer wieder Bezug. Sie bieten ein ziemlich vollständiges Bild der Zeit, „soweit es sich um die geistigen und sittlichen Zustände handelt". Sie sind zugleich die durchaus selbständige Auffassung des Verfassers, der stets danach strebte, die Wahrheit zu finden und so zu sprechen, wie er die Dinge als wahr erkannte.

Da mit den fortschreitenden Jahren die Wirkungen des Alters sich fühlbar machten und dem Apologeten der Wunsch, seinen Lehrberuf aufzugeben, nicht genehmigt wurde, legte er die Mitarbeit an der Linzer Quartalsschrift nieder. Dieser Schritt war für ihn kein kleines Opfer. War die Quartals-

schrift doch eine der heute wenig gewordenen Zeitschriften, in der er seine Anschauungen noch zur Geltung bringen konnte. Eine kommende Krankheit, zum Teil die Folge gehäufter Arbeit, machte für längere Zeit fast aller schriftstellerischen Tätigkeit ein Ende.

Während P. Weiß für den Fall seines Todes seine große literarische Hinterlassenschaft ordnete, kam ihm der Gedanke, die Artikel der Linzer Quartalsschrift nach seinem Hinscheiden als „Testament" veröffentlichen zu lassen. Indeß, die als „Lebens- und Gewissensfragen" betitelte Aufsatzsammlung ging früher „in die Druckerei, fast möchte ich (Weiß) sagen, ohne daß ich es beabsichtigte".

Während die Aufsätze im Drucke waren, kamen die Vorgänge, die sich an die Borromäus-Enzyklika anschlossen. Sie zeigten dem Verfasser, „daß die Lage . . unter den Katholiken etwas ernster zu nehmen sei", als er bisher geglaubt hatte. Er erklärte zweimal dort, wo man die Verhältnisse am besten kennen mußte, seine Bereitwilligkeit, das noch nicht veröffentlichte Werk zurückzuziehen; man erachtete diese Zurückziehung nicht für nötig.

Der Eindruck, welchen die „Lebens- und Gewissensfragen" hervorriefen, ist bekannt. Schon sechs Wochen vor Erscheinen des Werkes regte eine bekannte große katholische Zeitung, die auf „Wegen, die nicht zur Sache gehören, von dem bevorstehenden Erscheinen des Buches vorzeitig Kenntnis erhalten" hatte, die öffentliche Meinung dagegen auf. „Der Sturm, der nun losbrach, erinnert an die Bewegung, die sich gegen Denifle erhob." Er ging ja aus den gleichen Ursachen hervor. Dank der bewunderungswürdigen Organisation der Presse „und ihrer streng einheitlichen Leitung wurde der Angriff mit anerkennenswerter Gleichmäßigkeit auf der ganzen Linie geführt. Nur ein paar Blätter wagten eine Ausnahme zu machen, und von diesen beugten sich manche wieder der drakonischen Parteidisziplin". Diese „geht mit Inquisition, mit Index und mit Exkommunikation vor wie nur irgend eine Autorität", und „mit dieser Großmacht muß auch die kirchliche Autorität rechnen".



Wie der Verfasser im Einzelnen nachweist, urteilte man vielfach über das Buch ohne Kenntnis desselben; man betrachtete es als ein gegen das deutsche Zentrum geschriebenes Werk und suchte mittels eines Zirkulars die kirchlichen Autoritäten gegen P. Weiß mobil zu machen. Letzterem war in der Öffentlichkeit jede Verteidigung abgeschnitten. Er erfuhr, „daß ein katholischer Schriftsteller, der unrichtige Angriffe auf seine Person und seine Werke richtig stellen will, kein katholisches Blatt in Deutschland findet, das ihm hierzu seine Spalten öffnen darf, außer er unterwirft sich Bedingungen, die er nicht erfüllen kann". Er steht außerhalb des für alle geltenden Rechtes.

Die Hauptlehre, die der Verfasser aus dem Schicksale der „Lebens- und Gewissensfragen" zog, war: daß unter den Katholiken „zwei grundverschiedene Weltanschauungen zur Ausbildung zu gelangen drohen". Die Gereiztheit wächst, wie besonders das häßliche Wort „Quertreiber" zeigt. Dieses Wort ist heute „der deutsche Ausdruck für Prinzipienverschiedenheit, für die Vertretung von Grundsätzen, die der großen Menge quer in den Weg treten". Wie die Dinge jetzt geworden sind, ist die Lage unerträglich und unwürdig. Die Hoffnung auf Besserung ist schwach. Denn „wenn sich große Parteien in eine bedenkliche Richtung begeben haben, und wenn es vollends gelungen ist, dieser Richtung eine nationale Zuspitzung zu geben ..., dann ist wenig Hoffnung auf Besserung vorhanden".

Der Liberalismus hat auch in den Kreisen der Katholiken feste Wurzeln geschlagen. Zwar steht das christliche Volk im großen und ganzen noch fest auf dem Boden des Glaubens und der Tradition, aber anders verhält es sich heute mit den tonangebenden und führenden Kreisen. Den großen Umschwung zeigt am besten die Bewegung gegen das letztgenannte P. Weiß'sche Buch, die zur Zeit des Kulturkampfes undenkbar gewesen wäre. Sie zeigt auch die „Verflachung unseres öffentlichen Lebens", die in ihren Ursachen gewöhnlich nicht begriffen wird.

Das katholische Leben, selbst das Wort „katholisch" ziehen sich aus der Öffentlichkeit zurück. Zeitschriften, die sich ohne „Einschränkung katholisch oder gar römisch oder päpstlich nennen", werden mit einem nicht mehr christlichen Hasse verfolgt. Man streitet angeblich um Fragen der sozialen oder politischen Organisation, während der Riß „tief, tief hinein bis in die innersten Fundamente des christlichen Denkens reicht". Dazu die Verbitterung gegen Rom. „Es hieße der Wahrheit und uns selber einen schlechten Dienst erweisen, wenn wir in Abrede stellen wollten, daß das Ansehen des Papstes argen Schaden gelitten hat." Dazu ferner die Überhebung des Nationalismus, der Anspruch darauf erhebt, die Autorität müsse auf ihn, um seiner Vorzüge oder Bedürfnisse willen, besondere Rücksicht nehmen. Wohin diese Forderung führt, zeigt die Geschichte des Gallikanismus. Es ist so weit „gekommen, daß wir fast nur noch drei Dinge kennen, die unser Herz völlig in Beschlag nehmen: Nationalismus, Parteigetriebe und Vereinswesen".

Die heute notwendigste Forderung und Tugend ist „der Gehorsam gegen die Kirche und gegen den Papst". Der Grund des Übels, d. i. des Fehlens dieser Tugend, liegt im Geiste des Liberalismus, der längst gelebt hat vor dem Protestantismus. Und der „Hang zum Liberalismus wird fortleben, solange der Geist der Selbstherrlichkeit fortlebt". Den Kampf gegen ihn zu führen, ist eine der notwendigsten Aufgaben eines christlichen Lehrers. „Daß mir (Weiß) Gott zum Schlusse meiner schriftstellerischen Lebensarbeit diese Aufgabe zugewiesen hat, das betrachte ich mit Dank als eine Gnade."

Als „das Siegel auf die Lebensarbeit" bezeichnet der Verfasser die letzte Umarbeitung des liebsten seiner Bücher: der „Herrlichkeiten der göttlichen Gnade". Das „Wenige", das P. Weiß hineingearbeitet, ist der „Anhang über das ‚Verhältnis von Natur und Übernatur'." Damit wurde er vom Ende seiner Tätigkeit zu deren Anfang



zurückgeführt, und das Ganze liegt nun vor ihm „wie eine Kette, deren letzter Ring in den ersten eingefügt ist.“

Wo kein Verständnis für das Verhältnis von Natur und Übernatur, wo „keine theologische Auffassung der menschlichen Geschicke“ besteht, „da kann auch keine einheitliche Menschengeschichte getrieben werden“. „Die Lehre von Natur und Übernatur ist der Schlüssel zum Eindringen in die Rätsel der Geschichte.“ Allerdings, die Schwierigkeiten, von diesem Gesichtspunkte aus die Geschichte darzustellen, sind groß. „Kein Wunder, daß einer dabei oft das Gefühl hat, als ginge es auf Leben und Tod für die Seele.“

Der Modernismus, alle die empörenden Mißhandlungen der Hl. Schrift durch christliche Theologen wären unmöglich gewesen, „hätte die Übernatur bei ihnen auch nur einiges Verständnis gefunden“, und hätten sie die noch bedeutsamere Frage der Verbindung von Natur und Übernatur begriffen. Übernatürliches und Natürliches müssen zusammenwirken, wenn die einzelnen Menschen und die Gesellschaft umgewandelt werden sollen. Denn „die Übernatur setzt . . . nicht bloß die Natur voraus, sondern sie geht auch ein Bündnis mit der Natur ein“.

Über den Einfluß der Lehre vom Übernatürlichen handelt so ziemlich jedes Wort, das P. Weiß geschrieben hat. Denn sie ist „der Inbegriff aller Zeitfragen, der Schlüssel zu ihrem Verständnis, das Siegel auf alle Lehren des Christentums“. Darum muß sich der Liberalismus gegen diese Lehre wie gegen ihre Verkünder erheben.

Mit diesen Gedanken nimmt der Verfasser Abschied von seiner Lebensarbeit. Sie war der Gnade und des Trostes voll, wenn auch, wie die Dinge liegen, die „Arbeit eines langen Lebens tot gemacht zu sein“ scheint. Der Verfasser nimmt aber für seine Arbeit und für sich die Hoffnung mit in die Ewigkeit, daß zum Schlusse alles gut hinausgehen werde. „Für den Augenblick scheinen freilich die Aussichten nicht erfreulich zu sein. Aber es ist nicht das erstemal, daß

über . . . die Kirche eine Zeit der Prüfung gekommen ist. Noch jedesmal ist sie daraus geläutert und verjüngt hervorgegangen. Es wird auch diesmal wieder so sein." „Ob ich den Sieg erlebe," schließt der Apologete des Dominikanerordens, „ob ich im Kampf erliegen werde, das kann mir gleichgiltig sein. Auch der geringste Kämpfer, der auf dem Felde der Ehre fällt, hat zum Siege das Seine beigetragen und sein Leben nicht vergeblich geopfert."

* * *

Das letzte Buch P. Weiß' „Liberalismus und Christentum" bildet „nicht bloß den Abschluß der ganzen Lebensarbeit, sondern auch den Schlüssel zum Verständnis des früher . . . Behandelten. Es ist deshalb unschwer vorauszusetzen, daß es denselben Widersprüchen begegnen wird, die seinen Vorgängern in den Weg getreten sind". Wir hegen dabei nur die eine, allerdings nicht übergroße Hoffnung, daß die Wogen der Erregung nicht die frühere Höhe erreichen werden, daß man an die Beurteilung des hochbedeutsamen, ein Stück Zeitgeschichte bildenden Werkes mit mehr Ruhe und Besonnenheit herantreten wird als einst an die „Lebens- und Gewissensfragen"; daß man es wenigstens als das Wort eines Mannes anerkennen will, der vor seinem Gotte, offen und ehrlich, Rechenschaft über ein langes, überarbeitreiches Leben abzulegen sich verpflichtet fühlt. Daß man endlich erkennen will: P. Weiß ist gegenüber allem Wechsel der Anschauungen, der alte nnd gleiche geblieben, wie wir ihm einst, als jungem Mitglied des Predigerordens, bei seinen zur Apologie sich ausgestaltenden Vorträgen in München gelauscht und wie wir ihn ohne Gesinnungsänderung wieder finden in der letzten buchliterarischen Leistung „Liberalismus und Christentum".

XVIII.

Gerichtswesen in Preußen und in Bayern.

Wahre Volkswohlfahrt und Freiheit kann nicht bestehen und nicht gedeihen ohne gute Einrichtung der Gerichte, ohne eine geordnete Rechtspflege. Deshalb hat jeder Vaterlandsfreund das größte Interesse daran zu wissen, daß es mit den Gerichten im Lande gut bestellt ist. Es möchte daher nicht unangebracht erscheinen, einigen Gedanken Ausdruck zu geben, die beim Studium der Verhandlungen des deutschen Reichstages, des preußischen Abgeordnetenhauses und der bayerischen Kammer der Abgeordneten bei dem Schreiber dieses gekommen sind.

Trotz der allen deutschen Staaten gemeinsamen Zivil- und Strafprozeßordnung, trotz der gemeinsamen Gerichtsverfassung bestehen doch gewaltige Unterschiede im Gerichtswesen, insbesondere auch in Preußen und Bayern. Vorteilhaft unterscheidet sich Preußen von Bayern in der Einrichtung der Gleichstellung der Amts- und Landrichter, wodurch die dem Volkswohl so zuträgliche Seßhaftigkeit des Amtsrichters, ferner aber auch die erhöhte Unabhängigkeit des Richterstandes herbeigeführt wird, wie ich dieses des Näheren dargelegt habe in einem vor mehreren Jahren in der „Richterzeitung" erschienenen Artikel. Der bayerische Justizminister scheint auch, wie ich aus seinen in der Sitzung der bayerischen Kammer der Abgeordneten am 19. Dezember v. J. gemachten Äußerungen entnehme, der Einführung der Gleichstellung der Amts- und Landrichter näher treten zu wollen. Führt der Minister ferner noch ein besonderes Gehaltsgesetz für die Richter und ferner auch die früher gesetzliche Statuierung des Gehalts als Ruhegehalt für die über 65 Jahre alten Richter ein, so ist ihm bei den Richtern in Bayern ein bleibendes gutes Andenken gesichert. Ich füge hinzu, auch bei den Anhängern aller der Parteien in Bayern, die eine gute Rechtspflege wünschen. Bayern würde dann im Justizwesen ein Musterstaat in deutschen Landen sein! Denn es ragt schon



jetzt weit hervor durch sein Justizwesen, weil der große Übelstand des Hilfsrichterwesens im Bayernlande nicht besteht. Über diesen letzteren Punkt möchte ich mich eingehender jetzt aussprechen.

Die Berichte der Verhandlungen der bayerischen Kammer weisen nach, daß alle Parteien in Bayern sich freuen, daß Bayern die Einrichtung des Hilfsrichters nicht kennt und daß man gewillt ist, diese Einrichtung von Bayern fern zu halten. Die Bayern tun gut daran! Allerdings scheint die Partei der Bayerischen Bauernbündler nicht abgeneigt, Hilfsrichter in Bayern einzuführen. Aber aus der Art und Weise, wie die Vertreter dieser doch ernst zu nehmenden politischen Partei in der Sitzung der Bayerischen Kammer vom 17. Dezember v. J. zu dieser Frage sich geäußert haben, ist doch der Schluß zu ziehen, daß es sich nur um unüberlegte, nicht programmatische, Äußerungen gehandelt hat.. Denn jeder ernsthafte, gute Rechtspflege erstrebende Staatsmann muß dem zustimmen, was der bayerische Justizminister am folgenden Tage ausführte: „Auf der richtigen und ausreichenden Besetzung der Gerichte beruht der richtige und prompte Gang der Justiz und damit die Grundlage des Staates." Goldene Worte, die eine Verurteilung des Hilfsrichtertums mit allen seinen Schäden und Nachteilen enthalten. Für die Nichtjuristen bedarf es nur des Hinweises auf folgende Tatsachen und Erwägungen, um die für die Rechtspflege so nachteiligen Wirkungen des Hilfrichterwesens zu erkennen: Ist das Urteil von mehreren Richtern zu sprechen, so ist es ein Ergebnis ihrer gemeinsamen Tätigkeit, eine Aussprache von Ansichten und Gegenansichten, eine Darlegung der Überzeugung, ein Kampf für diese, eine Bekämpfung und schließlich ein Sieg, eine Durchdringung der die erforderliche gesetzliche Mehrheit erlangenden Überzeugung, wobei übrigens der vornehm denkende Richter, und so denken die Richter wohl ausnahmslos, weder einen Sieger noch einen Besiegten kennt, denn nur Wahrheit und Recht zu finden und zu gewinnen, ist des Richters einziges Ziel! Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß einfach liegende Sachen sich ohne Debatte von selbst, möchte ich sagen, erledigen.

Wo aber verschiedene Ansichten der zu Mehreren urteilenden



Richter zu Tage getreten sind, muß eingehende Beratung stattfinden, Klärung gesucht und gefunden werden. Jeder Richter soll aber unabhängig sein, das heißt, wie der Korreferent des Ger.-Verf.-Gesetzes, der Bayer Hauck, sagte, es soll der Richter seine freie Überzeugung nach keiner anderen Richtschnur, als welche ihm die anzuwendenden Gesetze an die Hand geben, schöpfen. Kann nun aber ein nach Aufhören seines Stellvertretungsauftrages von dem freien Belieben der Justizaufsichtsbehörde abhängiger Assessor als unabhängig angesehen werden? Ich meine nicht. Man bedenke, daß im Jahre 1913, wie der preußische Justizminister in der preußischen Kammer der Abgeordneten erklärt hat, 23 Assessoren ihre Entlassung erhalten haben. Darunter sollen mehrere gewesen sein, die bereits viele Jahre Assessor und öfter Hilfsrichter waren. Wer berichtet denn über die Tauglichkeit der Assessoren? Es ist der Vorsitzende. Der Assessoren Zukunft hängt ab von der Auffassung des Vorsitzenden, desselben Mannes, dessen Ansicht (von der Sach- und Rechtslage) zu bekämpfen der Hilfsrichter für Pflicht und Schuldigkeit vielleicht öfter erachtet hat, des Vorsitzenden, der vielleicht sogar contra legem zuerst oder nach dem Referenten seiner Ansicht Ausdruck, sogar sehr entschiedenen Ausdruck gegeben hat und gibt. Die Vorgänge im Beratungszimmer sind geheim, und geheim ist auch der Bericht des Vorsitzenden und des Präsidenten über die Frage der Tauglichkeit des Hilfsrichters! Man bedenke die bedeutsame Stellung des Vorsitzenden bei der Leitung der Verhandlung, bei der Beweisaufnahme in Straf- und Zivilsachen, bei der Beratung. „Nicht blos die Schicksalsfrage, ob der Angeklagte verurteilt oder freigesprochen wird, entscheidet sich oft nach der mehr oder minder geschickten Art, nach der größeren oder geringeren Gewissenhaftigkeit der Verhandlungsleitung durch den Vorsitzenden, sondern auch die Strafbemessung wird häufig davon abhängen, in welchem Umfange und in welcher Weise der Vorsitzende das Tatsachenmaterial des zur Verhandlung stehenden Falles erörtert" sagt der Geheimrat im preußischen Justizministerium, Dr. Preiser. Zeitschr. f. d. R. 1914 Nr. 2.

Mag nun aber auch die Justizverwaltung in der Wahl



des Direktors eine glückliche Hand gehabt haben, mag auch seine Verhandlungsleitung eingehend, nicht abschweifend, streng objektiv und erschöpfend gewesen sein, so ist es doch möglich, daß über das, was tatsächlich festzustellen, und wie es juristisch zu qualifizieren, mit Grund verschiedene Ansichten aufgestellt werden können. Muß übrigens nicht schon die Tatsache, daß der die Stimme Abgebende, sei es mit Recht oder Unrecht befürchten kann, hiedurch in seinem Fortkommen Schaden zu leiden, ihm etwas Unsicheres, Unbestimmtes geben? Liegt nicht wenigstens die Möglichkeit hierzu vor? Im preußischen Abgeordnetenhause sind von den Vertretern der bürgerlichen Parteien diese bedenklichen Zustände recht deutlich beleuchtet worden. Der Abgeordnete Itschert sagte am 4. Februar c. im preußischen Abgeordnetenhause: „Eine außerordentlich große Gefahr ist nach meiner Meinung mit dem ganzen System der Ernennung und Abschiebung (der Assessoren) verbunden. Das ist nämlich die Furcht, die bei den Assessoren hervorgerufen werden könnte, auf Grund schlechter Zeugnisse abgeschoben zu werden. Diese Furcht muß die Selbständigkeit mancher Assessoren schwächen, zumal bei den Kollegialgerichten. Aus Furcht vor einer ungünstigen Beurteilung wagt vielleicht der eine oder der andere nicht, die abweichende Meinung so entschieden zu betonen, wie ihm das als Richter zukommen müßte, und vielleicht unterwirft sich der eine oder der andere aus Furcht, seinem Vorgesetzten zu mißfallen und eine schlechtere Note zu bekommen, leichter dem mehr oder minder sanften Zuspruch der älteren Richter, insbesondere der Vorgesetzten." Der Abgeordnete von Viereck äußerte sich in derselben Sitzung über die psychologische Wirkung, die der lange Aufschub der Anstellung und die Unsicherheit über künftige Anstellung auf die Assessorenschaft ausübt. Die Assessoren, die nach 6 Jahren noch nicht wissen, ob sie angestellt werden sollen oder nicht, werden unsicher und unruhig, ja es besteht die Gefahr, daß sie nicht nur durch besondere Leistungen sich auszeichnen wollen, sondern daß sie auch nach den Augen des Vorgesetzten sehen, ob sie ihm gefallen, und daß sie das Selbstvertrauen, die Selbständigkeit verlieren, die wir von dem Richter



fordern müssen. Das sind Bedenken, die sehr schwerwiegend sind und die, wenn sie sich bestätigen sollten, auf die Rechtspflege nicht ohne Einwirkung bleiben könnten.

Der preußische Abgeordnete Dr. Bell sagte am 6. Februar 1914: Der Assessor, der ständig das Damoklesschwert der Entlassung, das in unserem papierenen Zeitalter die Gestalt des blauen Briefes angenommen hat, über sich schweben sieht, muß auf die Dauer geradezu in einen Gewissenskonflikt hineinkommen. Bei der Strafkammer wird natürlich im Beratungszimmer eingehend über die Schuldfrage und über das Strafmaß debattiert. Jeder einzelne Richter — wie der Vorsitzende so auch der Assessor — hat seine Meinung zum Ausdruck zu bringen. Der Vorsitzende, der von seiner Auffassung überzeugt ist, wird selbstverständlich bemüht sein, seiner Überzeugung den nötigen Nachdruck im Beratungszimmer zu geben. Und nun, meine Herren, bedenken Sie einmal, wie ein Assessor, namentlich ein etwas ängstlicher Assessor, in eine unangenehme Lage geraten kann, wenn er bei dieser Beratung über die Schuldfrage und das Strafmaß nicht einmal, sondern wiederholt dem Vorsitzenden der Strafkammer entgegen treten muß, der nachher über seine Leistungen und Tüchtigkeit ein Zeugnis auszustellen hat.

Diese Bedenken, die ich vorgetragen habe, stammen nicht etwa von mir her, sie rühren auch nicht von der Anwaltschaft her, sondern ich kann dem Herrn Justizminister erklären, daß sie mir aus Richterkreisen und zwar aus Richterkreisen außerhalb des Hauses mit der Bitte unterbreitet worden sind, diese Sache hier zur Sprache zu bringen. Ich kann weiter versichern, daß mir eine Reihe von Assessoren den Wunsch unterbreitet hat, in dieser Beziehung für eine geeignete Abhilfe zu sorgen. Das liegt eben wesentlich daran, daß die Assessoren immer mehr und mehr in einer fast nervösen Angst schweben, daß ihnen bei einem ungünstigen Zeugnis der blaue Brief droht und das sind außerordentliche Nachteile, die mit diesem System verknüpft sind. Auch der Abgeordnete Dr. Cremer sprach in der Sitzung vom 7. Februar c. von den Übelständen des Hilfsrichterwesens.



Ist es bei solcher Sachlage zu viel gesagt, wenn ich behaupte, nur dadurch, daß alle Richterstellen mit fest angestellten Richtern besetzt werden, wird die Unabhängigkeit der Richter gewahrt. Man könnte einwenden: wie kann man für Abschaffung des Hilfsrichterwesens eintreten, da doch den Richteramtskandidaten Gelegenheit gegeben werden muß, sich als brauchbaren Richter zu betätigen? Wer diesen Einwand erhebt, bedenkt nicht, daß § 2 Abs. 1 des Gerichtsverfassungsgesetzes lautet: „Die Fähigkeit zum Richteramte wird durch die Ablegung zweier Prüfungen erlangt.“ Die Bestimmung lautet nicht, „die Fähigkeit ꝛc. Prüfungen und durch Betätigung als Hilfsrichter, welche nach Auffassung der zuständigen Behörde die praktische Brauchbarkeit des Geprüften dargetan hat, erlangt.“ Auf Grund der Dienst- und Personalakten und des Ergebnisses der Prüfungen kann geprüft und festgestellt werden, ob der Assessor für die in Frage stehende Stelle geeignet ist. Schon heute soll es doch vorkommen, daß Assessoren, ohne daß sie in der Richtertätigkeit sich bewährt haben, als Richter angestellt werden. Mit Recht wird Wert vor allem auf den Charakter gelegt! Der wird aber nicht durch das Examen festgestellt und kann auch nicht durch Hilfsrichterei festgestellt werden. Im preußischen Abgeordnetenhause sagte der Abgeordnete Kanzow am 5. Februar c. zutreffend: „Eins, meine Herren, kann aber bei dem Examen auf keinen Fall festgestellt werden, und das halten wir bei der Schätzung der Rechtspflege für ganz besonders wesentlich, das ist der Charakter! Es kann nie durch ein Examen festgestellt werden, ist das eine Persönlichkeit, ein Mann von fester Entschlußfähigkeit, ist das ein Mann von Geistesgegenwart, ist das ein Mann, der zuverlässig ist, ein Mann, der sich weder von oben drücken noch von unten drängen läßt? Das kann nur durch die Praxis festgestellt werden.“ Der Charakter des Mannes kann aber schon festgestellt werden durch die während der Referendarzeit gemachten Beobachtungen und ein 27 Jahre alter Mann, so alt ist wohl im Durchschnitt der geprüfte Assessor, ändert seinen Charakter nicht mehr! Ich meine also, eine praktische Bewährung und Betätigung desjenigen, der die vorgeschriebenen



zwei Prüfungen bestanden hat, ist gesetzlich nicht vorgesehen. Sie ist auch nicht nötig. Sie wurde in Preußen auch früher bei dem damaligen Assessorenmangel nicht für erforderlich gehalten und es ist nicht bekannt geworden, daß, wenn früher gleich nach bestandenem zweiten Examen die Anstellung erfolgte, schlechter judiziert und das Richteramt schlechter verwaltet worden wäre als heute. Daß auch heute, bei der, möchte ich sagen, „dritten" Prüfung des Hilfsrichters, Mißgriffe vorkommen, wird nicht geleugnet werden können. Wie kann es auch anders sein! Mißgriffe sind nicht zu vermeiden und können bei der vorsichtigsten Ausübung der Justizverwaltungstätigkeit nicht vermieden werden! Dafür ist die Zahl der anzustellenden Personen eine zu große und die Kenntnis der zu berücksichtigenden Verhältnisse der in Frage stehenden Amtsstelle oft eine zu schwierige, doppelt in heutiger, rasch lebender Zeit! Überdies hat auch das Sprichwort, „wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand", doch den tiefen wahren Sinn, daß der von der zuständigen Behörde mit einem Amte Betraute in der Regel in sein Amt sich schon hineinarbeiten und den Erfordernissen des Amtes genügen wird. Also der Einwand, der geprüfte Assessor kann nicht sofort angestellt werden, das Hilfsrichterwesen ist notwendig, hat im Gesetze keine Stütze und hält vor den Erfahrungen der Praxis nicht Stand. Der Einwand ist erfunden von denen, die aus Gründen, die ich hier nicht weiter anführen möchte, das Hilfsrichterwesen zu verteidigen bestrebt sind. Schlimmstenfalls gibt es doch auch gesetzliche Mittel, um Abhilfe zu schaffen, wenn trotz aller Vor- und Umsicht ein Mißgriff stattgefunden und hierdurch ein Nachteil entstanden oder eine Gefahr für die Rechtspflege mit Grund zu befürchten ist. Der Staatssekretär des Reichsjustizamtes äußerte in der Sitzung des Reichstages am 17. Februar c.: „Es entspricht nicht der Würde des Gerichts, daß dort sehr häufig in Verhandlungen Hilfsrichter auftreten." Diese Äußerung bezog sich auf Hilfsarbeiter des Oberreichsanwalts. Der Staatssekretär sprach sich auf einen ihm gewordenen Zuruf aber dafür aus, daß auch bei den Gerichten etatmäßige Beamte funktionierten.

Man freue sich also in Bayern, daß dort das Hilfsrichterwesen, die Verwaltung von Richterstellen durch Assessoren, nicht besteht. Es möchte nicht uninteressant sein, anzuführen, was der bayerische Staatsrat Anselm v. Feuerbach, der vor ungefähr hundert Jahren mit Unterstützung des Königs von Bayern eine juridische Beobachtungsreise durch Frankreich etc. unternahm, in seinem Buche „Betrachtungen über die Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerechtigkeitspflege, Gießen 1825 Bd. II." S. 63 über die Hilfsrichter, supléants, Aushelfer, schreibt. „Da die meisten Bezirksgerichte, der Ersparung wegen, nur zum allernotdürftigsten besetzt sind, so mußte man wohl auf einen solchen Ausweg geraten. Daß aber dieses mit der Würde des Richteramtes und mit den Forderungen an eine gute Rechtspflege nicht zu vereinbarende Lückenbüßersystem sehr nachteilige Folgen äußern müsse, leuchtet von selbst ein. Daher man denn in Frankreich unter vielen anderen frommen Wünschen für Verbesserung der Rechtspflege gewöhnlich auch diesen vernimmt, daß statt des Supleantenwesens das ordentliche Richterpersonal, wo es not tut, vermehrt werden möge."

Nach derselben Richtung gehen die Wünsche in Preußen! Man beseitige also das Hilfsrichterwesen! An Geldmitteln darf es nicht fehlen. Der Justizetat schafft in Preußen doch erhebliche Einnahmen, so daß zu den Ausgaben nur ein Zuschuß geleistet zu werden braucht. Gibt es nicht andere Interessen, für welche, ohne daß ein allgemeines Volks- und Staatsinteresse vorliegt, der preußische Staat jährlich viele Millionen opfert? Ich erinnere nur an die staatlichen Berliner Lokal- und Vorortbahnen, deren Etat mit einem jährlichen, bald 10 Millionen betragenden Defizit abschließt, blos aus dem Grunde, damit die Bewohner von Groß-Berlin dort billig auf der Eisenbahn fahren können. Gerne gönne ich den Berlinern die billige angenehme Fahrt. Ich möchte aber sagen, erst gute Rechtspflege für Alle, dann billiger Verkehr für Alle, auch für Berlin. Übrigens können wir uns in Preußen Beides gestatten, und wir haben ein Recht darauf!

H. Tophoff, Landgerichtsrat a. D.



XIX.

Die Entrevue von Konstanza.

— 24. Juli.

Unter den mannigfachen politischen Karrikaturen, die man zu Beginn der Reisesaison von den Zeitungsverkäufern in den Bahnhöfen ausgelegt sehen konnte, befand sich auch eine solche, die den Zaren als politischen Handlungsreisenden darstellte. Der König von Rumänien, der natürlich ebenfalls als ein Handelsmann dargestellt erscheint und der in seinem Schaufenster gerade selber einen „Ausverkauf zu tief reduzierten Preisen" angekündigt hat, steht wie müßig in der Türe seines Geschäftes und blickt mit großen, verwunderten Augen den eben an ihn herantretenden Zaren an, dem der erläuternde Text folgende Worte in den Mund legt: „Ich habe die Ehre, mich vorzustellen: Nikolaus vom Hause Romanoff — reise in (auf einen Musterkoffer weisend) Allianzen und Ententen." Der Titel des Bildes jedoch belehrt uns, daß wir nicht etwa glauben sollen, daß wir in Europa wirklich schon so weit gekommen sind, wie das Bild es zeigt, sondern nur: „Wie es noch kommen wird." Nun aber hierin, nämlich in der Moral der Fabel, muß man dem Satiriker den Vorwurf machen, daß er seine Zeit schlecht begriffen hat. Denn die Allianz- und Ententehausierfahrten brauchte der Zar keineswegs erst neu aufzubringen oder zu erfinden, darin sind andere Staatsoberhäupter schon längst mit gutem oder schlechtem Beispiel vorangegangen. Zuerst die Präsidenten der dritten französischen Republik, deren erste Petersburgfahrten überall den Eindruck von Allianzbettelfahrten gemacht haben, bis es endlich gelang, dem Zaren das ersehnte Wort „Allianz" zu entlocken. Auch die mehrfachen Fahrten des vorigen Königs von England stehen noch in allgemeiner Erinnerung. Natürlich fällt es niemandem ein, die Reisen des Königs Eduard mit den erwähnten Fahrten der fran-



zösischen Republikpräsidenten auf dieselbe Linie zu stellen. Aber daß König Eduard jedesmal eine konkrete Entente beabsichtigte und auch erreichte, ist bekannt, ja wird ihm allgemein und unbestritten als großes Verdienst angerechnet. Andererseits: was Rußland im allgemeinen anbetrifft, so braucht dieses große und mächtige Reich so wenig Allianzen und Ententen auszubieten, daß dieselben vielmehr, um beim Bilde zu bleiben, sehr gesuchte und hochgeschätzte Artikel sind. Aber allerdings — und darin hat der Satiriker gewiß recht — der rumänische Fall, die Entrevue von Konstanza ist ein so un- und außergewöhnlicher Fall, daß er anscheinend die ganze politische Welt in Erstaunen setzte. Die in Betracht kommenden Verhältnisse und Unterschiede sind so exorbitante, daß es ein ganz schwaches Bild ist, wenn man sagt: der Riese Rußland und der Zwerg Rumänien. Man vergleiche nur: Rumänien mit einem Flächeninhalt von 140000 qkm und 8 Millionen Einwohnern, Rußland mit 23 Millionen qkm Flächeninhalt und 170 Millionen Einwohnern. Dieses Riesen-, dieses Weltreich Rußland also hat offen die Freundschaft des Zwergstaates Rumänien gesucht und dies um die Mitte des heurigen Juni durch den feierlichen Zarenbesuch in Konstanza vor aller Welt zum Ausdruck gebracht.

Als die ersten Nachrichten von einem bevorstehenden Zarenbesuch in Rumänien auftauchten, waren zunächst auch jene Zeitungen, welche sonst alles und manchmal noch mehr zu erfahren und zu wissen pflegen, in sichtlicher, großer, peinlicher Verlegenheit. Wo, um des Himmels willen, war denn eine Spur von einem Anlaß zu diesem Besuche zu entdecken? Es war ja erst einige Wochen her, daß der Zar dem König Karol durch den Großfürsten Nikolaus den russischen Marschallstab hatte überbringen lassen. Auch dafür war eigentlich gar kein äußerer Anlaß auszudenken gewesen. Wenn aber daran schon ein Besuch sich knüpfen sollte, so wäre die Reihe natürlich an König Karol gewesen, dem es allenfalls zustand, für das auszeichnende Geschenk persönlich seinen Dank abzustatten. Statt dessen kündigte sich umge-



kehrt der Zar beim König Karol zum Besuche an. Wie war da ein Reim zu finden? Noch wenige Wochen war es her, daß der rumänische Kronprinz seinen Sohn beim russischen Hof eingeführt hatte. Die allwissenden Zeitungen munkelten damals von einer Werbung um die Zarentochter. Aber das konnte womöglich noch weniger ein Anlaß für einen Zarenbesuch in Rumänien sein. Nun vielleicht geben die bei solchen Begegnungen üblichen Toaste einen Aufschluß über das Rätsel? In der Tat sind diese Trinksprüche in mehr wie einer Beziehung sehr bemerkenswert und werden wir davon noch sprechen müssen. Auf unsere Frage aber geben auch sie keine Antwort. Es ist darin von gar vielen Dingen die Rede, von längstvergangenen und auch von erst kurzvergangenen, nur eine solche Angelegenheit findet man darin nicht einmal andeutungsweise erwähnt, welche überhaupt, geschweige gerade jetzt einen Zarenbesuch in Rumänien plausibel gemacht hätte. Der Toast des Zaren läßt sich kurz in die Worte zusammenfassen, daß der Besuch den Rumänen beweisen solle, welch großes Interesse er (der Zar) an dem Bestand und an dem kräftigen Gedeihen Rumäniens nimmt. So weist uns also der Zar selber darauf hin, nachzudenken und nachzuforschen, in welchen Tatsachen und Umständen jetzt das große Interesse Rußlands für Rumäniens Wohlergehen begründet liegen mag. Versuchen wir, dieser Aufforderung Folge zu leisten und vergegenwärtigen wir uns also die heutige politische Situation Rußlands.

Der ehemalige französische Minister des Äußern, Flourens, hat vor einigen Jahren im „Univers" einmal beiläufig ausgeführt: um die russische Politik zu verstehen, müsse man die Tatsache beachten, daß die auswärtige Politik Rußlands in zwei häufig gegen einander rivalisierende Departements geführt werde, einem asiatischen und einem europäischen Departement; je nachdem der Einfluß des einen oder des anderen Departements überwiege, werde in Rußland entweder hauptsächlich europäische oder hauptsächlich asiatische Politik gemacht. Wenn dies so richtig ist, so hat das asia-



tische Departement in den letzten Dezennien eine fast ausschließlich dominierende Rolle gespielt. Nach dem Berliner Kongreß hat sich Rußland mehr und mehr einer weit ausgreifenden asiatischen Politik zugewandt; sie strebte augenscheinlich nach der Vorherrschaft in den ostasiatischen Gewässern und war in dieser Richtung schon weit vorgeschritten. Im Krieg mit Japan jedoch brach diese Politik zusammen und sie mußte dann schon aus dem Grunde, wenn nicht für immer aufgegeben, so jedenfalls für eine lange Reihe von Jahren unterbrochen werden, weil Rußland in diesem Kriege seine ganze Flotte eingebüßt hatte und eine neue Flotte bekanntlich viel schwerer und viel langsamer sich herstellen läßt als etwa eine neue Armee. Wie nach dem Krimkriege, so hieß es für Rußland auch nach dem japanischen Kriege: sich sammeln, Zeit gewinnen zum Ersatz der verlorenen Kräfte. Was die Rekonstruktion der Flotte und die ebenso notwendig gewordene Reorganisation der Armee anbelangt, so ist Rußland mit diesem Werke noch lange nicht fertig. Erst gegen Ende des eben abgelaufenen Monats Juni hat die Duma in geheimen Sitzungen für die genannten Zwecke ungefähr 600 Millionen Rubel bewilligt. Zur völligen Ausgestaltung von Armee und Flotte aber sollen noch weitere 600 Millionen Rubel notwendig sein, die von der Regierung bei der Duma in zwei oder drei Jahren angesprochen werden dürften. Insbesondere fehlt es Rußland noch an Dreadnoughts; erst im nächsten Frühjahr soll die erste Dreadnoughts-Formation seetüchtig werden. Und was die Armee anbelangt, so will man heuer an eine Erhöhung des Rekrutenkontingents schreiten. Der den heutigen Anforderungen entsprechende Ersatz der verlorenen Kräfte ist also, wie schon gesagt, noch lange nicht erreicht. Dagegen ist — und dies sei zur Charakterisierung der inneren Lage des Reiches hier angeführt — eben bei Beratung dieser militärischen Kredite eine Aussöhnung zwischen Regierung und Duma erfolgt. Die vor etwa zwei Jahren neugewählte Duma war nemlich mit der Regierung alsbald in Konflikt geraten und hat seither mit



derselben fast fortwährend in Hader gelegen. Unter dem früheren Ministerium hatte der Konflikt sich soweit verschärft, daß die Minister viele Wochen lang gar nicht mehr in der Duma erschienen. Auch das neue Kabinett Goremykine wurde anfänglich von der Duma sehr ungnädig aufgenommen, und es schien die Schließung oder definitive Verabschiedung der Duma fast unvermeidlich. Endlich aber ging die Duma in sich und im Laufe des Juni bewilligte sie rasch nacheinander eine lange Reihe großer Kredite für Heer und Flotte, so daß sie unlängst mit allen Zeichen kaiserlicher Huld und Gnade in die Ferien gehen konnte und die Gerüchte von der Wiederkehr des Absolutismus nun völlig verstummt sind.

Die Politik der Sammlung aber setzte voraus, daß auch über die Art der weiteren Behandlung der verschiedenen asiatischen Fragen ein bestimmter Entschluß gefaßt würde. Nun, dieser Entschluß ist auch gefaßt worden, und er ging dahin, sich mit allen Interessenten, mit denen man da zu tun hatte, über die gegenseitigen Interessen friedlich auseinanderzusetzen. So hat also Rußland in den letzten sieben oder acht Jahren eine ganze Reihe von Vereinbarungen und Verträgen über die verschiedensten asiatischen Angelegenheiten abgeschlossen. Man ist versucht, zu sagen, das asiatische Departement habe nach und nach alle seine Agenden liquidiert. — Den Anfang machte das bekannte Abkommen mit England über Persien und Tibet vom 31. August 1907. Man hat in diesem Vertrage Persien in eine nördliche russische, eine mittlere neutrale und eine südliche englische Interessensphäre geteilt, während Tibet fast bedingungslos den Engländern überlassen blieb und der Golf von Persien überhaupt außer Diskussion gestellt wurde. Letzteres ist, wie man später erfahren hat, mit Rücksicht auf Deutschland so geschehen. Damals nemlich war die Frage des Endpunktes der Bagdadbahn, an welcher Bahn Deutschland in so hervorragendem Maße interessiert ist, noch nicht festgestellt, und den Verhandlungen und Entscheidungen darüber wollten die

Kontrahenten eben mit Rücksicht auf Deutschland — wenigstens von Rußland ist behauptet worden, daß es sich von solchen Rücksichten leiten ließ — nicht präjudizieren. Auf diesen Vertrag haben sich dann, um das gleich hier zu bemerken, alle weiteren Bagdadbahnverträge aufgepfropft. Es kam die Entrevue von Potsdam und infolge derselben der russisch-deutsche Vertrag vom 19. August 1911 über den Anschluß der Bagdadbahn an die von Rußland zu erbauende nordpersische Bahn. An diesen Vertrag wieder reihten sich die Verträge, in welchen die Bagdadbahngesellschaft resp. Deutschland, die Türkei und England sich über den völligen Ausbau, über das Schlußstück der genannten Bahn und über den Endpunkt derselben einigten. Endlich die jüngsten Anschlußverträge dieser Bahn, namentlich mit Frankreich, hinsichtlich der von den Franzosen im Norden Kleinasiens zu erbauenden Linien, — lauter Dinge, in denen Rußland auch seine eigenen Angelegenheiten mitbesorgt sah.

Um aber zur chronologischen Ordnung zurückzukehren: nachdem Rußland mit England über Zentralasien sich auseinandergesetzt hatte, schritt es auch an die Bereinigung aller jener Fragen, die es etwa mit dem Alliierten Englands, mit Japan, in Konflikt bringen konnten, weil diese Fragen im Frieden von Portsmouth entweder gar nicht oder nur beiläufig und darum ungenügend klargestellt worden waren. Letzteres war namentlich bezüglich der Mandschurei und bezüglich der Rechtsverhältnisse der von der transsibirischen Bahn durchzogenen Gebiete der Fall, und diese Fragen griffen teilweise wieder in nordchinesische Angelegenheiten ein. Auch über alle diese Angelegenheiten ist im Jahre 1910 von Rußland und zwar mit Japan ein Traktat abgeschlossen worden, dessen Zweckmäßigkeit sich bisher in allen Zwischenfällen sozusagen automatisch bewährt hat. In diesem Vertrag haben sich die beiden Mächte die ökonomische Ausbeutung der betreffenden Gebiete so einvernehmlich aufgeteilt, als ob sie ein schrankenloses Kondominium darüber besäßen, obwohl es sich dabei großenteils um Ländereien handelte,

die rechtlich auch heute noch unter chinesischer Oberhoheit stehen; und dieses Kondominium bewährt sich bisher, wie erwähnt, so vortrefflich, daß manche Zeitungen meinten, der Vertrag werde sich noch zu einem Allianzvertrag auswachsen, was die sonderbare Kombination ergeben hätte, daß Rußland und durch Rußland auch Frankreich in die japanisch-englische Allianz einbezogen worden wären, die doch eigentlich gegen Rußland gerichtet ist. Diese Kombination ist bisher nur Kuriosität geblieben und dürfte es wohl auch weiter bleiben. Sicher aber ist, daß auch dieser Traktat wie jener über Persien viel dazu beigetragen hat, das einstmals so spröde gewesene Verhältnis Rußlands zu England in ein so entgegenkommendes umzuwandeln, wie es sich heute darstellt und wie man es noch vor 10 Jahren kaum für möglich gehalten hätte. Neuestens hat zwar jemand im englischen Parlament gefunden, daß Rußland seinen Einfluß in Persien über Gebühr ausgedehnt habe, aber eine kurze Bemerkung Grey's hat genügt, daß jetzt niemand mehr davon spricht. Und bezüglich des Vertrages mit Japan ist noch beizufügen, daß Rußland trotz der geringen Rücksichten, welche beim Abschluß dieses Vertrags China gegenüber beobachtet worden waren, dennoch auch mit dem Reich der Mitte ähnliche Arrangementsverträge (beispielsweise bezüglich der Mongolei) abzuschließen und überhaupt sich auf besten Fuß zu stellen verstanden hat, wenn es nicht etwa richtiger sein sollte, daß ein gutes Verhältnis zu Rußland einen wesentlichen Bestandteil der Pläne Yuantschikkai's bildet.

So hat also Rußland sowohl in Zentral- wie in Ostasien sich klare Situationen geschaffen; es hat dort seine eigenen Interessensphären und zugleich auch die seiner Konkurrenten und Rivalen durch Verträge abgegrenzt und festgelegt. Aber eben diese Festlegung bedeutet zugleich auch den Abschluß der dortigen Aktionen, — einen Abschluß natürlich nur insoferne, als man auf dieser Welt, wo Alles in fortwährendem Fluße sich befindet, überhaupt von einem Abschluß reden kann. Die russische Diplomatie hat da ihre

Arbeit getan, was weiter noch zu tun ist, gehört kaum mehr ins diplomatische Gebiet, sondern fällt in den Bereich der Handels-, Eisenbahn- und Finanz-, mit einem Worte: der unpolitischen Ressortministerien.

Die vorstehend beiläufig skizzierten Aktionen haben sich in der Hauptsache noch vor dem letzten Balkankrieg abgespielt. Beim Ausbruch dieses Krieges war also Rußland, soweit Mittel- und Ostasien in Frage kommen konnten, völlig rückenfrei. Die asiatische Politik bildete demnach kein Hindernis mehr für eine lebhaftere Beteiligung an der europäischen Politik und Rußland konnte daran gehen, seine europäischen Pläne, die sich bekanntlich vorwiegend auf die sog. orientalische Frage beziehen, der Realisierung näher zu bringen. An ein solches Eingreifen in die neu entfesselten Balkanwirren, das eventuell auch mit dem eigenen Schwert hätte unterstützt werden müssen, konnte Rußland allerdings auch jetzt noch nicht denken, denn zu dieser Zeit war das Reich mit der Rekonstruktion seiner Flotte rc. natürlich noch weiter im Rückstande wie heute. Außerdem ist bei Ausbruch des Balkankrieges sowohl in der Pariser wie Londoner Presse konstatiert worden, daß die Tripel-Entente sich in keiner Weise auf den Balkan beziehe. Für solche Zwecke war also auch auf den französischen Geldmarkt nicht zu rechnen. Doch war ein solches Eingreifen zunächst auch gar nicht notwendig oder auch nur wünschenswert. Denn was damals für Rußland zu leisten war, hat ja der Balkanbund, so lange er bestand, bereitwillig geleistet. Der Schluß des Spieles dann hat freilich den gehegten Erwartungen offenbar nur unvollkommen entsprochen. Und den Beweis dafür, daß man in St. Petersburg einen anderen Ausgang gewünscht hätte, darf oder muß man wohl eben darin erblicken, daß die russische Politik geglaubt hat, sich zur Entrevue von Konstanza entschließen zu müssen, also sich an jene Balkanmacht zu adressieren, die ursprünglich am Balkanbund gar nicht beteiligt war. In Konstanza sollte versucht werden, die Fehler, welche der Balkanbund am russischen Konzept begangen, möglichst zu



korrigieren und die erfahrenen Enttäuschungen zu paralysieren.

Rußlands Ziele und Methoden in Beziehung auf die Türkei waren mit einer kurzen Unterbrechung immer dieselben: die Türkei zu schwächen, zugleich aber in Kleinasien und am Balkan solche Gestaltungen herbeizuführen, daß, wenn Rußland schon nicht selber in den Besitz der Dardanellen sollte gelangen können, so jedenfalls auch jede andere europäische Macht, und wäre es auch eine der aufstrebenden Balkanmächte, von diesem Besitz ausgeschlossen bleiben müsse; eher soll die Hagia Sophia eine türkische Moschee bleiben, als daß eine andere Hand als die des Zaren dort wieder das Kreuz sollte aufpflanzen können. Die Schwächung der Türkei hat diesmal der Balkanbund besorgt. Rußland seinerseits hat dann die kleinasiatische Partie ergriffen und sich zum Protektor der Armenier aufgeworfen. Mit Berufung darauf, daß es namentlich seit dem Berliner Vertrag einen erheblichen Teil der Armenier zu seinen Untertanen zähle, forderte es von der geschwächten Türkei eine Reihe von Reformen für das noch unter türkischer Herrschaft stehende Armenien. Ein Verwaltungsregulativ ist ausgearbeitet und festgesetzt worden, nach welchem künftighin Türkisch-Armenien zu regieren sein wird. Es wird abzuwarten sein, ob die Armenier von dieser russischen Protektion wirklich einen Nutzen haben werden. Rußland seinerseits hat damit jedenfalls eine Handhabe dafür gewonnen, um die türkische Verwaltung unter ständiger Kontrolle zu halten und in diese Verwaltung sich einzumischen. Jetzt beansprucht Rußland auch noch, daß ihm eine Vertretung in der Verwaltungskommission der türkischen Staatsschuld, gewöhnlich kurzweg dette publique genannt, eingeräumt werde, obwohl der russische Anteil an dieser Schuld ein verhältnismäßig minimaler ist. Aber Rußland will durchaus auch da sein Wort dreinzureden haben.

Nun speziell die Verhältnisse am Balkan. Seinerzeit ist in diesen Blättern erwähnt worden, daß der Bulgarenkönig zu Beginn des vorigen Frühlings, wo er gerade am



Gipfel seiner Erfolge stand, einen Vertrauensmann nach St. Petersburg sandte, um den Czaren zu bewegen, daß die Grenzen des neuen Bulgarien an das Marmara-Meer vorgeschoben würden, daß aber der Czar diese Bitte ohne Umschweife abgelehnt habe. Man braucht nicht gerade notwendig an eine russische Intrigue zu denken, aber Tatsache ist, daß von da an der weithin strahlende Glücksstern Bulgariens zu sinken begann und dann rasch erblaßte. Vielleicht war bis dahin den Bulgaren die Rolle zugedacht, die anscheinend jetzt, natürlich mutatis mutandis, die Rumänen übernehmen sollen, nämlich der russische Wächter zu sein, der über die richtige Ordnung am Balkan wacht, ohne daß jedesmal Rußland selber und ganz allein hervorzutreten braucht. Zum Balkan gehört aber auch Konstantinopel, der Sitz der türkischen Regierung und jener Behörden, die unmittelbar die Dardanellenkontrolle ausüben.

Man muß übrigens Rußland zubilligen, daß es nach der jüngsten Gestaltung der Verhältnisse an der Dardanellenfrage nicht bloß mit seinen alten politischen oder eigentlich kirchenpolitischen Aspirationen, sondern auch mit ökonomischen Interessen beteiligt ist. In Rußlands Produktion überwiegt der Ackerbau heute noch weit alle anderen Produktionsarten. Die Zinsen seiner großen Staatsschulden werden hauptsächlich mit Getreide bezahlt. Und in jährlich steigendem Maße zieht die russische Getreideausfuhr den Weg durch die Dardanellen den übrigen Handelswegen vor. Eine Erschwerung oder gar Sperrung der Dardanellenpassage kann also wirklich die russische Getreideausfuhr wenigstens zeitweilig empfindlich schädigen. Derselbe Fall trifft aber auch bei Rumänien ein; auch von Rumänien wird behauptet, daß es verhältnismäßig viel Getreide durch die Dardanellen ausführt. In diesem Punkte treffen also wirklich russische und rumänische Interessen zusammen. Und als erste Frucht der Entrevue von Konstanza ist dann auch bald darnach von einem Schritte berichtet worden, den die Vertreter der beiden Mächte bei der Pforte in Betreff der Behinderung der Dardanellenpassage unter-

nommen hätten. Den Anlaß zu diesem Schritte hatte man darin gefunden, daß die Pforte, als die neuerliche Spannung mit Griechenland eintrat, wieder mit der Minenlegung in den Dardanellen begonnen hatte, was natürlich einer Sperrung der Passage nahezu gleichkommen konnte. Die ersten Meldungen schienen glauben machen zu wollen, daß die erwähnte Demarche gemeinsam getan worden sei. Von rumänischer Seite ist jedoch hinterher berichtigt worden, daß sich die Gemeinsamkeit darauf beschränkt habe, daß die beiderseitigen Vertreter bei der Pforte wohl am selben Tage, aber nicht gleichzeitig oder gemeinsam, identische Noten über den Gegenstand vorgelesen haben, ohne jedoch davon Abschrift zu hinterlassen. Eine sehr platonische Demarche also, soll man offenbar meinen, und noch dazu eine ganz unpolitische, sondern rein ökonomische. Wirklich? So unschuldig die Sache auch aussieht und so ehrlich die rumänische Berichtigung gemeint sein kann, so ist es doch unmöglich zu übersehen, daß an der Freiheit der Dardanellenpassage auch mehrere andere Mächte mindestens in demselben Grade wie Rumänien interessiert sind. Namentlich österreichische, aber auch andere Handelsschiffe gehen alljährlich in großer Zahl durch die Dardanellen ins Schwarze Meer und aus demselben heraus. Da ist es dann wahrlich keine unpolitische Angelegenheit mehr, sondern eher eine *sehr* politische Affäre, wenn Rußland und in seinem Gefolge Rumänien den Versuch machen, den Gegenstand so zu behandeln, als ginge derselbe keine andere Macht etwas an. Außerdem ist es eine längst und viel besprochene Sache, daß das Begehren, daß die Türkei die Dardanellen nicht in Verteidigungszustand setzen möge, mit dem Begehren nach *Neutralisierung der Dardanellen* gleichbedeutend ist. Es hat also sehr den Anschein, daß Rumänien hier in einer eminent politischen Angelegenheit A gesagt hat, wornach es ihm schwer fallen wird zu verweigern, bei einer voraussichtlichen weiteren russischen Demarche auch B zu sagen.

Wenn die Rumänen den Russen auf diesen Wegen



folgen wollen, so werden sie auch noch auf andere Aufgaben stoßen. Mit der bewaffneten Einmischung in dem sogen. Bruderkrieg am Balkan hat Rumänien sich zum Wächter des „Gleichgewichts am Balkan" erklärt. Diese Rolle hat sich der König von Rumänien auch späterhin noch wiederholt vindiziert, und beim Galadiner in Konstanza ist er neuerdings darauf zurückgekommen, indem er in seinem Begrüßungstoast auf den Zaren sagte: „Das beständige und unverrückbare Ziel Rumäniens besteht darin, durch ein stabiles Gleichgewicht und durch herzliche Beziehungen zwischen allen Staaten dieses Teiles von Europa zur Aufrechterhaltung des Friedens beizutragen." Unter dem Gleichgewicht am Balkan kann man sich Verschiedenes denken. König Karol meint natürlich die durch den Frieden von Bukarest geschaffene Ordnung. Auch darüber kann man sehr verschiedener Meinung sein. Einstweilen hält dieses vermeintliche Gleichgewicht den Balkan nur fortwährend in manchmal sehr bedenklichen Schwankungen, die keinen rechten Glauben an eine lange Dauer der dortigen Zustände aufkommen lassen. Der Zar allerdings teilt die Auffassung des Königs Karol und hat in seinem Gegentoast auch ausdrücklich betont: „Es ist mir besonders angenehm, Gelegenheit zu haben, die Anerkennung über den wohltätigen Einfluß auszusprechen, den Rnmänien unter der weisen Führung seines Königs ausgeübt hat." Es scheint also, daß es in die Gleichgewichtskombinationen der beiden Teile auch ganz wohl paßt, daß die Bulgaren vom Marmarameer weit zurückgedrängt wurden und daß die Türken wieder in Adrianopel eingezogen sind. Sonach wird Rumänien als Wächter des Balkangleichgewichts wohl auch darüber zu wachen haben, daß es den Bulgaren nicht wieder einfällt, nach den Ufern des Marmarameeres zu streben.

Das Wächteramt wird sich aber auch auf die Griechen erstrecken müssen. Denn die freie Dardanellenpassage darf dann selbstverständlich nicht wieder durch etwaige Schwierigkeiten im ägäischen Meer eingeschränkt werden. Es muß also dafür gesorgt werden, daß auch die griechischen Bäume nicht

so weit in die Höhe schießen, daß sie den Russen den Ausblick ins Mittelmeer verschließen. Wenn die Rumänen, wie sie ja geneigt scheinen, auch hierin zum gleichen Interesse mit Rußland sich bekennen wollen, so wird die Anerkennung des Zaren bei der nächsten Entrevue gewiß einen noch bedeutend höheren Wärmegrad erreichen.

Und so würde sich vielleicht noch manche andere Angelegenheit ergeben oder sich finden lassen, in welcher der russischen Diplomatie die Mitwirkung und Gefolgschaft Rumäniens mehr oder weniger wichtig und wünschenswert erscheinen könnte. Ob diese angeführten Fälle genügen, die Entrevue von Konstanza hinreichend zu motivieren, muß allerdings dahingestellt bleiben. Einen gemeinsamen Interessenpunkt aber, vielleicht den bedeutungsvollsten, hat der Zar in seinem Toast noch selber angeführt. Indem er nämlich den großen Aufschwung konstatierte, den Rumänien unter der Ägide des Königs Karol genommen habe, fügte er bei: „Nirgends konnten diese Errungenschaften einer aufrichtigeren Befriedigung begegnen, wie in Rußland, wo man von jeher gewohnt ist, an den Geschicken der benachbarten Religionsgenossen lebhaften Anteil zu nehmen." König Karol, der persönlich nicht zum Orthodoxismmus sich bekennt, hatte in seinem Begrüßungstoast diesen Punkt natürlich nicht berührt. Um so auffälliger ist es, daß der Zar, wie man es kaum anders deuten kann, diesen Trumpf auszuspielen für gut befunden hat. Gerade eine besondere Liebenswürdigkeit für seine eigene Person konnte König Karol darin gewiß nicht erblicken. An und für sich ist die Sache wohl begreiflich, denn die russische Regierung hat in den letzten paar Jahren Rußland so oft und so laut als die orthodoxe Großmacht proklamiert, daß es nicht überraschen konnte, wenn bei dieser Gelegenheit auch der Zar wieder diesen Grundton, diese Dominante der russischen Politik erklingen ließ. Nur hat der Ausdruck bisher gelautet: slavische orthodoxe Großmacht, was sagen und beweisen konnte, daß die russische Politik bisher der rumänischen Mitwirkumg entbehren zu



können glaubte. Als man zur Fahrt nach dem rumänischen Konstanza sich entschloß, mußte der Slavismus natürlich zurückbleiben oder durfte jedenfalls nur inkognito mitreisen.

Nachdem wir gesehen, daß Rußland gewiß in gar mancher Beziehung an der willigen Mitwirkung Rumäniens interessiert ist, sollten wir nun aber auch die Gegenfrage untersuchen: welche Vorteile denn Rumänien seinerseits von der russischen Gewogenheit zu erwarten hätte. Was könnte Rußland den Rumänen bieten? Noch ein kleines Stück Bulgarien? Die Rumänen können kaum Begehr darnach haben. Bessarabien? Kein Rumäne kann daran denken, daß Rußland je freiwillig wieder von den Donaumündungen zurückweichen werde. Die ungarländischen Rumänen? Da müßte zuerst die österreichische Monarchie zertrümmert werden, und das würde ohne jeden Zweifel dem selbständigen Rumänien selbst das Leben kosten.

Nein, Rumänien wird die Mohrenrolle von 1878 nicht nochmals spielen wollen. J—l.

XX.

Die neueste Krisis.

29. Juli.

Das Wiener k. k. Telegraphenkorrespondenzbureau teilt mit, daß Österreich am gestrigen Tage an Serbien den Krieg erklärt hat. Mit dieser Tatsache ist wenigstens nach einer Seite hin Klarheit geschaffen. Gerade ist ein Monat verflossen, seit die heimtückische Schandtat von Serajewo die Gemüter der ganzen Kulturwelt in Aufregung und Erbitterung versetzt hat. Österreichs Stolz und Hoffnung war von gedungenen Mördern hinweggerafft worden und mit dem Thronfolger mußte seine treubesorgte, bis zum Tode aufopferungsvolle Gemahlin aus dem Leben scheiden. Drei unglückliche Waisen trauern um das gewaltsame plötzliche Ende ihrer Eltern und die Völker Österreich-Ungarns um



den Mann, von dem viele eine Gesundung der verworrenen Verhältnisse, alle aber die Stärkung des Gedankens der Zusammengehörigkeit erwarten zu dürfen glaubten.

Als die schreckliche Nachricht von dem Attentate bekannt wurde, wies alle Welt unwillkürlich mit dem Finger nach Serbien als dem Herde, von welchem bereits Jahre hindurch alle Beunruhigungen der benachbarten Donaumonarchie ausgingen. Das Land der Königsmörder, dessen oberste Spitzen nur mit dem Firniß der Kultur überzogen sind, während ihr und des Volkes eigentliches Naturell, wie eben wieder der Balkankrieg gezeigt hat, den fanatischen und hinterlistigen Barbaren noch lange nicht abgestreift hat, ist freilich der vorzüglich geeignete Boden, um von außen hereingetragene Giftsaat zum Reifen zu bringen.

Seit Serbien sich von Österreich abgewandt und seine Politik in russisches Fahrwasser gelenkt hat, vergalt es die reichlich von Österreich empfangenen Wohltaten und wirtschaftlichen Förderungen mit einer konsequenten Bekämpfung und Herausforderung des früheren Freundes und Gönners. Allerdings muß zugegeben werden, daß Österreich-Ungarn gegenüber den serbischen Umtrieben und Hetzereien eine Nachsicht und Geduld geübt hat, welche nur zu leicht von anderer Seite als Mangel an Mut gedeutet werden konnte. Daß die Erfolge der Balkanstaaten im jüngsten Kriege gegen die Türkei und die gleichzeitig offenkundig gewordene Ohnmacht der Großmächte den Übermut des aus dem Kriege gegen Bulgarien mit kaum erhoffter Gebietserweiterung hervorgehenden Königreichs und seiner Alles beherrschenden Militär- und Verschwörerpartei nur noch steigern mußten, bedarf keines weiteren Hinweises. Und skrupellos in der Wahl der Mittel ist man nach berühmten Mustern ja in Belgrad, wo den Thron ein Mann einnimmt, der durch einen Königsmord den Weg zur Herrschaft sich bahnen ließ, wo der jetzige Ministerpräsident vordem wegen Teilnahme an einem Mordversuch gegen den damaligen Serbenkönig Milan zum Tode verurteilt worden war.



Österreich aber hat angesichts der schwierigen europäischen Verhältnisse und in Rücksicht auf dieselben jahrelang gelitten und ohne Krieg schwere Kriegslasten getragen in den ihm wiederholt aufgezwungenen Mobilisationen, welche der Monarchie und ihrer Bevölkerung schwerwiegende wirtschaftliche Schädigungen gebracht haben. Die Politik der Zögerung und der Rücksichtnahme auf den europäischen Frieden hatte jedoch, wie nicht anders zu erwarten, keinen anderen Erfolg als den, daß man das geprüfte Habsburgerreich der Schwäche zieh, die sich zu energischem tatkräftigen Handeln nicht aufzuraffen vermöge.

Das grauenvolle Verbrechen des 28. Juni mußte kommen, um endlich das Maß dessen voll zu machen, was eine Großmacht von der Bedeutung und geschichtlichen Vergangenheit Österreichs sich bieten lassen konnte ohne — Selbstabdankung. Es mag den greisen vielgeprüften Kaiser Franz Joseph, welcher in wenigen Wochen sein 84. Jahr vollendet, schwer genug angekommen sein, am Abende eines Lebens, in welchem er so viele Opfer und Beweise seiner Friedensliebe gebracht hat, noch einmal seine Völker zum Kampfe aufzurufen für die Ehre und Selbständigkeit des Reiches, dem er manchmal mit größter Selbstverleugnung so lange Zeit hindurch die Wohltaten des Friedens bescheren durfte. Und niemand wird sich finden, der mit Recht behaupten könnte, der ihm aufgezwungene Krieg sei kein gerechter, kein notwendiger. Darum hat auch der ehrwürdige Monarch, nachdem er sich von der Pflicht und der Unabänderlichkeit seiner Stellungnahme überzeugt hatte, nicht länger gezögert das zu tun, was eben diese Pflicht ihm vorschrieb, obwohl er sich der Tragweite seiner schweren Entschließung voll bewußt ist. „Ich habe alles geprüft und erwogen, mit ruhigem Gewissen betrete ich den Weg, den die Pflicht mir vorweist" — sagt der Herrscher, welcher Allen als ein Muster treuester Pflichterfüllung gelten kann, in seinem von Gottvertrauen getragenen Manifest vom gestrigen Tage.



Daher wollen auch wir im Deutschen Reiche mit den treuen Völkern Österreichs uns vereinen in dem Gebete, daß Gott die Waffen unserer Verbündeten segnen möge zu einem vollen Siege über die Feinde der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Die Kriegserklärung hat Klarheit geschaffen, indem die österreichische Regierung mutig und in würdiger Energie den Weg beschritten hat, der sich ihr als notwendig erwies. Sie hat damit gezeigt, daß sie auch vor den letzten Konsequenzen und vor der drohenden allgemeinen Katastrophe nicht mehr zurückschreckt, weil das eiserne Muß sich ihr aufgedrängt hat. Die nächste Frage ist nun die, ob das Land der Königsmörder wirklich die Hilfe erhält, welche es sich von den panslawischen Stürmern und Umstürzlern erhoffen zu dürfen glaubt. Zweifellos ringen in St. Petersburg neuerdings wieder wie immer die beiden Richtungen um den Sieg, und heute läßt sich noch nicht voraussagen, was uns die nächsten Tage aus Rußland bringen werden. Der eben ernannte Nachfolger Trubetzkoi des auf so tragische Weise plötzlich aus dem Leben abberufenen bisherigen russischen Gesandten in Belgrad hat ein in deutscher Übersetzung erschienenes Buch „Rußland als Großmacht" geschrieben, in welchem Folgendes zu lesen ist: „Keine Großmacht kann eine fremde Einmischung oder Pression auf ihre inneren Angelegenheiten und Zustände dulden. Wir müssen dessen stets in unseren Beziehungen mit Österreich, dessen slawische Bevölkerung die deutsche übertrifft, eingedenk sein. Es kann nicht die Aufgabe der russischen Regierung sein, auf das gegenseitige Verhältnis der nationalen Gruppen in Österreich-Ungarn einwirken zu wollen." [1])

Wird Rußland dessen eingedenk sein und demgemäß handeln? Wenn ja, dann wird der Friede Europas gerettet sein, wenn nein, dann wird ein unsagbares Elend über

---

1) Nach der München-Augsburger Abendzeitung., Nr. 208 vom 29. Juli 1914.



Europa hereinbrechen, dann kommt hoffentlich auch für die ewigen Friedensstörer und Unruhestifter die große Abrechnung, welche den Beweis erbringt, daß das jetzige System des politischen Gleichgewichts in Europa mit seinen ungeheuerlichen Rüstungen letzten Endes zum Zusammenbruch führen muß.

Noch steht zu hoffen, daß die friedliebende Haltung Englands, das vorerst eine deutlich ausgeprägte neutrale Stellung einzunehmen scheint, von so günstigem Einfluß in St. Petersburg und Paris sein wird, daß der Krieg zwischen Österreich und Serbien weitere Kreise nicht zieht. Was immer aber auch kommen mag, wir wollen uns das gläubige Gottvertrauen des greisen Habsburgerkaisers zu eigen machen und in Ruhe und Entschlossenheit, Entschlossenheit bis zum Äußersten dem entgegengehen, was Gott uns schickt.

XXI.

Kürzere Besprechung.

Wohlfahrtspflege und Caritas im Deutschen Reich, in Deutsch-Österreich, der Schweiz und Luxemburg von Dr. theol. Wilhelm Liese, Dozent für Sozialwissenschaften an der Bischöfl. Fakultät Paderborn. Mit einem Grundriß und 24 Trachtenbildern; gr. 8⁰ XV und 478 S.; geh. 6.50, gbd. 7.50 Mk.

Ohne die Wohlfahrtspflege und Liebestätigkeit nichtkatholischer Kreise aus dem Gebiete der Darstellung auszuschließen, hat hier Liese ein Denkmal der katholischen Caritas geschaffen, wie es bisher nicht vorhanden war. Bei aller Beherrschung des gewaltigen Stoffes ist hier eine Kleinarbeit geschehen, die Staunen erregen muß. Mit unsäglicher Mühe sind die Steinchen zusammengetragen, aus denen das Ganze gefügt worden ist.

Die Geschichte der Caritas ist die Geschichte der katholischen Caritas. Diesen Eindruck hinterläßt die Darstellung des geschichtlichen Teils. Es schadet nichts, daß er etwas ausführlich geraten ist. Man verweilt doch gern bei einzelnen Zügen wie sie in dem großartigen Bilde hervortreten. Der Geist der



christlichen Liebe hat die Menschheit befruchtet, hat in die Kulturentwicklung ein ganz neues Element hineingebracht und gewaltige Aufgaben gestellt. Er wird auch niemals mehr die menschliche Kultur verlassen, mag man auch den steten Einfluß auf die moderne Humanität, die vielgefeierte Menschenliebe in Abrede stellen. Entscheidend für die ganze Liebestätigkeit ist doch der Geist, aus dem sie geboren ist. Die Kontinuität dieses Geistes zeigt der geschichtliche Teil, der zweifellos der für den Leser ansprechendste ist.

Ist es hier vor allem der Zauber, der von manchen Persönlichkeiten ausstrahlt, die hinreißende Opferliebe, die für die Armen und Bedrängten alles einsetzt, so ist es die großartige Organisation, welche heute von allen Seiten dem menschlichen Elend beizukommen sucht. Sie ist für die Caritas und Wohlfahrtspflege der Gegenwart das Bezeichnende. Eine gewaltige Arbeit und Hingebung liegt darin. Fast unabsehbar ist die Fülle der Aufgaben, welche der Lösung harren. Beharrlich reift mit ihnen die organisierte Liebestätigkeit. Das Kapitel, welches „Stand und Problem der Wohlfahrtspflege und Caritas“ darstellt, gibt einen Einblick in die schier unabsehbare Fülle der Aufgaben. Wie die Organisation gleich einem ungeheueren Geflecht sich überallhin verbreitet, das zeigt die „caritativ-soziale Statistik und Topographie“. In diesem Teil des Buches steckt eine Unsumme von Arbeit und Sammeltätigkeit. Verändert sich auch das Bild da und dort, so ist es als Spiegel des gegenwärtigen Standes von großer Bedeutung.

Mit gesundem Blick nimmt der Verfasser Stellung gegen manche Abarten moderner Wohlfahrtspflege, vor allem gegen die Blumentage (S. 100). Sie haben sich wohl schon überlebt und verdienen auch nichts besseres. Denn sie sind der beste Weg, um bei den Besitzenden das Bewußtsein einer moralischen Pflicht zur Unterstützung der Armut abzustumpfen. Sie sind ein Mittelding von Maskerade und falsch verstandener sozialer Tätigkeit.

Mit der Stoffeinteilung des Buches kann ich mich beim besten Willen nicht recht befreunden. Am Mangel einer geschlossenen Gliederung leidet hauptsächlich der erste Teil. Auch die Bilder wären nach meinem Dafürhalten besser weggeblieben.

München. Prof. Dr. Franz Walter.



XXII.

Wie sind Hypnotismus und Spiritismus ethisch zu beurteilen?

Inquietum est cor nostrum, donec quiescat in Te (Confessiones Sti. Augustini). Gott suchen ist des edlen Strebens höchstes Ziel. Gott finden ist aller guten Herzen größtes Glück. Gott besitzen ist aller Wünsche völlige Erfüllung. „Über die Natur zu herrschen, war des Menschen erhabenes Recht, die Toten zu lieben, seine Pflicht. Aber in Ausübung jedes Rechtes, wie in Erfüllung, dieser Pflicht ging er in die Irre".[1]) Ein unwiderstehlicher Drang und innerer Hang nach Übersinnlichem, nach Transscendentem ist der Menschenseele angeboren und an sich nicht schlecht. Nur die ungeordnete Befriedigung desselben trieb und treibt eine unchristliche Welt dem Aberglauben in die Arme. „Das Auge, welches den vertrauensvollen Aufblick zu den lichten Höhen nicht kennt oder verloren hat, späht umher in den nebeligen Niederungen. Nirgends öffnet sich dem Naturmenschen oder modernen Hypermenschen ein Weltbild mit versöhnendem Abschluß. Der Selbsterhaltungstrieb aber wagt dort wie hier den Schritt verzweifelter Selbsthilfe, welcher das Individuum unrettbar den finsteren Gewalten überantwortet, die der Aberglaube erzeugt".[2]) Dazu gehören auch Hypnotismus und Spiritismus.

---

1) Schneider Wilhelm, Der neue Geisterglaube, Paderborn 1885^{2}, S. 59.

2) Ebenda S. 31.



Beide reichen in ihrem Ursprung der Sache nach bis in die Kindheit der Völker, ja bis an die Wiege der Menschengeschlechtes hinauf. Neu daran ist eigentlich nur der Name, das Studium der Phänomene, die Methode dieselben zu erregen und beim Hypnotismus, ihn allenfalls für therapeutische Zwecke zu verwenden.[1])

„Der sogen. Spiritismus hat in unseren Tagen eine solche kulturgeschichtliche und anthropologische Bedeutung erlangt, daß ihm die Dignität einer wissenschaftlichen Frage beigemessen werden muß".[2]) Ein ganz besonderes Interesse hat das hypnotistisch-spiritistische Problem für den Theologen wegen seiner nahen Verwandtschaft mit dem Gebiet des Aberglaubens, wegen seines Einflusses auf Religion und Kultur, auf Willensfreiheit und Ethik, auf körperliche und geistige Gesundheit des Individuums und der Sozietät in Staat und Kirche.

Der Name Hypnotismus stammt von dem englischen Chirurgen Jakob Braid († 1860) und ist abgeleitet von *ὑπνός* oder *ὑπνοτικός*.[3]) Mit dem Wort Hypnotismus wird ein ganzer Komplex von Erscheinungen zusammengefaßt, welche in künstlich erregten, schlafähnlichen Zuständen bestehen oder mit solchen zusammenhängen.[4]) Über das eigentliche Wesen der mit diesem Namen bezeichneten Sache sind die Psychologen, Physiologen, Mediziner und Theologen bis zur Stunde nicht einig. Daß aber der Hypnotismus mit allen seinen Begleiterscheinungen und Folgen die Wirkung **rein natürlicher** Ursachen ist, daß also über- oder außernatürliche Faktoren nicht mitspielen, darf beim Hypnotismus als

1) Schütz L., Der Hypnotismus, Fulda 1897, S. 1 und Schlathölter Louis, Hypnotismus erklärt, Münster 1900, S. 1.

2) Wieser J., S. J., Der Spiritismus und das Christentum (Zeitschrift für kath. Theologie IV. u. V. Jahrg. Innsbruck 1880 u. 1881) S. 662 und Schneider S. 15; vgl. auch Schanz Paul, der Spiritismus (Liter. Rundschau VI. Jahrg.) S. 289.

3) Schütz S. 1.

4) Vgl. Walter Franz, Aberglaube u. Seelsorge. Paderborn 1904.

Tatsache heute vorausgesetzt werden. „Die Natürlichkeit des Hypnotismus steht fest sowohl seiner Substanz als seiner Ursache nach.“ [1]) Wenn auch die Mittel [2]) zur Hervorrufung der Hypnose die allerverschiedensten sind, so liegen doch alle im Bereich der Natürlichkeit. Ferner ist das früher zum Hypnotisieren allgemein für nötig gehaltene persönliche, elektrische oder magnetische „Fluidum“, das vom Hypnotiseur auf den zu Hypnotisierenden einwirken und übergehen sollte, als „überflüssiger Mythus“ [3]) verlassen.

Was ist dann aber Hypnose positiv? Ist sie ein normaler oder krankhafter Zustand? Hier gehen die Ansichten stark auseinander. Die einen halten die Hypnose für eine Psychose, andere für eine Neurose. Meynert plaidiert dafür, daß Hypnose ein „experimentell erzeugter Blödsinn“ sei. [4]) Du-Bois-Reymond erklärte den Zustand des Hypnotisierten für einen Gegenstand des Irrenarztes. [5]) Charkots Schule bezeichnet die Hypnose als eine Form der Hysterie. [6]) Gutberlet [7]) schrieb im Jahre 1903, die meisten Autoren seien der Ansicht, daß die Hypnose ein Krankheitssymptom, keine normal-physiologische Erscheinung sei. Darnach wäre also Hypnose ein sicheres Zeichen von Störungen bezw. krankhaften Affektionen körperlicher oder geistiger Kräfte.

Diese Hypothese kann aber nicht (wenigstens nicht in ihrem ganzen Umfang) aufrechterhalten werden, wenn man bedenkt, daß bei richtiger Anwendung des Hypnotismus d. h. bei Ausschaltung aller Hindernisse nach genau angestellten Berechnungen [8]) mindestens 90—96% aller Menschen hypnotisierbar sind. Die Annahme, daß dieser große Prozentsatz nicht normal sei, ist absurd. Wenn dem tatsächlich so ist,

---

1) Gutberlet Konstantin, Der Kampf um die Seele, Mainz 1903² I. Bd.

2) Schütz S. 5 ff.

3) Vgl. Forel August, Der Hypnotismus und die suggestive Psychotherapie, Stuttgart 1902⁴ S. 146 u. Gutberlet S. 576.

4) Forel S. 139. 5) Gutberlet S. 499.

6) Forel S 133. 7) Gutberlet S 498.

8) Vergl. Schütz S. 11 ff. mit Forel S. 135.

verdient die Ansicht jener mehr Glauben, die die Hypnose mit Schmidkunz, Forel und Schlathölter als allgemeine, normale Funktion des Seelenlebens darstellen und begreiflich machen. Dafür sprechen einerseits auch die merkwürdigen Wechselbeziehungen zwischen Hypnotismus und normalem Schlaf, anderseits die natürlichen Analogien im Wachzustande des gewöhnlichen Lebens. „In jenem merkwürdigen Zustand der Hypnose geschieht nichts, das nicht auch im wachen Zustand vorkommen kann.“[1]) Nach den meisten Hypnotisten besteht zwischen Hypnose und Schlaf nur ein Grad-, aber nicht ein Wesensunterschied. Sicher sind beide miteinander verwandt. Die eine wird künstlich oder willkürlich hervorgerufen, der andere stellt sich von selber ein, infolge von Ermüdung. Krankhafte Begleiterscheinungen können bei beiden auftreten, müssen aber nicht. Sicherheit und mehr Übereinstimmung wird in dieser Frage eine Definition nicht eher erlangen können, als bis die Rätsel des gewöhnlichen Schlafes restlos gelöst sind, was bis heute noch keineswegs der Fall ist.

Die in der Hypnose wirkende Kraft sucht Forel im Gehirn, Schlathölter in der Seele des Hypnotisierten. Beide Ansichten werden dem Hypnotismus insofern gerecht, als sie ihn als etwas rein Natürliches erscheinen lassen. Wundt nimmt zur Erklärung wie des gewöhnlichen so des hypnotischen Schlafes das Prinzip der funktionellen Ausgleichung zu Hilfe.[2]) Andere nehmen zu einem doppelten Bewußtsein, näherhin zu dem sog. „Unterbewußtsein“ ihre Zuflucht. Sei dem, wie ihm wolle, so viel ist sicher, daß die causa efficiens im Hypnotisierten selbst liegt, während die causa occasionalis vom Hypnotiseur ausgehen kann. Wäre die bislang noch nicht sicher bewiesene Annahme Schlathölters richtig, daß niemand ohne oder gegen seinen Willen hypnotisiert werden kann, dann wäre Hypnotismus im Grunde nichts anderes als Autosuggestion. Trotz aller Meinungsverschiedenheit über Wesen und einzelne Punkte des Hypno-

1) Walter S. 182. 2) Gutberlet S. 500.





tismus muß doch gesagt werden, daß derselbe eine psychologische, bezw. psychophysische oder physiologische Erklärung finden kann und muß, daß mindestens der Teufel hier aus dem Spiele bleiben muß. Andere hypnotische Erscheinungen wie Anästhesien, Hyperästhesien und Parästhesien, Gesichts-, Gehörs- und Gefühlstäuschungen samt allen Halluzinationen sind größtenteils auf die im Schlafzustand gesteigerte Tätigkeit der Phantasie zurückzuführen.[1])

Schwanken die Ansichten der Gelehrten schon ziemlich stark bei Feststellung des Wesens und der Erscheinungen, so wird diese Unsicherheit fast noch größer bei Beurteilung des Wertes und der Folgen des Hynotismus für Wissenschaft, Kultur und Religion. Früher war man gerne geneigt, alles ohne Unterschied für leeren Schwindel zu erklären.[2]) Heute hat man anders zu denken gelernt. „An den Früchten erkennt man den Baum." Auf demselben Baum Hypnotismus wachsen aber Früchte von so verschiedener, ja direkt entgegengesetzter Art, „teils so nützlich und segensreich (wenigstens scheinbar), teils so schädlich und verderblich, daß man auf den ersten Blick wirklich nicht weiß, ob man den Hypnotismus für etwas Erlaubtes oder Unerlaubtes halten solle.[3])

Fassen wir zunächst den Wert des Hypnotismus für Medizin und Psychiatrie ins Auge. Hier zeigen sich gewisse Vorteile, aber auch große Nachteile. Von größter Wichtigkeit für die Beurteilung, aber auch viel umstritten ist die Frage, ob die Nachteile notwendig und immer mit dem Hypnotismus verbunden erscheinen müssen. Sie ist nicht ohne Weiteres zu bejahen. In Praxis wird ein ganzes Heer von körperlichen und geistigen Schäden aufgezählt: Müdigkeitsgefühl, Schlafsucht, Kopfschmerzen, Schwindel, Zittern, Krämpfe, Epilepsie, Hysterie, Appetitlosigkeit, Lähmung, Erblindung, Tobsucht, Raserei, Blödsinn, Verrücktheit, Zerrüttung des Nervensystems, Hypnotosomanie, Erschlaffung der Willens-

1) Vgl. Walter S. 186.
2) Schütz S. 2. 3) Schütz S. 3.



tätigkeit und Selbstmord.[1]) Solche und ähnliche Nachteile sollen viel sicherer und zahlreicher sein als dauernde Heilerfolge. Auf Grund dieser Umstände wurde dem Hypnotismus jeder Heilwert abgesprochen. Abbé Méric in Paris hält es daher für besser, „vorübergehende Neuralgien zu ertragen, als konvulsive Phänomene zu riskieren.[2]) Auf der anderen Seite geht es viel zu weit, den Hypnotismus als wunderwirkendes Universalheilmittel zu preisen. Einmal sind alle organischen Defekte wie Knochenbrüche, Verwachsungen, Luxationen sowie alle akuten Verletzungen wie Schlag-, Stich-, Schußwunden usw. vom Heilgebiet des Hypnotismus auszuschließen. Auch kann in allen anderen Fällen nicht immer vor Rückfall geschützt werden. Wird so der Heilwert für die Medizin und Psychotherapie bedeutend herabgemindert, so kann nicht bestritten werden, daß auch das Heer der angeführten Nachteile ebenso bedeutend reduziert werden kann. Es kommt nur darauf an, die schädigenden Einflüsse, die Ursachen des Mißerfolges auszuschalten.

Zu den Hindernissen eines günstigen Erfolges gehören vor allem die Autosuggestionen des Patienten, Unkenntnis von Seiten des Arztes über die Krankheit des Patienten und über Wirkungsweise der Hypnose, falsche Methode, Anwendung in öffentlichen Schaustellungen bloß zur Befriedigung der Neugier oder zum Zeitvertreib oder gar um des Gewinnes willen. Könnten alle diese Mängel beseitigt oder ganz weggelassen werden, dann könnte gegen die Anwendung des Hypnotismus auf medizinischem Gebiet nichts Stichhaltiges mehr eingewendet werden. Der hypnotische Schlaf hat nach Schlathölter[3]) bei richtiger Anwendung nicht mehr schlimmen Einfluß auf Leib und Seele als der natürliche Schlaf oder die Narkose. Auch von Schrenck-Notzing[4]) gibt zu, daß bei Beobachtung aller erforderlichen Kautelen

1) Schütz S. 89 und Walter S. 236. 2) Schütz S. 90.
3) Hypnotismus erklärt. S. 49.
4) Walter S. 241.

die hypnotische Einflußnahme zu Heilzwecken unschädlich ist, selbst wenn man denselben Patienten mehrere hundertmal im Jahre hypnotisiere. Dr. P. J. Möbius, Spezialarzt für Nervenkrankheiten in Leipzig, sagt: „Es hat sich ergeben, daß kaum je ein wirksames Heilmittel so wenig Schaden angerichtet hat wie die Hypnose."[1]) Zu behaupten, die Hypnose könne nur schaden, ist ein Nonsens.[2]) Nicht bloß die absolute Unschädlichkeit, sondern auch der positive Nutzen, den der Hypnotismus bei exakter Anwendung in sich schließt, geht hervor aus der feierlichen Erklärung Professor Forels, an deren Ernst nicht zu zweifeln ist: „Liébeault, Bernheim, Wetterstrand, van Eeden, van Renterghen, Du Jong, Vogt, ich selbst und die andern Schüler Nancys, wir erklären kategorisch, daß wir, gestützt auf ein Material von vielen tausend hypnotisierten Personen, nie einen Fall ernster oder dauernder Schädigung der geistigen oder körperlichen Gesundheit durch die Hypnose, dagegen sehr viele Heilungen und Besserungen von Krankheiten bei den von uns behandelten Personen beobachtet haben." Gleich darauf fährt Forel fort: „Entweder sind wir alle elende Betrüger oder die angeblichen Schädigungen durch Hypnose beruhen zum Teil auf Anwendung schlechter Methoden, zum Teil auf dem Einfluß ungeschickter Operateure, zum Teil auf frevelhaften Experimenten, hauptsächlich aber auf Mißdeutungen und Übertreibungen."[3]) Es scheint fast ausgeschlossen, daß die oben angeführten schrecklichen Folgen eintraten, wenn die von Schlathölter und Forel gegebenen Anweisungen genau beobachtet und alle Feinde des Gelingens sowohl auf Seite des Hypnotisierenden als des zu Hypnotisierenden ferngehalten werden. In der Tat sind von Fachleuten bei entsprechender Vorsicht bei konstitutionellen Krankheiten wie Gicht, Unverdaulichkeit, Verstopfung, Nervosität[4]) usf. so schöne Erfolge erzielt worden, daß es kaum übertrieben ist, wenn Schlat-

---

1) Schlathölter S. 1. 2) Walter S. 242.
3) Forel S. 140. 4) Schlath. S. 28 u. 35.

hölter viel Großes und Gutes vom Hypnotismus für Leib und Seele des Menschen erwartet,[1]) wenn Forel mittels Hypnotismus aus einem unfähigen Nervenkranken einen „tatkräftigen und vollwertigen“ Menschen, aus einem Unglücklichen einen Glücklichen entstehen lassen will.[2]) Dabei bleibt bestehen, daß wie bei anderen Heilverfahren Rückfälle stattfinden können, daß bei ungenügender Individualisierung, bei Nachlässigkeit und Mißbrauch Gefahren für den Patienten entstehen können. Damit ist aber weder die Schädlichkeit des Hypnotismus an sich bewiesen, noch seine Nützlichkeit widerlegt. Schlathölter hält vielmehr eine richtige Suggestion bei Anwendung von Zahnärzten und Chirurgen für ein harmloses und viel unschädlicheres Einschläferungsmittel als Chloroformnarkose.[3]) Bei der widernatürlichen Zeit- und Modekrankheit der Homosexualität hat sich die hypnotische Suggestion ebenfalls als (gutes) brauchbares Heilmittel erwiesen. Solche perverse Geschöpfe wären also heute nicht mehr vor die Alternative des Gefängnisses oder Irrenhauses gestellt, sondern sie könnten als nützliche Mitglieder der Gesellschaft ihrer Familie zurückgegeben und erhalten werden.[4]) Freilich ist es vom Standpunkt des Seelenarztes aus durchaus verwerflich, wenn Forel einen am religiösen Glauben irre gewordenen Skrupulanten dadurch geheilt haben will, daß er ihm beibrachte, man könne auch ohne positiven Glauben ein glücklicher und zufriedener Mensch sein.[5])

Die Heilkraft des Hypnotismus kann sodann noch verstärkt werden, wenn man sie mit anderen Heilmitteln verbindet, wie z. B. Homöopathie und Elektrotherapie. Dafür, daß Medikamente und ähnliche Veranstaltungen schon an sich (ohne Hypnotismus) wirken als direkte Suggestion, sind für Forel ein Beweis die Wasserkuren des Pfarrers Kneipp, die sogen. Betheilanstalten und das Wasser von Lourdes.[6])

1) Schlath. S. 1.
2) Forel S. 170.
3) Schlath. S. 35.
4) Vgl. Walter S. 242.
5) Forel S. 171.
6) Forel S. 156 u. 245.

Die Suggestion beleuchtet die ganze Psychiatrie und gibt ihr hochwichtige Winke, zum Teil Bestätigungen der Anschauungen, welche einsichtige Psychiater schon lange hatten. Sie hat zur Entdeckung der negativen Halluzinationen bei Geisteskranken geführt und beweist uns klar, wie die Halluzinationen nicht an sich, sondern durch ihre pathologischen Ursachen zum krankhaften Symptom werden.[1])

Ist nun die absolute Unschädlichkeit ebenso wie der positive Heilwert des Hypnotismus gerade in neuester Zeit wieder stark angefochten worden, so erscheint sein Nutzen für Orthopädie und Pädagogik noch zweifelhafter. Hat sich der Hypnotismus wirklich als moralisches Erziehungs- und Besserungsmittel erwiesen? Niemand wird wohl in der glücklichen Lage sein, diese Frage ohne Einschränkung zu bejahen.

Der an schlechten Gewohnheiten Leidende muß zunächst selbst den festen Willen haben, geheilt zu werden, was ganz besonders von Trinkern, Rauchern, Schnupfern und Spielern gilt.[2]) Die von Forel in Zürich scheinbar Bekehrten sind zum Teil bereits wieder in die alten Laster zurückgesunken.[3]) Die von Edgar Bérillon[4]) im Jahre 1889 berichtete Besserung eines trägen Knaben vom letzten zum ersten Platz in der Klasse kann auch auf anderen Ursachen beruhen. Da wäre ja, wie Ziegler bemerkt, die Frage der Erziehung verwahrloster Kinder mit einem Schlage gelöst.[5]) Die Gefängnisse und Zuchthäuser müßten schon längst leer sein. So einfach (nach Nürnberger Art) kann die Sache doch nicht sein. Schlatthölter hat dargetan,[6]) daß der Hypnotisierte denkfaul werde. Das ist aber doch gewiß kein Förderungsmittel für Erziehung und Unterricht. Loewenthal bezeichnet die Veränderung, Veredelung der Persönlichkeit durch Hypnose oder Autosuggestion als eine sehr oberflächliche; sie gehe nicht viel über das Spiel der Kinderstube hinaus, wo intelligente

1) Forel S. 141. 2) Schlath. S. 36.
3) Schütz S. 30. 4) Schütz S. 49.
5) Walter S. 250. 6) Schlath. S. 51.

Kinder Papa und Mama spielen.[1]) Trotzdem erteilt Schlathölter den Eltern und Erziehern verschiedene Ratschläge, wie sie mit Nutzen und Erfolg auf die Kinderseelen einwirken können durch Suggestion, namentlich bei Nacht.[2]) Mag man darüber denken, wie und was man will, Tatsache ist, daß im Grunde genommen, die ganze Erziehung doch nur planmäßige Suggestion ist. Das ist auch der Inhalt des bekannten Wortes: exempla trahunt.[3]) Hat eine üble Gewohnheit ihren Grund in einer defekten Körperanlage, so ist klar, daß, wenn die Ursache durch Hypnotismus gehoben worden ist, auch die Wirkung aufhört.

Ganz abgesehen davon, ob und wie lange die erzielten Bekehrungen anhalten, sie beweisen doch mindestens soviel, daß der Mensch im Zustand der Hypnose durch geschickte Suggestion zu größerer Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung gebracht, daß seine Willenskraft für längere oder kürzere Zeit gestärkt werden kann.[4]) Diese Einflußnahme auf die Willensenergie hat auch Parallelen im gewöhnlichen Leben. „Oder ist es nicht eine tagtägliche Erscheinung des Lebens, daß z. B. jemand von selbst (Autosuggestion) oder durch Zureden eines anderen (Allosuggestion) auf bessere Gedanken kommt und infolge dieser Gedanken zu einem energischen Willensentschluß, sein Leben zu ändern, sich aufrafft und emporschwingt.“[5]) Darauf beruht ja gerade die Möglichkeit der sittlichen Vervollkommnung und, mit der göttlichen Gnadenhilfe verbunden, der Erfolg aller fruchtbaren Pastorationstätigkeit. Freilich geht hier der bewegende Faktor von Gottes Gnade aus, dann erst kommt die Mitwirkung des Menschen. Ob dieses Moment auch bei jenem merkwürdigen Fall[6]) mitgespielt hat, wo ein in der Klinik totkrank darniederliegender aber verstockter Maurer durch hypnotische Suggestion zum „willigen“ Empfang der hl. Sterb-

1) Gutberlet S. 531. 2) Schlath. S. 36.
3) Walter S. 244. 4) Schütz S. 50.
5) Schütz S. 68. 6) Walter S. 245.

sakramente bewogen werden konnte, geht aus dem Bericht nicht hervor, ist aber keineswegs ausgeschlossen. Damit sind wir bereits auf das Gebiet der Moral hinübergekommen.

Wie der Hypnotismus eine enorme Steigerung der Willenskraft zuläßt, so ist es auch möglich, die Tätigkeit des Willens durch hypnotische Suggestion vollständig oder teilweise zu sistieren.[1]) Hier fragt es sich: wie stehts dann mit der Willensfreiheit? Liegt im Hypnotismus eine Preisgabe seinerselbst? Wie weit geht die Gefahr des Mißbrauchs? Wer ist verantwortlich? Dabei kommt es vor allem darauf an, ob jemand auch ohne oder gegen seinen Willen hypnotisiert werden könne. Schütz und Gutberlet nehmen das ohne weiteres an. Andere bestreiten, auf Erfahrung gestützt, dagegen ganz entschieden die Hypnotisierbarkeit gegen den Willen. Kann jemand auch ohne sein Wissen und ohne Willen hypnotisiert, gleichsam ganz ahnunglos überrascht werden? Wenn dem so wäre, dann hätte Wilhelm Wundt vollständig Recht, wenn er den Hypnotismus als „Sklaverei unter erschwerenden Umständen"[2]) bezeichnet; dann müssen wir mit Schütz im Hypnotismns etwas „Unmoralisches, eine Entmündigung der Persönlichkeit, eine Degradation der Menschenwürde"[3]) erblicken. Der Mensch wäre ja sogar der bösen Laune eines raffinierten Schwindlers wehrlos Preis gegeben. Im Hypnotismus läge dann ein Freibrief für Laster, Vergehen und Verbrechen aller Art. Man wäre außerhalb des eigenen Hauses keinen Augenblick mehr sicher, der Spielball, Automat und Maschine des nächsten besten Unbekannten zu werden. Die daraus sich ergebenden Konsequenzen sind nicht haltbar und berechtigen weit mehr zu der durch gesicherte Ergebnisse bestätigten Erfahrung, daß bei eimem willensstarken Charakter, der von vorneherein sich gegen alle hypnotischen Insinuationen sträubt, alle angestellten Versuche resultatlos verlaufen und bleiben, solange der Wille

1) Vergl. Schütz S. 50. 2) Ebenda S. 91. 3) Gutberlet S. 507.

energisch bei seiner Weigerung beharrt. Die Hypnotiseure müssen erklären: „Sie sind ein ungeeignetes Medium, mit Ihnen ist nichts anzufangen.“ Das ist wieder eine Bestätigung dafür, daß die causa efficiens im zu Hypnotisierenden liegen muß. Und wo die causa efficiens fehlt, kann auch die causa occasionalis nicht wirken.

So kommen wir zu der anderen Anschauung, daß im Zustand der Hypnose Willensfreiheit und Selbstbewußtsein wie gesteigert, so auch gehemmt, doch nie und unter keinen Umständen ganz aufgehoben werden können. Diese Ansicht wird hauptsächlich vertreten von Forel, Moll und Schlathölter.[1]) Ihre Argumentation kommt der Wahrheit näher als die gegenteilige. Ebenso gibt Loewenfeld eine Einschränkung der Willensfreiheit zu, verneint aber ebenfalls völlige Aufhebung.[2]) Man kann und darf nach christlicher Lehre nicht zur Preisgabe des eigenen Willens gezwungen werden. Ein Mensch kann zwar, aber ein Christ darf sich nicht dazu zwingen lassen.

„Wenn es möglich wäre, durch Hypnotismus jemand zu zwingen, gegen seinen Willen zu handeln, so wäre es aus mit dem Christentum, aus mit der Verantwortung. Die Sünde würde nur mehr dem Namen nach bestehen, Gerechtigkeit wäre eine Posse, Strafe eine Ungerechtigkeit.“[3]) Diese äußerste Konsequenz Schlathölters trifft aber nicht zu. Ein Mensch würde in diesem Fall nicht gegen, sondern nur ohne seinen Willen bezw. mit einem fremden Willen handeln, nachdem er diesen freiwillig zu dem seinigen gemacht hat. Daß einer aber selbst im Zustand der Hypnose den Suggestionen nicht „willenlos“[4]) auf Gnade und Ungnade ausgeliefert ist, daß vielmehr Widerstand möglich ist, beweisen die mißlungenen Versuche und notwendig gewordenen Unterbrechungen, wenn die Suggestionen das sittliche Empfinden des Hypnotisierten

1) Vgl. Schlath. S. 41 ff. und Moll Albert, Der Hypnotismus, Berlin 1907⁴ S. 144 u. 150 f. 2) Walter S. 154.
3) Schlath. S. 44. 4) Walter S. 155.

verletzten, wenn sie dem ganzen Wesen eines sittenreinen und starken Charakters widersprachen. Diese Tatsache wird auch bekräftigt durch das Erwachen im natürlichen Schlaf, das eintritt, sobald das Traumleben sich auf das sexuelle Gebiet hinüberzuspielen beginnt.[1]) Wenn Walter und Schütz meinen, der Widerstand gegen unliebsame Suggestionen reiche nur bis zu dem Punkt, wo ein gewandter Hypnotiseur es verstehe, trotz des Widerstandes die Suggestion beizubringen, und ein solcher sei im Stande, jedes Sträuben des Hypnotisierten zu überwinden,[2]) so ist dem entgegenzuhalten, daß das Aufgeben des Widerstandes nicht in erster Linie von der Geschicklichkeit des Hypnotiseurs abhängt, sondern von der sittlichen Schwäche des Hypnotisierten ausgeht; sei es, daß letzterer einwilligt, weil er von der falschen Meinung (Vorurteil) befangen ist, folgen zu müssen, sei es, daß er sich trotz anfänglichen Widerstrebens umstimmen läßt, weil er innerlich allmählich doch Wohlgefallen hat an den unmoralischen Suggestionen. Eine sittenreine und sittenstrenge Person aber wird nie einwilligen, sondern vorher aufwachen und solche Suggestionen als Versuchungen[3]) behandeln und auch siegreich überwinden. Es hat sich in der Tat auch herausgestellt, daß solche, die auf unmoralische Suggestionen eingegangen sind, größtenteils sittlich nicht intakte oder geradezu schlechte Charaktere waren, die auch im Wachzustande zu den gleichen Lastern fähig sind.[4]) Richtig ist, daß zwischen „siegreichem Widerstand und blindem Gehorsam alle Schattierungen bestehen",[5]) ebenso wie zwischen dem sittlichen Heroismus und dem typischen Verbrechertum.

Die Möglichkeit eines Widerstandes bleibt in den allermeisten Fällen bestehen. „Während in der Regel eine Suggestion zu Heilzwecken gerne und ohne Widerstreben angenommen wird, liegt der Fall bei Eingebung unsympathischer oder unmoralischer Art anders."[6]) Aus den von Walter

1) Schlath. S. 41 f. 2) Walter S. 155.
3) Schlath. S. 41. 4) Vgl. ebd. S. 42.
5) Walter S. 161. 6) Ebd. S. 164.

aufgestellten drei Normierungspunkten[1]) geht klar hervor, daß der Grad der moralischen Widerstandsfähigkeit sich nach dem sittlichen Niveau der Individualität überhaupt richtet.[2]) Die im sog. Rapport angeblich stattfindende geistige Gefangennahme des Hypnotisierten durch den Hypnotiseur ist also mehr eine freigewollte und herbeigeführte Selbsthingabe des Willens. Dieselbe ist nicht selten geradezu mit der verwerflichen Absicht verbunden, durch scheinbare Preisgabe seiner selbst, des Selbstbewußtseins und der Selbstbestimmung sich jeder Verantwortlichkeit für alle Taten und deren Folgen zu entziehen.

Das vorausgesetzt, läßt klar erkennen, daß der Hypnotismus zu den abscheulichsten Verbrechen mißbraucht werden kann, sowohl auf Seiten des Hypnotiseurs als des Hypnotisierten, sowohl als Gegenstand an sich wie als Mittel, sowohl während als ganz besonders nach der Hypnose. Die tatsächlich vorgekommenen massenhaften Mißbräuche[3]) wie: Entführung, Verführung, Diebstahl und Mord sind aber nicht dem Hypnotismus als solchem, sondern den ihn mißbrauchenden Individuen aufs Konto zu schreiben. An sich kann jede, selbst die beste Sache mißbraucht werden. Ist ja selbst das Heiligste nicht vor Mißbrauch geschützt. Dieser Umstand allein rechtfertigt keineswegs eine prinzipielle Verwerfung. Sonst müßte ja auch die Kunst zu malen, zu drucken, zu sprechen mit dem gleichen Recht verdammt werden, weil sie zu unmoralischen Zwecken mißbraucht werden."[4]) Es ist endlich an sich klar, daß die Anwendung des Hypnotismus unerlaubt ist, sobald ein unmoralischer Zweck oder abergläubische Nebenabsichten damit verbunden werden. Unmoralische Suggestionen kommen unmoralischen Unterhaltungen gleich und sind darum schon als solche dem Christen im Gewissen verboten.

1) Walter S. 164. 2) Vgl. dazu Forel S. 242.
3) Siehe bei Schütz S. 90. Walter 155, 160. Moll 418 ff. und Forel 234.
4) Schlath. S. 40.



Der Hypnotismus an sich, ohne Rücksicht auf Absicht, Zweck und etwaige Nebenumstände, ist sodann absolut verwerflich, wenn er in einem speziellen Fall zum Gegenstand eines schmutzigen Geldgeschäftes gemacht wird, bloß um die Neugier des sensationslüsternen Volkes in öffentlichen Schaustellungen oder -Buden zu wecken, zu nähren und zu befriedigen. Solche schnöde, gewissenlose, körperliche und geistige Massenvergiftung ist aber nicht bloß vor dem Forum des Gewissens und der christlichen Moral eine Versündigung gegen Gott und das Volk; eine solche Handlungsweise wird auch vom weltlichen Gericht verschiedener Staaten als „Unfug" erkannt und deshalb verboten.[1]) Es wäre nur zu wünschen, daß dieses Verbot auf alle Länder ausgedehnt würde. Von heilsamer Wirkung wäre vielleicht auch, wenn man vor Gericht nicht bloß die Mißbrauch Treibenden, sondern auch die mit sich Mißbrauch treiben Lassenden, also Hypnotiseure und Hypnotisierte, zur Verantwortung ziehen würde, von der letztere sicher nicht immer, nach der von Schlathölter und Forel entwickelten Theorie[2]) sogar nie freizusprechen sind. Wenn sie nicht gegen ihren Willen, wenn sie vielmehr mit vollem Selbstbewußtsein sich in diesen Zustand begeben haben, dann sind sie auch vollauf mitverantwortlich für alle Folgen. Eva klagte auch den Teufel an, aber ihre Entschuldigung wurde nicht angenommen.[3])

Neben den möglichen Nachteilen darf man aber die tatsächlichen Vorteile nicht übersehen. Es gibt Fälle, wo die kluge Anwendung des Hypnotismus sicher erlaubt ist. Um das zu entscheiden, müssen wir fragen: wer darf hypnotisiert werden oder besser sich hypnotisieren lassen? Wer darf hypnotisieren und zu welchem Zwecke? Die Suggestion darf angewendet werden bei einem Schwerkranken, wenn berechtigte Hoffnung auf Besserung oder Befreiung vom Übel vorhanden ist. Wer will dieses Vorhandensein aber

1) Vgl. Schütz S. 92. 2) Schlath. S. 50.
3) Schlath. S. 45.

sicher konstatieren? Auf keinen Fall dürfen darum junge, unerfahrene Ärzte, geschweige denn Laien, solche Heilversuche vornehmen, sondern nur gewissenhafte sachkundige Ärzte, die sich auf diesem Gebiet bereits länger beschäftigt und bewährt haben. Andernfalls besteht keine Garantie für das Nichtauftreten der schlimmsten Folgen. Endlich ist die Anwendung des Hypnotismus sittlich unbedenklich und gerechtfertigt, wenn sie zum Zweck wissenschaftlicher Untersuchung und exakter Forschung geschieht. Mit dieser Auffassung deckt sich auch der Standpunkt Roms.[1]) Immerhin ist es bei dem nun einmal bestehenden Mißtrauen für den Hypnotiseur wie für den zu Hypnotisierenden angezeigt, gewisse Vorsichtsmaßregeln[2]) zu treffen, vor allem aber mindestens stets einen einwandfreien Zeugen beizuziehen.

Unter keinen Umständen darf sich aber ein Priester zum Gegenstand hypnotischer Experimente hergeben. Das fordert vor allem schon die Rücksicht auf das Beichtsgeheimnis.[3])

Das Christentum und speziell die katholische Glaubenslehre über die Wunder braucht sich vor dem Hypnotismus nicht zu fürchten.[4]) Die Wunder Jesu und die durch Hypnotismus erfolgten Krankenheilungen sind von einander verschieden wie Tag und Nacht. Das Volk natürlich ruft gleich „Wunder", sobald es vor einer unerklärlichen Tatsache steht, und sucht das direkte Eingreifen Gottes, wo nur rein natürliche oder unbekannte oder unbemerkte Kräfte wirken. „Solche Wundersucht, die meist in Aberglauben ausartet oder aus ihm geboren ist, sollte bekämpft werden durch Lehren der Wahrheit."[5]) Die Kirche nimmt die richtige Mittelstellung ein zwischen Wundersucht und Wunderflucht. Wer ihr folgt, wandelt im Licht und gerät nicht auf Irrwege oder gar in die Finsternis des Aberglaubens.

(Schluß folgt.)

1) Vgl. Walter S. 229, 233 u. 251. 2) Vgl. Forel S. 153.
3) A. Koch, Lehrbuch der Moraltheologie 1907², S. 406.
4) Vgl. Schlath. S. 46 ff. 5) Ebd. S. 47.



XXIII.

Eine Hochsommerfahrt nach Korfu.

Reiseplaudereien von Suebimontanus (Rottweil a. N.).

Die Vorbereitungen waren beendigt. Wie viele Bücher waren da lange zuvor zusammengelesen worden über die Länder und Menschen des Ostens! Wie oft, wenn es draußen stürmte und fror, hatte ich auf der Karte mit Finger und Auge Griechenland und seine Inselwelt bereist und sehnsuchtsvoll ausgeschaut nach Hellas' blendenden Golfen, schöngeschwungenen Bergen, marmornen Tempeln! Und zuletzt, wie Möven vor dem Sturm, tauchten Bädeker und Kursbuch und Koffer auf — jetzt mußte geschieden sein, wenn auch mit klopfendem Herzen. Denn ich war mir wohl bewußt, daß eine so anstrengende Hochsommertour nach dem Orient, wie ich sie plante, zumal ohne allen klimatischen Übergang, für jeden ein Wagnis ist und schon manch einem verderblich geworden, der sich einer solideren Gesundheit als ich rühmen durfte. Allein es ist offenbar so, wie Marc Twain einmal gesagt hat: Der Mensch erfährt nie, welch ein erstaunlicher Esel er sein kann, ehe er nicht eine große Reise gemacht. Ich habe aber auch noch andere Milderungsgründe für mich anzuführen. Ich reiste im Hochsommer, um zu einem Spezialurlaub hinzu auch noch die großen Schulferien für mein weitausschauendes Reiseprogramm zur Verfügung zu haben, und ich reiste gerade im Hochsommer 1910 u. a., weil unser damaliger Sommer mehr als je ein grün angestrichener Winter war und man, bis ins Mark durchfroren und durchnäßt, Sehnsucht hatte nach dem Sommer, nach Himmelsblau, nach Sonnenschein, nach Hitzwellen, lauter Dinge, die man bei uns zu Lande nur noch vom Hörensagen kannte. Saisonmenschenschwärme gibt es um diese Jahreszeit im Orient auch nicht. Und so blieb es allen

Warnungen zum Trotz bei dem Entschluß, in den Glutofen des Orients hineinzusteigen, darauf vertrauend, daß mein Glücksstern mich wenigstens lebend wieder herausführen werde. Als erste Hauptstation war die Perle der jonischen Inseln, Korfu, in Aussicht genommen.

Stilvoll begann die Reise mit einem orientalisch-türkischen Auftakt. In Bayerns Hauptstadt war gerade die intime Ausstellung muselmännischer Kunst, der ein Blitzbesuch abgestattet ward. Wie viel (alt)-orientalische Kostbarkeiten waren hier dem Auge des Europäers bequem zugänglich gemacht! Teppiche von wunderbarer Feinheit und Farbenpracht waren darunter. Man muß lange im Orient reisen und vom Zufall besonders begnadet sein, wenn man soviel echte und gute Erzeugnisse der orientalischen Teppichkunst im Orient selbst kennen lernen will, als hier auf engem Raum zur Schau gestellt waren. Hier hätte ich gerne noch länger verweilt. Münchens sonstige Attraktionen aber und all die unverwelklichen Reize Salzburgs vermögen für diesmal den Eiligen nicht zu fesseln. Nach den Wundern der blauen Ferne, nach weiten, nie gesehenen Gestaden zieht es ihn mit Macht. Ohne Aufenthalt trägt ihn das Dampfroß von Salzburg auf erst kurz eröffnetem Schienenweg durch die alpine Wunderwelt der Tauern und Karawanken und über den steinigen Rücken des Karst hinab nach Triest an die Küste des Meeres, das seine krystallene Brücke hinüberschlägt nicht von einem Strand nur zum andern, sondern von einer Welt zu einer andern, die für mich voll dunkelwogender Geheimnisse ist. Schon rollt der Zug mit weithin hallendem Donner aus dem langen Opcinatunnel wieder heraus. Zwei schroffe Gegensätze prallen urplötzlich aufeinander, so hart und unvermittelt, daß es in den Nervenzentren fast hörbar aufzischt. Da droben der Tod — hier unten das Leben; hinter uns nichts wie ehernes Schweigen, eine chaotische Steinwüste ohne Wasser, ohne Pflanzen, ohne Farben, vor uns Erde und Himmel und Meer aufleuchtend in tausend Prächten, von den Wirbeln schaffender Gegenwart umtost.



Und diese Zone der Schönheit und des Segens trennt nur der Strich einer einzigen Minute von der unwirtlichen Zone der Erstarrung und des Fluches. Noch eine letzte Höhenkulisse verdeckt uns den freien Ausblick — da eine scharfe Kurse und Triest, die Königin der Adria, das österreichische Hamburg, grüßt im Lichtgeschmeide der scheidenden Abendsonne zu uns herauf, ein bannendes Wunder der Natur, ein unvergeßliches Bild, das mit lauten Gold- und Purpurfarben in die Tafel der Erinnerung eingezeichnet ist.

Der andere Morgen ist zunächst der Stadtwanderung gewidmet. Ich weiß nicht, von welchem Zufall ich gleich in die nahegelegene Fischhalle verschlagen ward. Ein Großteil der interessanten Mittelmeerfauna ist hier mit herzerfrischender Abwechslung und Systemlosigkeit zur Ausstellung gebracht. An allen Ecken und Enden glänzt es von Fischschuppen wie von kleinen Silberstücken. Welch phantastische Scheusale von großen und kleinen Seetieren kommen nns hier zu Gesicht! Wie wenige Menschen, die Vergnügens halber die See aufsuchen und befahren, haben eine Ahnung von dem fabelhaften Reichtum des Meeres an Lebewesen, namentlich auch an edlen und minder edlen Nutzfischen! Ein Blick auf den Schuppensegen einer Seefischhalle könnte sie spielend aufklären über die staunenswerte Ertragsfähigkeit des Ozeans, über die Millionenwerte, die alljährlich aus den Tiefen des Meeres heraufgeholt werden, über die volkswirtschaftlich so bedeutsamen Probleme der rationellen Verwaltung und Ausbeutung dieser keineswegs unerschöpflichen Schätze des Meeres. Auch meine verehrten Zunftgenossen könnten hier eine Kleinigkeit lernen, wie denn überhaupt die aufmerksame Betrachtung der Mittelmeerwelt von heute immer gewisse Streiflichter wirft auf die realen Hintergründe der antiken Klassiker. Der Dichter der Odyssee soll den lebenspendenden Mutterschoß des Meeres „unfruchtbar" gescholten haben? Ein solcher — Stockfisch ist Homer sicherlich nicht gewesen. Das ist mir in der Fischhalle zu Triest vollends schwursichere Gewißheit geworden. Ein liebliches Fischweib zermartert mir

mit seinem ewigen »sardine vive« die Ohren. Die grausame Behandlung der armen Flosser und der schier unleidliche Schuppengeruch taten das ihrige, um mich schließlich in die Flucht zu jagen. Ich schlendere aufs Geratewohl weiter. Die Hafenanlagen mit ihrem Mastenwald, der romantische Promenadekai von Barkola, die stadtbeherrschende Zitadelle mit der uralten, mosaikgeschmückten Kathedrale San Giusto, das stimmungsvolle Winckelmanngrab, das Museo lapidario mit seinen römischen Altertümern und der entzückenden Aussicht über die Stadt hin: das waren so die Hauptetappen dieser anstrengenden, teils zu Fuß, teils zu Wagen unternommenen Streiftour. Inzwischen hatte Hitze und Staub einen respektablen Bierdurst heraufbeschworen. Auf dem Rückweg ins Hotelrestaurant Polich ließen das Gassengewirre der Altstadt, das Lärmen und Gestikulieren der Menschen, der wogende Balsamduft, der aus allen Poren der Stadt drang und zu den noch nicht abgestumpften Geruchsorganen aufschlug, keinen Zweifel darüber, daß man im italienischen Süden und im Vorzimmer des Orients sei, zu dessen Wesensart eben Schreien, Stinken und Unsauberkeit gehören. Hygiene und Volkscharakter stehen in enger Beziehung zu einander: l'hygiène n'est point une science, c'est une vertue.

Nach einer kurz bemessenen Siesta beeilte ich mich, mit der Elektrischen nach dem slovenischen Karstdorf Opcina hinaufzukommen. Die Abfahrtstelle liegt gegenüber der Kaserne des bosnischen Regiments. Die orientalisch uniformierte Schildwache trägt einen wahrhaftigen türkischen Fez auf dem Kopf. Wir sind unserer drei: ein junger, aufgeweckter Deutschböhme, der hier im irredentistischen Triest mit sichtlicher Ostentation das farbige Abzeichen des deutsch-österreichischen Schulvereins im Knopfloch trägt, sowie ein urgemütlicher, nur etwas beschränkter und zynisch angehauchter Wiener Beamter hatten sich mir angeschlossen. Wir sind oben. Der Ort ist 350 Meter über dem Adriatischen Meere gelegen und bildet einen wichtigen Eisenbahnknotenpunkt. Hier zweigt



die Südbahn von der Tauernbahn ab. Die flüchtigen Bilder, die das Auge gestern auf der Herfahrt wie im Flug von der Karstlandschaft hatte zu erhaschen vermocht — jetzt erhalten sie Deutlichkeit, Relief, Zusammenhang. Wir wandern dem Dorfe zu. Ringsum, soweit du den Blick zu schicken vermagst, nichts als junges Tannengehölz, aus dem allenthalben kahles, graues Gestein aufstarrt. An dem Gesteinskörper ist kaum eine gesunde Stelle. So kariös und verwittert ist es, als wäre es von scharfen Säuren angefressen und ausgelaugt worden. Jedes Fleckchen, das eine noch so dünne Humusschicht deckt, ist mit Steinen umhegt und angebaut. Die österreichische Regierung ist ernstlich bemüht, das Karstgebiet wieder aufzuforsten. Noch ist alles im Anfangsstadium. Vorzügliche Kenner des Karstproblems, wie Graf Leiningen, denken sehr optimistisch über diese Versuche. Die jungen Waldbestände um Opcina machen tatsächlich einen recht vertrauenerweckenden Eindruck.

Ganz übersäet ist das Gelände mit größeren und kleineren, trichterförmigen Einsturzbecken, den für das Karstgebirge so charakteristischen Dolinen. Sie sind es vor allem, die der ganzen Landschaft das häßliche Blatternarbengesicht verleihen. Ab und zu ist die trostlose Öde unterbrochen durch friedlich weidende Kühe oder auch eine kleine Dorfidylle. Über das Ganze aber breitet ein großes Schweigen seine Schwingen. Die Sonne gießt ihre ganze Glut auf uns nieder. Wir treten in die Schenke am Wege. Die Enge des Raumes, seine Ausstattung, die hohlwangigen Menschen, das vernachlässigte augenkranke Kind in der Wiege — alles zeugt von großer Dürftigkeit. Die Karstbevölkerung ist im allgemeinen bitter arm. Die Wirtsleute sind Slovenen, wie denn überhaupt in Istrien die Städte vorwiegend italienische, das Land dagegen durchweg slovenische oder kroatische Bevölkerung aufweist. Mit mächtigen Fackeln ausgerüstet, gibt uns der Wirt das Geleite auf dem Weitermarsch. Noch wenige Minuten und wir stehen vor der grotta gigante, einer jener zahlreichen, gewaltigen Karsthöhlen, deren größte und interessan-



teste neben der von St. Kanzian die Adelsberger Grotte ist. Auch die Grotte von Opcina ist ein imposantes Naturphänomen: wunderliche Tropfsteingebilde, teils als Stalaktiten von den Gewölben herabdräuend, teils als Stalagmiten aus dem Felsboden emporwachsend wie Erdriesen, Naturspiele aller Art, schmale Gänge, die man nur durch rechtwinklige Zusammenklappung des ganzen Körpers zu passieren vermag, finstere Abgründe, aufgähnend wie geöffnete Rachen des Todes, stark ansteigende Bergpfade, die sich zu Kammern, mächtigen Hallen und Domen erweitern, an deren Wänden und Wölbungen, von der Fackel unseres Führers erhellt, unsere eigenen Riesenschatten wie Gespenster herumirren. Ich atmete auf, als die Türe wieder ins Freie sich öffnete, und war froh, wie weiland Jonas, als ihn das Riesenmaul des Fisches wieder ans Tageslicht spie.

Aus dem lähmenden Dunkel, aus der eisigen Todesluft, den dieser Erdschlund aushaucht, streben wir im Geschwindschritt hinauf zum „schönen Blick" beim Obelisken und Aussichtstürmchen mitten im Karstwald. Die Sonne geht eben zur Rüste. Der Saum ihres wallenden Purpurmantels streift hin über Land und Meer, das wie von Gold und Blut erglänzt. Die Stadt ist verklärt im Schein der aufblitzenden Lichter, flammende Guirlanden winden sich vom alten hinüber zum neuen Hafen und wieder hinaus zum Freihafen, das Drehfeuer des Leuchtturms fährt mit goldenem Radius geschäftig über die dunkle Wasserfläche hin und draußen haftet das Werkfeuer der Lloydwerften gespenstisch zum Himmel empor. Die prächtige Zickzacklinie der Ufer reizvoll unterbrochen von Städtchen und Dörfchen, und dazwischen die schwarzen Silhouetten hochragender Cypressen; die Meeresfläche, ausgespannt wie ein riesiges Tuch von feinster schimmernder Seide, übersät mit Boten und Barken, die still und friedlich wie Wasservögel ihre Bahn ziehen. Die Welt ist voll Andacht ringsum, still wie ein betendes Kind, nur leiser schwermütiger, tremolierender Gesang tönt, vom Windshauch heraufgetragen, ans Ohr: und über all dem die



flammende Purpurpracht des Sonnenballs, der rasch vollends hinter den Horizont versinkt wie ein Toter im Grabe. Eilig breitet die Nacht ihre Fittiche über Land und Meer. Das Heer der Sterne zieht herauf und hält Wacht ob der schlummernden Erde.

Das Ausflugsziel des nächsten Vormittags ist das so wunderbar im Meer sich spiegelnde Zauberschloß Miramare bei Triest. Ein italienischer Bänkelsänger verkürzt mir und meinen Begleitern von gestern die ohnehin kurze Überfahrt auf dem Lokaldampfer. Das Schloß war die Schöpfung und der Lieblingsaufenthalt des nachmaligen Kaisers Max von Mexiko. Vom Sturm überrascht, mußte der junge Erzherzog in eine Fischerhütte flüchten. So ward dieser verborgene Erdenwinkel entdeckt und mit Kunst und Geschmack zu einem idealen Fürstensitz umgeschaffen. Er war dann Eigentum des verewigten Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand von Este, dem hier der Deutsche Kaiser auf seiner Fahrt nach Korfu einen Besuch abgestattet hat. Mit welch traurigen Erinnerungen ist dies Feenschloß umsponnen! Josue Carducci hat in einem herzergreifenden Gedicht den Untergang des „reinen, starken, schönen Maximilian“ als einen Vergeltungsakt der geschichtlichen Gerechtigkeit hinzustellen versucht. Die Götter und Rachegeister des unglücklichen Aztekenreiches Montezuma haben den jungen habsburgischen Prinzen uud Flottenreorganisator aus Miramare, der Stätte seiner jungen Liebe, auf das Meer uferloser Abenteuer hinausgelockt, gegen alle Warnungen taub und blind gemacht und so der Väter Schuld und Sünden gegen — Italien gerächt. Maximilian sah tatsächlich nirgends eine Gefahr. Als er 1864 zum Abschiedsbesuch in Rom weilte, witzelte die Diplomatenwelt: Il partira comme archiduc, il reviendra comme archidupe. Er hat die Heimat überhaupt nicht mehr gesehen. Der schwarzseherische Pasquino in Rom hatte Recht behalten mit seiner ernsten Mahnung:

> Massimiliano non ti fidare,
> Torna sollecito a Miramare!



Il trono fracido di Montezuma
È nappo gallico colmo di spuma.
Il timeo Danaos chi non ricorda
Sotto la clamide trova la corda.

Wie oft mag das jugendliche Kaiserpaar in den Tagen seines sinkenden Sternes aus der Ferne zurückgedacht haben an die Zeiten des höchsten und reinsten Glückes im heimatlichen Lustschloß Miramare! Aber der Kaiser wollte den Weg zu Ende gehen, den er beschritten. „Lieber zu den Füßen der glorreichen Fahne Mexikos sterben, als dessen Boden verlassen.“ Und er starb auf den Wällen Queretaros wie ein Mann. Seine treue und hochsinnige Gattin aber kehrte nach zwei Jahren, von der Nacht des Wahnsinns umfangen, wieder zurück in das Lustschloß Miramare.

Das Innere birgt manche Erinnerung an das erlauchte Fürstenpaar.

Uns war es wegen Anwesenheit der Familie des Fürsten Windischgrätz leider nicht zugänglich. Wir wußten uns durch die entzückende Aussicht und ein leckeres Frühstück im Garten der benachbarten Wirtschaft schadlos zu halten. Unten an der Terrasse des Wirtshausgartens läuft die Straße vorbei der Wasserkante entlang, bis sie von dem scharf vorstoßenden Karst auf die Höhe hinaufgedrängt wird. Jenseits dieser Straße ragt ein prächtiger Felsblock mit sehr breitem Rücken trotzig aus dem Meere auf. Der Versuch, hinaufzuklimmen, um droben zu kampieren, schlägt mehrmals fehl. Bis jetzt ist der stolze Geselle durch eine verständige Schloßverwaltung vor dem Schicksal bewahrt geblieben, seinen freien Nacken dem Fußtritt des Menschen preisgegeben zu sehen.

In Triest wartet schon der Dampfer, der mich aus dem Abendland ins Morgenland bringen soll. Er trägt den Namen des böhmischen Politikers und Geschichtschreibers Palacky und ist eines der größten und modernsten Schiffe des österreichischen Lloyd. Ich erhalte eine schöne, geräumige Kabine für mich allein. Das Gepäck ist untergebracht. Und nun eiligst auf Deck! Alle Segel des Geistes gebläht von Neugier und

fiebernder Erwartung. Welch sinnverwirrendes Treiben ringsum! Welch scheinbares Durcheinander und doch welch planvolles Auseinander und Ineinander! Ein endloses Kommen und Gehen, Bringen und Holen, Laden und Löschen! Dazu welch ohrenbetäubender Lärm! Das Rollen und Rattern der Wagen, das Rasseln der Krahnen, das Fauchen und Pfeifen der Dampfer, das Schreien und Lärmen der Matrosen fließt wirbelnd zu einer wilden Abschiedsmusik zusammen. Es ist mittags zwei Uhr. Da gellt es plötzlich wie der Todesschrei eines sterbenden Riesentieres durch die Lüfte: das Signal der Dampfsirene zur Abfahrt. Das Ufer weicht langsam zurück, der wüste Lärm beginnt in der Ferne zu verschwimmen. Ein letzter Blick noch auf das schöne Triest, dieses Kraftzentrum des Habsburgerreiches, für sich eine selbständige Provinz ohne Hinterland bildend und darum die reichste Stadt der ganzen Monarchie, so friedlich hingelagert heute im Sonnenglanze, das Auge kann sich nicht satt sehen an diesem entzückenden Stadtbild. Amphitheatralisch steigt das ineinandergeschachtelte Häusergewirr die Höhen hinauf. Ein Haus sieht dem andern über die Schultern und winkt uns Abschiedsgrüße zu. Du schönes, stolzes Triest lebe wohl!

> Ich stand gelehnt an den Mast,
> Und zählte jede Welle.
> Ade, mein teures Vaterland,
> Mein Schiff, das segelt schnelle.

Auf hoher See. Der Dampfer schwimmt lange an der malerischen Küste von Istrien hin. Capodistria, Pirano, Rovigno glänzen zu uns herüber. Die Küstenlinie weicht mählich weiter zurück. Hin und wieder durchschneidet das helle Segel eines Fischerbotes den feinen Strich des Horizonts. Gegen Abend blitzen nacheinander ferne Leuchtfeuer wie mächtige Glühwürmer auf. In der Dunkelheit hebt sich der österreichisch-ungarische Kriegshafen Pola noch deutlich am Horizont ab. Ein Gewitter mit rollenden Donnerschlägen ist inzwischen heraufgezogen. Näher und näher tönt der



Donner mit seines Basses Grundgewalt. Erwartungsvoll sehe ich dem beginnenden Naturschauspiel zu. Ein leichter Wind hat sich aufgemacht und setzt dem Meeresriesen, wie die Zwerge dem Herkules, mit allerhand Schabernacken zu. Am Horizont hängt's wie weiße Strähnen auf ihn nieder. Mir pocht das Herz vor Spannung und Freude. Welch ein Konzert mag das werden, wenn die See mit ihrer Donnerstimme einfällt in die aufrührerischen Lieder, die der Gewittersturm bereits intoniert hat! Warum sollte auch der regiegewaltige Poseidon, der göttliche Schaumschläger, uns nicht eine kleine Vorstellung zum besten geben? Allein heute mag er nicht. Das Wehen und Rauschen läßt bereits wieder nach. Die hallenden Donner vergrollen in weiter über der geglätteten und wie im Traume lispelnden See. Am Himmel wird ein schimmerndes Fenster aufgetan und auf azurnem Blau erscheint die nachterhellende Lampe des Mondes.

Nun ist es hohe Zeit, in dem Gemeinwesen Umschau zu halten, dessen Bürger ich auf einige Tage geworden bin. Das Schiff selbst ist rasch gemustert. Zu eindringenderen Entdeckungsreisen wird noch genug Gelegenheit sein. Mein Hauptinteresse ist zunächst der Schiffsgemeinde zugewendet. Sie ist klein beisammen. Um diese Jahreszeit ergießt sich der internationale Touristenstrom in anderer Richtung als nach dem Orient. Wie von selbst war ich mit einem jungen Griechen ins Gespräch gekommen. Die Personalien sind schnell erledigt. Er ist aus Alexandrien und studierte in Paris und zuletzt in Lausanne Mathematik, um sich später dem Handelsstande zu widmen. Eben ist er auf der Heimreise in die Ferien begriffen. Bezeichnenderweise dauert es keine fünf Minuten und er ist schon beim Lieblingsthema aller Neugriechen, sobald sie mit Ausländern eine Unterhaltung anknüpfen, der Aussprache des Neugriechischen. Ich kann mich nicht entsinnen, auf meiner ganzen Reise auch nur einen Griechen kennen gelernt und gesprochen zu haben, der sich nicht beeilt hätte, dieses Register fortissimo zu spielen.



Da ich das Neugriechische völlig korrekt ausspräche, so müßte ich — folgerte mein Gräkulus — doch wohl auch das Altgriechische itazistisch aussprechen. Der Reuchlin'sche Itazismus war ihm natürlich Dogma. Und über Dogmen zu streiten, ist bekanntlich immer zwecklos. Wir sind tatsächlich nicht einig geworden. Mit großer Gewandtheit und echt griechischer Zungenfertigkeit zog er für seine Apologie auch die Entwicklungsgeschichte der russischen Sprache heran, die das B der griechischen Wörter mit einem V-Laut widergibt. Erst als ich mit den bekannten Aristophanesstellen operierte und höhnisch bemerkte, die neugriechischen Schafe müßten allem nach bibi und nicht wie die Schafe aller Welt und Zeit baebae blöcken und dem Itazismus zulieb müßten die Hunde der Neugriechen bavbav und nicht wie die aristophanischen baubau bellen, da machte er ungern und verlegen ein halbes Zugeständnis und glitt dann sehr elegant auf jenes neue Thema hinüber, das gleichfalls zum eisernen Bestand des Unterhaltungsrepertoriums gehört, die Politik der europäischen Schutzmächte und Deutschlands verfehlte Stellung zur Türkei und zur kretischen Frage. Deutschland, meinte er, sei doch eine Kulturnation ersten Ranges und die Hauptpflegestätte der griechischen Studien und humanistischen Bildung in Europa. Um so mehr sei es zu bedauern, daß es sich berufen fühlt, der hohen Kulturmission, die Griechenland im Orient speziell gegen die Türkei zu erfüllen habe, in den Arm zu fallen.

Zum Staunen war es, wie viel Garn der jugendliche Kannegießer auf seiner Spule hatte: ein wahres Prachtexemplar des Tag und Nacht politisierenden Neuhellenen. Der unreiffste Jüngling handhabt in Griechenland nur allzuoft die hohe Politik mit einer Selbstsicherheit, als ob er mindestens ein Menschenalter in allen Staatskanzleien der Welt die internationalen Fragen zu bearbeiten gehabt hätte. Und dabei fehlt diesen Politikastern in der Regel jedes Augenmaß für geschichtliche Realitäten, die elementarste Fähigkeit, zwischen möglich und unmöglich zu unterscheiden. Diese echt



antike Politisierwut droht nachgerade zu einer Landplage für die Fremden zu werden. Auf der Straße, im Kaffeehaus, auf dem Schiffsdeck, beim Privatbesuch, immer und überall wird an dem gewaltigen Luftschloß der griechischen Zukunft gebaut und das Blaue vom Himmel politisiert — über dieselben Probleme, in derselben Reihenfolge, mit derselben Leichtherzigkeit. Und von all diesem schalen Kannegießern behält der Fremde schließlich einen chronischen Brechreiz. Ich weiß mich frei von jeder Voreingenommenheit. Meine Reise hat mich zum warmen, aufrichtigen Freund des heutigen Griechentums gemacht, dessen guten Kern ich zur Genüge kennen lernte, von dessen Zukunft und Zukunftsaufgabe ich sehr hoch denke. Aber der gerügte Unfug hat mich immer wieder geärgert. Auf meinen späteren Kreuz- und Querfahrten in der hellenischen Welt bin ich im Gedanken an so viele Brandwunden den Neugriechen oft genug aus dem Wege gegangen und habe nicht selten bei der Annäherung hinreichend verdächtiger Subjekte die schärfsten Stacheln und Spitzen meiner Innenseite abwehrend nach außen gekehrt. An diesem politischen Leierkasten drehte auch mein Alexandriner aus Leibeskräften und ich hörte erst wieder ernstlich zu, als er endlich ein neues Register zog. Mittlerweile hatte sich uns ein Volksgenosse von ihm zugesellt, eine sorgfältigst gekleidete, lebensprühende Erscheinung mit intelligentem, vergeistigtem Gesichte, die griechische Sonne auf der Stirn. Auf seiner Visitenkarte stand zu lesen: Alexandre Galanos, auteur dramatique. Athènes. In der griechischen Welt allem nach eine notorische Persönlichkeit. Ich selbst las auf dem Umschlag eines von einem griechischen Propagandakomitee der griechischen Diaspora an ihn geschriebenen Briefes den gewichtigen Ehrentitel: poète national. Im Lauf der Unterhaltung erfuhr ich, daß er etwa zehn Dramen in neugriechischer Sprache verfaßt habe. Ihm verdankt das Griechentum auch eine Reihe feuriger patriotischer Lieder, die namentlich der großgriechischen Agitation in Kreta und Mazedonien gute Dienste leisteten. So läßt unser Dichter einmal in



einer großartigen Allegorie die kretischen und mazedonischen Berge Zwiesprache halten. Der Chor der kretischen Berge betrauert in wildem Schmerz den Verlust sovieler Söhne der kretischen Heimat und aus dem Felsenmunde der mazedonischen Bergesriesen tönt als gellendes Echo die Klage zurück. Zuletzt geht das schaurige Klageduett über in den Ton der Freude und schwillt in rauschenden Akkorden an zu einem mächtigen Ensemble des Siegesjubels und der stolzen Gewißheit, daß die Griechenhelden gefallen sind im Kampfe für die eine große Sache des Vaterlandes. Das Ganze ist eine Symbolisierung der Tatsache, daß sehr viele Kreten in Mazedonien als Komitadschis für die unerlösten Brüder ihr Blut verspritzten. Immer wieder neue Stellen trug er bald in pathetischem Deklamationston, bald halblaut vor sich hinsummend aus Homer und seinen eigenen Dichtungen vor. Einige von diesen sollen auch ins Französische und Italienische übersetzt sein. In der Folge sah ich den heiteren, interessanten Dichter nur ganz selten mehr, da er viel in seiner Koje arbeitete und sie schließlich wegen ernster Verdauungsstörungen gar nicht mehr verlassen konnte, umso dankenswerter hatte ich es später empfunden, daß er heute so lange bei uns ausharrte. Die Unterhaltung glitt schier unvermerkt auf die Kirchen- und Religionsfrage hinüber, die von allen Beteiligten aufs unbefangenste diskutiert wurde. Mit lapidarer Kürze erklärte unser Studio aus Ägyptens: den pistéwo (ich bin ungläubig). „Damit bin ich aber," fügte er zu meinem Erstaunen hinzu, „noch lange nicht antiklerikal. Denn die Kirche ist es gewesen, die in den Zeiten der Türkennot Griechenland und die nationale Idee gerettet hat. Für fortgeschrittene Länder, wie Frankreich," orakelte er weiter, „ist die Kirche ein Hemmschuh und daher überflüssig geworden. Hier ist die Trennung von Staat und Kirche das einzig Logische, in Griechenland wäre sie ein Unsinn. Schon die Lockerung des Verhältnisses zwischen Griechenland und dem ökumenischen Patriarchat in Konstantinopel ist ein verhängnisvoller politischer Fehler gewesen". Diese kirchen-



politische Vorlesung für Anfänger hat mich in den Stand gesetzt, manche im Verlauf meiner Reise beobachtete Erscheinung des griechischen Volkslebens besser zu verstehen und zu würdigen. Eine solche fast fanatische Kirchlichkeit rein aus politischen und nationalen Opportunitätsgründen scheint in den Kreisen der Gebildeten Griechenlands weit verbreitet zu sein. Um nur auf einen Punkt den Finger zu legen. Die Bildung des niederen Klerus stand und steht zum Teil noch auf einem geradezu sprichwörtlich tiefen Niveau. Hie und da werden die Bewerber um eine Stelle ohne jede Vorbereitung vom Pflug oder Amboß weg zum Kirchendienst zugelassen und nach Entrichtung der unerläßlichen, zuweilen recht hohen Taxe von irgend einem Bischof ordiniert. Vom Staate bezahlt zum Verhungern, sind sie oftmals gezwungen, ihren Unterhalt selber durch ihrer Hände Arbeit zu verdienen. Schwer arbeitende Geistliche habe ich in Griechenland überall getroffen. Manche von ihnen bringen es über sich, sich mit regelrechtem Bettel durchzuschlagen. Auf dem Isthmus, von der wildromantischen Höhe der Skironischen Felsen, wo einst Theseus den raffinierten Räuber und Mörder Skiron mit einem Fußtritt ins Meer stieß, sah ich zwei schmutzige Popen mit Wanderstab und Bettelsack am Meere hin ihres Weges ziehen. Das Äußere der Popen ist überhaupt meist sehr vernachlässigt. Und doch — trotz allem und allem — wie wohlgelitten pflegen diese Popen in allen Schichten der Bevölkerung zu sein! Wie unbehelligt bewegen sie sich auf den belebtesten Straßen und mitten im elegantesten Promenadepublikum! Wie zwanglos sieht man sie allerorten verkehren mit Hoch und Nieder, mit Reich und Arm! Es ist freilich mehr ein kühles Gewährenlassen, mehr eine Art Duldung, als wirkliche Achtung, Liebe oder gar Begeisterung. Dementsprechend ist der Einfluß der Geistlichkeit auf das niedere Volk gering, auf die Gebildeten geradezu gleich Null. Zumal in politischen Dingen verbittet sich der Grieche jede, schlechthin jede Einmischung des Geistlichen, und die Wahl beeinflußt er nur in soweit, als sein eigener Stimmzettel

Gewicht hat. Das ist mir anläßlich der gerade damals während meines Aufenthaltes in Griechenland vollzogenen Kammerwahlen oft und oft von den verschiedensten Seiten versichert worden. Auf den ersten Blick eine widerspruchsvolle Erscheinung. Den Schlüssel zu ihrem Verständnis bietet uns aber die schon angeführte Formel des jungen Alexandriners: C'est l'église, qui a sauvé la Grèce et l'idée nationale. Im weiteren Verlauf unseres Gesprächs erklärte der Dichter Galanos mit Bekennermut, er sei positiv gläubig. Schlagfertig und mit dem verbindlichsten Lächeln der Welt erwiderte der Freigeist vom Nil: Les poètes ont une logique à part. Noch etwas hat mich dieses lange Geplauder gelehrt. Aus welchen Quellen schöpft dieser meist einige Semester in Paris, Lausanne oder Genf studierende Nachwuchs des gebildeten Griechentums seine Welt- und Lebensanschauung? Mit aller Ungeniertheit hat mich der Herr Studiosus in seine Gedanken- und Gefühlswelt nicht bloß, sondern auch in seine Lebensgrundsätze und Lebensführung hineinblicken lassen. Und da konnte ich mich überzeugen: eine der Bildungsquellen der studierenden griechischen Jugend ist die deutsche Philosophie, deren Ideen sie gierig und allem nach mit nicht sehr viel Kritik in sich aufnimmt. Unser angehender Handelsmann aus dem Pharaonenland ist speziell auf Haeckel eingeschworen. Als ich unter Hinweis auf bekannte Vorgänge betonte, in den kompetentesten Kreisen der Wissenschaft, insbesondere auch auf den deutschen Hochschulen, werde bei aller Anerkennung gewisser naturwissenschaftlicher Leistungen Haeckels seine Philosophie nicht ernst genommen und einfach verhöhnt, da sah er mich mit schmerzlich enttäuschten Augen an, und es war ihm sichtlich, als knacke und krache es im Gebälk seiner so schön zusammengezimmerten Weltanschauung.

(Fortsetzung folgt.)

XXIV.

Franz Plattner.

Ein christlicher Künstler aus dem neunzehnten Jahrhundert.
Blätter der Erinnerung.
(Schluß.)

In den Jahren 1879—1881 malte Plattner die Kirche von Jenesien. Es ist ein zwei Stunden von Bozen gelegenes Bergdorf, dessen Einwohner seit dem Jahre 1847 die Patres von Gries pastorierten. Der Künstler stattete dieselbe mit einem Zyklus aus dem ambrosianischen Lobgesange aus. Diese großartige Darstellung des Meisters schildert uns P. Leo Fischer, der Freund und kunstsinnige Verehrer Plattners, mit welchem er hier verkehrte, folgendermaßen:[1])

„In der Kuppel des Presbyteriums zunächst über dem Altare erblickt man die majestätische Gestalt Marias, welche als Himmelskönigin mit erhobenen Händen den Hymnus anstimmt. Die seligste Jungfrau sitzt in purpurnem Gewande und weißem Königsmantel auf einem Throne, auf welchem die Worte: Te Deum laudamus — Großer Gott wir loben Dich — angebracht sind. Das Auge erhebt sich nach der Höhe der Kuppel, wo neben dem Pater immensae majestatis — Vater der unermeßlichen Majestät — und dem hl. Geist Christus als rex gloriae — König der Herrlichkeit — die Huldigung der himmlischen Heerscharen entgegennimmt. Die Dreieinigkeit ist von den Gruppen der Apostel, Propheten, Martyrer und Bekenner umgeben. Der gloriosus apostolorum chorus — der Apostel glorreicher Chor — wird durch Paulus, Johannes und Petrus repräsentiert. Als prophetarum laudabilis numerus — der Propheten ehrwürdige Zahl — erscheinen Jeremias mit der zerbrochenen Kette, der harfenspielende David und Isaias mit

1) Vgl. „Wiener Vaterland" 1880 Nr. 235 und „Katholik", Mainz Kirchheim 1892, Bd. 2 Seite 430 u. f.



der Lilie, dem Symbol seiner Prophezeiung von der Wurzel Jesse. In der Gruppe der Martyrer gewahren wir vor allem Stephanus, die beiden Kirchenpatrone Gervasius und Margarita. Die Bekenner mit der Unterschrift: Te per orbem terrarum sancta confitetur ecclesia — Dich bekennt über den Erdkreis die heil. Kirche — sind durch Gregor den Großen, Ambrosius und Franz Xaver, den Namenspatron des Künstlers, vertreten.

Die linke Seitenwand des Presbyteriums ziert die Geburt Christi mit dem Texte: Non horruisti originis uterem — „Du hast nicht verschmäht den Schoß der Jungfrau" —. Vor dem göttlichen Kinde, welches mit dem einen Arme sich auf die Mutter stützt und den Vorderarm segnend erhebt, neigen sich anbetend die Magier. Diesem Bilde gegenüber sind auf der Epistelseite die Worte: aperuisti credentibus regna coelorum — (den Gläubigen hast du geöffnet die Reiche der Himmel) durch eine Szene aus der Vorhölle illustriert, Christus, gefolgt von dem reumütigen Schächer und einem Engel, betritt den Aufenthaltsort der hingeschiedenen Altväter. Mit großer Meisterschaft ist hier die Abstufung der „Gefühle" in den Mienen der zunächst stehenden und der entfernteren Personen ausgedrückt. Während Abraham in unsäglicher Freude dem Erlöser zu Füßen stürzt, senkt Noe im Hintergrunde, von der Erscheinung noch unberührt, den schwermütigen Blick ins Unbestimmte.

Am Chorbogen vor dem Schiffe befindet sich die Gruppe der Kreuzigung mit dem Tu devicto mortis aculeo — du hast den Stachel des Todes überwunden —. Zu beiden Seiten sind zwei Uhren angebracht, welche der Maler durch die Umschriften: Per singulos dies benedicimus te (alle Tage preisen wir dich) und Laudamus nomen tuum in saeculum (und loben deinen Namen unaufhörlich in Ewigkeit) auf geistreiche Weise in den Bilderzyklus hineingezogen hat.

Auf der Decke des Langhauses prangt das Hauptgemälde, die Erwartung des jüngsten Gerichtes „Judex crederis esse venturus — du wirst dereinst wiederkehren als Richter" —. Christus erhebt sich feierlich zu dem Werke der Vollendung, Maria kniet fürbittend vor ihm, Johannes der Täufer, der Vor-





läufer seiner ersten Ankunft, schickt sich an, auch bei der zweiten Herabkunft des Herrn als Herold voranzuschreiten. Engel setzen die Posaunen an den Mund und blicken des entscheidenden Befehls gewärtig voll Spannung zu dem göttlichen Richter empor. Den Heiland umgeben die Apostelfürsten Petrus und Paulus und Patriarchen, unter denen besonders Job durch seine zuversichtliche Haltung auffällt; er betrachtet seine ausgestreckten Hände und scheint zu sprechen: „In meinem Fleische werde ich meinen Gott schauen" (Job 19, 26). Ist hiermit im oberen Teile des Bildes die triumphierende Kirche vorgeführt, so sehen wir in der unteren Gruppe die streitende Kirche um den Stellvertreter Christi versammelt. Der Papst, eine ideale Figur von überirdischer Schönheit, steht in vollem Ornate mit flehend ausgebreiteten Armen vor dem Altare; im Hintergrunde erklärt ein Bischof einem begierig lauschenden Anachoreten die kirchliche Lehre vom Gerichte und die nahende Katastrophe, während eine Nonne, die brennende Lampe in der Hand, als kluge Jungfrau die Ankunft des Herrn erwartet. Auf der anderen Seite der Gruppe tritt ein Bußprediger im Gewande des Benediktinerordens mit strenger Miene vor das lauschende Volk, ihm zu Füßen kniet in Tränen eine Sünderin, weiter zurück stehen die Angehörigen der verschiedenen Stände: ein Ritter, ein Bürger und ein Landmann. Alle erwähnten Personen bewegen sich, ihrer Vereinigung in die Hände Christi entsprechend, auf einer von einem Geländer umschlossenen Altane, in deren Vordergrunde der Meister sich selbst gemalt hat, wie er eben einen bestürzt herbeieilenden Kunstjünger zu sich nimmt. Der Schrecken des Jünglings rührt von den Lästerungen eines Humanisten her, der mit geballter Faust der Kirche den Rücken kehrt und zornig die Stufen des Altars hinabsteigt, um im Heidentum die drohende Glaubenswahrheit zu vergessen. Aber auf der untersten Stufe sitzt die Sibylle und hält dem Verstockten im geöffneten Buche das heidnische Zeugnis vom bevorstehenden Gerichte entgegen.

Dieses große Gemälde ist von sechs Seitenbildern umgeben. Zwei derselben zeigen uns Henoch und Elias, die übrigen stellen die vier letzten Dinge vor. Oberhalb der Orgel erblickt man



das Bild der hl. Cäcilia von passenden Inschriften aus den 150 Psalmen eingefaßt.

Aus vorstehender flüchtiger Schilderung erhellt zur Genüge, welcher Reichtum der Phantasie und welcher theologische Scharfsinn dem Meister bei Lösung seiner Aufgabe zu Gebote stand. Hat er doch in seine künstlerische Ausdeutung des Te Deum zugleich die gesamte Christologie verwoben und uns den Heiland in allen Stadien seines gottmenschlichen Lebens vorgeführt: in der Geburt als fleischgewordenes Wort, in der Kreuzigung als den Hohenpriester des neuen Bundes, in der Höllenfahrt als den Erlöser, in dem großen Deckengemälde als zukünftigen Richter und in der Darstellung der Trinität als den ewigen König zur Rechten des Vaters. Überaus feinsinnig ist die Art und Weise, wie auf dem Hauptbilde der moderne Unglaube charakterisiert und beschämt wird. Der Meister hat ihn als einen Gelehrten personifiziert und zwar in der Tracht der Reformationszeit, weil eben seit jener Epoche der Protest gegen die Kirche und das Christentum am liebsten im Namen der Wissenschaft auftritt. Die Zurückweisung des Humanisten durch die Sybille drückt den weiten Abstand zwischen der Tragik des Antiken und der Frivolität des modernen Paganismus aus, denn das alte Heidentum strebte und forschte nach Wahrheit und wurde zum Lohne dafür wenigstens einer fragmentarischen Gotteserkenntnis und einzelner sybillischer Lichtblicke gewürdigt, welche Justinianus der Apologet als „Spermata des Logos" bezeichnet. Der jetzige Unglaube hingegen wendet sich absichtlich und bewußt von dem mittlerweile erschienenen Lichte der Welt ab und hat kein Recht sich dem redlichen Altertume gleichzustellen."

Teils gleichzeitig, teils etwas später als die Gemälde zu Jenesien sind Plattners Fresken auf dem Kirchhofe zu Girlan bei Kaltern entstanden. Derselbe ist auf drei Seiten von einer gewöhnlichen Mauer, auf der Rückseite aber von gotischen Arkaden umschlossen, in deren Mitte sich eine ziemlich geräumige Kapelle auftut. In diesen Gebäulichkeiten wollte nun Plattner das dreifache Amt Christi: das Lehramt, das Hohepriesteramt und das Königtum zur Darstellung



bringen. Leider beeinträchtigte der Mangel an Geld die Ausführung. Der Künstler mußte sich begnügen, nur das Priestertum Christi im stellvertretenden Leiden und das Königtum Christi mit räumlicher Beschränkung möglichst konzentriert darzustellen; ein schwieriges Problem, dem sich aber der Meister, wie immer, gewachsen zeigte.

Der Künstler knüpft seine Ideen an die Kreuzabnahme, welche auf dem Hochaltare von dem Bildhauer Pendel plastisch dargestellt ist. Die Todesangst, deren Motiv uns durch ein vom Engel ausgebreitetes Leichentuch drastisch angedeutet wird, ist ihm das Bild der geistigen Leiden Christi als Sühne für die Geistessünden der Menschheit. Letztere finden ihren Ausdruck im Turmbau zu Babel als der frechsten Kundgebung menschlicher Geisteshoffart. Das Pendant dazu bildet die Ecce homo-Szene als Sühne für die fleischlichen Sünden, welche in der Sündflut ihre Darstellung finden.

Das Königtum Christi ist identisch mit der Richterwürde. Diese erscheint in der Sündflut und in der Sprachenverwirrung, in welcher sich die Empörung der geistigen und sinnlichen Natur des Menschen vollzogen hat. Auch in der Kreuzabnahme am Altare zeigt sich das Gericht Gottes über die Sünde, welchem sich Christus „als Versöhnung für unsere Sünden" (I Joh. 2, 2) unterziehen mußte, um der göttlichen Gerechtigkeit genug zu tun. Auf der Hinterseite über dem Türbogen der Kapelle, dem Altar gegenüber, hat Plattner noch das letzte Gericht gemalt, in welchem Christus nicht mehr als victima, sondern als justus judex ultionis auftritt. Dieser Siegestriumph des Gottmenschen ist durch die Gestalt des Auferstandenen an der Decke noch besonders hervorgehoben.

Außerhalb der Kapelle prangt über dem Portale ein herrliches Mosaikbild des besonderen Gerichtes: Vor Christus kniet die Seele mit Leichentüchern angetan, ein Lämpchen in der Hand, neben ihr der Schutzengel, welcher dem göttlichen Kinde ein aufgeschlagenes Buch entgegenhält.

Der Meister hat sich wieder als theoretischen und praktischen Theologen erwiesen: als theoretischen, indem er uns



die zweite Person der allerheiligsten Dreifaltigkeit in ihrem Hohenpriestertum und in ihrem Königtume vor Augen führt. Aber auch als praktischer Theologe bewährt er sich dadurch, daß er die treffendsten Gegensätze aus der hl. Schrift — im Turmbau zu Babel und der Sündflut — bringt. Denn zwei Herren streiten um den Menschen. Der eine ist der Usurpator und predigt Rebellion des Verstandes gegen den Glauben, des Willens gegen die Tugend, der andere ist unser Hohepriester und König Jesus Christus, welcher Unterwerfung unter Glauben und Gebote verlangt (Ecce homo und Verspottung) und als strenger Richter über Lebendige und Tote auftritt (Allgemeines und besonderes Gericht).

Nach Vollendung seiner Arbeiten in Südtirol erhielt Plattner auf Anregung des Professors Dr. Hettinger den Ruf, ein Altargemälde in der Seminarkirche zu Würzburg zu malen. Es sollte eine Höhe von 7 Metern und eine Breite von 5 Metern erhalten. Es ist nach Umfang und Anlage eine der großartigsten Leistungen des Meisters.

Gegenstand der Darstellung ist das hl. Meßopfer in seiner Beziehung zur triumphierenden, streitenden und leidenden Kirche. In der triumphierenden Kirche thront der himmlische Vater, welcher wohlgefällig auf das sühnende Opfer herniederblickt, mit der einen Hand winkend dem Engel des Friedens, der mit dem Palmzweige heranschwebt, mit der anderen dem Engel der Gerechtigkeit abwehrend, welcher zum Vollzuge der Strafe Schwert und Wage trägt. Vor dem Vater steht auf den Wolken der Sohn Gottes mit Stola und Albe bekleidet, auf dem Haupte die Krone und zum Zeichen der Opferwilligkeit die Arme ausgebreitet. Oberhalb Christus schwebt der hl. Geist, zur Rechten des Heilandes kniet Maria, zu dessen Rechten der hl. Erzengel Michael, welcher die Opfergaben „zu dem erhabenen Altare vor das Angesicht der göttlichen Majestät" emporträgt. Diese Gruppe ist von einem Chor umgeben, auf dessen goldenen Sitzen die im Kanon genannten Heiligen: rechts Petrus, Paulus, Johannes, links Abraham und Melchisedech der himmlischen Feier beiwohnen. Über diesem Chore singen zu beiden Seiten je zwei Engel das



„Sanctus“, während eine Schar von Cherubinen, im Bogen geordnet, den Lobgesang fortsetzen.

Tiefer unten ist die streitende Kirche. Schauplatz derselben ist ein Tempel mit sieben Säulen. Vor dem Altare steht der Statthalter Christi und erhebt den Kelch. Zu seiner Rechten ist der Klerus vertreten durch einen Kardinal, einen Bischof, durch einen Abt und einen Diakon. Auf der linken Seite des Altars strömt die Laienwelt herbei: ein Kaiser im Ornate als das Haupt des christlichen Staatslebens, Dante als Chorführer der Poesie, Joseph von Görres und Plattner selbst als Vertreter der Wissenschaft und Kunst, hinter ihnen die Gläubigen verschiedener Stände. Zu unterst ist das Gemälde der leidenden Kirche. Die Verbindung ist durch einen Mönch dargestellt, welcher an den Stufen des Altars kniet und für die armen Seelen betet. Einige Verstorbene in Trauerkleidern bitten da um Gnade, während eine andere Seele durch die Macht des hl. Meßopfers erlöst vom Schutzengel in den Himmel geführt wird.

Dieses Bild ist umgeben von Moses mit der ehernen Schlange, von David als dem Typus des Messias, dessen ewiges König- und Priestertum und sühnendes Leiden er in den schönsten Psalmen vorhergesehen und verkündet hat (Psl. 2. 5, 21, 109), von Noe mit dem Regenbogen zur Erinnerung an den Frieden zwischen Gott und der Menschheit, und Malachias, welcher die hl. Messe voraussagte (Malach. 1, 15).

Neben diesen größeren Werken hat der Künstler noch verschiedene kleinere, nicht weniger erhebliche Arbeiten geliefert. Einige davon haben wir bereits genannt bei seinem Aufenthalt in Rom.

Weithin bekannt sind die Fresken am Ottenthalschen Hause in der Marien Theresienstraße in Innsbruck, bestehend aus Bildnissen berühmter Landsleute (Sandwirt Hofer, Peter Anich, Herzog Friedrich, der Dichter Oswald von Wolkenstein und der Maler Adam Koch). Über dem Ganzen prangt eine Maria Empfängnis auf Goldgrund. Vielfach war er auch in der Tiroler Glasmalerei als Korrektor und Zeichner tätig. Für die Minoritenkirche in Würzburg zeichnete er



während des dortigen Aufenthalts ein Portalbild, den Eintritt des hl. Franziskus in die Seligkeit behandelnd mit Anspielung auf den Text Matth. 7, 14. Kirchlichen Zwecken diente ein Altarbild zu Vill und eine Darstellung der Trinität in Thurnfeld bei Hall. Im Jahre 1885 unternahm er die Ausschmückung der Kirche Maria Stein im Unterinntale. Die letzte Arbeit vollendete Plattner im Jahre 1886 in einem Fresko, die Auferstehung darstellend, in der Kirche zu Wildermieming im Oberinntal.

Der Künstler hat auch eine ganze Reihe von tief durchdachten Entwürfen geliefert und man möchte meinen, er hätte am Abend seines Lebens noch so Vieles und Herrliches der Welt zu offenbaren gehabt, daß er nicht Zeit fand, seinen Umrissen mittels Farben größere Vollendung zu geben. Manche konnten jedoch aus Mangel an pekuniären Mitteln nicht zur Ausführung gebracht werden.[1])

Wenn wir nun noch einen Blick auf Plattners gesamte Tätigkeit als Künstler werfen, so müssen wir uns sagen, daß diese sich fast ausschließlich auf das kirchliche Gebiet erstreckte und daß er auf diesem Gebiete Großes leistete und den größten Meistern ebenbürtig zur Seite steht. Zwei Dinge besonders sind es, in denen er sich auszeichnet, in der Konzeption und Komposition des Gegenstandes.

Der Künstler offenbart in allen seinen Werken zunächst eine tiefe theologische Auffassung. Das Geheimnis der allerheiligsten Dreifaltigkeit ist immer der Lieblingsgegenstand, den er behandelt. Wie der hl. Gregor von Nazianz wegen seiner großen Gelehrsamkeit und seiner verdienstvollen Verteidigung der Gottheit Jesu Christi mit dem Beinamen „der Theologe unter den Vätern" ausgezeichnet wurde, so Plattner mit dem Ehrentitel „der Theologe unter den Malern". So nannte ihn der berühmte große Theologe, Professor Dr. Hettinger in Würzburg und sein Lebensbeschreiber P. Leo

1) Wer Interesse an diesen Entwürfen hat, lese den Seckauer Kirchenschmuck Jahrgang 1876 oder den „Katholik" Mainz 1892. S. 430 u. f.



Fischer. Letzterer hat bezeichnender Weise seine Monographie über ihn unter dem Titel „Maler Plattner der Theolog unter den Malern" veröffentlicht.[1]) Und wie sehr er diesen Ehrentitel verdiente, dürfte aus unserer Skizze ersichtlich sein. Die hl. Schrift war seine eigentliche Domäne und den Hebräerbrief sollte nach seiner Ansicht jeder kirchliche Künstler auswendig wissen. Treffend ruft ihm daher einer seiner Verehrer in den „Neuen Tirolerstimmen" nach:

„Das Große liebtest du, darum die Bibel,
Wie war die Afterkunst dir stets verhaßt!
Den großen Bau vom Grundriß bis zum Giebel
Der Offenbarung hast du tief erfaßt.
Ein jeglich Wort wird hier zum reichen Schachte
Für Kunst und Leben, den man lang betrachte."

Plattner war aber auch praktischer Theologe. Er hat es verstanden, zum Volk von Stadt und Land zu reden von Gott, von Jesus Christus und seinem Wirken. Er hat mit dem Pinsel in der Hand sich aufgemacht, dem Volk vom Größten zu erzählen, was göttliche Liebe ersonnen. Vor seinem Seherauge heben sich die Gestalten der Vergangenheit scharf und klar ab. Es ist, als wäre er Augen- und Ohrenzeuge geworden der geschichtlichen Begebenheiten, deren Ausgangs- und Endpunkte er uns vorführt.

Auch in der Komposition steht der Künstler den größten Meistern ebenbürtig da. Denn „an Kraft der Darstellung, an Tiefe der Auffassung, an geistvoller Durchdringung der religiösen Vollwelt vermag er sich wohl mit seinen Lehrern Führich und Cornelius zu messen. Als Meister der Farbe hat er sie nach Ansicht von Fachmännern sogar übertroffen."[2]) Sein Element war vorzüglich das Erhabene und Imposante.

Mögen auch einige die Herbheit und Unzulänglichkeit seiner Formengebung rügen, so wird doch einstimmig von

1) „Katholik". Mainz-Kirchheim 1892. Bd. 2 Seite 430 und 536.

2) Dr. Alois Böhm, Der Föhn. Tirolische Kunstschrift. Innsbruck 1909. Juli. S. 65.



allen, die ihn zu verstehen suchten, die Größe und Tiefe seiner zyklischen Kompositionsweise gerühmt. In diesem Punkte hat Plattner die Schule Heß und Cornelius glänzend vertreten. Hierbei dürfte ihn kaum einer der Neueren übertreffen. So hat sich nun das Urteil gebildet, daß Tirol seit J. A. Koch (1765—1839) keinen originelleren, keinen bedeutenderen Meister besessen habe als Franz Plattner.

Plattner ging überall von dem geschichtlichen Gedanken aus, gab ihm Körper und Gestalt in wuchtigen Linien und in gewaltiger Zeichnung. Mit unbeschreiblicher Lust entwarf er die Kartons und modellierte und schattierte sie aus, ja einige kolorierte er sogar. Zeugnis dafür legen die Zeichnungen und Entwürfe ab, die jetzt noch größenteils in dem Besitze seiner Tochter Marie Oberhauser, geborene Plattner, in Innsbruck sind. Aber auch die Farbe, die ein Element der Malerei, wie die Zeichnung ist, unterschätzte er nicht. Deßhalb hat er die Kartons nicht nur farbig gedacht und dargestellt, sondern fast alle Gemälde, wenigstens die hauptsächlichsten, selbst gemalt, denn in einem Kunstwerke muß Zeichnung und Farbe sich zu einem unzertrennbaren Ganzen verbinden.

Auch muß im Bilde, besonders im Historienbilde, die Bedeutung, der geistige Gehalt, die Idee möglichst klar und bestimmt für die Vernunft und Einbildungskraft zum Ausdruck kommen. Das und nichts anderes kommt in Plattners Gemälden zur Darstellung. Der bedeutungsvolle Inhalt und die entsprechende sinnliche Form in denselben erheben sie in das Gebiet des Monumentalen. Ihnen entspricht eine würdige Haltung, eine reine Linienführung und ein im großen Ganzen maßvoller Gebrauch von den malerischen Mitteln, damit sie nicht vom Gehalt, der Idee ablenken und die Aufmerksamkeit einseitig auf die malerische Technik hinüberziehen. Wenn Plattner auch mit der Draperie, wie das bei allen Corneliusschülern der Fall ist, hie und da hätte sparsamer sein können, tut das doch wenigstens dem Ganzen keinen Eintrag. Das wird jeder gestehen müssen, der einsichts-

voll und unbefangen vor Plattners Werke hintritt. In seinen Gemälden ist eine Kraft, die nur von einem großen Menschen ausgehen kann.

Plattner war auch treu dem Stoff, dem Gedanken, der Idee. Er hat überall sein künstlerisches Ziel fest im Auge und nach seinen künstlerischen Prinzipien gehandelt. Diese goldene Treue gegen seine Ideale steht groß vor uns. Er hat keine Schwenkung seiner Prinzipien zugelassen, sondern stets nach seinen festen künstlerischen Anschauungen gehandelt. Die Gewissenhaftigkeit seiner Studien und seines ernst geschulten Geistes ließ ihn daher eher auf die Ausführung von Werken verzichten, als daß er von seinen Ideen, von seinem Plane abgelassen. Wir erinnern uns an seine Differenzen mit dem Magistrate von Innsbruck wegen der Entwürfe zur Ausmalung der Friedhofkapelle.

Dem Magistrate gefiel nämlich durchaus nicht die Art und Weise, wie die großzügige, ernste Natur Plattners die geheime Offenbarung Johannis zum Ausdruck brachte, und verlangte viele Abänderungen. Der Künstler wollte lieber auf die Arbeit verzichten, als dem Magistrat Konzessionen machen, und er war gewiß in seinem Rechte. Monatelang hatte er sich durch eifriges Lesen der Apokalypse vorbereitet und sie dann mit seiner ganzen künstlerischen Kraft bildlich dargestellt. Er machte noch einen Versuch, den Magistrat eines Besseren zu belehren. Er reiste mit den Kartons nach München und legte sie Kaulbach zur Begutachtung vor, und Plattner kehrte mit einem glänzenden Zeugnisse des berühmten Meisters zurück. Darin hieß es unter anderem: „Ich wünschte diese Kompositionen, so wie sie sind, selbst gemacht zu haben“, — ein Urteil, das den hochlöblichen Magistrat veranlaßte, keine Abänderungen mehr zu verlangen, und Plattner konnte die Arbeit, an der er mit Leib und Seele hing, in Angriff nehmen. Diese Bilder sind zwar nicht in der Formengebung und Farbe, wohl aber in der Großartigkeit ihrer Komposition die besten, welche der Pinsel des Tirolerkünstlers geschaffen.

Mit dem herrschenden Kunstgeschmack stand er auf gespanntem Fuße. Denn er war einer der wenigen Künstler, welche sich der materialistischen Geschmacksrichtung unserer Tage mit voller Kraft entgegensetzten und mit Kunst und Genie die Traditionen der alten romanischen Kunstschule des Cornelius und Overbeck hochhielten. Aus seiner Geistesrichtung floß auch seine Vorliebe für den Sänger der göttlichen Komödie und für Giotto, in welchem er den größten christlichen Maler erblickte. Die französische sentimentale und verweichlichte Manier war ihm zuwider. Kraft und Charakter, biblische Treue und seelische Belebung sind die Kennzeichen seines religiösen Kunstschaffens. Er war auch ein Feind von lüsternen Nuditäten. Selbst bei solchen, die sich kaum trennen lassen von der Darstellung, wie z. B. bei der Szene des Apfelbisses vor der Vertreibung aus dem Paradies, wollte er alles Unpassende vermieden wissen. Er ließ sie nur zu, soweit sie die Erbauung nicht beeinträchtigten. In Ehrbarkeit und heiliger Scheu hat er stets darauf gehalten, daß das Nackte nur dargestellt wurde, wo es wesentlich zur Charakteristik gehörte, und auch da nur in bescheidener und decenter Form.

Auch Glaube und Sitte, Frömmigkeit und Tugend waren eine hervorstechende Eigenschaft des Künstlers, der mit seiner Kunst überall Gottes Ehre suchte. „Meine Überzeugung“, schrieb er einmal an P. Leo Fischer, „wurzelt darin, das Möglichste zu leisten und daß ich mit der Kunst dienen will im Hause des Herrn alle Tage meines Lebens.“ Hoch hielt er auch die Reinheit der Sitten in der Kunst. „Ein leichtfertiges Wort“, sagte er einst zu einem jungen Bekannten, „kannst du bereuen und beichten. Malst du aber ein unsittliches Bild, so magst du es noch so sehr bereuen, alles Ärgernis, das dadurch entsteht, alle Sünden, zu denen du Anlaß gibst, fallen doch über dein Gewissen.“[1])

---

1) Fischer L. a. a. O.

Gegen andere Künstler war Plattner sehr duldsam und nachsichtig. Er schätzte ebenso sehr den strengen Stil der Beuronerschule als das gemütvolle Genrebild Defreggers. „Der Mensch", sagte er einst zu seinem Freunde P. Leo Fischer, „ist das Meisterwerk der göttlichen Allmacht, und das ist er ebenso gut im Bauernkittel als im Ornate und unter der Krone, ja das einfache gewöhnliche Volk ist sogar das wackerste; warum sollte also das Genre nicht berechtigt sein?" Nur die „lachenden Heiligen" des Zopfstils und die sentimentale französische Manier waren ihm zuwider.

Eine hervorragende Eigenschaft Plattners war seine Demut und Selbstlosigkeit. Als ihm der gefeierte Dichter P. Fischer[1]) einen Band seiner Gedichte widmen wollte, nahm er das nicht an. Er schrieb an ihn:

„Vorläufig sei nur so viel bemerkt, daß, wenn mit meiner Persönlichkeit oder Wenigkeit Ihnen gedient sein sollte, ich die Zueignung schon anzunehmen bereit bin; jedoch finde ich die Sache nicht recht praktisch und wünsche Ihnen meine Gegengründe ausführlicher mitzuteilen und womöglich Ihnen praktische Vorschläge zu machen. — Ihr Vertrauen zu meiner Person und zu meinen künstlerischen Werken ist durch Ihre poetischen Arbeiten, soweit dieselben meine Leistungen betreffen, genügend bekannt, aber dieses Ansuchen hat mich doch überrascht und ich glaube, daß Sie hierin das Ziel der Mäßigkeit überschritten haben." [2])

Auch in seinen Arbeiten zeigte sich seine Demut, indem er sich überall als ein schlichter Tiroler gab und seiner heimatlichen Scholle treu blieb. Zumeist in unansehnlichen Landeskirchen hat er den Glanz seines Könnens leuchten lassen.

Wenig bekannt ist Plattner außerhalb des Landes, weil seine Werke nicht vervielfältigt wurden und sich zum Teil

1) Histor.-polit. Blätter Bd. 117 Seite 60.

2) Dr. E. Scherrer, P. Leo Fischer. Beilage zum Jahresbericht der kantonalen Lehranstalt Sarnen. Sarnen 1907. B. Ehrli. S. 41. Da findet man mehrere Gedichte auf Plattner und seine Kunstwerke.



nur in Dorfkirchen befinden. Auch ist sein intimster Freund und Vertrauter P. Leo Fischer, Benediktiner aus dem Stifte Muri-Gries, ehemals Professor an der kantonalen Lehranstalt in Sarnen, ein feinsinniger Kunstkenner, allzufrüh gestorben (16. August 1896). In der Sommerfrische von 1879 haben sich die beiden Männer kennen gelernt. Der Verkehr wiederholte sich in den Sommermonaten von 1880 und 1881. P. Fischer nahm an Plattner und an seinen Künsten den regsten Anteil und hätte ihm nach dessen Tode ohne Zweifel ein biographisches Denkmal gesetzt, wenn die Zeiten günstiger gewesen wären. Schon im Jahre 1887 hatte er eine Biographie den Frankfurter Broschüren zur Veröffentlichung gesandt. Leider fand sie dort keine Aufnahme. Die Arbeit erschien dann im „Katholik".[1]) Der Tod des verehrten Meisters ist ihm nahe gegangen und er hat ihn wahrhaft als einen Verlust für die Kunst empfunden. Beide Männer waren Künstler und Freunde und miteinander gleichsam ein Leib und eine Seele. Unter P. Fischers ungedruckten Gedichten findet sich eines in sapphischen Strophen unterm 25. März 1887, worin er in ergreifenden Worten die Totenklage um den heimgegangenen Künstler anhebt, der Steinle so bald gefolgt war.

„Still am Grabe weint die verwaiste Kunst nun,
Um der Jünger teures Paar: um Steinle
Und um ihn, der schleunig gefolgt dem hohen
Meister von Frankfurt.

Doch nicht ziemt uns Trauer allein! Erhaben
Vor dem Herrn ist seiner Gerechten Hinscheid.
Und die Werke, so sie getan, begleiten
Ihren Triumphzug."[2])

Im Jahre 1882 konstituierte sich die Sankt Lukasgilde in Innsbruck. Plattner war deren erster Gildenmeister und hatte diese Stelle auf Grund jährlicher Wiederwahl inne

1) „Katholik". Mainz, Kirchheim 1892. Bd. 2, Seite 430—434, 526—537.

2) Dr. E. Scherrer a. a. O. Seite 42.



bis kurz vor seinem Tode. Am meisten verkehrte er mit deren Mitgliedern und anderen hervorragenden Gesinnungs- und Standesgenossen. Unter diesen nennen wir Albert Neuhauser, den Mitbegründer der Tiroler Glasmalerei- und Mosaikanstalt, ein Vorbild der Religiösität, Nächstenliebe, edelster Ausdauer und Strebsamkeit, den ihm ähnlichen Diözesanarchitekten Josef von Stadl, Erbauer des bischöflichen Priesterseminars Vinzentinum in Brixen, den Historienmaler Georg Mader, Mitbegründer der obenerwähnten Kunstanstalt, Alois Fischer, vormals Statthalter in Oberösterreich, geboren in Landeck, Edmund von Wörndle, Mitschüler Plattners, ausgezeichneter Landschaftsmaler, Joseph Spörr Maler in Innsbruck, Anton Gappert, Landesoberingenieur, Michael Stolz, Bildhauer und Oberrealschulprofessor, Dominikus Trenkwalder, Bildhauer in Innsbruck, Historienmaler Franz Hallweger, Stadtbaumeister Josef Maier, Felix Schatz, Zeichner bei obiger Kunstanstalt.

Von den Jesuiten des Kollegiums in Innsbruck verkehrte er besonders mit den Gildenvätern: mit dem beliebten Kanzelredner P. Franz Zenker († 1901), mit dem Historiker P. Hartmann Grisar, Professor P. Max Limburg, P. Franz Hattler und dem Universitätsprofessor P. Mathias Flank.

Der Künstler war auch Mitbegründer und Mitglied der katholischen Burschenschaft Austria. Deshalb bestand ein inniges Freundschaftsverhältnis mit dem Universitätsbibliothekar Karl Unterkircher und Regierungsrat Karl Domanig († 9. Dez. 1913), welche beide auch zu den Mitbegründern gehörten. Letzterer widmete dem Künstler und Freunde nach seinem Tode einen warmen Nachruf im Tiroler Volkskalender (bei Felician Rauch in Innsbruck).

Am 18. März 1887 wurde Plattner von dieser Erde abberufen, um selbst jene selige Welt zu schauen, deren Erhabenheit er dem gläubigen Volke in so vielen Gemälden vorgeführt hat.

Diese skizzenhaften Bemerkungen über die künstlerische Tätigkeit des Meisters dürfen wir nicht schließen ohne einen

kurzen Hinweis auf sein Privatleben. Wie Plattner ein großer Künstler war, so war er auch ein treubesorgter Familienvater. Er tat das Möglichste, um den Kindern eine gute Erziehung zu geben. Sein ältester Sohn Anton wurde ein angesehener und beliebter Schriftsteller, Albert und Marie leisten Tüchtiges in der Malerei; auch die anderen Kinder brachten es zu angesehener Stellung. Welchen Anteil er am Berufe seiner Kinder nahm, mag folgende Episode dartun. Sein Sohn Albert wollte Maler werden. Das erregte beim Vater tiefen Kummer, indem er an den Dornenpfad seines eigenen Lebens dachte. Er wollte ihm seine Bitterkeiten erspart wissen. Doch es war vergebliche Mühe. Kurze Zeit vor seinem Tode zeichnete der Junge die Totenmaske des Theologieprofessors Möhler. Mühsam richtete sich der kranke Mann von seinem Lager auf und fragte: „Bua, was machst?" Und nachdem er lange geschwiegen, sprach er voll Innigkeit: „Bua, du wirst Maler; wenn ich gesund werde, sollst du nach Prag kommen." Er erlebte es zwar nicht mehr. Aber Albert wurde ein hervorragender Maler, der verschiedene Male mit Preisen ausgezeichnet wurde.

Von Schicksalsschlägen blieb Plattner nicht verschont. Im Jahre 1873 stürzte das Haus Rothschild durch seine Praktiken Viele ins Elend.[1]) In Innsbruck litten die hervorragendsten katholischen Familien schwer darunter. Es kam zum Maikrach. Auch Plattner verlor fast sein ganzes großes Vermögen, welches die Frau ihm in die Ehe gebracht hatte. Welch schwerer Schlag für ihn! Aber trotzdem ließ er seinen Mut nicht sinken. In festem Gottvertrauen und treuem Zusammenhalten mit seiner vortrefflichen Gemahlin hat er dieses schwere Leid ertragen.

Im persönlichen Verkehre war Plattner heiter und anspruchslos. Er hat sich nirgends vorgedrängt. Trotzdem war er angesehen und beliebt. Jedem imponierte die hohe hagere Gestalt mit dem von eisgrauen Locken umwallten

1) Hist.-polit. Blätter Bd. 91. Seite 809.

Moseskopfe, den markanten Zügen und den funkelnden Augen. Plattner war ein grundehrlicher Tiroler, ein Mann ohne Furcht und ohne Falsch, ein musterhafter Familienvater und ein begeisterter Patriot, vor allem aber ein treuer Katholik, dessen ganze Weltanschauung von seinem Glauben Norm und Richtung erhielt. Dadurch und daß er ausschließlich seinem hohen Berufe selbstlos und mit der ganzen Hingebung seiner energischen Natur oblag, steht er groß und erhaben da als religiöser Künstler in des Wortes eigentlichstem Sinne; ein Segen waren seine Werke für das Volk und darum bleibt gesegnet sein Andenken in allen Zeiten.

Dr. Carl Eberle.

XXV.

War Papst Bonifaz VIII. ein Ketzer?

Der dramatisch bewegte Pontifikat Bonifaz VIII. steht im Zeichen ständiger innerer und äußerer Fehden, die dem Förderer der erhabenen Kunst Giottos keine Zeit ließen, gleich anderen glücklicheren Inhabern der Cathedra Petri sich den stilleren Freuden an Kunst und Wissenschaft hinzugeben, sondern ihn gewaltsam in die schwersten und erschütterndsten Konflikte hineinrissen, die je ein Tiaraträger mit seiner nächsten Umgebung auszukämpfen hatte. Selbst vor der Gefangennahme durch seinen großen Gegner — Philipp von Frankreich — schützte ihn nur der Tod.

Wie innig nun der Zusammenhang zwischen diesen Kämpfen infra et extra muros sich gestaltete, wie hier disparate und einander prinzipiell fremde Kräfte sich einigten, den furchtbarsten Schlag gegen den Verfasser der „Unam sanctam“ zu führen, indem man ihn der Simonie, Unzucht, Häresie und des Bundes mit Dämonen zu zeihen versuchte, das bringt ein demnächst in



der Quellensammlung der Görresgesellschaft als 17. Band zur Veröffentlichung gelangendes Werk Dr. Ludwig Mohlers „Die Kardinäle Jakob und Peter Colonna“ in plastischer Anschaulichkeit zur Darstellung.

Das Buch wird nicht verfehlen, im deutschen Publikum Aufsehen zu erregen, da es auf Grund neuer archivalischer Funde jene dunklen Affären aufzuhellen bemüht ist, deren Mittelpunkt Papst Bonifaz bildet. Der Verfasser sah sich im Hinblick auf die große Bedeutung der öfters von verschiedenem Standpunkte aus aufgeworfenen Frage nach der Orthodoxie des genannten Papstes und bei der Tragweite der Rolle, die eine Anklage und Beschuldigung der Häresie in der Hand der auf Leben und Tod gegen den Papst und sein Andenken streitenden Colonna spielt, bemüßigt, auf streng wissenschaftlichem Wege zu einem Resultate zu gelangen und dasselbe in einem eigenen Kapitel darzulegen. Das Material, das er diesfalls herbeiziehen kann, bietet dem Verfasser Gelegenheit zu einem lückenlosen Nachweis, daß die erste Formulierung von Anklagepunkten in der Denkschrift den Colonnas ebenso zugeschrieben werden muß, wie sie auch die Formulierung jener Anklagen lieferten, womit Plasian gegen das Andenken des Papstes in die Öffentlichkeit trat. Sie werden nicht müde, immer wieder auf ihre Forderung zurückzukommen, daß der Papst als Eindringling und Häretiker verurteilt werden müsse; setzen sich aber selbst dadurch in schiefes Licht, daß sie sich zum Nachgeben bereit zeigen für den Fall, daß der apostolische Stuhl ihnen Entgegenkommen beweisen würde. Es war ihnen also in gleicher Weise wie Philipp von Frankreich die Verfolgung Bonifaz' nur Mittel zum Zweck — wie Mohler richtig argumentiert.

In dem von Klemens V. auf Drängen Philipps vom 14. bis 24. April zu Avignon angestellten Verhör traten die beiden Kardinäle Jakob und Peter Colonna, die bisher sich klugerweise scheinbar im Hintergrund hielten, wenn sie auch früher viel Anklagematerial zusammengetragen hatten, das erstemal in diesem Prozesse auf. Peter Colonna verbreitet sich nun über die gegen Bonifaz erhobenen Anschuldigungen in weit





umfangreicherem Maße als alle übrigen Zeugen, indem er sich dahin resumiert, der französische König hätte gut getan, gegen die Tyrannei und Ungläubigkeit des Papstes einzuschreiten. Sein Oheim, Jakob Colonna, faßt sich kürzer; betreffs des Vorwurfes der Ketzerei, meint er ausdrücklich, er glaube nicht, daß in den früheren Denkschriften Bonifaz eine spezialisierte Häresie zur Last gelegt worden sei. Was diese letztere Frage angeht, stellt nun Mohler in Anknüpfung an Finkes Untersuchungen eine genaue Würdigung der Glaubwürdigkeit der hiebei in Betracht kommenden Zeugen an.

Die Verhöre von Grosseau und von Rom kann der Verfasser auf Grund eines vollwichtigen Kriteriums — der dritten Denkschrift der Colonna — als unglaubwürdig und deshalb nicht beweiskräftig verwerfen, da in dem alle bis zum Jahre 1297 vorgebrachten Anklagen zusammenfassenden Dokument das durch jene Zeugen vorgebrachte Material fehlt. Erst in der Anklageschrift des bereits erwähnten Plasian vom Jahre 1303 finden sich Bemerkungen über die Häresie des Papstes, welche jedoch von Bonifaz selbst energisch zurückgewiesen wurden: In der Bulle Nuper ad audientiam vom 15. August 1303 beteuert er: „Wo in aller Welt hat man gehört, daß wir durch Häresie befleckt gewesen seien? Wer von unserer Verwandschaft, ja wer aus der ganzen Campagna, wo wir herstammen, bezeichnet uns mit solchem Namen?“ Von dem größten Werte für die Entscheidung unserer Frage und deshalb auch der wichtigste Ausgangspunkt der ganzen Untersuchung ist das Verhör von Avignon, da uns die hier auftretenden Persönlichkeiten — die Colonna, Johannes Monachus und mehrere königliche Räte — ihrem Charakter und ihren Tendenzen nach größtenteils bekannt sind. Die Aussagen der beiden Kardinäle sind sehr vorsichtig und ruhig gehalten. Peter Colonna äußert die Vermutung, daß der Papst durch ketzerische Worte im Kreise der Kardinäle und seiner Freunde sich verdächtig gemacht habe, und hält es für wahrscheinlich, daß einiges hievon auch der König in Erfahrung brachte. Aber die Quelle seiner Aussagen ist nur das Hörensagen. Einmal — beim Tod seines Neffen —

hätte er selbst ungeziemende Worte gehört, doch was sich Bonifaz hiebei dachte, wisse er natürlich nicht. Auch habe er bei seiner Anwesenheit in der Stadt den Ruf gehört: ‚der Häretiker soll sterben‘. Als Quelle nennt er noch besonders einen Johannes Macharius. Jakob Colonna hält sich noch reservierter. Auch er hat von Häresien des Papstes, besonders in betreff des Altarssakramentes gehört, und zwar in Kreisen, mit denen er nach der Rückkehr aus der Verbannung in Rom zusammenkam. Auch ergibt sich einmal ein Widerspruch zwischen Colonna — Oheim und Neffe. Dieselben hätten sich auch, wenn diese Anschuldigungen sich bereits früher erhoben hätten — sicher dieses für ihre Zwecke ungeheuer wichtigen Materials bemächtigt, um die Unrechtmäßigkeit des Pontifikates Bonifaz' daraus nachzuweisen, woran ihnen doch alles gelegen sein mußte. Bis zur Flucht der Colonna aus Italien im Jahre 1298 waren also die Anklagen wegen Ketzerei des Papstes noch nicht existent und Colonna hatte auch bis zum Tode des Papstes davon nichts gehört. Auch aus der Aussage des Kardinals Landulf Brancacci, eines erbitterten Feindes Bonifaz', erhellt deutlich, daß er von dieser Anschuldigung nichts vernommen und selbst, trotzdem er ständig mit dem Beschuldigten zu tun hatte, keine glaubenswidrigen Äußerungen aus seinem Munde gehört habe. Dieses Zeugnis gewinnt an Wichtigkeit, wenn man erfährt, wie sich Brancacci sonst über den Papst geäußert hat: „Es sei besser zu sterben, als mit einem solchen Menschen zu leben. Sein einziger Trost wäre es, daß jener nur noch Zunge und Augen habe, sonst sei er bereits ganz in Fäulnis übergegangen. Er sei ein Teufel.“

Eine andere Gruppe von Zeugen, Vertraute des Königs Philipp, machen ebenfalls unglaubwürdige, ja — wie Mohler zeigt — geradezu unmögliche Aussagen, die als völlig erfunden sich herausstellen. Was Johannes Monachus betrifft, so spielt derselbe eine zu offenkundige Doppelrolle, als daß man seine Behauptungen ernst nehmen könnte. Er kann sich nicht einmal der nachweisbar von ihm geschriebenen Briefe erinnern. Der französische Staatsmann Marigny weiß nur von der Unzucht



des Beklagten, aber von keiner Häresie zu berichten, deren er diesen jedoch für schuldig erachtet, während die anderen Zeugen nur vom Hörensagen Mitteilungen machen können. Selbst Napoleon Orsini, langjährig mit Bonifaz im Verkehr, weiß nichts von Ketzerei. Wann entstanden aber diese das Papsttum schwer diffamierenden Gerüchte? Sie tauchen zuerst — das ist sehr bemerkenswert für das ganze Problem — in Frankreich auf. Peter Dubois hatte über die gefälschte Bulle „Deum time" ein Gutachten abgefaßt und darin der Meinung Ausdruck gegeben, daß der Papst wegen seiner ungezähmten Machtansprüche ein Häretiker sei. Öffentlich hat zuerst Nogaret am 12. März 1303 diese Anklage ausgesprochen und gefordert, Bonifaz vor ein allgemeines Konzil zu stellen. An der Kurie selbst dürften erst gegen Ende des Pontifikates diese Gerüchte aufgetaucht sein und sich dann — Fama crescit eundo — auf dem Weg nach Frankreich noch vervielfältigt und erweitert haben, zumal der tote Papst sich selbst nicht mehr verteidigen konnte und sich auch keine Freunde erworben hatte, die dieses saure Geschäft — weil ohne Verdienst — später besorgt hätten. Auch den Berichten der Gesandten am päpstlichen Hofe schenkt Mohler Aufmerksamkeit: das Resultat ist auch hier betreffs Ketzerei ein negatives. — Es entbehrt nicht einer gewissen Pikanterie, wenn wir sogar den Dichter des unsterblich schönen „Stabat Mater" — Jacopone da Todi — als Kronzeugen für die Orthodoxie des Papstes angeführt sehen. Dieser Poet war als Aufrührer vom Papste eingekerkert worden und machte seinem Groll in einem Schmähgedicht über die verhaßte Persönlichkeit desselben unverhohlen Luft. Er tituliert ihn u. a. den „neuen Luzifer auf dem Papstthrone". Bei allem Schimpf, den er über Bonifaz auszugießen weiß, schweigt er jedoch gänzlich von dem Vorwurfe der Häresie — gewiß ein schwerwiegendes Moment, wenn man erwägt, daß Jacopone ausgesprochener Parteigänger der Colonna war. Auch Dante, ein ebenso ausgesprochener Gegner des Papstes, den er noch bei dessen Lebzeiten im Inferno der „Divina Comedia" ein Denkzeichen der Verewigung setzt, weiß zwar von einem hochmutsvollen und



eigenmächtigen Eindringen in die Kirche und in das Papsttum, nicht aber von einem Abfall des Papstes vom Glauben derselben zu sagen. Und schließlich auch der König Jayme II. von Aragonien, dessen Gesandte über die Vorgänge am päpstlichen Hofe ja genau unterrichtet waren, bekennt, daß er Bonifaz zu keiner Zeit mit irgendeiner Makel der Häresie befleckt gefunden hätte, weshalb auch der ganze Prozeß gegen ihn ein Skandal für die Kirche und die Christenheit zu nennen sei.

Man kann also über Bonifaz' schwere Fehler und Menschlichkeiten wie immer denken, ein Vorwurf läßt sich wahrheitsgemäß nicht aufrechterhalten, der des ausgesprochenen Abirrens von der kirchlich-orthodoxen Lehre.

Klosterneuburg. Professor Dr. Ludwig.

XXVI.

Norwegen 1814—1914.

Von J. Gg. Lappe, Torsgrund (Norwegen).

Das Jahr 1814 bildet einen Markstein in der Geschichte des norwegischen Volkes. Die Bestimmungen des Kieler Friedens, die Norwegen der schwedischen Krone zusprachen, hatten es aus jahrhundertelanger politischer Indolenz zu neuem Leben erweckt. Trotzdem Hungersnot und Krieg an seinem Marke gezehrt, erhob es sich doch wie ein Mann für des Vaterlandes Freiheit und Ehre. Die 112 Notabeln, die die nationale Not in Eidsvold am Mjösen versammelt hatte, gaben, allen ausländischen Potentaten zum Trotz, am 17. Mai 1814 dem Lande eine neue und freie Verfassung, ein coup d'état, der eine Epoche nationaler Autonomie in politischer und kultureller Hinsicht inaugurierte.

Jener denkwürdige Tag von Eidsvold jährte sich unlängst zum hundertsten Male; ein Umstand, der das Jahr



1914 zum nationalen Jubeljahre stempelt. Die soeben eröffnete Jahrhundertausstellung in der Haupt- und Residenzstadt an den reizenden Ufern des Kristianiafjordes macht allenthalben von sich reden, und der ohnehin starke Strom von Touristen aus aller Herren Länder, die Jahr für Jahr der Hochsommer in die norwegischen Fjordlandschaften lockt, würde sich in diesem Jahre wohl verdoppelt haben, wenn nicht der jetzige schreckliche Krieg ausgebrochen wäre.

Die nationale Ausstellung in Kristiania wäre allerdings besser denn alles andere geeignet, dem Nicht-Norweger, dem des Landes Kultur noch mehr als seine Natur ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch zu sein pflegt, einen Einblick in den reichen Fond kultureller Werte zu vermitteln, die das Jahrhundert 1814—1914 auf norwegischem Boden zeitigen ließ. Die Gelegenheit, nicht nur mit norwegischer Natur, die in Europa ihresgleichen nicht hat, in Kontakt zu kommen, sondern überdies die mit Fleiß gesammelten, sorgfältig gesichteten und auf dem Kristianenser Ausstellungsterrain übersichtlich geordneten Resultate der im Laufe von 100 Jahren im Lande der Mitternachtssonne getätigten Kulturarbeit Revue passieren zu lassen, hätte eine Nordlandsreise gerade in diesem Jahre als besonders reizvoll erscheinen lassen müssen.

Die Rolle, die Norwegen seit 1814 in der auswärtigen Politik gespielt, hat fast nie und nirgends tiefere Spuren hinterlassen. Mit Schweden hatte es seit dem Vergleiche von Moß den König und einen etwaigen Feind gemeinsam. Doch die völkische Individualität der beiden Schwesternationen, ihre politischen und wirtschaftlichen Interessen divergierten andauernd, und dieser nationale Antagonismus zeitigte naturgemäß das Ereignis des 7. Juni 1908: den definitiven Austritt Norwegens aus der Union mit Schweden. — Die Ereignisse der letzten Jahre haben selbst »in ultima Thule«, alias Skandinavien eine Art von Rüstungsfieber hervorgerufen. Vor allem rüstet Schweden, zum Ärger der Herren an der Newa. Und die in Norwegen bisheran unerhörte Losung: „Mehr Militarismus" geht wie ein Lauffeuer durch



das weite Land. Die Tagesblätter erörtern opportune, importune die Chancen eines deutsch-englischen Konfliktes für Norwegen und seine politischen und wirtschaftlichen Interessen. Daß die Schlacht, die über die Hegemonie Deutschlands oder Großbritanniens entscheidet, an der norwegischen Westküste geschlagen werden wird, darüber erscheint vielen bei uns in Norwegen kaum mehr ein Zweifel zu bestehen. Der eventuellen nachdrücklichen Wahrung seiner Neutralität Deutschland—England einerseits und dem auf das an eisfreien Häfen reiche nördliche Norwegen lüsternen Rußland andererseits gegenüber galten die energischen militärischen Vorkehrungen des norwegischen Kriegsministeriums im Laufe der letzten Jahre.

Den Ehrgeiz, auf politischem Gebiete zu imponieren, hatte und hat Norwegen freilich nicht. Sein Ehrgeiz gilt viel mehr kulturellen Idealen. Und die Bemühungen und Erfolge des norwegischen Volkes auf materiell- und geistig-kulturellem Gebiete gereichen ihm zu Ruhm und Ehre.

Das jetzige Norwegen ist mit seinen 322 908 qkm größer als Großbritannien und Irland. Von dem genannten Areale sind 2300 qkm Ackerland, 3700 qkm gepflegte und 3000 qkm ungepflegte Wiesen, 6800 qkm Wald, 24 000 qkm Heide usw. und der Rest Gebirge und Seen. Im Jahre 1815 belief sich die Bevölkerungsziffer auf 902 000 Seelen, 1865 auf 1 700 000. Alsdann setzte die Auswanderung nach Amerika ein, die zeitweilig beängstigende Dimensionen annahm. Während 1836 200 Norweger ihre Heimat verließen, stieg ihre Zahl 1866 bereits auf 15 000. Nicht weniger als 1½ Millionen Norweger haben sich in den U. S. A. ansässig gemacht. Trotzdem zählte Norwegen am 30. Juni 1913 2 445 950 Einwohner, d. h. 8 pro qkm.

Auch in Norwegen bildete der Ackerbau stets die sichere Basis für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes. Die Waldbestände wurden 1814 eine zeitlang rücksichtslos dezimiert. Einer in den fünfziger Jahren einsetzenden energischen Reaktion ist es zuzuschreiben, daß trotz der Sünden früherer



Generationen die norwegischen Wälder immerhin noch eine der Existenzbedingungen des norwegischen Volkes ausmachen und heute des Landes Waldbestände wertvoller sind denn je. In großen Distrikten des westlichen und nördlichen Norwegens bilden die Fischereien den Haupterwerbszweig der Bevölkerung. Sie präsentieren eine jährliche Nationaleinnahme von rund 70 Millionen Mark. Der Bergwerksbetrieb spielte im Jahre 1814 eine ganz bedeutende Rolle, stagnierte dann aber lange. Im letzten Jahrzehnte trat ein entschiedener Umschwung zum Besseren ein, sodaß der Gesamtwert der Bergbauprodukte (Eisen, Kupfer, Nickel und Silber) bereits im Jahre 1912 auf 25 Millionen Mark veranschlagt werden konnte. Industrie und Fabriken gab es vor hundert Jahren kaum. Im Jahre 1850 beschäftigten dieselben nur erst 12000, im Jahre 1900 jedoch bereits 90000 Arbeiter. Die Wasserkräfte des Landes repräsentieren ungeheure Energien. Man spricht von 9 Millionen PS; davon mag etwa ein Zehntel ausgebaut sein. Der Wert der industriellen Produktion belief sich 1867 auf 2 Millionen, 1905 auf 75 Millionen Mark.

Die norwegische Handelsflotte ging von 1814—25 von 165000 t auf 128000 t zurück, stieg jedoch bis 1850 auf 288000 t, bis 1879 auf $1^1/_2$ Millionen t und nunmehr besitzt unter allen seefahrenden Nationen der Welt Norwegen die relativ mächtigste Handelsflotte. Im Jahre 1909 verfügte Großbritannien und Irland über 37868000, das Deutsche Reich über 8929000, die Vereinigten Staaten über 5,96 ,000, Frankreich über 3813000, Norwegen über 3733000 Registertons.

Diese Zahlen besagen, daß in England 833 t, in Deutschland 139 t, in Amerika 71 t, in Frankreich 97 t, dagegen in Norwegen 1574 t auf 1000 Einwohner entfallen.

Das Jahr 1911 brachte trotz mehrerer ungünstiger Umstände die höchsten Frachteinnahmen, die die norwegische Kauffahrteiflotte sich je ersegelt hat, nämlich 180 Millionen Mark Brutto. Im Jahre 1830 gab es an der norwegischen

Küste 11 Leuchttürme. Seit 1850 wurden 150 neue hiezu gebaut und nicht weniger als 700 Blinkfeuer, von zahllosen Nebelhörnern und Glockensignalen ganz abgesehen. Bis 1820 lag der Handelsumsatz sehr im Argen. 1840 wurden für 25 Mill. Mark ein- und für 19 Mill. Mark ausgeführt; 1870 belief sich der Umsatz auf 174, 1905 auf 600 Millionen. Im Jahre 1912 wurde für 375 Mill. Mark exportiert und für 580 Mill. importiert. Die Differenz wird durch die Summen ausgeglichen, die alljährlich die Schiffahrt abwirft.

Des Landes Wegenetz ist in musterhafter Weise ausgebaut worden. (16000 km bis 1850, 18000 km bis 1900.) Der ersten im Jahre 1854 eröffneten Eisenbahn von 68 km Länge folgten alsbald neue Strecken, die jetzt ein Schienennetz von 3085 km Länge bilden. Wie für den Ausbau der Eisenbahnlinien, so hat das Land auch für den Ausbau seines Telegraphen- und Telephonnetzes außerordentlich große Summen verausgabt. Am 28. Juni 1913 genehmigte das Storthing den Bau einer Markonistation an der Westküste, die über den Atlantischen Ozean hinweg mit dem amerikanischen Kontinent korrespondieren wird.

Noch weniger müßig als auf dem Gebiete materieller Kultur war Norwegen auf dem der geistigen. Es dürfte in der Tat kaum ein Land geben, das für die intellektuelle Ausbildung seiner Bevölkerung größere Opfer gebracht hat als das norwegische. Und wenn das norwegische Volk vor irgend einem anderen Volke in der weiten Welt an intellektueller Durchbildung zurückstehen sollte, so läge die Schuld wahrlich nicht beim Staate.

Die im Jahre 1813 gestiftete Landesuniversität in Kristiania zählte vor 100 Jahren 6 Professoren und 18 Studenten, 1913 70 Professoren (außer zahlreichen Dozenten, Adjunkten und Lektoren) und 1600 Studenten.

Eine Tatsache, die kaum noch bestritten, jedoch von den Wenigsten als ein durchaus erfreuliches Sympton gewertet wird, ist die Überproduktion an Künstlern und Literaten,



unter der das Land nachgerade zu leiden beginnt. Cives academici finden sich nur zu häufig in einer Reihe von Berufen, die weder mit Theologie oder Philosophie noch auch mit Jus oder Medizin auch nur das Geringste zu tun haben.

Zeitungen liest man allüberall; auch in dem entlegensten Waldtale. In Städtchen von 5—10,000 Einwohnern erscheint oft genug ein halbes Dutzend von Zeitungen, Organen der verschiedensten Parteischattierungen.

Norwegische Literatur und Kunst hat nirgendwo außerhalb Skandinaviens so viele und so freudige Sympathien gefunden wie in Deutschland. Ich erinnere — um nur einige wenige Namen zu nennen — an Ibsen, den größten dramatischen Dichter Skandinaviens, den großen Grübler und Fragesteller; an Björnson, den größten in der großen Schar skandinavischer Lyriker und Novellisten, bodenständiger und temperamentvoller und unverhältnismäßig optimistischer als Ibsen; an Edvard Grieg, der „in Tönen dichtete auf seines Heimatlandes Natur und Volk"; an Ole Bull, dessen Geigenspiel den trotzigen Bauern von Halling und Telemarken ebenso gewaltig ans Herz griff wie den Beduinen am Roten Meere; an Prof. Johann Dahl, dessen Persönlichkeit und Landschaftsbilder in Dresden nicht weniger populär waren als in seiner nordischen Heimat; an Edvard Munch, Thaulow, Skredsvig und Werenskjold, an Bildhauer wie Stephan Sinding und Gustav Vigeland und — last not least — an Entdecker wie Sverdrup, Lumholtz, Frithjof Nansen und Roald Amundsen. — —

Im Allgemeinen ist der Norweger im Gegensatze zum Schweden und Dänen von ernstem und reserviertem, doch durchaus nicht von unfreundlichem Wesen, und, wie man hierzulande zu sagen pflegt, „religiös interessiert". Er kennt nur ein Christentum, nämlich jenes, das die derzeitigen dänischen Machthaber seinen Vorvätern aufgezwungen, das lutherische. Der gebildete Norweger berichtigt jedoch gerne die reaktionären Katechismusdoktrinen nach den Kollegien-



heften der Kristianenser Theologieprofessoren. Und diese sind alle liberal, oder besser gesagt: radikal.

Im übrigen herrscht Religionsfreiheit. Der vornehm-tolerante Geist der norwegischen Verfassung sowohl wie auch des Volkes kommen der vor einigen Dezennien wieder einsetzenden Missionstätigkeit jener Kirche außerordentlich zu statten, die dem Lande nicht nur einen hl. Olav, den Dom von Drontheim, das herrlichste Bauwerk Skandinaviens, seine stolzeste politische Epoche, sondern auch und vor allem, wie Irland und Schottland, das Christentum gebracht.

XXVII.

Der Weltkrieg.

Am 12. Oktober 1866 schrieb der verewigte Verfasser der Zeitläufe in seiner weitausschauenden Weise die Worte nieder: „Österreich muß wieder in ein deutsches Verhältnis hineinkommen" und ferner „aus der ganzen Lage ergibt sich, daß Österreich eines Erfolgs nach außen auch zu dem Zwecke bedarf, um sich aus seinen inneren Verlegenheiten herauszureißen. Das wird täglich klarer. An gebotenen Gelegenheiten wird es nicht fehlen, denn in der großen Krisis ist nur ein Stillstand, kein Abschluß eingetreten und die eigentliche Katastrophe steht immer noch bevor. Sie wird unfehlbar mit dem Einsturz des Halbmondreiches verbunden sein. Bei dieser Umwälzung ist Österreich ohnehin der Nächstbeteiligte . . ." Der erste Teil dieser Ausführungen hat sich ja bekanntlich bälde verwirklicht, als manche glauben wollten, durch das Bundesverhältnis, welches, alsbald nach der großen Auseinandersetzung mit Frankreich und dem sich anschließenden Aufbau des Deutschen Reiches eingeleitet, seit

dem Jahre 1878 zwischen dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn besteht und sich seither wahrlich als festeste Stütze des europäischen Friedens erwiesen hat.

Anders haben sich die Dinge gestaltet nach der Seite der aktiven Außenbetätigung der Politik der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie. War schon der Allianzvertrag mit dem Deutschen Reiche in erster Linie ein Instrument defensiven Charakters und demgemäß eher ein auch durch die Intentionen des Trägers der Krone verstärktes Hindernis agressiven Vorgehens, so wurde gerade durch die innere Zerrissenheit, die aus dem nationalen Hader erwachsen mußte, die Aktionsfähigkeit Österreich-Ungarns nahezu gelähmt, besser gesagt, man glaubte sie gelähmt.

Das aber war ein schwerer Irrtum in der Rechnung; denn die letzten Wochen schon haben gezeigt, daß auch in den Ländern und Völkern der habsburgischen Krone der alte einigende österreichische Gedanke noch fortschlummerte und nur zu wecken gebraucht wurde. Das allein schon ist ein unschätzbarer Gewinn für die Zukunft der Donaumonarchie, mag da kommen, was wolle. Es gibt wieder ein Österreich. Für den greisen Kaiser aber muß es ein erhebender Gedanke sein, zu sehen, wie in der Zeit der Not, da er seine Völker aufgerufen zum Schutze des gemeinsamen Vaterlandes, alle diese seine Völker ohne Unterschied der Nation sich um den geliebten Herrscher scharen in Treue, Begeisterung und Entschlossenheit.

Und haben nicht auch wir im verbündeten Deutschen Reiche ein ähnlich erfreuliches Bild zu schauen bekommen in den Tagen der Not und Gefahr? Wie wenn Sturmesbrausen über die deutschen Lande hinweggefegt wäre, so sind mit einem Schlage alle Parteiunterschiede ausgelöscht und die schreienden Klassengegensätze übertönt von dem einen und einigenden Willen den schweren Kampf aufzunehmen und mit Gottes Hilfe zum guten Ende zu führen. Das Bild, welches der Deutsche Reichstag als Vertretung des ganzen deutschen Volkes vergangene Woche dem In- und

Auslande geboten hat, konnte nicht würdevoller und imposanter sein, als es gewesen. Es geht wieder ein großer, ein ungeahnter Zug durchs Volk, das sich zusammengefunden mit seinen Fürsten zu gemeinsamer Abwehr in glühender Begeisterung und fester Entschlossenheit.

Noch ein Drittes aber haben die jüngsten Tage gezeigt: wir sehen wieder das Volk auf den Knieen liegen und beten in innerer Einkehr zum Herrn der Heerscharen, zum Lenker der Schlachten. In Stadt und Land vereinigen sich alle Stände ob Hoch, ob Niedrig, um wieder Gott die Ehre zu geben, die ihm gebührt, und aus dem Gebete die überirdische Kraft zu schöpfen für die schwere Not der Zeit. Denn das ist gewiß: eine Katastrophe ist über Europa, über die Welt hereingebrochen, wie sie die Geschichte wohl noch niemals zu verzeichnen hatte. Gott sei's gedankt, daß die Verantwortung für die Dinge, die kommen werden, nicht die beiden verbündeten Reiche zu tragen haben: gerechter ist wohl keine Sache als die unsere, und weil sie gerecht ist, sagen wir voll Zuversicht und Vertrauen auf die himmlische Hilfe: der alte Gott lebt noch!

Unser allverehrter Bayernkönig ist uns ja mit herrlichem Beispiel vorangegangen, da er nach der Kriegserklärung Englands schlicht und ernst sich äußerte: „Ein Feind mehr und darum ein Grund mehr, uns bis zum letzten Atemzuge zusammenzuschließen. Unsere Sache ist gerecht. Gott wird uns helfen!"



XXVIII.

Kürzere Besprechungen.

1. Politische Erinnerungen von W. Kulemann, Landgerichtsrat a. D. Ein Beitrag zur neueren Zeitgeschichte. Berlin, Karl Curtius 1911. 251 S. 2.50 geb. 3.50 Mk.

Man kann die vorliegenden Erinnerungen als einen vortrefflichen Überblick über die politischen Ereignisse seit der Reichsgründung und vorher bezeichnen. Zur Zeit der Blüte des Liberalismus hat Kulemann dieser Partei seine Begeisterung und ein gutes Stück seiner Lebensarbeit gewidmet; zur Zeit des Abstieges hat er sie verlassen, weil er ihre politischen Anschauungen in vielen Beziehungen namentlich infolge seiner arbeiterfreundlichen Stellung in sozialen Fragen nicht mehr teilen konnte. Die Erinnerungen Kulemanns berühren sympathisch, weil sie eine große Ehrlichkeit und Geradheit der Gesinnung und große Selbständigkeit des Urteils verraten. Auch gelegentliche Schiefheiten über die Zentrumspartei können den politischen Wert dieser Erinnerungen nicht beeinträchtigen. Für alte Parlamentarier und Zeitungsleser von hohem Interesse dürfte die Kennzeichnung der zahlreichen Persönlichkeiten aus allen Parteilagern sein, wobei dem Verfasser eine gewisse Fähigkeit der klaren, sicheren Charakterisierung nicht abgesprochen werden kann. Von Windthorst hebt Kulemann die große Schlagfertigkeit im Reden, sowie eine gewisse geistvolle Lebhaftigkeit hervor, ferner den persönlich angenehmen Verkehr. Daß das Eintreten Windthorst's für die katholischen Interessen nicht echt, daß vor allem der Haß gegen Preußen das tiefstliegende Motiv seiner Politik gewesen sei, diese Behauptung hätte Kulemann, da er sie mit nichts belegt, auch nicht äußern sollen, denn lediglich das Gefühl darf für solche psychologische Urteile nicht maßgebend sein. Wir finden ferner Urteile über Bennigsen, Miquel, Stöcker, Hitze, von Huene, Eugen Richter, dessen Polemik „nicht so fein und geistreich, wie diejenige Windthorsts, vielmehr auf einen gröberen Ton gestimmt“ war, Bebel, Singer u. a. Kulemann trat mit großen Idealen



und vor allem mit einer glühenden Bismarckverehrung in den Reichstag ein. An Bismarck hat ihn zunächst die Beendigung des Kulturkampfes irre gemacht; Bismarck hätte nach der Meinung Kulemanns denselben entweder durchführen oder auf die Schutzzollpolitik mit dem Zentrum verzichten müssen. Kulemann verteidigt indes keineswegs die Art und Weise und die Mittel des Kulturkampfes. Von Wert für die Geschichtsschreibung des Kulturkampfes ist die Mitteilung: „ich weiß aus dem Munde von Augenzeugen, die durchaus auf dem Boden der Staatsautorität standen, daß man in einem geradezu unglaublichen Maße alles getan hatte, die berechtigten Gefühle der Katholiken zu verletzen und dem Vorwurfe, daß der Kampf nicht gegen die klerikalen Übergriffe, sondern gegen die katholische Kirche als solche gerichtet sei, nach Kräften eine Unterlage zu verschaffen." Kulemann weist ferner darauf hin, welch starken Hasses Bismarck fähig war, sowie darauf, daß er die Vorzüge seiner amtlichen Stellung zur Erlangung persönlicher Vorteile ausnützte. Kulemann frischt hier zwei sehr häßliche Sachen auf. Als bei der städtischen Veranlagung zur Mietsteuer Bismarcks Dienstwohnung auf 60000 Mark abgeschätzt war, schützte er sich durch ein Sondergesetz, das den Höchstbetrag für solche Fälle auf 20000 Mark festsetzte. Außerdem setzte er gegen den Willen des Landrats des Kreises Schlawe die Verlegung seines Gutes Schönhausen zu dem Nachbarkreise mit dem zynischen Worte durch: „Wer die Klinke der Gesetzgebung in der Hand hat, wird sie auch gebrauchen." Kulemann bezeichnet dieses Verhalten als „sittliche Brutalität" und wundert sich, „daß die offenbar ungeheuchelte Religiosität, die ihn beseelte, ihm eine Handlungsweise gestattete, die mit den elementarsten Geboten der Ethik in unlösbarem Widerspruche steht". Kulemann weist sodann noch darauf hin, daß der gegen Bismarck erhobene Vorwurf, er habe sich für die hohen Holzzölle wegen seines Sachsenwälderbesitzes bestimmen lassen, in Anbetracht dieser Gesinnungsweise einen gewissen Kern von Berechtigung gehabt hätte. Der Leser findet sodann eine eingehende Darstellung der Bedeutung Stöckers und der Naumann'schen Bewegung, der jungliberalen Partei-



gründung, der Verhältnisse im Herzogtum Braunschweig usw. Kulemann trat auch offen gegen die Ungerechtigkeiten des braunschweigischen Katholikengesetzes auf, was ihm im Zusammenhalt mit seinen warmherzigen weitgehenden sozialpolitischen Auffassungen von den maßgebenden Kreisen arg übel genommen wurde. Alles in allem genommen stellen Kulemanns Erinnerungen ein wertvolles politisches Buch dar, das trotz mancher abweichender Anschauungen von jedem politisch interessiertem Leser mit großem Nutzen zur Hand genommen werden wird. Hans Rost.

2. Religiöse Bilder. Die wohlverdiente Beachtung, die Meister Josef Führich in der kunstgeschichtlichen Literatur neuestens findet (siehe „Histor.-polit. Blätter", 153. Bd. S. 476) muß es ja nahe legen, auch die Werke des Künstlers in schlichten, zu geringen Preisen erhältlichen Reproduktionen möglichst volkstümlich zu machen. Solcher Absicht entspringen denn auch die in kleinem Format und in einfachem Kolorite von den Josef Müllerschen Kunstanstalten in München gebrachten Ausgaben mehrerer Führichscher Bildergruppen, die entweder direkt nach vorhandener zyklischer Anordnung, so bei den geistvollen Kompositionen „Er ist auferstanden", oder wie im „Leben Mariä", in freigeordneter Kombination aus der reichen Bilderfülle des Meisters gesammelt sind. Ersterer Zyklus umfaßt 14, letzterer 26 Darstellungen. Sind auch die Formen bei Führich oft gar herb und strenge, so ist doch hier eine Kunst vermittelt, die durch ihren Ernst und Gehalt auf das religiöse Empfinden mächtig einzuwirken vermag und gerade deshalb Beachtung und weitgehendste Popularisierung verdient. Der pädagogische Wert dieser Gaben wird noch gemehrt durch den stets rückseitig angebrachten erläuternden kurzen Text, welchen eine berufene geistliche Feder hierfür zur Verfügung stellte. Indem Kunstverleger solche und ähnliche Publikationen bieten, erwerben sie sich ein Verdienst, denn die wirklich religiöse Kunst soll an Weihrauch, nicht aber an süßlichen Salonparfüm gemahnen, wie er uns hin und wieder noch aus Heiligen- und sogenannten Erbauungsbildchen unlieb entgegenweht. — Eine weitere Anerkennung ist Kunstverlegern nicht vorzuenthalten, wenn sie in



neuerer Zeit bestrebt sich zeigen, die üblichen Andenken an die erste heilige Kommunion in einer Weise zu gestalten, die der Bedeutung dieses erhebenden Erlebnisses möglichst entspricht, indem sie über das gewöhnliche Gebetbücherformat hinaus Bilder bieten, die nicht allzu umfangreich, immerhin aber groß genug sind, um allenfalls unter Glas und Rahmen als Wandschmuck auch in kleinen Wohnräumen dienen zu können. Hiefür bringt u. a. die erwähnte Müllersche Anstalt mehrere vorzügliche farbige Blätter nach Werken der tüchtigen Künstler Raffeiner, Emonds-Alt und Ph. Schumacher, welche gedachtem Zwecke vorzüglich entsprechen. Auch der rührige Verlag von B. Kühlen in M.-Gladbach hat jüngst in mehrfachen gediegenen Ausgaben die ernste Abendmahldarstellung des Düsseldorfer Malers Heinrich Nüttgens zu bescheidenen Preisen reproduziert, sodaß für geeignete Auswahl würdige, weihevolle Bilder genug vorliegen. — Es ist gewiß eine schöne, von vielen Katholiken gepflegte Sitte, die Kommunionkerze aufzubewahren, um sie einst als Sterbekerze wieder in Gebrauch setzen zu lassen. Ähnlich könnte es in jeder Familie mit einem derartigen Kommunionbilde gehalten werden, das — in normalen Tagen ein erbaulicher Zimmerschmuck — ganz besonders sich eignen dürfte, in ernsten, schweren Stunden den Tisch zu zieren, auf welchen der zu einem schwerkranken Familiengliede herbeigerufene Priester das eucharistische Himmelsbrot niedersetzt, ehe es als heilige Wegzehrung von den Lippen des Kranken oder Sterbenden aufgenommen wird. Solche Bewertung eines Kommunionandenkens entspräche wohl dauernd der Weihe, die es erstmals erhalten, als es einem beglückten Kinde zur Festgabe dargereicht worden. Noch immer zirkulieren in manchen Kreisen allzuviel phantastisch gehaltene Kommunionandenken, die über das Niveau komplizierten papierenen Spielzeuges nicht gar weit hinausrageu. Hier allmählich Wandel zu schaffen, ist ein sehr berechtigtes, löbliches Streben. Zur Mahnung und Erinnerung an das Heiligste muß sich — und sei es auch in bescheidenster, schlichtester Weise — eine Form finden, die möglichst der Würde dessen entspricht, an was eben erinnert werden soll.

M. Fürst.

3. **Die lombardische Graphik der Renaissance.** Von **Paul Kristeller.** Berlin. Bruno Cassirer 1913.

Kristeller, dessen vorzügliches Handbuch „Kupferstich und Holzschnitt in 4 Jahrhunderten" wir in dieser Zeitschrift (Bd. 148 S. 892 ff.) besprachen, hat schon früher wertvolle Einzelarbeiten über sein Forschungsgebiet veröffentlicht, wie die Abhandlungen im „Jahrbuch der K. preußischen Kunstsammlungen" oder die Untersuchungen über den altflorentinischen Holzschnitt (Early Florentine woodcuts. London 1897), um nur ein paar Beispiele zu nennen. Im ersterwähnten Werke ist natürlich auch der Anteil der einzelnen italienischen Landschaften an der Entwicklung der Graphik besprochen. Was jedoch dort über Mailand und die Lombardei gesagt wird, ist dem Charakter des Buches gemäß nur ein kurzer Hinweis auf das Wichtigste; Abbildungen lombardischer Arbeiten konnten dem Texte gleichfalls nicht beigegeben werden. In der vorliegenden Publikation werden nun jene kurzen Andeutungen zu einer ausführlichen Untersuchung erweitert, die von 11 Tafeln und 33 Textbildern begleitet ist. Im 1. Kapitel sind die Kupferstiche, die sich von 1479 bis in das 16. Jahrhundert hinein als bemerkenswerte Mailänder Arbeiten nachweisen lassen, beschrieben und charakterisiert und, soweit als möglich, in zusammengehörige Gruppen geordnet. Der Zusammenhang mit Venedig, Brescia, Pavia, das Verhältnis der Graphik zur monumentalen Kunst und die technischen Besonderheiten der Lombarden werden genauer untersucht. Neue, wenn auch nur vermutungsweise Zuweisungen werden gemacht und der einzige namentlich bekannte bedeutende Kupferstecher und Miniator des Mailänder Quattrocento, Fra Antonio da Monza, findet die entsprechende Beachtung. Ähnlich wird im zweiten Abschnitt der Holzschnitt vorgenommen und die zahlreicheren Werke, meist Buchillustrationen, werden nach ihren künstlerischen Eigentümlichkeiten besprochen. Diese Betrachtungen des einschlägigen Materiales lehren allerdings, daß sich die lombardische Stecher- und Holzschneidekunst mit den Leistungen von Florenz und Venedig keineswegs messen kann. Allein sie ist trotz ihrer etwas trockenen, spröden und herben Eigenart



nicht uninteressant und nicht ohne Mannigfaltigkeit nach Inhalt und Form. Den Charakter der lombardischen Ornamentik lernt man gleichfalls erst hier genauer kennen. Die von früheren Forschern aufgestellte Vermutung, Leonardo da Vinci habe sich mit Kupferstechen befaßt, wird von Kristeller ebenso wie von W. v. Seydlitz und anderen Kunsthistorikern abgelehnt, wenn auch die Einwirkung des großen Meisters in einzelnen Stichen und Holzschnitten fühlbar ist. Manche Blätter pflegte man dem Leonardoschüler Cesare da Sesto (Lippmann) oder einem anderen, Boltraffio (Seydlitz), zuzuschreiben. Kristeller bringt sie mit mehr Wahrscheinlichkeit mit Marco d'Oggione in Verbindung. Auch das Architekturbild, das den Namen Bramantes trägt, geht nur etwa auf eine Zeichnung dieses Künstlers zurück. — Ein sehr verdienstliches Bemühen Kristellers war es, das reichhaltige Verzeichnis von Büchern mit Holzschnitten aus den lombardischen und piemontesischen Druckstätten anzulegen. Die Angaben der Titel, des Druckortes, der Erscheinungszeit, des heutigen Standortes sowie die schlagwortmäßige Beschreibung der wichtigeren Holzschnitte in den einzelnen Büchern machen gerade diese Liste zu einem wertvollen Behelf für den Kunst- und noch mehr für den Kulturhistoriker. Für den letzteren bilden auch die künstlerisch minderwertigen Leistungen oft ein wertvolles Material. Der Verfasser gibt kein erschöpfendes Inventar des vorhandenen Vorrates, sondern nur eine genügende Auswahl, die einen guten Einblick in die ganze lombardische Holzschnittkunst ermöglicht. Zu verbessern wäre eine Anzahl Druckfehler. Vom Blatte, das nach der Beschreibung (S. 98) die hl. Katharina von Alexandrien darstellt, darf man ganz sicher behaupten, daß es nur durch ein oberflächliches Versehen in die Vita der hl. Katharina von Siena hineingekommen ist. Ein kleines Kapitel mit einer präzisen zusammenfassenden Charakteristik des ganzen behandelten Stoffgebietes, wie es gerade der Verfasser am leichtesten aus dem Vollen heraus hätte schreiben können, wünscht man sich nach dem Durcharbeiten der Untersuchungen noch dazu. Im übrigen hat er die Absicht, die er mit der Publikation verband, vollständig erreicht.

Dr. Johann Ranftl, Graz.



4. Erlebtes und Erstrebtes. Erinnerungen von Prof. Dr. E. Heinrich Kisch, k. k. Regierungsrat. Mk. 5.50, geb. Mk. 7.—, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 308 S.

Die vorliegenden Lebenserinnerungen haben wegen der Milieuschilderungen, wegen der tiefen ärztlichen Erfahrungen und wegen der zahlreichen hochstehenden Persönlichkeiten, mit denen der Badearzt in Marienbad, Universitätsprofessor Kisch, in Berührung kam, ein hohes Interesse. Von kulturhistorischem Werte sind die Erinnerungsbilder aus dem Prager Ghettoleben, dem Jugendmilieu des Verfassers, sowie sonstige Schilderungen vom Prager Judentum. An unserem Auge zieht das Jahr 1848 vorüber; die patriarchalischen freilich gedrückten Verhältnisse eines jüdischen Familienlebens werden uns vorgeführt. Dann lernen wir das Prager Universitätsleben zur Zeit der Tschechisierung Prags kennen mit den namhaften Professoren und den damaligen Zuständen. Es folgt die ärztliche Periode des Verfassers, dessen Verdienste um die Balneologie hervorgehoben zu werden verdienen. Da er auch zeitlebens journalistisch tätig war, enthält dieser Abschnitt manche interessante Bemerkung, manche politisch wertvolle Reminiszenz. Aus der jahrzehntelangen Tätigkeit als Arzt in Marienbad führt der Verfasser viele bedeutsame Persönlichkeiten an, er hebt die großen Verdienste der Äbte des Stiftes Tepl für den Kurort hervor. Sehr beachtenswert sind die Ausführungen Kisch's über den sexuellen Präventivverkehr und über die Schattenseiten einer beschränkten Kinderzahl, namentlich über das einzige Kind mit seiner Fülle von Sorgen. Kisch faßt seinen Standpunkt in den Satz zusammen: „Die Menschen vermehren, aber nicht sie vermindern, ist der Ruf, welcher im Namen der Kultur der Menschheit ergehen muß.“ Man wird die einfachen, schlichten und lebenswahren Erinnerungen eines menschenfreundlichen Arztes nicht ohne großen Genuß durchblättern.

R.



XXIX.

Eine Geschichte der Paulinischen Forschung.[1])

Das uns vorliegende Werk von Albert Schweitzer bildet die Fortsetzuug seiner 1906 erschienenen Leben-Jesu-Forschung („Von Reimarus zu Wrede"). Und zwar ist der Anschluß der jetzigen Arbeit an die frühere nicht blos ein rein äußerer, sondern beide stehen in einem engen Gedankenzusammenhang. Was sich dem Verfasser in seinem historischen Gang durch die Leben-Jesu-Forschung als eigene Auffassung von der Lehre und dem Lebenswerk Jesu ergeben hat, das legt er seiner Geschichte der Paulus-Forschung zu Grunde, um aus dieser womöglich wieder eine bestimmte Auffassung als Schlußergebnis zu gewinnen. Schweitzer ist bei diesen Arbeiten, die seinen Namen rasch weiten Kreisen bekannt machten, nicht lediglich historisch interessiert, er tritt als Kritiker an seine Aufgabe heran und zwar als Kritiker von festgeprägtem Charakter und ausgesprochener Richtung. Man merkt alsbald, von welchen Gesichtspunkten aus er die Forschungsarbeiten der Vergangenheit betrachtet und würdigt und auf welche Probleme es ihm dabei vor allem ankommt, und man findet diese Gesichtspunkte und Probleme durch

1) Geschichte der Paulinischen Forschung von der Reformation bis auf die Gegenwart, von Albert Schweitzer Lic. theol. Dr. phil. Privatdozent der Evang. Theol. Fakultät der Universität Straßburg i. Elsaß. gr. 8⁰. XII. u. 197 S. Tübingen, Mohr (Paul Siebeck) 1911. Preis geh. ℳ 4.—, geb. ℳ 5.40.



die ganze Darstellung hindurch systematisch verfolgt. Das verleiht dieser Einheitlichkeit einen eigenen Reiz, bewahrt sie vor der Monotonie historischer Berichterstattung, die übrigens bei dem interessant schreibenden Autor überhaupt nicht zu befürchten ist, es bringt aber auch den Nachteil einer einseitigen Beurteilung mit sich. Nach unserer Überzeugung ist die Art von jüdisch-eschatologischer Bedingtheit, wie sie Schweitzer sowohl der Lehre Jesu als der des Apostels Paulus beilegt, eine Überspanntheit, die sich historisch nicht rechtfertigen läßt. Da derselben nun aber eine ganz dominierende Rolle zugewiesen, sie zur Quelle und zum Angelpunkte der beiderseitigen Lehrsysteme gemacht wird, so kann es nicht fehlen, daß dadurch die Schweitzerische Arbeit, die überall den eigenen kritischen Standpunkt so sehr in den Vordergrund treten läßt, einen einseitigen Charakter bekommt. Gleichwohl kann man sehr viel lernen aus dieser Geschichte der Paulus-Forschung, wie sie von den protestantischen — denn nur um solche handelt es sich — Kritikern und Theologen der neueren Zeit betätigt worden ist. Was von dieser Forschungsarbeit, die mit einem erstaunlichen Aufwand von Gelehrsamkeit betrieben wurde, zu Tage gefördert worden und was und wie viel oder wie wenig davon schließlich als sicherer wissenschaftlicher Ertrag übrig geblieben ist, das muß uns tief interessieren, wenn wir bedenken, welche Bedeutung die Lehre Pauli für das Christentum und die Theologie immer gehabt hat und stets haben wird, welche Rolle sie speziell in der Gründung des Protestantismus gespielt hat, und welche geradezu einzigartige Bedeutung ihr der zuerkennen muß, der vom Standpunkt der modernen historisch-kritischen Wissenschaft aus die Entstehung des Christentums beurteilen will. Dieses Interesse kommt in nicht geringem Maße auf seine Rechnung beim Lesen des Schweitzerischen Buches. Der Autor registriert nicht blos zuverlässig alle bedeutsameren literarischen Erscheinungen auf dem Gebiete der Paulus-Forschung mitsamt den Anschauungen, die sie vertreten und den Ergebnissen, zu denen sie kommen. Er weist auch darauf

hin, was die einzelnen Arbeiten, wenigstens nach seiner Meinung, zur Förderung des Paulusverständnisses, zum Fortschritt oder Wandel in der Auffassung und Erklärung des paulinischen Lehrbegriffes beigetragen haben. Er scheut sich aber auch nicht, ganz offen auszusprechen, in welchen Stücken die Paulus-Forschung, und zwar besonders auch die vom modernen rationalistischen Standpunkt aus betriebene, in die Irre gegangen ist, welche lang und zäh festgehaltene Thesen sie wissenschaftlich verloren geben muß. Vor allem sucht er die Probleme, die der Paulus-Forschung nach dem heutigen Stand der Wissenschaft erwachsen, herauszustellen und der paulinischen Lehre den ihr zukommenden Platz in der Dogmengeschichte anzuweisen. Eben aus dem Überblick über die bisherigen Leistungen sollen sowohl die Probleme als auch der Weg zu ihrer richtigen Lösung sich wie von selbst ergeben. Die diesbezüglichen Beobachtungen und Urteile Schweitzers wird auch der mit Nutzen beachten, der die Entstehung des Christentums in anderem Lichte sieht.

„Zugleich möchte diese Darstelluug, heißt es in der Vorrede, der Kenntnis der vergangenen Perioden der Wissenschaft dienen. Da die Studierenden, und auch die jüngeren unter den Dozierenden, die Werke der früheren Forschung unmöglich alle durch Lektüre kennen können, besteht die Gefahr, daß einerseits mit leeren Namen gewirtschaftet wird und andrerseits aus Unkenntnis Versuche von neuem unternommen werden, die schon einmal aufgetaucht waren und sich als eitel erwiesen hatten. Darum geht das Bestreben dieser Arbeit dahin, einen eingehenden Einblick in das bisherige Schaffen zu geben und die Lektüre, soweit es sich nicht um klassische oder noch jedermann zugängliche Werke handelt, so gut wie möglich zu ersetzen" (IX f.).

Schweitzer hält es nicht mit denen, die die Dogmengeschichte erst mit der nach Paulus kommenden Hellenisierung des Christentums beginnen lassen. Nach seiner Meinung gehört der Paulinismus selbst in die Dogmengeschichte hinein, da die Dogmenbildung alsbald mit dem Tode Jesu anhebe. Es gelte nun aber, dem Paulinismus die richtige Stellung



anzuweisen einerseits zur Lehre Jesu, anderseits zur nachherigen griechischen Theologie. Die gewöhnliche Annahme gehe nun dahin, daß Paulus bereits den Beginn der Hellenisierung des Dogmas darstelle. Die theologische Wissenschaft habe verschiedentlich versucht, das altgriechische Dogma aus dem Paulinismus abzuleiten. Ja, sie wolle schon in Jesus Hellenistisches entdecken und glauben, so das Problem der Hellenisierung des Christentums eher lösen zu können, wobei sie auch von dem Empfinden geleitet werde, daß das, was am alten Evangelinm hellenisierbar sei, zugleich auch als modernisierbar gelten könne. Vergebliche Bemühungen! Die Lehre Jesu habe noch nichts Hellenistisches an sich. Sie sei vielmehr — dies ist Schweitzers bereits berührte Sondermeinung — wesentlich jüdisch-eschatologisch zu verstehen. „Ist die am Schlusse meiner Geschichte der Leben-Jesu-Forschung entwickelte Auffassung richtig, so ragt die Lehre des Herrn in keiner Anschauung aus der jüdischen in eine nichtjüdische Welt hinein, sondern stellt nur eine tief ethische und vollendete Fassung der zeitgenössischen Apokalyptik dar. Also ist der Anfangspunkt des Evangeliums ausschließlich jüdisch-eschatologisch" (VIII). Aber auch, daß mit Paulus die Hellenisierung des Evangeliums beginne, hält Schweitzer für eine ganz unhaltbare Annahme. Es seien keine Überleitungen vom Paulinismus zum altgriechischen Dogma sichtbar. Angesichts dieser Sachlage will nun Schweitzer, eben von der ihm eigentümlichen Auffassung des Evangeliums Jesu aus, das paulinische Problem neu in Angriff nehmen und die Möglichkeit in Erwägung ziehen, daß Paulis System, so merkwürdig dies auf den ersten Blick auch scheinen möge, sich rein aus der jüdisch-eschatologischen Lehre Jesu entwickelt haben könne. Schweitzer folgt zweifelsohne einem vorzüglichen Instinkt, wann er Paulus näher zu Jesus stellen will. Aber seine nähere Auffassung vom Evangelium Jesu bildet eine Voraussetzung, die seine Paulus-Forschung a priori in fataler Weise belastet.

Heben wir aus dem seinen Stoff in acht Kapiteln



erledigenden Buche noch einige besonders interessante Feststellungen und Urteile hervor.

1. Die Anfänge der wissenschaftlichen Erforschung. Dieselbe beginnt nicht etwa schon gleich mit der Reformation. Obwohl nämlich die Reformation „im Namen des Paulus kämpfte und siegte", und dadurch „die Lehre des Heidenapostels in den Vordergrund der protestantischen Forschung gerückt war", so ward doch die geschichtliche Erkenntnis des Paulinismus „vorerst nicht gefördert". „Die Exegese der Reformation legt ihre Ideen in Paulus hinein, um sie mit apostolischer Autorität ausgestattet zurückzuempfangen." „Ehe es anders kommen konnte, mußte der dogmatische Bann, in dem die Auslegung gefangen lag, gebrochen werden" (1). Erst mit Semler beginnt eine historische Auslegung und Erforschung der Gedankenwelt Pauli; er zeigte einige wichtige literarkritische Probleme auf. Weitere Förderung brachten Schleiermacher, der die Echtheit des ersten Timotheusbriefes verwarf, und Eichhorn, der alle drei Pastoralbriefe für unecht erklärte. „Ein großer Schritt war getan. Der Kreis der unter dem Namen des Paulus überlieferten Schreiben hatte eine Einengung erfahren, die es erlaubte, das System seiner Gedanken zur Darstellung zu bringen, ohne Ideen, die schon ganz altkatholisch anmuten, einen Platz darin anweisen zu müssen" (7). Ob dieser „große Schritt" wirklich ein Fortschritt war, wird man heute doch stark bezweifeln müssen. Die Pastoralbriefe haben alle Aussicht, durch die unbefangenere Untersuchung der neuesten Zeit bald wieder dem Paulus als sein Eigentum restituiert zu werden. Von dem Heidelberger Paulus wird geurteilt: Sein Rationalismus, der die Hauptbegriffe der paulinischen Lehre rein moralisch deutete, hatte sich zwar damals bereits überlebt. „Aber es liegt ein gewisser großartiger Zug in dieser Vergewaltigung der Ideen des Apostels. Sie steht in Parallele zu derjenigen, die die Reformation übte" (!) (9).

2. Baur und seine zeitgenössischen Kritiker. Ferd. Christ. Baur wird überaus kurz abgemacht. Die

Kürze ist auffallend, auch wenn man bedenkt, daß die Hauptpositionen des Tübingers heute sämtlich als überwunden gelten. Registrieren wir wenigstens die Urteile: In Baurs Darstellung des Lehrbegriffs Pauli führe nicht so sehr der Historiker wie der Schüler Hegels das Wort. Albrecht Ritschl habe ihm mit Recht entgegengehalten, daß Paulus viel Mehr, als Baur annahm, und ganz Wesentliches mit dem Urchristentum gemeinsam gehabt haben müsse. Mit dieser Kritik sei das Problem der Einheit zwischen Paulinismus und Urchristentum erkannt und formuliert gewesen.

3. Von Baur zu Holtzmann. Über die in diesem Kapitel untergebrachte nachbaursche Forschung hat Schweitzer, trotz mancher Anerkennung im einzelnen, im Grunde, d. h. in Hinsicht auf die Erfassung und Erklärung des paulinischen Lehrbegriffs nicht viel Gutes zu sagen. Man einigte sich im kritischen Lager zu den literarischen Fragen auf eine gewisse mittlere Linie: die vier Hauptbriefe wurden als echt anerkannt, vielfach auch Phil. und 1 Thess.; die Pastoralbriefe wurden verworfen; die andern Paulinen begegneten starken kritischen Bedenken. Nebenher gingen jedoch auch andere, konservativer lautende Meinungen. Was aber die Klarlegung der paulinischen Lehre betrifft, so wurde sie zwar eifrig betrieben, aber nach Schweitzers Urteil nicht von den richtigen Gesichtspunkten aus. Anstatt sie von einem einheitlichen Grundgedanken aus zu verstehen und zu entwickeln, handelte man sie nach dem Schema hergebrachter dogmatischer Loci ab, zerlegte sie in die Einzelheiten der reformatorischen Dogmatik, unbekümmert, ob durch diese Disposition nicht eine falsche Gruppierung, Orientierung, Perspektive in das System des Apostels gebracht wurde. Geleistet wurde eine Beschreibung, vielfach eine ausgezeichnet genaue Beschreibung der paulinischen Lehre, deskriptive Anatomie, aber weiter nichts. In das Wesen des Lehrsystems, in die Physiologie dieses Organismus gewann man keinen Einblick. Was man als Erklärung anbot, beruhte auf Selbsttäuschung. Mit dem Psychologisieren ging das Modernisieren Hand in Hand.

Jenes glaubte in dem eigentümlichen Seelenzustand, der Seelennot des rabbinischen Eiferers des Rätsels Lösung zu finden. Dieses suchte Pauli Gedanken zu vergeistigen, abzuschwächen und so der modernen Denkweise mundgerechter zu machen, ohne zu bedenken, daß solche Vergeistigung der „materialistischen Ausdrucksweise" des Apostels widerstrebt. Man geht einig in der Annahme, daß das System des Paulus in der Hauptsache dessen rein persönliche Schöpfung sei. Man beachtet und löst aber nicht die Frage, die Ritschl einst Baur zu bedenken gegeben, ob dabei die Einheit Pauli mit dem Urchristentum noch in der richtigen Weise gewahrt werde. Kurz, diese Forschung ist noch nicht zu der Erkenntnis vorgedrungen, die Schweitzer für die richtige hält, daß Paulus zum Urchristentum gehört, als eine Erscheinung des Urchristentums begriffen werden muß. Was man Neues bei Paulus finden will, ist in Wirklichkeit „nicht durch Paulus in das Christentum hineingebracht worden; er hat es darin vorgefunden und dann konsequent zu Ende gedacht" (34). Noch einen Vorwurf hat Schweitzer dieser Forschung zu machen. Sie habe es versäumt, den Paulus und seine Theologie in Beziehung zu setzen zu der dem Urchristentum zeitgenössischen jüdischen Theologie, wie sie uns in Henoch, Apokalypse Baruch und namentlich Apokalypse Esra entgegentritt. Nur einer machte hier eine Ausnahme, dessen Bedeutung von Schweitzer hoch taxiert wird: Richard Kabisch. Dieser habe den Zusammenhang der paulinischen Lehren mit den spätjüdischen Vorstellungen erkannt und habe, was ihm besonders hoch anzurechnen sei, in der Eschatologie Pauli die Unterlage der paulinischen Glaubens- und Sittenlehre und den Angelpunkt der paulinischen Erlösungslehre entdeckt. Ebenso habe Kabisch richtig gesehen, wie vor ihm schon Lüdemann, daß es sich bei Paulus nicht um eine geistige, sondern „um eine geradezu physische Erlösung handelt". Die theologische Wissenschaft hingegen hielt hartnäckig daran fest, daß das System des Heidenapostels griechisch bedingt sei, daß es in seinen Hauptpunkten auf griechischen



oder wenigstens hellenistischen Einfluß zurückzuführen sei. Es sei ganz merkwürdig, führt Schweitzer aus, wie verbreitet und dominierend diese Meinung in der nachbaurschen Forschung sei und wie wenig sie doch erwiesen und erweisbar sei. Ebenso selbstbewußt trete die Behauptung auf, die noch schlagender widerlegt werden könne, daß die eschatologischen Vorstellungen Pauli zwar ursprünglich jüdisch gewesen, aber mit der Zeit durch griechische Einflüsse umgebildet oder gar aufgehoben worden seien. Was Schweitzer hier im einzelnen vorbringt und geltend macht gegen die weithin herrschende Annahme, daß Paulus Grundgedanken seiner Lehre aus der griechischen Welt bezogen habe, verdient alle Beachtung. Besonders sei noch hingewiesen auf das schwerwiegende generelle Gegenargument: „Wenn die vom Heidenapostel entwickelten Gedanken auf dem Boden des Hellenentums gewachsen wären, so hätten die Urapostel und ihr Kreis sie sicherlich als solche empfunden und demgemäß bekämpft. Aus den Akten, wie sie in den Briefen vorliegen, ergibt sich aber mit Sicherheit, daß sie ihm nur seine Stellung zum Gesetz vorwarfen, seine Lehre aber sonst in keinem Punkte zu beanstanden wußten.“ (62) Nicht in gleichem Maße überzeugend ist, was Schweitzer noch weiter ins Feld führt: Auch die Dogmengeschichte gebe ihr Zeugnis gegen die behaupteten Entlehnungen Pauli aus dem Griechentum ab. Denn sie lehre, daß Paulus auf die nachfolgende griechische Formulierung des Dogmas so gut wie gar nicht eingewirkt habe. „Die Schöpfer des griechischen Dogmas haben an ihn nicht angeknüpft, also nichts Hellenisches bei ihm entdeckt.“ (66) „Die Dogmengeschichte kann also nicht annehmen, daß schon Paulus das Evangelium griechisch umgedacht habe. Der Prozeß kam erst später von selbst in Gang.“ (65) Das zuletzt Angeführte mag Wahrheit enthalten. Aber die vorausgesetzte völlige Einflußlosigkeit Pauli auf die nachfolgenden „Generationen, in denen sich das griechische Dogma bildete“, kann nicht zugegeben werden. So ist es z. B. nicht richtig, wenn u. a. auch von den Briefen des

Ignatius von Antiochien gesagt wird: es begegnen zwar in ihnen „Wendungen, die eine Kenntnis der Episteln Pauli erweisen und im Wortlaut von diesen beeinflußt sein können; von seinen Anschauungen und seinem Geiste sind sie aber weiter nicht berührt“ (63); und an einer anderen Stelle: „er (Paulus) hat nicht Schule gemacht; die Theologie eines Ignatius und eines Justin knüpft nicht an ihn an“ (193). Die Briefe des hl. Ignatius zeigen sich vielmehr gar stark vom „Geiste und den Anschauungen“ des Paulus berührt. Dies hat neuestens Rackl in dem überaus lehrreichen Werke „die Christologie des hl. Ignatius von Antiochien“ (Freiburg i. B. 1914) im einzelnen nachgewiesen (S. 315 ff.). Dieser Autor weist namentlich auf folgende Punkte hin, die ebensowohl in der Theologie des Paulus als in der des Ignatius eine hervorragende Rolle spielen und in denen die Abhängigkeit des letzteren vom ersteren nach Inhalt und Form sich deutlich bekundet: die liebevolle Wertschätzung der Menschheit Christi und besonders seines Kreuzestodes, sodann die Idee von dem Mitleiden und Mitsterben des Christen mit Christus und von der Nachfolge Christi, ferner die innige Christusmystik, die Lehre von der mystischen Vereinigung des Christen mit dem Erlöser unter der signifikanten Formel „in Christus Jesus“. Aus diesen übereinstimmenden Ideen ergibt sich unverkennbar, daß das, was dem hl. Ignatius als Ideal vorschwebte, nämlich „in den Fußstapfen des Paulus erfunden zu werden“ (Eph. 12, 2) von ihm auch als Theologen zutrifft. Freilich sind zwischen Paulus und Ignatius bei vollkommener sachlicher Übereinstimmung der christologischen Auffassung in formeller Hinsicht feine Nüancen des Unterschiedes bezw. der fortschreitenden Entwickelung wahrzunehmen. Schweitzer geht ohne Zweifel auch zu weit in der Ablehnung des Einflusses griechischer Bildung auf den Apostel Paulus (73 f.). — So muß er denn unter Konstatierung eines völlig negativen Resultates von dieser nachbaurschen Forschung scheiden und wendet sich

4. H. J. Holtzmann zu, dem er ein eigenes Kapitel



widmet. Aus dieser Bevorzugung darf man aber nicht etwa schließen, daß er Holtzmann eine besondere Förderung der Erforschung des Paulinismus gutschreiben will. Das ist gar nicht der Fall. Holtzmann ist vielmehr nach Schweitzers Urteil in keinem wesentlichen Punkt über die vorausgegangene Forschung mit ihren Fehlern und Irrungen hinausgekommen. Er „steht nicht über, sondern in der nachbaurschen Forschung" (80). Er hat die Themen und Motive der letzteren „zu einer gewaltigen Symphonie vereinigt, wie nur er, der Kritiker und Künstler zugleich war, sie schreiben konnte" (90). Er hat die Meinungen, die er für hinlänglich gesicherte Resultate ansah, wie in einer Linse gesammelt und zu einem Bilde vereinigt. Aber historisch ist dieses Bild nicht. Und ebensowenig hat Holtzmann die Probleme geklärt. Ein Punkt verdient hier noch besondere Erwähnung. Holtzmann beurteilte das paulinische System nicht nur mit den meisten andern kritischen Forschern als eine persönliche Schöpfung des Apostels, sondern gar, hierin konsequent Holsten folgend, als die Ausdeutung eines eigenartigen persönlichen Erlebnisses. Er suchte psychologisch zu begründen, wie das Erlebnis von Damaskus zuerst den Paulus selbst zu seiner Auffassung von Christentum und Erlösung brachte, und nahm weiter an, daß dieser hernach sein persönliches, subjektives Erlebnis generalisiert, auf alle Christen angewendet und in Theorie gesetzt habe. Dieser Erklärungsweise setzt Schweitzer folgende wohl verdiente und geradezu vernichtende Kritik entgegen. Dieselbe steht im Widerspruch mit Pauli eigenen Aussagen. Paulus hat kein Bewußtsein davon, daß er mit seinen Grundlehren die Verallgemeinerung und Objektivierung einer persönlichen inneren Erfahrung ausspricht, sondern hält jene mit Christi Tod und Auferstehung als objektiv und real gegeben. Sie sind ihm nicht psychologische Produkte, sondern objektive, logische, für jedermann giltige Erkenntnisse, Schlußfolgerungen aus seiner Messiaserkenntnis. Paulus war Gnostiker, d. h. Verstandestheolog, und es geht nicht an, aus ihm einen Vertreter der bekannten modernen



erkenntnistheoretischen Wertung des „Erlebens“ zu machen. Diese war seinem Denken durchaus fremd. Die psychologisierende Methode vermag aber auch nichts von dem zu erklären, was sie erklären will und soll. In allen der Erklärung bedürftigen Punkten versagt Holtzmanns Methode. Und wenn man durchaus den Paulus als einen ganz singulär denkenden Kopf hinstellen und in Gegensatz zum Urchristentum bringen will, wenn man ihn aus allem andern eher, nur nicht aus dem Urchristentum erklären will, — „bedeutet dies in Wirklichkeit nicht ein Verzichten auf die Erklärung der Lehre des Urapostels? Ist sie überhaupt begriffen, wenn sie nicht als urchristlich verstanden ist?“

5. Unechtheits- und Überarbeitungshypothesen. In diesem Kapitel kommt Schweitzer zunächst auf jene Radikalen zu sprechen, die unter Berufung auf F. Chr. Baur, aber weiter gehend als dieser, sämtliche paulinische Briefe als unecht verwarfen und tief ins zweite Jahrhundert hinein verlegten, auf die Ultra-Tübinger, wie er sie nennt: Bruno Bauer, besonders Loman, Steck und van Manen. Die letzteren läßt er mit ihren Thesen und Begründungen ausführlich zu Wort kommen. Er hebt auch hervor, wie wenig Bedeutendes zu ihrer Widerlegung vorgebracht worden sei. Man fragt sich: warum und wozu werden diese Radikalen, deren Ansichten doch heute so gut wie allgemein verworfen sind, solcher Ausführlichkeit gewürdigt und in ein relativ so günstiges Licht gestellt? Sympathisiert etwa Schweitzer mit ihren Anschauungen oder teilt er sie gar? Nein, das tut er nicht. Aber es ist ihm darum zu tun, aus der Stellungnahme dieser Ultra-Tübinger eine Lektion abzuleiten für diejenigen, die als die besonnenen Kritiker, als die legitimen Tübinger gelten wollen. Zweifellos operiert er hier recht geschickt, indem er folgendes näher ausführt. Die Position der Radikalen ist sicher unhaltbar, falsch. Die äußere Bezeugung, die für die paulinischen Briefe aus der ältesten Zeit vorhanden ist, lautet ungleich günstiger, als dieselben meinen. Es ist nicht blos unerwiesen und uner-



weisbar, daß etwas wie der Paulinismus im zweiten Jahrhundert entstanden ist und gelebt hat. Es ist auch positiv falsch, den Paulinismus mit dem Gnostizismus des zweiten Jahrhunderts in Zusammenhang zu bringen. (Hier möchten wir nur die kurze Zwischenbemerkung machen, daß das letztere erwiesenermaßen auch von dem Paulinismus der Pastoralbriefe gilt.) Hiemit ist die These der Ultra-Tübinger mit Sicherheit widerlegt, als eine historische Unmöglichkeit erwiesen. Aber damit ist nicht gesagt, daß dieselben für die „Legitimen" nun auch schon erledigt sind, wie diese sich einreden möchten. Die letzteren stehen den Radikalen vielmehr immer wehrlos gegenüber, aus dem Grunde, weil sie mit ihnen den Grundirrtum teilen, der Paulinismus stelle ein hellenisiertes Christentum dar. Von dieser Voraussetzung aus ist der Radikalismus nie gründlich und allseitig zu widerlegen. Die „Legitimen" können nicht erklären, wie ein hellenistisch gefaßter Paulinismus im Urchristentum denkbar ist.

Im zweiten Teile dieses Kapitels bespricht Schweitzer jene Hypothesen, die in den paulinischen Briefen zwischen echten und unechten, ursprünglichen und sekundären Bestandteilen zu scheiden versuchen, ob sie nun Kriterien des Stils oder solche des Gedankeninhalts zu Grunde legen. Das Urteil über diese Hypothesen lautet: Sie sind durchgehends wenig vertrauenerweckend und wenig befriedigend. Und die Probleme des paulinischen Lehrbegriffes sind durch sie wenig gefördert worden.

6. Am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts. Nun ward das Problem, um das die nachbaursche Theologie immer herumgegangen war, endlich einmal zur Diskussion gebracht: Wie steht Paulus zu Jesus? Ist nicht seine Beziehung zu Jesus eine engere, als die Forschung bisher annehmen wollte? Nach Schweitzer kann jedoch diese Fragestellung noch nicht genügen und zur Klärung führen, weil sie die gemeinsame Mittelgröße, das Urchristentum, außer Betracht lasse. Weiter verlegten sich die Forscher dieser Epoche auf die Unterscheidung zwischen Pauli „Theologie"



und seiner „Religion“. Sie sahen sich hiezu gedrängt, weil sie der Erkenntnis sich nicht mehr verschließen konnten, daß das Vergeistigen der Lehre Pauli ein Ding der Unmöglichkeit sei, daß an der Erlösungslehre, der Mystik des Apostels notwendig etwas Physisches, Naturhaftes anerkannt werden müsse. Aus „Erstaunen und Angst“ vor dieser Lage unterschied man an ihm das für alle Zeit giltige „Religiöse“ von dem zeitlich bedingten, eigenartigen „Theoretisch-theologischen“. „Besonders kritisch wurde die Lage durch das, was hinsichtlich der paulinischen Vorstellung über Taufe und Abendmahl zugegeben werden mußte“ (128). Bisher hatte man gern angenommen, daß man hier mit einer symbolischen Auffassung auskommen könne. Als man sich endlich entschloß, den in Betracht kommenden Texten die Ehre zu geben, stellte sich heraus, daß Taufe und Abendmahl für Paulus nicht bloß die Erlösung darstellende Symbole, sondern wirkliche, die Erlösung wirkende Sakramente sind im physischen und supranaturalen Sinne des Wortes. Damit „war die liberale Vorstellung vom Paulinismus ins Herz getroffen“ (129). Es ließ sich jetzt auch nicht mehr sagen, es handle sich bei den Sakramenten nur um einen nebensächlichen, peripherischen Punkt der Lehre des Apostels. Denn da die Erlösung durch sie zustande kommt, stehen sie im Zentrum. Zugleich war damit die Unterscheidung zwischen „Theoretischem“ und „Religiösem“ unmöglich gemacht. „Der Mut der Theologie war auf eine harte Probe gestellt. Als Baur und seine Nachfolger sich zur voraussetzungslosen, freien Forschung bekannten, hatten sie nicht ahnen können, daß es einer kommenden Generation einmal so schwer gemacht werden könnte, dem Grundsatz treu zu bleiben“ (130). Nun trat William Wrede mit seinem „Paulus“ auf den Plan. Über diese Schrift ist Schweitzer voll des Lobes. „Von der Bedeutung und einzigartigen Schönheit des Buches Wredes läßt sich nicht genug sagen. Es gehört nicht der Theologie, sondern der Weltliteratur an“ (132). Wrede hat die Theorie von der Unterscheidung zwischen Religion und Theologie bei



Paulus ein für allemal abgetan. (Wenn Deißmann sie noch einmal auffrischen wolle, so sei das ein Anachronismus.) Die Religion Pauli, schrieb und zeigte Wrede, ist durchaus theologisch, seine Theologie ist seine Religion. Wrede stellte ferner klar, daß die Erlösung nach Paulus nicht etwas lediglich Subjektives, am einzelnen Individuum sich Vollziehendes ist, sondern etwas Objektives, und daß sie zustandekommt in naturhaft wirkenden Sakramenten. Freilich hat Schweitzer auch an Wrede wesentliche Punkte auszusetzen: er stellte die Lehre Pauli als eine isolierte Größe dar, die eine zu lose Verbindung mit dem Urchristentum habe, und trenne sie insbesondere von der Lehre Jesu durch eine möglichst tiefe Kluft.

7. Die religionsgeschichtliche Erklärung. Schweitzer setzt sich mit den Versuchen, die Sakramentenlehre und Erlösungsmystik Pauli aus den zeitgenössischen „Mysterienreligionen" herzuleiten, in denen sich orientalische Kulte mit der griechischen Religion verbanden, ziemlich eingehend auseinander. Er steht ihnen durchaus ablehnend gegenüber. Außer den chronologischen Schwierigkeiten macht er besonders folgendes schwerwiegende Argument geltend: es sei a priori nicht annehmbar, daß der Jude Paulus Anschauungen des heidnischen Synkretismus in sich aufnahm, noch weniger aber sei es denkbar, daß solche sich ins Urchristentum einschmuggeln ließen. „Wenn der Apostel in der ersten Generation etwas so gewaltig Neues, wie es die griechische naturhafte Mystik von Erlösung und Sakramenten war, im jüdischen Urchristentum aufbrachte, konnte dieses es geschehen lassen und ihn weiterhin in seiner Mitte ertragen? Wie war es möglich, daß es das Artfremde unbekämpft, ja unbemerkt ertrug und weder die Christologie, noch die Mystik, noch die Sakramentslehre des Heidenapostels, sondern einzig und allein seine Stellung zum Gesetz beanstandete?" (179.) Vergleiche im einzelnen führen denn auch nur zu voller Bestätigung dieses Urteils. Die Zahl der wirklichen Analogien zwischen paulinischen Lehrpunkten und Vorstellungen der Mysterienreligionen



ist so „unbegreiflich gering“ und die Unterschiede sind so wesentlich und durchgreifend, daß beide sich im Grunde gar nicht vergleichen lassen. Auf keinen Fall sind direkte Beziehungen erwiesen. Bei dieser Gelegenheit macht Schweitzer, um den Gegensatz des Paulinismus zu den Mysterienreligionen klar zu machen, recht interessante Feststellungen. Paulus denkt, sagt er, durchaus „sakramental“, „er hat einen nackten Sakramentsbegriff“; ja es liegt bei ihm „die denkbar prosaischste Vorstellung vom opus operatum“ vor. Es fehlt die „Aufmachung“, es fehlt das Pathos der Symbolik; das Sakrament wirkt einfach aus sich. „Der Paulinismus ist ein theologisches System mit Sakramenten, aber keine Mysterienreligion“ (166—168). Nicht mit Unrecht wird die Forderung gestellt, Paulus müsse für sich betrachtet und so mit den Mysterienreligionen verglichen werden, nicht aber gehe es an, ihn mit der johanneischen und altgriechischen Theologie zusammenzufassen oder nach dieser umzudeuten. Denn er sei eben ihr gegenüber eine originale Größe und unterscheide sich von ihr in verschiedenen Punkten. Man wird Schweitzer nicht alles zugeben können, was er hier als Verschiedenheiten geltend macht, aber doch manches einzelne zu beachten haben. Paulus hat, das ist das Fazit dieser Untersuchung, das Urchristentum nicht hellenisiert: ebensowenig durch Einschmuggelung von von Vorstellungen der griechischen Mysterienreligionen als durch solche von Gedanken der griechischen Philosophie. Beides ist eine historische Unmöglichkeit. Paulus konnte das persönlich gar nicht tun. Wer aber trotz aller Gegenbeweise im Paulinismus hellenisiertes Christentum sehen will, der muß noch weiter gehen und schon das Urchristentum, das Aufkommen des neuen Glaubens aus dem Synkretismus erklären. Die letzte Konsequenz eines solchen unhistorischen Standpunktes ist dann aber die Erklärung des Christentums ohne einen historischen Christus, die Leugnung der Existenz Jesu. „Die Aufstellung von Drews ist nicht lediglich ein Kuriosum, sondern bezeichnet den natürlichen Endpunkt, in



welchem die religionsgeschichtliche Auffassung, ihrer Schwerkraft überlassen, endlich zur Ruhe kommt" (184).

8. Zusammenfassung und Problemstellung. Für Schweitzer stellt sich das zu lösende und zu klärende Problem folgendermaßen dar. Er unterscheidet im Paulinismus drei Elemente: die Eschatologie, die mystische Erlösungslehre und die Sakramentenlehre. Von diesen drei Elementen erscheint ihm das erste als das dominierende. Die Eschatologie beherrsche auch Pauli Mystik und Sakramentenlehre. Die letzteren beiden seien eschatologisch bedingt. Nun lasse sich wohl die Eschatologie Pauli aus dem Spätjudentum ableiten. Woher aber hatte Paulus die anderen zwei Elemente? Das Spätjudentum kannte keine Mystik und keine Sakramente. Aus dem Griechentum hat er, wie wir gesehen, diese zwei Dinge auch nicht entlehnt. Woher also? Schweitzer will uns die nähere Lösung dieses Problems in einem weiteren Werke geben, das über „die Mystik des Apostels Paulus" handeln soll. Vorläufig sei hier nur noch eines bemerkt. Im Grunde braucht Schweitzer von seinem Standpunkt aus, soweit der Paulinismus in Frage kommt, nicht für zwei, sondern nur für ein Element eine Erklärung zu suchen, nemlich für die mystische Erlösungslehre Pauli, für die Mystik des Sterbens und Auferstehens in der Gemeinschaft mit Christus. Die Sakramente hat ja Paulus, wie Schweitzer ohne weiteres zugibt, in der Urkirche vorgefunden und aus ihr herübergenommen. Er hat nur die ihm eigentümliche Mystik in die vorgefundenen sakramentalen Handlungen hineingetragen. „Er fand eine Taufe und ein Abendmahl vor, die die Erlangung der Errettung garantierten. Nun aber schafft er die primitive Anschauung von der Errettung zu der Mystik des Sterbens und Auferstehens in der Gemeinschaft mit Christo um. Da die Verbindung zwischen Erlösung und Sakramenten vorausgesetzt war, kommt er zur Konsequenz, daß diese Handlungen eben das wirken, worin, nach seiner Gnosis, das innerste Wesen der Erlösung besteht ... In den Sakramenten wird

man der Errettung teilhaftig. Also, schließt er, geht in ihnen das vor, was die Erlösung ausmacht, Streben und Auferstehung mit Christo" (168). Was endlich die behauptete eschatologische Bedingtheit der paulinischen Erlösungslehre anlangt, so ist gewiß ein richtiger Kern an dieser Behauptung. Die eschatologische Bedingtheit ist schon damit gegeben, daß Paulus die Auferstehung Christi als den Anfang und die Grundlage der allgemeinen Auferstehung ansieht. Jene ist ihm also wegen dieses Zusammenhangs in gewissem Sinne ein eschatologisches Faktum. Christus ist „der Erstling der Entschlafenen". Es ist weiter wahr, daß die mystische Gemeinschaft, in die die Gläubigen mit Christus treten, in ihnen die künftige leibliche Auferstehung begründet und gewährleistet, und insofern nicht nur spirituelle, sondern auch physische und eschatologische Bedeutung hat. Und endlich ist wahr, daß diese Wirkungen nach Paulus durch Taufe und Abendmahl zustande kommen. Wenn aber Schweitzer das Lehrsystem Pauli völlig und ganz wesentlich beherrscht glaubt von bestimmten eschatologischen Vorstellungen der spätjüdischen Apokalyptik, insbesondere von der Hoffnung auf das **nahe** Weltende, ja wenn er es ganz aus solchen Vorstellungen herausgeboren sein läßt, so vermögen wir diese Auffassung ebensowenig für richtig zu halten wie die entsprechende Ansicht über die eschatologische Bedingtheit der Lehre Jesu.

E. **Dentler.**

XXX.

Wie sind Hypnotismus und Spiritismus ethisch zu beurteilen?

(Schluß.)

Die modernste Form des Aberglaubens ist der Spiritismus.[1]) Er ist in mancher Hinsicht verwandt[2]) mit dem Hypnotismus und doch wieder verschieden von ihm. Die hypnotischen Erscheinungen bilden nach der Anschauung der meisten Spiritisten eine der wesentlichsten Grundlagen der spiritistischen Lehre.[3]) Einige, so Du Prel,[4]) bezeichnen den Hypnotismus als Vorstufe des Spiritismus. Im Gegensatz hierzu sagt Schlathölter: „Niemand, der etwas vom Hypnotismus versteht, wird ein Anhänger der spiritistischen Sekte werden.“[5]) Der Unterschied zwischen beiden wird in Wirklichkeit trotz aller Verwandtschaft wohl der sein, daß es sich beim Hypnotismus um Verkehr der Menschen untereinander handelt, beim Spiritismus aber um einen vorgeblichen, geheimnisvoll bewirkten Verkehr der Menschen dieser Welt mit den Geistern aus der andern Welt. Die Möglichkeit eines solchen Verkehrs kann nicht geleugnet werden. Aber auf keinen Fall kann zugegeben werden, daß es in der Macht der Medien liegt, solche Geister unwillkürlich zu „zitieren“.

Es ist dem Menschen ein unwiderstehliches Bedürfnis angeboren, in irgendwelche Beziehung zu den Seelen der Abgestorbenen und zum Reich der Geister überhaupt zu treten; „wo aber die Liebe nicht wirkt, tritt Furcht an ihre Stelle“.[6]) Die Liebe ist stärker als der Tod; sie geht über Tod und Grab hinaus. „Wo nun in fleischlich-materialistischem Sinne das jenseitige Leben als sprunglose Fortsetzung des diesseitigen gedeutet wird, da wird auch der Verkehr mit den

1) Walter S. 305. 2) A. Koch S. 407.
3) Walter S. 310. 4) Gutberlet S. 509.
5) Schlath. S. 62. 6) Schanz S. 289.

Toten in roh-sinnlichen Formen gedacht und gesucht."[1]) Der Glaube an eine ganz besondere Vermittlungsfähigkeit gewisser Personen ist uralt und universell.[2]) Im Mittelalter fand der spiritistische Volksaberglaube seinen Niederschlag in der für ihn ganz charakteristischen Faustsage.[3]) Der Menschengeist gibt sich mit Physik allein eben nicht zufrieden, er verlangt nach einer gesunden Metaphysik; er späht nach einer jenseitigen Welt. „Nur durch eine feste Glaubensauktorität können die transzendentalen Bedürfnisse und Bezüge im richtigen Gleise gehalten werden."[4]) Eine solche normierende Auktorität fehlt aber den Spiritisten vollständig. Darum ist auf sie das Wort anzuwenden: „Der Irrtum ist der Sohn der Sünde und erzeugt fortwährend neue Irrtümer" (Psalm 57, 4).

Behält man die Entstehungsursache des Spiritismus im Auge, bedenkt man, wie er an die Liebe und Pietät und Wißbegier des Menschenherzens appelliert und angeknüpft hat, dann erscheint auch die rasche Ausbreitung und begeisterte Aufnahme nicht mehr rätselhaft. Am meisten Vorschub aber leistet gerade in neuerer Zeit dem Spiritismus das Selbstgefühl des Menschengeistes der materiellen Kreatur gegenüber,[5]) das übertriebene Streben nach Naturbeherrschung ohne Selbstbeherrschung und endlich der Abfall von Gott und Religion.[6]) Goethe würde, wenn er noch lebte, seinen Ausspruch wiederholen: „Der Unglaube ist als ein umgekehrter Aberglaube zum Wahnsinn unserer Zeit geworden."[7]) Wenn nun die modernen Materialisten und Rationalisten, ihren Irrtum bekennend, an Stelle des wahren Jenseitsglaubens den Spiritismus setzen wollen, so kann ihnen mit David Friedr. Strauß entgegengehalten werden, daß es für den Unsterblichkeits-, Vergeltungs- und Vorsehungsglauben absolut keinen Ersatz gibt.[8]) Begreifen aber können wir ihr

1) Vgl. Schneider 18 ff.
2) Walter S. 307.
3) Schneider S. 85.
4) Ebd. S. V.
5) Schneider S. 59.
6) Ebd. S. 62.
7) Schneider S. 7.
8) Ebd. S. 4.

unbefriedigtes Suchen, ihr unruhiges Tasten nach Wahrheit, aber auch ihr ewiges Nichtfinden; denn wer das wahre Licht der Welt verlassen hat, den schlägt der Herr mit Blindheit.

Spiritismus ist seinem Namen und Wesen nach das Bestreben, mit der Geisterwelt in Beziehung zu treten, um von ihr Aufschlüsse über das jenseitige Leben, über die Zukunft und über Geheimnisse aller Art zu erlangen. Die Geister werden „zitiert" durch besonders hiezu geeignete Vermittlungspersonen, die sog. Medien. Diese sollen, wie alle Menschen, außer Leib und Seele noch einen Astral- oder Geistleib haben, auch Perisprit genannt. Dieses Perisprit bleibt auch nach dem Tode noch mit der Seele verbunden und bildet nach spiritistischer Lehre das Bindeglied zwischen Medium und Geist (Spirit). Der Kern an der ganzen Sache aber ist der oft sinnlose Glaube an die Offenbarungen der Medien, welche diese im „Trancezustande", einer Art Verzückung, Autohypnose oder Somnambulismus[1]) von den zitierten Geistern zu erhalten vorgeben.

Wenn die Geister (ob gute oder böse lassen wir noch dahingestellt) auf sinnenfällige Weise auf das Diesseits einwirken, so tun sie es nicht, wann und weil es den Spiritisten beliebt, sie zu zitieren, sondern nur mit Zulassung oder im Auftrag Gottes. Solche wirkliche Geisterkundgebungen aber sind und bleiben Ausnahmen und als eine Art Wunder zu betrachten. Jene regelmäßigen, nach dem russischen Staatsrat Aksakow in den spriritistischen Sitzungen „wie ein Platzregen[2]) vom Himmel strömenden wunderbaren Erscheinungen" würden die erhabene Majestät Gottes sehr beeinträchtigen,[3]) wollte man sie als Wunder betrachten. Gott wirkt nur Wunder aus einem religiös-sittlichen Motiv, zu seiner Ehre oder zum Heile der Menschen, nie aber einer Bagatelle wegen, um neugierige Menschen zu unterhalten oder den Geldhunger der Medien zu stillen.[4]) Wie sind dann die immerhin sonder-

1) Walter S. 317 und 319.
2) Gutberlet S. 511. 3) Schneider S. 509.
4) Schanz S. 327 und Walter S. 334.

baren und oft geradezu staunenswerten Erscheinungen zu erklären und zu beurteilen? Von den Professoren und Doktoren plaidieren die einen für rein natürliche, andere für eine übernatürliche Erklärung; die einen nehmen in blindem Glauben alles für bare Münze aus der andern Welt, die andern leugnen sogar die Tatsächlichkeit der Erscheinungen und erklären alles für Schwindel oder Halluzination. So ist im Laufe der Zeit eine ganze Reihe von Hypothesen und Theorien aufgestellt worden, die sich zwischen zwei Extremen bewegen.[1])

Die einfachste, aber auch die am wenigsten wissenschaftliche Hypothese ist die sog. Betrugshypothese. Sie geht dahin, alle Medien zu gewandten „Taschenspielkünstlern“, zu „volksverderberischen Schurken“,[2]) zu gemeinen Betrügern, ihre Zuschauer zu schändlich Betrogenen zu stempeln. Tatsächlich sprechen für diese Theorie zahlreiche Beispiele von Entlarvungen selbst der berühmtesten Medien.[3]) Auf Grund hievon kommt Schneider zu der Behauptung: „Wir möchten von hundert Berufsmedien nicht drei vom Verdacht des Betruges ausschließen.“[4]) Die Beschäftigung mit Schwindel mag leicht Schwindel verursachen, wie bei Dr. Lampada.[5]) H. von Helmholtz gesteht offen, daß er manchmal absichtlich an solchen Experimenten teilgenommen, um die Gesellschaft zu foppen mit dem nachträglichen Geständnis, daß er der Geist gewesen sei.[6]) Die Zahl der Betrügereien ließe sich noch bedeutend vermehren, wenn die Dunkelheit und das Geschlecht der Medien eine genaue Untersuchung nicht hinderten. Die vorher ausbedungenen Versicherungen erleichtern das Betrugsgeschäft nicht wenig. Als trotzdem gelegentlich ein Medium dingfest gemacht wurde, ließen sich folgende unter den Kleidern verborgene Gegenstände zu Tage fördern: Messer, Nadel, Faden, Schlüssel, Drahtzange, eine Rolle feiner mit

1) Walter S. 334. 2) Schneider S. 350.
3) Vgl. Walter S. 339 u. 341 ff.
4) Schneider S. 14. 5) Vgl. Gutberlet S. 577.
6) Ebd. S. 535.

Leuchtstoff bestrichener Gaze zum Geistergewand, Schwefelhölzchen und Phosphoröl, selbstleuchtende Stoffe zur Erzeugung von Lichteffekten, sodann Maske, Schnurrbart, Brille, falsche Nase, falsche Hemdärmel usw.[1]) Bei den Spiritisten gilt das Sprichwort nicht: „Wer einmal lügt usf.". Ja, Mißerfolge sollen sogar für sie lehrreicher sein als Erfolge. „Die entlarvten Medien werden nicht totgeschwiegen, sondern mit dem Martyrerkranz geschmückt. Die Entlarvungen wirken wie Donnerschläge, sie betäuben, aber sie kühlen nicht ab"[2]) Es ist daher vergebliche Mühe, Leute bekehren zu wollen, die nicht bekehrt sein wollen.

Mit der Betrugshypothese ist nahe verwandt die **Halluzinationstheorie.** Darnach sind Zuschauer und Medien Opfer der Selbsttäuschung. Die spiritistischen Erscheinungen entstehen und existieren nur im Gehirn und in der Phantasie hochgradig erregter Menschen. Solche Halluzinationen können hervorgerufen bezw. beeinflußt sein durch Störungen des Nervensystems, des Herzens, des Magens, des Unterleibs, der Lunge, Leber, Milz usw. Auch Blutarmut, Hypochondrie und Hysterie disponieren dazu. Wo diese Störungen nicht oder nicht in der gewünschten Stärke vorhanden sind, kann künstlich nachgeholfen werden durch Genuß von Alkohol, Haschisch und Opium oder andere narkotische Substanzen, wie das Einatmen von Salpetergasen.[3]) Derartige Mittel in Verbindung mit entsprechender Musik spielen bei manchen spiritistischen Sitzungen eine große Rolle. Sicher muß eine Menge auf solche Weise entstandener Totenerscheinungen in das Gebiet der Gesichts- und Gehörstäuschungen verwiesen werden.[4]) Eine Bestätigung und zugleich Ergänzung findet die Halluzinationstheorie durch die Tatsache, daß gute Medien sehr selten sind.[5]) Trotzdem wurde von Dr. Preller eine

1) Vgl. Schneider S. 351 u. 358.
2) Schneider IV.
3) Vgl. Schneider S. 389 f. Walter 336.
4) Schneider 393. 5) Walter 337.

große Zahl von Fällen festgestellt, bei denen jede Erklärung durch Selbsttäuschung oder Betrug ausgeschlossen ist.[1])

Die Gelehrten haben deshalb eine weitere Hypothese erfunden, die sog. Kräftetheorie. Im Spiritismus, sagen ihre Anhänger, zeige sich das Wirken bisher noch unbekannter Kräfte der Natur und des Seelenlebens.[2]) Mit Zuhilfenahme einer elektrodynamischen und im Geheimen sich entladenden Explosionskraft macht es keine große Schwierigkeit, die Bewegung der Tische, Stühle, Glocken, Ziehharmonikas und ähnliches zu erklären.[3]) Anderseits kann die psychische Kraft der Seele den körperlichen Organismus unter Umständen so sehr durchdringen und beherrschen, daß sie das Gesetz der Schwere aufzuheben scheint (Schweben in der Luft).[4]) Ähnliche Kraftäußerungen treten jedoch auch bei Somnambulen und Hypnotisierten häufig zu Tage, sowie in dem mystischen Leben gewisser Heiligen z. B. beim hl. Petrus von Alkantara, Franz Solanus, Joseph von Cupertino.[5]) Schanz und Gutberlet[6]) erwarten die endgültige Lösung des Rätsels nur auf naturwissenschaftlichem oder psychologischem Gebiet.

Die von den Spiritisten selbst vertretene Geistertheorie müssen wir der plumpen Betrügereien wegen entschieden ablehnen. Professor Zöllners sog. vierte Dimension setzt an Stelle einer Schwierigkeit nur eine andere und verlängert so die Kette der Schwierigkeiten um ein neues Glied. Soviel ist sicher, daß auch die intellektuellen Leistungen der Medien keine höheren Einflüsse voraussetzen, sondern daß dieselben durch die subjektiven Fähigkeiten der Medien und durch die sehr natürliche Einwirkung ihrer Umgebung erklärt werden können.[7])

Ziehen wir das Resümé aus den vier Hypothesen, so

1) Schneider 401. 2) Vgl. Walter 348.

3) Schneider 404. 4) Gutberlet 576. 5) Ebd.

6) Wetzer u. Welte, Kirchenlexikon. Freiburg 1899. Bd. XI s. v. Spiritualismus S. 652 u. Gutberlet 580.

7) Vgl. Gutberlet S. 576.



läßt sich sagen, daß mit Ausnahme der letzten jede einen richtigen Gedanken enthält und eine mehr oder minder große Zahl von Phänomenen natürlich zu erklären im stande ist; jedoch keine löst alle Schwierigkeiten ganz restlos. Schaltet man aber all das aus, was auf Betrug, Täuschung, Halluzination oder eine sog. vitale Lebenskraft zurückzuführen ist, dann bleibt sehr wenig übrig für eine übernatürliche, außerweltliche Ingerenz.

Dieser kleine Rest bis jetzt noch nicht natürlich erklärbarer Erscheinungen geht aber sicher nicht auf die Seelen der Verstorbenen, nicht auf gute Geister oder Engel zurück, wie die Spiritisten wollen, sondern er trägt das Merkmal des „Vaters der Lüge" offen zur Schau. Damit stimmt auch Gutberlet überein. „Sollte je einmal klar und deutlich die Notwendigkeit übernatürlicher Agentien sich herausstellen, dann sind als solche nicht die Geister von Verstorbenen, nicht Kant, Schopenhauer, Schiller oder Goethe, sondern angesichts des albernen, abergläubischen, spiritistischen Treibens überhaupt und der antichristlichen Kundgebungen des Spiritismus insbesondere höllische Lügengeister anzusehen."[1]) Wunde Stellen als Anknüpfungspunkte findet das Heer der bösen Geister bei den Spiritisten mehr als genug.

Auch das vom Apostel Johannes (Joh. 4, 11) aufgestellte Kriterium zeugt zweifellos gegen die Annahme der Spiritisten, als ob es sich um gute Geister oder Engel handle. Eine vernünftige Geisterlehre steht nicht im Widerspruch, sondern im Einklang mit der hl. Schrift, mit der kirchlichen Lehre vom Fegfeuer und der Heiligenverehrung.[2]) Die Begleitumstände, sowie die Häufigkeit der spiritistischen „Geisterkundgebungen" berechtigen zu dem Urteil, „daß der Spiritismus eine rohe Verzerrung des Unsterblichkeitsglaubens sei, wobei auch der Teufel seine Hand im Spiele habe.[3]) In allen zweifelhaften Fällen gebührt der natürlichen Erklärung zuerst das Wort.[4]) Bis jetzt scheint noch kein einziger Fall

1) Gutberlet S. 582. 2) Schanz S. 326.
3) Walter S. 365. 4) Schneider S. 540.

ganz sicher und evident von den Spiritisten nachgewiesen zu sein, in welchem übernatürliche Einflüsse sich geltend gemacht hätten."[1]) Der Spiritismus als Ganzes ist eine Versuchung im großen Stil.[2]) Nach Tells bezw. Schillers Worten kann nicht zu Schanden werden:

„Wer frisch umherspäht mit gesunden Sinnen;
Auf Gott vertraut und die gelenke Kraft".

Nach dem Gesagten ist klar, daß weder alles für Humbug noch alles für Teufelswerk zu halten ist. Die richtige Lösung des Problems wird nach dem heutigen Stand der Entwicklung wohl dadurch näher rücken, daß man allen weiteren Untersuchungen folgende Punkte als bisheriges Ergebnis zu Grunde legt:

1. Die Erscheinungen gehen unbewußt vom Medium aus.
2. Die Umgebung wirkt unbewußt auf seine Leistungen ein.
3. Es ist Betrug im Spiele von Seiten des Mediums oder der Umgebung oder beiden zugleich.
4. Es können übernatürliche Agentien auftreten.[3])

Endlich sei bemerkt, daß der von den Spiritisten erstrebte, geschäfts- und gewohnheitsmäßig gepflogene Verkehr mit den Geistern in erster Linie widernatürlich ist.[4]) Die Spiritisten suchen die von Gott errichtete Scheidewand zwischen Tod und Leben, Diesseits und Jenseits mit frevler Hand, mit törichter sündhafter Vermessenheit gewaltsam zu durchbrechen. „Die Toten sind in Gottes Hand." Sie sind keine Puppen, die auf den Wunsch der Medien erscheinen und sich produzieren. Die wahre Pietät gegen die Toten erträgt einen solchen Gedanken nicht.[5])

Wesen, Motive, Mittel und Zweck, die Art und Weise sowie die näheren Umstände der meisten spiritistischen Erscheinungen lassen deutlich erkennen, daß es mit der Moralität

1) A. Koch S. 408. 2) Schneider 545.
3) S. Guth. S. 582.
4) Vgl. Schneider S. 6 und Walter S. 305 f.
5) Walter S. 306 u. 355 und Schneider S. 67.



des Spiritismus nach Theorie und Praxis nicht immer aufs beste bestellt ist. Diese Annahme wird zur Evidenz, wenn wir den sittlichen Charakter der „Spirits", der Medien und ihrer Offenbarungen des näheren unter dem Gesichtspunkt der christlichen Ethik betrachten. Sollen das vielleicht gute Geister sein, die eine Freude daran haben, die Menschen zu hintergehen, zu foppen, zu kneifen, mit ihnen Allotria zu treiben, die durch fliegende Messer, tanzende Stühle und Tische, schwebende Gliedmaßen, Fuß- und Handabdrücke der Neugier und Kurzweil dienen, die sich wie ordinäre Kommödianten und Clows gebärden?[1]) Die meisten der Lügengeister verraten durch lascive Witze und Zoten, durch ihr wüstes, ungezogenes Benehmen, daß sie einem durchaus verkommenen Geistergesindel angehören. Viele von ihnen führen nach eigenen Aussagen „einen recht lüderlichen Lebenswandel", tanzen gern mit „Geisterdirnen", treiben sich hier in verrufenen Lokalen herum und verführen die Menschen zur Unsittlichkeit.[2]) Andere bekunden eine auffallende Ähnlichkeit mit jenen Geistern, die der Herr in eine Schweineherde fahren ließ.[3]) Kurz, ihre Moralität steht noch weit tiefer als die der Zuchthäusler und gemeinsten Verbrecher auf Erden. Viele, die als Gelehrte und Ehrenmänner heimgegangen waren, kehren als Idioten oder triviale Wüstlinge wieder.[4])

Grenzt es nicht an Wahnsinn und Verblendung, angesichts solcher Erscheinungen von einer „göttlichen Mission" zu reden, die religiös-sittliche Regeneration der Menschheit in Anspruch zu nehmen? „Einen solch gotteslästerlichen Gedanken aussprechen, heißt ihn abweisen und verabscheuen."[5]) Wir wissen jetzt aber auch die allgemeine Klage der „ernsteren" Spiritisten über die „verschmitzten Lug- und Truggeister" zu würdigen; wir begreifen ihr „Gebet" um bessere Geister und sind ganz einverstanden mit ihren „Warnungstafeln."[6])

1) Vgl. Wieser S. 695 und Schanz Kirchenlexikon XI 652.
2) Walter 326 und Schneider S. 299.
3) Schneider S. 298. 4) Vgl. Schneider S. 515
5) Ebd. S. 296. 6) Ebd. S. 292.

Das Verdächtigste und Gefährlichste an der ganzen Sache ist das, daß selbst die „ehrlichen Spirits“ sich nicht legitimieren wollen. Man ist deshalb nie sicher, ob nicht auch sie Wölfe in Schafskleidern sind.[1]) Nicht günstiger wird der Charakter der dunklen Spirits beleuchtet durch ein Wort Chr. Reiners in der spiritistischen Zeitschrift „Licht mehr Licht“: „Die Mehrheit solcher Geister ist nicht ehrlich, oft boshaft, irreführend, verderbenbringend, böswillig; außerdem gibt es noch viele dumme und unentwickelte Geister. Viel Unheil ist durch solchen Wahn bereits verursacht worden.“[2])

Für solche Welterneuerer müssen wir uns entschieden „bedanken“. Ihr Charakter würde allenfalls den Dämonen alle Ehre machen. Das hat der dämonistischen Theorie, obwohl sie nach meinem Dafürhalten nicht stichhaltig ist, bei den gläubigen Christen für alle nicht natürlich erklärbaren Phänomene am meisten Anklang verschafft;[3]) denn auch ein Laie muß erkennen, daß solche Geister nicht aus Gott sind.

Noch geringer als die Zahl der „guten Geister“ ist die der guten Medien. Letztere verdienen weder als Träger himmlischer Offenbarungen gefeiert, noch als Teufelsbesessene gefürchtet zu werden.[4]) Den Medien im Hinblick auf 1 Korinther 12 und Apostelg. 2, 17—19 ein christliches Charisma beizulegen, bezeichnet Schanz[5]) als Profanation. Daß nicht wenige und gerade die „berühmtesten“ Medien als Betrüger entlarvt wurden, daß die Mehrzahl routinierte Gaukler und raffinierte Hochstapler sind, ist schon erwähnt und allgemein anerkannt worden. Kann man denn überhaupt etwas anderes erwarten? „Wie der Herr, so der Knecht.“ Wenn man dazu noch bedenkt, daß Herr und Knecht in diesem Fall genau genommen oft identisch sind, so verdoppelt und verdreifacht sich in der weitaus größten Zahl von Fällen die bodenlose Schlechtigkeit der Medien. „Die

1) Schneider S. 298. 2) Ebenda 295.
3) Vgl. Kirchenlexikon XI 652.
4) Schneider S. 20. 5) Schanz S. 327.

meisten von ihnen haben für den Klang des Goldes ein ebenso empfängliches Ohr als für die Stimmen aus dem Geisterreich." [1]) Diese Wahrheit ist vor nicht gar zu langer Zeit [2]) durch einige Beispiele aus Frankreich interessant illustriert worden. Es handelte sich dabei um Summen von 30,000—150,000 Franks. Oft müssen die Medien ihren Schwindel am eigenen Leibe büßen: »In quo quis peccaverit, in eo punietur« (Weisheit 11, 16). Nicht selten endeten sie im Wahnsinn oder Selbstmord. [3]) Der Religion und guten Sitte, dem Eigentum und häuslichen Frieden droht wahrlich eine nicht geringe Gefahr, wenn Subjekte, welche die Geschicklichkeit eines Prestidigitateurs mit dem Raffinement eines Hochstaplers vereinigen, als Lieblinge der Geister, als Träger höherer Offenbarungen, Macht und Gnade gesucht und geehrt werden." [4])

Der Wert der Offenbarungen als solcher ist schon am besten charakterisiert durch deren angeblichen und wirklichen Ursprung. Holt man denn aus einem Sumpf erquickendes Wasser? Läuft nicht vielmehr in einer Gosse aller Morast zusammen? Die „hell aufgeklärten Geister" haben die Quelle alles Segens und Lebens verlassen und sich Zisternen gegraben. Sie haben sich vom wahren Lichte abgewandt und sind einem Irrlicht gefolgt. Darum hat sie der Herr mit Blindheit geschlagen. Wieder eine Bestätigung von Weisheit 11, 16.

Wilhelm Wundt bezeichnet die spiritistischen Offenbarungen als „höheren und niederen Blödsinn". Selbst Fechner und Friese schätzen dieselben nicht höher ein als die Wahrheit der Gasse. [5]) Auch hier gilt: Das meiste an ihnen ist nicht neu, und was neu an ihnen ist, das ist nicht gut. „Das Beste, was sich noch von dieser Art Offenbarungen

---

1) Walter S. 329.
2) Neues Tagblatt (Stuttgart) Nr. 30. 6. II. 09.
3) Vgl. Walter S. 330. 4) Schneider S. 310.
5) Schanz S. 325.

sagen läßt, ist das, daß sie überflüssig und nutzlos sind." [1]) Und mit solchen „Gemeinplätzen und wässerigen Moraltendenzen" [2]) wollen die „ernsteren" Spiritisten die kranke Zeit heilen, das Christentum „reinigen" und die Lehre Christi, „gesäubert vom Pfaffengeschmier" neu erstrahlen lassen.[3]) Wie kläglich erscheint diese Anmaßung im Vergleich zu den Erfolgen der apostolischen Predigt, der großen Missionäre des Christentums.[4]) Die spiritistischen Offenbarungen tragen übrigens von Anfang an den Geist des Widerspruchs und damit den Todeskeim in sich herum. Auf der einen Seite sollen und wollen sie eine Reaktion sein gegen den modernen Atheismus und Materialismus, auf der andern Seite aber bilden sie in Wirklichkeit die Brücke zum Nihilismus.[5])

Der Einfluß des Spiritismus auf Glaube und Religion ist also ein direkt destruktiver. Sein Wert für die profanen Wissenschaften ist gleich Null; ja er ist sogar ein Hemmschuh des Fortschritts, indem er auf ganz falsche Fährten führt. Nicht ein einziges philosophisches oder naturwissenschaftliches Problem haben die Spirits gelöst, keine von den zahlreichen historischen oder philologischen Streitfragen geschlichtet; und doch führen sie die Namen von Männern, die bei Lebzeiten Leuchten der Wissenschaft waren, die sicher gern ihren noch lebenden Kollegen aus ihrer Not helfen würden, wenn sie das wären, als was sie von den Medien vorgegaukelt werden. Statt dessen erfahren wir vom „hl. Ludwig" die Zurechtweisung: „Lasset wissenschaftliche Fragen beiseite." [6]) Haben denn die Spirits aus dem Lethestrom getrunken? Woher wissen sie dann aber die anderen Narreteien? Es ist höchst auffallend und bestätigt wiederum die von mir angenommene Identität von Medium und Spirit, wenn der

1) Walter S. 328 und Schneider S. 297.
2) Realenzyklopädie XVIII S. 666.
3) Schanz S. 326. 4) Derselbe S. 325.
5) Vgl. Wieser S. 705. 6) Vgl. Schneider S. 303 ff.

Bildungsgrad und die Manieren des Geistes mit jenen des Mediums zusammenfallen, selbst ohne Vermeidung von schweren Anachronismen.[1]) Man muß sich in den Ideenkreis und die Gemütsstimmung eines Mediums hineinversetzen, um in seinen Offenbarungen traumhafte, nicht einmal durch ein logisches Band verknüpfte Reproduktionen subjektiver Bilder, Szenen und Affekte wieder zu erkennen.“ [2])

Auch das eigentümliche Sprachbildungsvermögen gewisser Medien ist seines wissenschaftlichen Charakters entkleidet. Es handelt sich dabei lediglich um ein Kauderwelsch, das sich das Medium nach Kinderart, nur mit Konsequenz und einigem Sprachverständnis zusammengestellt hat durch Entlehnungen und Umformungen aus verschiedenen ihm zugänglichen Sprachen oder nur aus einer. So stellte sich die „Marssprache“ als mixtum compositum dar aus einem französischen Stamm, umwoben mit deutschen, englischen, ungarischen Bestandteilen, nebst einem Einschlag aus Sanskrit.[3])

Das Verderblichste des abergläubischen Treibens liegt, abgesehen von allem anderen, darin, daß dieses Labyrinth, von angeblichen Offenbarungen zu einem, wenn auch noch so verworrenen und widerspruchsvollen religiösen System erhoben wird, auf das eine neue Welt- und Lebensanschauung gegründet werden will.[4]) Einig sind eigentlich die Spiritisten nur in ihrem infernalen Haß gegen alles, was christlich heißt. Ihr Hauptziel ist: Sturz der Kirche, Trennung vom Klerus, Zersetzung des positiven Christentums.[5]) Mit Recht sehen daher manche Theologen im Spiritismus die Erfüllung von Mtth. 24, 24, Joh. 3, 19, 2 Thessal. 2, 3 ff. Von diesen falschen Propheten wollen die einen die Religion Christi vernichten, die andern ergänzen d. h. dieselbe korrigieren, um sie zu korrumpieren, dieselbe stützen, um sie zu stürzen.[6])

1) Beispiele dazu s. Gutberlet S. 527.
2) Schneider S. 302. 3) Vgl. Gutberlet S. 527.
4) Schneider S. 127. 5) Wieser S. 712.
6) Schneider 251.

Ihre ganze Theologie, wenn man von einer solchen überhaupt sprechen kann, ist ein deistisch-synkretistischer Wirrwarr. Die Grunddogmen der Trinität und der Schöpfung werden frech geleugnet. Dagegen ist ihnen Darwinismus und Abstammung des Menschen vom Tier eine große Wahrheit.[1]) Christus war für Fechner das beste Medium;[2]) von einer Gottheit keine Spur.

Die Erlösung ist den Spiritisten wesentlich nur Selbsterlösung des Menschen, ihre Sünden- und Tugendbegriffe sind pelagiamisch geartet.[3]) So steht es mit der spiritistischen Theologie, Christologie, Soteriologie und Anthropologie. „Wahrlich es hieße statt des Brotes einen Stein, statt des Fisches eine Schlange eintauschen",[4]) wollte ein Christ die spiritistische Lehre zu der seinigen machen.

Noch mehr und größeres Unheil fließt aus der spiritistischen Eschatologie. Was Pesthauch und Hagel für den Organismus, das ist die Jenseitsmoral des Spiritismus für Ethik und Kultur. Da hat sich wieder glänzend gezeigt, daß Philosophen schlechte Religionsstifter sind.[5]) Das beweist schon die roh-sinnliche materialistische Auffassung vom Leben im Jenseits. Svedenborgs Himmelsbeschreibung[6]) strotzt geradezu von den widerlichsten Anthropomorphismen und Phantastereien. Wozu soll sodann der Mensch nach sittlicher Vervollkommnung streben, wozu kämpfen und ringen mit den Feinden des Heils, wenn er doch das Schlaraffenleben närrischer Geister sicher in Aussicht hat? Es gibt darnach ja überhaupt keinen Unterschied zwischen Himmel und Hölle, zwischen Tugend und Laster, zwischen Gut und Bös. Furcht vor der Hölle ist ebenso töricht, wie Hoffnung auf den Himmel. Der Spiritismus beraubt den Menschen der edelsten und wirksamsten Sittlichkeitsmotive, erstickt jedes höhere Streben, untergräbt die natürliche Grundlage jedes Verantwortlich-

---

1) Vgl. Walter S. 327. 2) Schanz 326.
3) Realencykl. XVIII. 665. 4) Schanz S. 326.
5) Schanz 359. 6) Siehe Schneider 101 f.

keitsgefühls und jeder Sittlichkeit, die Freiheit des Willens.[1]) Daß da dann für Ethik kein Platz mehr ist, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Kardec stempelt den Menschen zu einem Kind der Natur, zu einem rein passiven Wesen. Die dem Menschen verliehene Gabe der Weisheit ist Produkt des Naturgesetzes.[2]) Damit ist für Mensch und Tier die gleiche Basis im Sinne des Spiritismus geschaffen. Das Tier hat sogar das vor dem Menschen voraus, daß es von seinem Instinkt in der Regel nicht getäuscht wird, während der Mensch seine Mißgriffe durch fortgesetzte Reinkarnationen büßen muß. Gerade die Reinkarnationslehre des Spiritismus bedeutet einen Rückschritt, einen Rückfall in das alte Heidentum und in die Philosophie der Wilden.[3]) Also auch damit ist es nichts.

Welches sind dann aber die „Verdienste" des Spiritismus? Dazu gehört vor allem der „Ruhm", den Aberglauben des Heidentums samt dem Spuk der Wilden in der modernen Gesellschaft salonfähig gemacht zu haben.[4]) Die Spiritisten prahlen endlich, daß es in ihrer Hand liege, dem Materialistenfaß den Boden vollends hinauszuschlagen. Einige Bekehrungen dieser Art sind zuzugeben. Bei anderen waren aber nicht die spiritistischen Phänomene maßgebend, sondern die Erkenntnis, daß Wissenschaft und Stoff allein das Bedürfnis des Herzens nach Glück nicht befriedigt, daß Seelenschmerzen durch Lebensgenuß nicht geheilt, sondern vermehrt werden. Diese Erkenntnis war zu jeder Zeit eine Grundwahrheit des Christentums. Sie ist zu teuer bezahlt und dazu noch verfälscht, wenn du sie bei den Spiristen holst. Wenn Du-Prel sich brüstet, mit philosophischen Gründen noch die Unsterblichkeit der Seelen beweisen wollen, sei dasselbe, als mit einem lendenlahmen Klepper nach Paris reiten, während man mit dem Schnellzug dorthin gelangen

1) Dippel Josef, der neue Spiritismus. München 1897². S. 202.
2) Vgl. Schneider S. 286 ff.
3) Vgl. ebd. S. 22, 279 u. 291.
4) Ebd. S. 56.

könne,[1]) so stellen wir ihm sogar ein „Auto" oder Luftschiff zur Verfügung und begnügen uns mit dem „Klepper Philosophie". Man frage Du-Prel nach seinen Erfolgen und er wird verstummen.

Ein kurzer Vergleich zwischen Materialismus und Spiritismus zeigt, daß letzterer noch tiefer steht als ersterer. Der Materialismus leugnet das Gesetz der Sittlichkeit, der Spiritismus zerstört es. Jener weiß nichts von Moralität, dieser heuchelt Moralität. Der eine denkt, mit dem Tod sei alles aus, der andere, schlimmsten Falles fange mit dem Tode der Karneval der Sinnes- nnd Erdenfreuden von neuem an.[2])

Trotz eines „scheinbaren Verdienstes" bringt der Spiritismus der Religion und Sittlichkeit nur Verderben und Gefahr. Schon darum kann er der Sozietät nicht zum Heile gereichen. Überdies ist sein sozialpolitisches Wohlfahrtsprogramm radikal und revolutionär.[3]) Was hindert den unzufrieden gewordenen Proletarier, dem Recht und Gesetz des weltlichen Richters Hohn und Gewalt entgegenzusetzen, wenn der ewige Richter für ihn nicht mehr existiert? Wer will die staatliche Ordnung aufrecht erhalten, wenn und wo ihre Grundsäulen, Religion und Sittlichkeit, als „veraltete Baugerüste"[4]) betrachtet werden, die man niederreißen muß, sobald der „Tempel der Selbständigkeit" vollendet ist? Die Spiritisten gehen soweit in ihren Umsturzbestrebungen, daß sie ihre revolutionären, staats- und kapitalfeindlichen Gesinnungen unter Aufbietung des größten Lärms in die Welt hinausposaunen[5]) und sich gegenseitig darin zu übertreffen suchen. Die soziale Wunde am Körper des Volkes wird durch solche Umtriebe gefährlich entzündet, immer tiefer und klaffender. Anstatt die Quellen des Übels zu verstopfen, werden neue geöffnet. Wie viel Familienglück wird durch Spiritismus mit roher Hand zerstört! Wie viele kommen um Ehre und guten

1) Gutberlet S. 583. 2) Schneider S. 315.
3) Walter S. 331. 4) Schneider 313.
5) Vgl. Wieser S. 707.

Namen, um Geld und Gut, um Gesundheit und Verstand! Von Ärzten und Richtern ist nachgewiesen,[1]) daß viele Spiritisten im Gefängnis, Zuchthaus oder in der Irrenanstalt geendet haben.

Angesichts der beklagenswertesten Mißstände, die allein die Giftpflanze des Spiritismus gezeitigt hat, angesichts der schärfsten Verurteilungen seitens angesehener Auktoritäten wie Tyndall, Fechner, Dr. Nichols, Dr. Luthardt,[2]) ist es eigentlich nur zu verwundern, warum nicht schon längst der Spiritismus öffentlich von Staatswegen verboten ist. Ein diesbezügliches Verbot wäre mindestens ebenso notwendig und berechtigt wie beim Hypnotismus.

Die Kirche ihrerseits nahm Stellung zum Spiritismus in der Enzyklika: „Supremae" vom Jahr 1856 sowie in der Zensurierung der Schriften Allan Cardecs. Ihre wohlbegründeten Maßregeln könnten aber nur dann durchschlagenden Erfolg haben, wenn die Staaten sich dazu verstehen könnten, Hand in Hand mit der Kirche zu gehen. Glücklicherweise macht sich seit den 80er Jahren des verflossenen Jahrhunderts, nachdem die Strohfeuerbegeisterung (genährt durch die Aufklärungsideen und den Freiheitsdusel von 1848) nachgelassen und die Gemüter wieder ruhiger zu denken angefangen haben, ein allmählicher Rückgang der Spiritistenbewegung bemerkbar. Die Spiritistenliteratur ist freilich immer noch in stetem Steigen begriffen. In der Praxis ist an ein Aussterben des Spiritismus nicht im entferntesten zu denken, ebenso wenig wie beim Hypnotismus. „Die Geister, die sie einst gerufen, sie werdens nimmer los." Auch in hohen und allerhöchsten Kreisen hat der Spiritismus in etwas veränderter Form Eingang gefunden und erfreut sich dort nicht selten einer gewissen auffallenden Begünstigung.[3])

„Ihr werdet Gott gleich sein" (Genes. 3, 5), sprach der Teufel in Schlangengestalt zu Eva. „Ihr seid wie Götter",

1) Schneider S. 318.

2) Schanz S. 356 und Schneider S. 7, 271, 320, 551.

3) Vgl. Berliner „Tag" Jhrg. 1909.



predigt er heute im Spiritismus und Unglauben vor Groß und Klein. Hier Vergötterung, dort Vertierung des Menschen, ist die Quintessenz der spiritistischen „Ethik“: Les extrêmes se touchent.

In dieser Hinsicht hat Napoleon I. den Wert des Christentums doch noch besser gewürdigt, indem er bekannte: „das Christentum sei die einzige Lehre, die sich keine Illusionen über die Natur der Dinge mache.“ [1]) Man könnte fast meinen, er hätte mit diesen Illusionen den spiritistischen Schwindelapparat gemeint und im Auge gehabt, wie er heute anzutreffen ist. Die Kirche Christi liebt das Licht, sie ist die Stadt auf dem Berge. Die „Spiritistenkirche“ aber flieht das Licht und hüllt sich in das magische Halbdunkel der mediumistischen Seancen.[2]) Spiritismus ist ein Nachtgebiet, eine Kultstätte für den Aberglauben. Er hat zwar das negative „Verdienst“, die Unfähigkeit der „modernen Wissenschaft“, die Religion zu ersetzen, nachgewiesen zu haben. Er hat auch das „Verdienst“, ein Asyl für übersättigte Materialisten und schlechte Christen zu sein.[3]) Aber er ist außerstande, eine positive fruchtbare Wirkung auf das sittliche Leben auszuüben. Das ganze und unverfälschte Christentum wird nach wie vor die einzige und beste Kulturmacht bleiben, und die katholische Kirche mit ihren Gnadenmitteln den Gläubigen wahren Trost gewähren, den aller spiritistische „Hokus-Pokus“ seinen Anhängern nicht gewähren kann.[4]) Nur ein Christus konnte den müden Erdenpilgern zurufen: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken und ihr werdet Ruhe finden für euere Seelen; denn mein Joch ist süß und meine Bürde ist leicht.“. (Matth. 11, 28 ff.) „Wer ihm nachfolgt, wandelt nicht in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben“ (Joh. 8, 12). „Wer an ihn glaubt, wird leben, wenn er auch gestorben ist“ (Joh. 11, 25). „Ein Fluch ist dem Erdensohn das Suchen nach dunklen

---

1) Hochland 1908/9 I S. 35. 2) Schneider S. 13.
3) Schneider S. 547. 4) Vgl. Schanz S. 360.

Mächten. Unser Gott ist ein Gott des Lichtes und des Sonnenscheins.“ 1) »In quo quis peccaverit, in eo punietur« (Weisheit 11, 16). Aber: »gloria in excelsis Deo et in terra pax hominibus, bonae voluntatis« (Luk. 2, 14). Diese Worte der ewigen Wahrheit werden durch Hypnotismus nnd Spiritismus in alle Ewigkeit nicht widerlegt, sondern nur glänzend bestätigt. „Mut ist Seele, Tat ist Leben.“ 2)

XXXI.

Eine Hochsommerfahrt nach Korfu.

Reiseplaudereien von Suebimontanus (Rottweil a. N.).

(Fortsetzung.)

Von den Ebben und Fluten der langen Unterhaltung war ich halb zu Tode geschaukelt. Eine köstliche Nacht hatte sich klar und kühl herabgesenkt auf Schiff und See. Der Mond streckte seine zitternde Strahlenhand über die schlummernden Wasser aus. So ganz mitten drin in dem nächtlichen Zauber des Meeres, umwittert von seinem frischen Wogenduft, saß ich, „auf der frohen Fahrt begriffen nach dem schönen Griechenland“ noch lange still und stumm auf dem Hinterdeck und spät erst kroch ich hinab in den Schiffsbauch und hinein in die drangvoll fürchterliche Enge des Schiffsbettes.

Nirgends bewährt der Schlaf seine reorganisierende Kraft schneller und intensiver, als wenn eine frische, salzige Brise über das Antlitz hinfächelt und die müden Lider schließt. Es ist als ob auch den Nachtgeistern des Meeres ihr Chorführer zuriefe:

---

1) Katholisches Sonntagsblatt 1911.

2) Beda Weber.

Erst sinkt sein Haupt aufs kühle Polster nieder,
Dann badet ihn ein Tau aus Lethes Flut;
Gelenk sind bald die krampferstarrten Glieder,
Wenn er gestärkt dem Tag entgegenruht. (Faust II 1, 1.)

In der Frühe des Morgens wie neugeboren. Ostwärts die letzte österreichische Insel Lagosta deutlich sichtbar. Im Südwesten erscheint bald die weit ins Meer vorspringende, bis zur Höhe von 1560 m aufsteigende isolierte Gebirgsgruppe des Monte Gargano in der italienischen Provinz Foggia. Das Land weicht im Golf von Manfredonia wieder sehr weit zurück. Gegen Mittag erst taucht die Westküste Süditaliens abermals auf und bleibt in Sehweite bis zu unserer Ankunft in Brindisi. Eine halbe Stunde nach 8 Uhr laufen wir in dessen Innenhafen ein. Das Schiff legt auf einige Stunden direkt am Quai an. Ein Schwarm von Freunden und Studiengenossen meines Alexandriners, die den Landweg durch Italien genommen, stößt hier zu uns. Ich schlendere durch Brindisis breite Hauptstraße und mehrere dunkle Seitengassen. Überall das wohlbekannte Bild italienischen Nachtlebens unter dem sternenklaren Sommerhimmel. Gegen 11 Uhr sticht der Dampfer wieder in See. Meine Gedanken fliegen ihm voraus gen Korfu, dem unser Schiffsbug zugekehrt ist. Morgen auf Korfus klassischem Boden, das ist der letzte Frohgedanke, der auch noch in meine Träume hineinspielt. Mitten in tiefer Nacht fahre ich erschrocken aus Traum und Schlaf. Mein Herz klopft hörbar, weil plötzlich das Herz des Schiffes zu schlagen aufgehört hat. Kein Zweifel: die Maschine steht still, das Schiff hat gestoppt. Was ist geschehen? Nach meiner Schätzung waren wir doch mitten auf hoher See. Oben auf dem Deck wird es lebendig. Immer geschäftiger und mit wachsender Eile jagen die Menschenfüße über die ahnungslosen Schläfer hinweg. Was ist passiert? Warum versagt auf einmal der Riesenleib des Schiffes? Die Phantasie ist fiebernd an der Arbeit und um ihr das Handwerk zu legen, will ich nach langem Hangen und Bangen hinaufstürzen, da setzt auch schon langsam der Puls des



Schiffes wieder ein, gewaltig wie zuvor rührt es seine Glieder und der stoßende und dampfende Rhythmus der Maschine gibt dem Aufgescheuchten einen, wenn auch immer unruhigen, Schlaf zurück.

In früher Stunde wieder auf Deck. Wir fahren schon der albanischen Küste entlang. Rechts die Othonischen Inseln. Ich frühstücke mit dem Kapitän. Der Verschlossene ist noch einsilbiger als sonst. Er hat sichtlich ein Geheimnis zu hüten. Mit dem Schraubenzieher zudringlicher Fragen aber entwinde ich ihm das Geständnis, daß wir diese Nacht Feuer im Maschinenraum gehabt. Solche Kleinigkeiten dürfen indes den, der ein Stück Welt sehen will, nicht schrecken. Wer eine weite Reise macht, hat nach dem Wort des Persers Artabanos auch zwei große Feinde: das Land und das Meer.

In dem kleinen albanischen Hafen Santi Quaranta (neugriechisch: Ägidi Saránta) legen wir nochmals an. Am schmalen, von einem Kranze steiler Berge umsäumten Ufer ein Dutzend elender, halbverfallener Häuschen und Schuppen mit verschiedenen Trümmerstätten aus byzantinischer Ära — das ist die ganze Herrlichkeit, die zu sehen ist. Uns gerade gegenüber auf beherrschender Höhe die Kirche der vierzig Heiligen. Darnach ist der Ort benannt. Rechter Hand zieht sich eine schnurgerade Straße die Bergwand hinauf. Eine Kette von gesattelten Eseln einer hinter dem andern, aber bereits wieder dem Hinterlande zugekehrt, erstreckt sich schier endlos von unten nach oben. Auf ihrem Rücken war eine Unmenge Albanesen aus dem Innern des unwirtlichen und unwegsamen Landes herbeigekommen, um auf unserem Dampfer als Zwischendeckspassagiere nach Konstantinopel und Smyrna, wo sie Arbeit und Verdienst suchen wollten, sich einzuschiffen — abenteuerliche, schwarzbärtige Gestalten mit wildem Gesicht und lodernden Augen, Charakterköpfe, wie die scharfe Bergluft und grimmige Winterkälte sie herausmeißelt, von der Sommerhitze angeraucht und geschwärzt wie Pfeifenköpfe, mit Arbeits- und Wetterrunen gezeichnet und von wilder Leidenschaft durchfurcht und zerklüftet gleich.

ihren Bergen. Man sieht: diese Menschen leben mit der Natur noch unter einem Dache.

Es ist kein stämmiger Menschenschlag, sehr viele mittelgroße Leute sind darunter. Aber diese dünnbeiningen Arnautenleiber sind zäh und elastisch wie Damaszenerklingen, nur Sehne, Muskel und Haut, durch Strapazen aller Art gestählt von Jugend auf. Entschlossenheit und Freiheitssinn wetterleuchtet aus den Augen dieser wilden Bergkatzen, deren glorreiche Geschichte aus Raubzügen, Brandschatzungen, Viehdiebstählen, ewiger Fehde gesponnen ist. Ihr Gewand und Aufzug ist die wirksame Folie ihres Charakters und läßt keinen Zweifel über ihre Lieblingsbeschäftigung. Es ist die Tracht der Pallikaren (neugriechisch Pallikari = Held). Das Oberkleid der Männer besteht meist aus einem kurzen, über die Schultern geschlagenen Mantel, an dessen Stelle häufig eine rote oder blaue Jacke mit geschlitzten Ärmeln getragen wird; sie hängt lose über den Rücken herab und pflegt mehr oder weniger gestickt zu sein. Darunter befindet sich eine bunte Weste und ein weißes Hemd mit bauschigen Ärmeln. Das schnauzbärtige Haupt krönt der rote Fes. Besonders charakteristisch ist das weiße, fein gefältelte Ballettröckchen, die sogenannte Fustanella, die diesen martialischen Erscheinungen einen Stich ins Weibische verleiht und daher immer mehr abkommt. Kurze Hosen mit schienenartigen Gamaschen von meist weißer Farbe, sowie rote Schnabelschuhe mit Quasten vervollständigen die Kleidung. Einzelne sind auch in Felle oder ganz in weiße Wolle gehüllt. Den schmächtigen Leib umschließt in der Mitte ein wahrer Festungsgürtel, aus dem bräuend schönverzierte, natürlich irgendwo gestohlene oder erbeutete Handschare und großkalibrige Pistolen herausragen. Diese Waffen gehören zur Persönlichkeit des echten Albanesen. Mit ihnen wird er sozusagen geboren, sie sind Spielzeug des Kindes und des Erwachsenen Ehr und Wehr — seltsam und gruselig anzusehen.

Noch schrecklicher anzusehen aber waren die Albanesenweiber, die ich hier zum ersten Mal zu Gesicht bekam. Schwer-



fällig, wie eine Dampfstraßenwalze, die Beine straff mit Wollstreifen umwickelt, die Füße in die Opankenschuhe aus Ziegenleder gesteckt, den Leib vom Hals bis zu den Knöcheln in einen dicken, schlafrockartigen Wollmantel von dunkelgrauer Farbe gehüllt — so sah ich sie hier, wie so oftmals in Griechenland, einherstolzieren. In dieser soliden Verpackung stecken diese Damen auch im glühendsten Hochsommer, eine Sommerkleidung für unsere Begriffe so widersinnig, als wenn man am Nordpol im Unschuldgewand des Negers gehen wollte. Diese unheimlichen, zum Teil schmutzstarrenden Gäste also werden in unser schwimmendes Haus aufgenommen. Gleichwohl hatte ich meine helle Freude an diesen von Europas Kultur wirklich noch nicht beleckten Naturkindern. Ich habe mich, wenn auch unter fortgesetztem Protest der Geruchsnerven, viel unter ihnen bewegt und in ihrer Gesellschaft mehr profitiert und mich wohler befunden als im Dunstkreis der paar Berliner Salondamen, die mit einem herzlichen: Ach Jott, wie häßlich! von diesem Stück urwüchsigen Menschentums sich abwandten. Da liegen sie, diese anspruchslosen Gebirgssöhne, in fürchterlicher Enge auf Brettergerüsten im dumpfen unteren Verdeck. Kisten, Koffer, Bündel, Teppiche haben sie um sich her aufgeschichtet und kampieren da wie hinter einer Wagenburg. Vorräte, Töpfe, Kochapparate werden ausgepackt. Und Arien wie Chorgesänge werden dazu vorgetragen, von der musikalischen Vollkommenheit, wie sie Tazitus den alten Deutschen selig nachrühmt. Nach gelungener Fütterung liegen die meisten in trägem Verdauungsschlaf herum und man fühlt sich versucht, auf den Zehen einherzuschleichen, um die schlummernde Gefahr nicht zu wecken. Denn ein bißchen unheimlich ist da jedem zu Mute und man begreift die Frage eines Griechenlandreisenden an den Schiffskapitän: Wenn in dieser Horde die Raubtierinstinkte erwachten und sie im Bewußtsein ihrer Machtüberlegenheit uns zur Nachtzeit anfiele, was würde da der Herr Kapitän tun? Lachend soll dieser geantwortet haben: Für einen solchen Fall lägen schon die Schläuche bereit, um kochendes Wasser



in das Gelichter zu schleudern. Ob das wahr ist oder nur ein glücklicher Einfall, einer ängstlichen Seele als Beruhigungspülverchen verabreicht, wer kann das sagen? Aber Tatsache ist ja, daß die chinesischen Seeräuber sich die Fortschritte der Zivilisation im fernen Osten zu nutze gemacht und ihre Methoden bedenklich modernisiert haben. Auch sie gehen, mit Revolvern neuesten Systems bewaffnet, als Passagiere an Bord und im entscheidenden Augenblick wissen sie mit Hilfe ihrer technischen Kenntnisse Maschinen und Apparate aktionsunfähig zu machen. Solchen Kalibers waren unsere Albanesen nicht. Sie haben uns völlig unbehelligt gelassen. Sie waren noch lange nicht die schlimmsten Wilden, die ich auf meinen Reisen und sonstigen Lebenswegen überall in — debarbarisierten Ländern getroffen habe.

Ein vielstimmiges Ah und Oh von der Reling her alarmiert das ganze Schiff und verrät auch mir, daß etwas Besonderes zu sehen sein müsse. In der Tat: Korfu ist in Sicht, „das erste ins Meer geworfene Stück Griechenland". Herrlich ist die Fahrt durch den breiten Kanal, der Insel und Festland scheidet. Albaniens Westküste ist gegen das Meer hin durch eine hochaufgetürmte Bergwelt geradezu hermetisch abgeschlossen. Soweit das Auge reicht, kein Durchbruch, kein Zugang, keine Bresche. Wie Brandmauern steigt es in einer Flucht vor uns auf. Die steil abfallenden Hänge zerschnitten und aufgerissen von zahllosen Falten und Schrunden, welche die stürzenden Wildwasser den Bergen in Stirn und Brust gefurcht haben, von Wind und Wetter gebleicht wie Leichengestein, streckenweise auch sie noch grünbewachsen, aber nicht mit ragenden Bäumen, sondern mit niederem Gestrüpp oder hochwachsenden Sträuchern, die sich zuweilen zu einem undurchdringlichen Urwalddickicht verschlingen. Meist aber ist der Pflanzenwuchs so gelichtet und in unzählige Einzelstauden aufgelöst, daß durch den immergrünen Überzug der nackte kantige Fels oder brüchiges, graues Kalkgestein heraussticht. Das ist der vielberufene Buschwald des Südens, wie er schon für die sizilische Landschaft charak-



teristisch ist und in Griechenland speziell Phrygana heißt. Pistazil und Erdbeerbaum bilden den Grundstock ihrer Bestände. Aber auch Myrte, Wachholder und wilde Rosen finden sich reichlich eingestreut. Der Lorbeer ist hier so billig wie Brombeeren. Aber hier ist niemand, der ihn bricht und sich um die Schläfe windet. Kein lebendes Wesen um und um. Das entsetzliche Schweigen der Wüste lagert auf dieser Gebirgswelt, deren Leichenstarre gemildert erscheint nur durch den violetten Dunstschleier, den die gleißende Sonne darüber hinwebt. So ungefähr müßte es uns Menschen im Monde anmuten: die graue, versteinerte, steile Trostlosigkeit. Je näher dem Ufersaume, desto kahler und zerklüfteter wird diese Steinwüste, desto tiefer bohren sich die Erosionsschlünde in den harten Felsgrund ein. Dieses grandiose, urweltliche Schweigen schlägt uns ganz in seinen Bann und drückt schließlich wie ein Alp auf die Seele. „Die Gebirge sind stumme Meister und machen stumme Schüler.“ Ungeduldig warten wir, ob der eherne Vorhang nicht endlich einmal aufgezogen werde. Umsonst. Die Scheidewand bleibt undurchdringlich. Und so muß denn die Phantasie an den Felsschroffen hinaufklettern, um einen verstohlenen Blick hineinzuwerfen in das hinter ihnen liegende geheimnisvolle Land, in diesen dunkelsten Winkel Europas, in dieses Pulverfaß der Welt, aus dem eben die Flammen des solange gefürchteten europäischen Krieges herausgeschlagen.

Wenden wir den Blick zu einem lichteren Bilde hinüber auf die andere Seite! Korfu! Einer Riesenschlange gleich tauchte das Eiland lang ausgestreckt, im Sonnenglanze sich räkelnd, aus der blauen Meeresflut auf. Aus ihren Kalkfelsschuppen lockte Helios ein goldig-violettes Farbengeschimmer. Des Pantokrators mächtiger Bergkamm läuft rückgratartig, kahl und kantig durch den nördlichen Teil der Insel hin. Auch hier dies Gewirr von Zacken und Graten, Kuppen und Klippen, auch hier an den Steilabfällen der kümmerliche Buschwald mit dem rötlich-blau durchschimmernden verwitterten Felsgestein, auch hier diese Striemen und Rinnen, durch



welche die Humusschicht und der keimfähige Boden zu Tal geschwemmt wurden für immer, auch hier diese ausgebrannten, steinigen Hintergrundskulissen mit ihrer grenzenlosen Melancholie, die meinem Alexandriner den wehmütigen, halb entschuldigenden Ausruf erpreßte: Ola xirá (Alles öde). Aber im Vordergrund — welch ein einzigartiges Bild! Eine grüne, weiche Hügellandschaft, über den flachen Meeresrand nur wenig hinausgehoben; aus ihr herausgeschnitten ein prächtiger Hafen, geschmückt wie eine Meeresbraut, einen Kranz von Zypressen um die Stirne, von zwei Festungen, der doppeltürmigen alten und der breit hingelagerten neuen, flankiert, dahinter die Stadt, von einem mächtigen Mauergürtel verdeckt und eingeschnürt, in der Hafeneinfahrt, die Ehrenwache haltend, das Inselchen Vido, einstmals freilich eine wohlverwahrte, ernst drohende Schildwache, ein exponierter Vorposten der meerbeherrschenden Britannia. Die Festungswerke des Inselchens haben aber die Engländer bei ihrem Abzug (1864) geschleift.

Vom stahlblauen Himmel weht eine weiche, warme Luft uns an; über dem glitzernden Spiel der lustig tanzenden Wellen ein Auf und Ab, ein Hin und Her von Kähnen und Boten, ein Kreischen und Schreien und Feilschen sonnenverbrannter Menschen, die, noch ehe der Anker in die Tiefe rasselt, wie Affen an Bord unseres Dampfers klettern, um uns für ihre Barken zu ergattern oder ihre Ansichtskarten, Südfrüchte und — Rasierkünste an den Mann zu bringen. Wie wenn sie dem Schoße des Meeres entstiegen, so unerwartet sind sie gekommen und immer noch drängen andere nach, schwingen sich behend über die Brüstung und machen sich an die Plünderung: Plaids, Schirme, Taschen — alles, was sie den verblüfften Passagieren zu entreißen vermögen, verschleppen sie, blindlings davonstürzend, auf ihre Nußschalen und der arme Reisende mag selber sehen, wie er die richtige Barke und damit seine entführten Reiseutensilien ausfindig macht. So oder ähnlich muß es wohl zugehen, wenn Seeräuber ein friedliches Schiff überfallen. Welch ein Schau-



spiel, aber — gottlob! ein Schauspiel nur! Einer der zudringlichen Händler entpuppte sich als ein von den Schicksalsstürmen über Amerika nach Korfu verschlagener deutscher Landsmann. Auch Musik hat sich zum Empfang der um diese Jahreszeit so seltenen Gäste eingestellt: ein junger Korfiote spielt uns und den Wellen zum Tanze auf und nur wenig fehlte, so tanzten wir selber mit. Denn alles stimmt und lockt hier zu Freude und fröhlicher Lust! Der Himmel, die Erde, die Menschen, das Meer. Wir sind ja am Gestade des Glücks, im Lande der Phäaken, auf der Insel der Seligen.

Auf der Insel der Seligen? Ja und nein! Ja dieses Korfu ist auch heute noch ein Stück Himmel — auf die Erde gefallen, das kostbarste Juwel, das an der Brust der ewig jungen Hellas funkelt. Alle Reize irdischer Schönheit sind von jeher über dieses Eiland ausgegossen. Die herrlichsten Gaben und Wonnen birgt es in seinem Schoße. In Xenophons griechischer Geschichte wird uns geschildert, wie das Land einem wohlgepflegten Fruchtgarten glich, wird uns erzählt von der Pracht seiner Villen, dem Reichtum an Sklaven und Herden. Und dann heißt es bei dem griechischen Geschichtsschreiber weiter: Die Soldaten verweichlichten inmitten dieses Überflusses so sehr, daß sie nur noch vom besten, süßen, dunklen Wein, Anthosmias geheißen, trinken wollten — ein wahres Kapua für fremde Krieger, die sich den Umarmungen dieser schönen Zauberin Kerkyra nicht rechtzeitig zu entziehen wußten, die nicht sahen, daß auf diesem Blumenteppich sich giftige Schlangen ringelten. Und war es denn wirklich so sinnlos, wenn die Alten hieher das homerische Scheria verlegten, das Phäakenland mit dem Märchenschloß und den Wundergärten des Alkinoos, mit jener weißarmigen Königstochter Nausikaa, die das heimwehschwere Herz des Odysseus so tief zu rühren verstand? Dort an jenem Bach wird die Stätte gezeigt, wo diese von Homer so ergreifend geschilderte Begegnung sich abgespielt haben soll. Auch sonst sind wir hier überall von homerischen Erinnerungen umwittert. Am Eingang in die nunmehr verschlammte Bucht

Kalikiópulo, dem alten Kriegshafen, gewahren wir ein schwarzes Etwas, nicht unähnlich einem Tintenfleck, der auf blitzendem Wasser schwimmt. Es ist Pontikonisi, die Mausinsel, über die prachtvoll gewachsene Zypressen wie schwarze Obelisken aufragen, regungslos, „wie himmelträumend, wie weltvergessen", eine Perle in der glänzenden Muschel der See, diese Mausinsel, nach der Sage das von Poseidon versteinerte Schiff, auf dem die göttergleichen Phäaken den edlen Dulder Odysseus nach Ithaka heimbrachten. Poseidon, heißt es in der Odyssee,

> Ging gen Scheria hin, dem Lande der stolzen Phäaken.
> Allda harrt er: und bald kam nahe dem Ufer das schnelle
> Meerdurchgleitende Schiff. — Da nahte sich Poseidaon,
> Schlug es mit flacher Hand, und sieh, plötzlich versteinert,
> Wurzelt es fest am Boden des Meeres —".

Böcklin soll darnach seine berühmte „Toteninsel" gemalt haben. Die Ähnlichkeit könnte wirklich kaum größer sein. Allein Tatsache ist, daß der Maler nie seinen Fuß auf Korfus Boden gesetzt hat. So ist die reiche und strahlend schöne Natur Korfus mit dem Diadem nimmer verwelkender Poesie und Sage gekrönt. Sie sendet zwar keine stolzen Kriegsflotten mehr aus, diese Königin des jonischen Meeres, wie im grauen Altertum, ihre selbständige Rolle ist überhaupt ausgespielt in der Geschichte, aber eine gefallene Größe ist sie gleichwohl nicht, ihr Name hat auch heute noch einen guten Klang in der Welt, sie hat sich besser konserviert und aus dem Erbe der Vergangenheit immerhin noch etwas mehr in die Gegenwart hinübergerettet als andere ihrer Namensschwestern. In Garitza hat sie uns neuerdings ein merkwürdiges Monument geschenkt, das auf die früheste Entwicklungsperiode griechischer Bildhauerkunst ein helles Licht wirft. Schön und stolz ist sie immer noch, diese klassische Insel, von Tausenden aus aller Herren Länder aufgesucht, von Kaisern und Königen nicht verschmäht, von Dichtermund gepriesen und vom Pinsel des Malers verherrlicht. Aber die Insel der Seligen? Nein und tausendmal nein. Das ist



sie nie, am wenigsten im Altertum, gewesen. Ihre Geschichte ist mit viel Blut und Tränen geschrieben. Eine Insel der Unseligen, nicht der Seligen muß dieses Korkyra genannt werden.

Hier kann nach den Andeutungen des Thukydides (I, 25) nur ein ruppiger Menschenschlag gehaust haben. Wie pietätslos und protzig haben diese auf ihre Vorgänger, die schiffsberühmten Phäaken, pochenden korkyräischen Seebären ihre feinfühlige Mutterstadt Korinth behandelt (Diodor 12, 30)! Hier, an den schwelenden Feuern korkyräischer Leidenschaft, hat sich in der Glanzzeit des Griechentums jener verhängnisvolle Krieg entzündet, an dem die hellenische Lebenskraft verbluten sollte. Hier haben sich parteipolitische und soziale Vernichtungskämpfe von unerhörter Grausamkeit und Hinterlist abgespielt. Mit Recht ist die wilde Wut und Zügellosigkeit der Demokraten Korkyras im Altertum sprichwörtlich gewesen. Unbarmherzig rotteten sie ihre aristokratischen Gegner und Mitbürger mit Stumpf und Stil aus. Sieben Tage und sieben Nächte durchtobte der politische und gemeine Mord in jeglicher Gestalt ganz Korkyra. Um ihren giftigen Haß recht gründlich zu sättigen, spielten die Demokraten mit den wehrlosen Opfern wie die Katze mit der Maus. Zunächst ließen sie 60 Aristokraten, je zwei aneinander gebunden, Spießruten laufen. Die noch übriggebliebenen Todeskandidaten weigerten sich aus Angst, derselben Prozedur unterzogen zu werden, ihr Gefängnis zu verlassen. Da stiegen die Demokraten aufs Dach, rissen die Decke auf und überschütteten die Eingeschlossenen mit einem Hagel von Ziegeln und Pfeilen. „Die Gefangenen schützten sich dagegen, so gut sie konnten, erzählt Thukydides, die meisten aber töteten sich zu gleicher Zeit selbst: sie stießen sich die heruntergeschossenen Pfeile in den Hals oder erhängten sich mit den Gurten aus den Bettstellen oder mit Binden, die sie aus ihren Kleidern verfertigten. Und so dauerte es einen großen Teil der Nacht hindurch. . . . Als es Tag geworden war, luden die Korkyräer die Leichen schichtenweise auf Wagen



und fuhren sie zur Stadt hinaus. Die gefangenen Weiber machten sie zu Sklaven."

Man zittert fast vor Weh und Empörung, wenn man die bluttriefenden Blätter des Geschichtsbuches dieser Insel umwendet und mit Recht ist schon gesagt worden, der Wohlfahrtsausschuß in Paris habe nur eine Kopie dieser klassischen Greuel geliefert. Und heute? Das markerschütternde Geschrei der Schlächter wie der Geschlachteten ist verstummt, Blutgeruch und Leichendunst haben sich längst verflüchtigt. Schon die ersten Schritte auf diesem entweihten, blutgedüngten Boden lassen uns erkennen, daß die heutigen Bewohner Korfus nichts gemein haben mit ihren schrecklichen Ahnen, die mit Knüppeln und Felsstücken so schnöde auf den Schädeldächern ihrer eigenen Mitbürger und Volksgenossen herumpolitisierten. In den Adern der heutigen Korfioten rollt überhaupt wenig griechisches Blnt mehr. Die Insel ist von 1386—1797 im Besitze der seegewaltigen Venezianer gewesen. Daher die italienischen Laute, die immer wieder an unser Ohr schlagen, daher der italienische Menschentyp, die italienische Architektur, der italienische Bettel, der italienische Schmutz in manchen Gassen und Quartieren, wo die Hygiene über die Romantik noch nicht gesiegt, daher der italienische Rhythmus des ganzen Lebens, daher auch die italienischen Ortsbezeichnungen, wie ja auch der Insel selbst der italienische Name bis zur Stunde geblieben ist.

(Schluß folgt.)



XXXII.

Unsere Jugendzeitschriften.

Dr. Albert Aich.

Die Leipziger Weltausstellung für Buchgewerbe und Graphik veranschaulicht das moderne Wachstum auf literarischem Gebiete in überwältigender Weise. Sie hat auch den Anstoß zu diesem Überblick und zu einem Einblick in unsere Literatur, speziell die Jugendliteratur gegeben. Da aber bereits treffliche „Führer" durch die Jugendliteratur unsererseits vorhanden sind[1]) und das Jugendbücherwesen, Jugendlektüre u. a. da und dort besprochen wird, beschränke ich mich auf das Gebiet unserer Jugendzeitschriften. Wie Lenzesblühen, wie Frühlingssprossen regte es sich hier in letzter Zeit. Wer kann sie alle aufzählen die Blätter und Blüten, die Jugendliebe schufen, ohne das eine oder andere zu vergessen oder ihm unrecht zu tun? Bald in buntfarbigem Gewande, geschmückt mit Bildern seliger, goldener Zeit, bald im einfachen Kleide der Dorfjugend, schlicht und anspruchslos, erscheinen diese Zeitschriften für die lieben Kleinen oder die heranwachsenden Söhne und Töchter aus dem Arbeiter-, Dienstboten- und Bauernstande und für Gebildete und Studierende der unteren und oberen Klassen. Die einen heben mehr einen intellektualistischen, die anderen einen moralischen, sozialen oder religiösen Standpunkt hervor. Ohne nun dieser oder jener Jugendzeitschrift wehe tun zu wollen, dürfen wir unsere Anforderungen religiöser, moralischer, intellektueller, pädagogischer, ästhetischer und inhaltlicher Art an unsere Zeitschriften stellen. Dies umsomehr als nach unserer Ansicht und dem überreich vorliegenden

1) Vgl. „Literar. Rundschau" 1913, 162 f.; über den Aufschwung neuzeitlicher Volksbildungsbestrebungen: „Histor.-polit. Blätter" 1901 (128. Bd.) 286 ff.



Material der Jugendzeitschriften fast zu viele geworden sind und darum manch treffliche um ihre Existenz ringen muß. Den Redaktionen stehe ich ferne, sodaß frei und offen dem großen Ganzen gedient werden kann und dem immensen Inhalt und der ungeheuren Lebenskraft, die in den Jugendzeitschriften steckt ad salutem animarum iuvenilium.

Der Literat Heinrich Wolgast erhob im Jahre 1896 den weithin gedrungenen Ruf vom „Elend unserer Jugendliteratur" und immer noch kämpfen die verschiedensten Anschauungen für und gegen einander auf diesem Gebiete. Da sind wir in prinzipiellen Anschauungen dank unserer geschlossenen und tief fundierten christlichen Weltanschauung gut daran und haben vor jeder andersgearteten ungeheuere Vorsprünge. Auf dem gemeinsam anerkannten religiös-sittlichen und pädagogischen Boden fußend, wächst unsere Kritik nicht ins Unermeßliche und geht nicht in Teile auseinander, die nimmermehr sich einen. Auch liegt dem katholischen Literaturkritiker jener oft so „peinliche intransigente Zug" und „das selbstherrische Auftreten" der Modernen ferne. Nur eine scharfe Scheidung kenne ich und die richtet sich gegen die Antitendenzler verschiedener deutscher Jugendschriften-Prüfungsausschüsse. Die Jugendzeitschrift muß Tendenz haben, ohne Tendenzschrift zu sein. Wie sie ein Kunstwerk sein soll, was alle Neuerer verlangen, so soll sie ein pädagogisches Werk sein mit der Tendenz, religiöse, moralische und intellektualistische Momente in sich zu schließen, ganz entsprechend den Zwecken der Pädagogik und Didaktik.[1]) Unsere Zeitschriften kommen damit den gerechten Forderungen, die Religion und Vaterland an die Jugend stellen müssen, vollauf nach. Hier gibt es keine „Inferiorität", sondern eher eine katholisch-christliche Superiorität. Fern zu halten ist jede aufdringliche Tendenz. Klare Grundsätze müssen nicht aufgedrungen werden, ein fest fundierter Standpunkt bedarf keines steten Hinweises auf sein Fundament. Und so braucht es auch keine steten

1) Stimmen aus Maria-Laach 1914, 52 f.



frommen Redensarten; auch die Kinder merken die Absicht und werden verstimmt. Die Spannung in der Lektüre soll ferner nicht mit rührseligen und unkünstlerischen Mitteln, mit Sensation oder Abenteuerlust herbeigeführt werden. Es kann dies schon den Nerven und der Phantasie schaden und statt Leseeifer Lesewut großziehen mit all ihren schlimmen Begleiterscheinungen.

In den Darbietungen, seien es nun Erzählungen, Geschichten, Belehrungen u. a. m., fordern wir womöglich künstlerisch Wertvolles, dichterisch-literarische Form, kinder- und jugendtümlichen Lektüreinhalt. Dazu soll eine jugendliche Frische und Munterkeit in Ton und Ausdruck, in Wort und Bild vorhanden sein. Jugendliche Munterkeit ergötzt allüberall, erfreut Jung und Alt und ist eine hohe Empfehlung jeder Jugendzeitschrift. Die Jungen wollen bald hier, bald dort ihr munteres Spiel beginnen und diese Tatsache erfordert im Schriftenwesen verschiedene, lebhafte und kürzere Artikel. Nur keine Weitschweifigkeiten und gar weitausschweifende Belehrungen. Eine fortlaufende Erzählung, kleine illustrative Artikel aus verschiedensten Gebieten seien der Jugend Erholungsplätze. Sie regen an, zeitigen in dem einen oder anderen eigenen Tatendrang und richten die Phantasie auf Edles, Wahres, Erfrischendes, selbst auf die Berufsgabe und -Gnade. Die Charaktere seien Helden, an denen die Leser ihre helle Freude haben müssen und deren Nachahmung nicht erst aufgedrungen werden sollte. Die große Wißbegierde der Jugend kann auf allen technischen und geistigen Gebieten befriedigt werden; Artikel über Länder- und Völkerkunde, über das eigene Vaterland, die Kolonien und besonders auch die Missionen finden lebhafte Beachtung.

Die Jugendzeitschrift soll von hohem pädagogischen Wert sein.[1]) So müssen ihre Worte nicht über die Köpfe hinwegfahren, sondern in Geist und Gemüt eindringen. Die Spezifi-

1) Vgl. Laur. Kiesgen, Randglossen zur Jugendschriftenfrage, Kempten 1904 und Jos. Antz, Jugendschrift und Erziehung, Wittlich 1905.

kation der Jugendschriften ist darum eine Notwendigkeit. Eine allgemeine Jugendschrift wäre ein Unding und ein Unverstand. Verschieden ist das Milieu des flachen Landes und der Stadt, der kleinen und der Großstadt, der Land- und Industriestadt. Verschieden sind die intellektuellen Anlagen und die Ausbildung in den Kindheits-, Knaben- und Jünglingsjahren.[1]) Verschieden sind die Geistes- und Gemütsanlagen der männlichen und weiblichen Jugend. Verschieden sind auch die Anschauungen, Bedürfnisse, Standesunterschiede, Reifeverhältnisse, selbst der Wortschatz in den einzelnen Landesteilen. Es ist eine allgemein bekannte Tatsache, daß Norddeutschland an Redegewandtheit und Wortschatz Süddeutschland etwas voraus hat. Jeder Volkscharakter ist schon im eigenen Lande und in einzelnen Bundesstaaten verschieden: jene Gegenden sind langsamer in Denkart, Fassungskraft, Mitteilsamkeit, die rascher und vielseitiger in ihren Redensarten. Die Probe aufs Exempel kann jeder Jugendfreund machen, wenn er den Kindern eine Zeitschrift aus näherer oder weiterer Entfernung zum Lesen gibt und dann vom Gelesenen sich Rechenschaft geben läßt. Alsbald bemerkt vielleicht das Kind selbst: diesen Ausdruck habe ich nicht verstanden oder so spricht man bei uns nicht. So hat der Pädagoge vor der Bestellung sich klar zu machen, für wen und was für eine Zeitschrift soll ich bestellen. Mit Recht kehren die Redaktionen den pädagogischen Standpunkt hervor, wenn sie zum Hauptnamen ihre Schriften betiteln: für kleine Kinder, für Schulkinder, Kommunionkinder, Schutzengelbund, Heidenkind, seraphischer Kinderfreund, Organ der Marianischen Kinderkongregation. Man soll an dem Titel oder Untertitel ersehen, welches der Inhalt sein kann und welchem Alter und Zweck die Zeitschrift dient, so für Burschen auf dem Lande, für die reifere Jugend, katholische Jünglingsvereine, zur Förderung der Nüchternheitsbewegung bei der Jugend, Monatsschrift für

1) J. K. Brechenmacher, Führer durch die Jugendliteratur, Stuttgart 1913 H. 5, 193 f.



Mädchenvereine, für gebildete Mädchen, für die studierende Jugend der unteren Klassen oder für Studierende höherer Lehranstalten. Nach diesen Titeln richte sich der Stoff, die ganze Anlage und die Darbietungen der wöchentlich, vierzehntägig oder monatlich erscheinenden Schrift. Die Anschauungen des bestimmt abgegrenzten Leserkreises sind dann maßgebend und sicher einflußreich. Leider, daß immer noch Zeitschriften, um sich noch auf dem Niveau halten zu können, necessitate dira ganz allgemeine Titel und Untertitel geben müssen. Und dementsprechend sind ihre Abhandlungen, den einen zu viel, den andern zu wenig, diesen langweilig und jenen ungenießbar. Wer eben allen etwas bieten will, kann es nie recht machen. Wenn irgendwo Individualisierung am Platze ist, so im Jugendschriftenwesen, zumal in den Zeitschriften, wollen sie ihren Hauptzweck, sittlich-pädagogische Erziehung und Erfassung, nicht selbst vereiteln.

Dem ordnen sich die ästhetischen Darbietungen unter, jene Fragen nach Form und Inhalt, auch der Bebilderung, die neuestens nimmer ruhen wollen. Von überallher ertönt das Wort: „Die Jugendschrift muß ein Kunstwerk sein." Was ist ein Kunstwerk? Wer kann dies sagen in unserer Zeit, wo die Kunstanschauungen himmelweit auseinandergehen, wo im eigenen Lager selbst noch keine Einheit herrscht.[1]) Die einen sagen, ein Kunstwerk ist in einer Jugendschrift vorhanden, wenn sie „der gebildete Erwachsene mit Genuß liest". Andere bekennen mit Recht, vorerst ist diese Forderung für uns ein Ideal. Doch zu hoch darf man die Anforderungen nicht emporschrauben. Nach unserer Ansicht ist in einzelnen Zeitschriften für Burschen, gebildete Mädchen und Studierende niederer und oberer Klassen das Ideal so ziemlich erreicht. Ihre literarisch-jugendtümliche Ausstattung steht ganz auf der Höhe der Zeit und dessen, was man billiger Weise nach Form und Inhalt, Belehrung und Unterhaltung erwarten

1) Vgl. Heinr. Falkenberg, Jugendlektüre und Kulturleben, Kempten 1912, 19, 28, 34 f. u. a.

kann. Sie bieten wirklich Erstklassiges, fesseln ungemein und sind förmlich Sonnenschein und Lenzesluft für die holden Maienauen glücklich christlicher Jugendjahre. Ja, sie können Leuchten und feste Punkte werden denen, die ihr besseres Ich an ihnen bildeten. Ihre Ausstattung und Aufmachung entspricht dem, was auf der Essener Tagung des Katholischen Lehrerverbandes von katholischen Schriften verlangt wurde. Unsere Volksschullesebücher gestalten sich immer künstlerischer und durch die Bestrebungen „Kunst dem Volke", durch Vorträge und Lichtbilder wird weithin der Sinn für künstlerische Reproduktionen geweckt. Da darf der Buchschmuck und der bildende Geschmack in unseren Jugendzeitschriften nimmermehr nachstehen, will man nicht den einen oder andern geradezu verleiten, Akatholika zu kaufen, während auf der anderen Seite catholica non leguntur. Es ist ein natürlicher Zug, wenn die Bilderbücher, nach denen die Kleinen so gerne greifen, eine Fortsetzung erhalten in der schön bebilderten Kinder- und Jugendzeitschrift. „Habe Acht, und mache es nach dem Bilde" (2 Mos. 25, 40) ist eine uralte Forderung, die wert ist mit allen modern-künstlerischen Mitteln verwirklicht zu werden. Da gilt eben der oft gehörte Grundsatz: „Für die Kinder und die Jugend ist das Beste gut genug." Ganz zu verwerfen sind die Bilder einzelner Missions- und Kinderschriften, deren ungünstigen ausländischen Ursprung man leider nur zu oft erkennen muß. Bei finanziellen Schwierigkeiten heißt es immer noch, lieber weniger, aber das Wenige dann gut und statt einer schlechten Reproduktion im Farbendrnck, lieber eine gute auf photographisch-chemischem Wege errungen. „Die Beschaffung vollwertiger Kunstblätter", schreibt ein Schultechniker und künstlerischer Beirat, „ist heute beim Stande der graphischen Technik nicht mehr wie früher erschwert. Während früher der fatale Öldruck, die farblose Photogravüre, der Lichtdruck, der Holzschnitt und der Kupferstich in wenig wirksamer und überzeugender Weise schmückten, kann jetzt ein vollwertiger Ersatz für Künstleroriginale in den farbigen Künstlersteinzeichnungen



verschafft werden.[1]) Was einst der orbis pictus der Jugend, der Holzschnitt des 15. und 16. Jahrhunderts dem Volke und der Kupferstich späterer Zeit für Jung und Alt war, das muß die Schwarz-Weißkunst oder die vollwertige farbige Reproduktion heute unserer Jugend bieten als ein Stück Kulturfortschritt. Sie hat ein besonderes Interesse am Bilde und an der Illustrierung und zwar an klarer Form, kräftiger Farbe und dem anziehenden Inhalt des Bildes. Dies steht experimentell fest, und neuestens haben bessere Verlage diese Untersuchungen sich dadurch zu Nutze gemacht, daß sie den Umschlag und das Titelbild schon besonders reizend gestalteten. Die Wirkung blieb nicht aus weder im In- noch im Auslande.

Soll in den „Kinderfreunden" vorzüglich die Heimatkunde zur Darstellung gelangen, so kann in den Jugendzeitschriften für das reifere Alter, zumal für die Studenten, die ganze Gegenwartskultur inhaltlich behandelt werden. Auf diesen Lebensstufen tritt die Gesamtauffassung und vergleichende Beurteilung des Lebens und der Lebensverhältnisse mehr und mehr hervor. Das Blickfeld erweitert sich zusehends, die Phantasie tritt in regste Tätigkeit und die berufliche Fortbildung vollziehe sich Hand in Hand mit religiös-sittlicher Weiterbildung. Kommen in den Kinderschriften die Freuden und Leiden der Kleinen unter sich und ihr Interesse am Märchen, an der Heimat, der Tier- und Pflanzenwelt und den naiv-religiösen Vorstellungen zur Darstellung, so wird sich für das reifere Alter Wort und Bild einstellen auf Kenntnis und Durchdringung von Volksleben, Volkskraft und -Arbeit, Geschichte und Geographie, Apologie und religiöse wie bürgerliche Lebenskunde. Der erwachende soziale, patriotische und bildungseifrige Zug dieser Zeit kommt dem ohnehin stark entgegen. Das Bild kann hier zur Bildung des Geschmackes und der Phantasie sehr viel beitragen.

Unser Ideal ist eine Jugendzeitschrift, die in ihrem Kreise den religiösen, moralischen, intellektuellen, pädagogischen,

1) Vgl. Schulwart-Katalog 1914, 41.

ästhetischen und inhaltlichen Anforderungen der Jetztzeit nach Möglichkeit gerecht wird. Eine solche bietet zugleich ein mächtiges Mittel wider die Schundliteratur, die, was an Inhalt ihr fehlt, eben durch bestrickende Form ersetzen möchte. Das kann ihr nicht mehr so gelingen, wenn das Beste und Bewährte Anklang und Unterstützung und Verbreitung findet als cibus cibo melior.

Mag auch von einer gewissen Jugendliteratur gelten, was Martin Greif in seiner „Spinnerin" beschreibt mit den Worten:

„Saal an Saal in jedem Stocke
schwimmt in zauberhaftem Licht
und, wie wenn ein Fest uns locke,
fehlt es dort an Klängen nicht:
Reichtum spiegelt sich nach außen,
innen ist die Not zu sehen."

Uns ist Inhalt und Form nicht zum Jugend- und Abonnentenfang da und Verlag und Redaktion einer Jugendzeitschrift kein Geld- und Spekulantentum nur, sondern ein verantwortungsvolles Bemühen um Persönlichkeits- und Willenskultur in christlichem Sinne. Dem gelten des Goldmunds St. Chrysostomus Worte (Com. 60 in c. 18 Matth.): „Was gibt es Höheres als den Geist zu schulen, als der Jünglinge Sitten zu bilden? Für hervorragender als jeglichen Maler, jeglichen Bildhauer und alle derartigen Künstler halte ich denjenigen, der die Seele der Jugend zu bilden bewandert ist."



XXXIII.

Die Koalition gegen das Deutsche Reich.

Ihre Triebfedern und ihre Ziele.

Die Diplomaten haben den Soldaten den Platz überlassen — einstweilen, denn es ist, wenn auch zurzeit nicht wahrscheinlich, doch möglich, daß die kriegerischen Ereignisse die Diplomaten schneller als man erwartet herbeirufen. Beiläufig enthält diese Möglichkeit vielleicht die einzige Aussicht, dem Krieg nach Raum und Zeit Grenzen zu ziehen. Sollte das Schwert alle Aufgaben nicht nur entscheiden, sondern lösen, sollten die Probleme bis zur Erschöpfung der Nationen ausgefochten werden — wer wollte dann die Fragen nach Ausdehnung und Dauer des Krieges beantworten?

Es handelt sich um einen Koalitionskrieg, der, wie alle Koalitionskriege, in erster Reihe als das Werk der Diplomatie (was man heutzutage alles Diplomatie nennt) sich darstellt; das Werk einer Anzahl, einer Gruppe von Männern in Paris, Petersburg und London samt ihrem Anhang und Werkzeug in der Presse, der Industrie und der Finanz.

Die seither veröffentlichten Aktenstücke werfen Licht auf die Vorgänge, von welchen man bis dahin kaum eine klare Vorstellung besaß.

Am 26. Juli telegraphierte der Reichskanzler an den Botschafter in Petersburg: „Österreich-Ungarn hat in Petersburg offiziell und feierlich erklärt, daß es keinen territorialen Gewinn in Serbien beabsichtigt, den Bestand des Königreichs nicht antasten, sondern nur Ruhe schaffen wolle."

An demselben Tag telegraphiert der Reichskanzler an den Botschafter in Paris: „Wir vertrauen auf Frankreich, mit dem wir uns in dem Wunsch um die Erhaltung des Friedens eins wissen, daß es in Petersburg seinen Einfluß in beruhigendem Sinn geltend machen wird."



Am 27. Juli telegraphiert der deutsche Militärattaché in Petersburg an den Reichskanzler: „Der Kriegsminister hat mir sein Ehrenwort darauf gegeben, daß noch keine Mobilmachungsordre ergangen sei."

Am 29. Juli instruiert der Reichskanzler den Botschafter in Paris telegraphisch: „Die uns über französische Kriegsvorbereitungen zugehenden Nachrichten mehren sich von Stunde zu Stunde."

Das Telegramm am 30. Juli des Militärattachés in Petersburg an den Kaiser wirft Licht auf die Vorgänge in Petersburg. Der Attaché berichtet die Äußerung des Fürsten Trubetzki: „Das Telegramm (des Kaisers an den Zaren) hätte auf den Zaren tiefen Eindruck gemacht, aber da die Mobilisierung gegen Österreich bereits befohlen gewesen und Sasonow Seine Majestät wohl davon überzeugt habe, daß es nicht mehr möglich sei, zurückzuweichen, so könne Seine Majestät leider nichts mehr ändern."

Die Tatsache der russischen Mobilmachung nicht nur gegen Österreich-Ungarn, sondern auch angesichts Deutschlands stand, trotz der Versicherung des russischen Kriegsministers, fest.

Kaiser Wilhelm machte dennoch den Versuch, dem rollenden Rad in die Speichen zu fallen, und telegraphierte am 28., am 29. und am 30. Juli an den Zaren. Diese Telegramme zeigen mit Bestimmtheit und Klarheit, daß der Kaiser alles, was möglich war, getan und selbst das Unmögliche versucht hat, um Rußland zu einer besonneren Haltung zu bewegen, mit anderen Worten, um den Krieg zu vermeiden: „Ich meine daher," telegraphierte der Kaiser an den Zaren, „daß es für Rußland durchaus möglich ist, dem österreichisch-serbischen Krieg gegenüber in der Rolle des Zuschauers zu verharren, ohne Europa in den schrecklichsten Krieg hineinzuziehen, den es jemals erlebt hat."

Diese Worte atmen den festen Willen, den Frieden zu erhalten. Vergeblich war alles. In Petersburg, und wie die Folge zeigte, in Paris und London bestand man auf dem Entschluß zum Krieg. Denn nachdem Österreich offiziell



erklärt hatte, Serbiens Integrität nicht zu bedrohen, und Deutschland mit allem Ernste für den Frieden arbeitete, enthielt die Politik Rußlands, Frankreichs und Englands nichts anderes als den Entschluß zum Krieg.

Es war klar, daß es sich in Petersburg und Paris nur darum handelte, Zeit zu gewinnen, um die deutsche Mobilmachung zu verzögern. In dieser Erkenntnis, in der Hauptsache militärischen Erwägungen zufolge, erging am 31. Juli die deutsche Kriegszustandserklärung und an Frankreich die Anfrage, welche Haltung es im Falle des deutsch-russischen Krieges beobachten wolle. Die Antwort der französischen Regierung lautete: „Frankreich wird tun, was seine Interessen verlangen."

Der Sinn dieser Antwort wurde durch die Rüstungen und die heftige Sprache der Presse in Paris unterstrichen. Französische Truppen besetzten deutsche Grenzstriche, französische Flieger flogen über die belgische Grenze nach Deutschland. Schon vor dem 30. Juli wurde einer, der die Brücke bei Wesel zerstören wollte, herabgeschossen.

Es folgten die Abberufung der Botschafter, der Beginn der Mobilisierung, die Rede des Reichskanzlers im Reichstag, die Ansprachen des Kaisers, die Kriegserklärung Englands, am 6. August der Aufruf des Kaisers an das deutsche Volk.

Die Geschichte wird dem Kaiser die hohe Anerkennung zollen, welche der Haltung und der Sprache des Kaisers in diesen Tagen, weltgeschichtlich im vollen Sinne des Wortes, gebühren. Mit eherner Hand pocht der Krieg an den Thron, an die Hütten, an die Werkstätten der Deutschen. „Es geht um alles", wie Fürst Bülow zutreffend sagt.

Die Rechte von Volk und Fürsten, die Lebensinteressen aller Deutschen, ohne Unterschied von Rang, Stand, Vermögen, Bildung, Konfession, sind bedroht — wie vielleicht niemals seit der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Habsüchtige Streber, welche auf dem Forum in ihrer Heimat die Toga der bürgerlichen Republikaner tragen, haben dem nordischen Gewaltherrscher die Hand gereicht; ihrem Bund schließt



sich der Kaufmann an, der einen Konkurrenten vernichten und dessen Aktien erwerben will. Zwischen Frankreich, Rußland und England gibt es kein einigendes Band außer dem Haß und dem Neid gegen Deutschland. Neid und Haß sind die Quellen der Koalition, welche sich die Zerstörung Deutschlands zum Ziel gesetzt hat.

Die bedeutende Rolle, welche der englische Staatssekretär des Auswärtigen, Sir Edward Grey, seit mindestens vier Jahren in der Entwicklung der französisch-russischen Politik gespielt hat, ist erst in den letzten Tagen deutlich ans Licht getreten. Grey wurde vielfach als Förderer der Versuche angesehen, welche die deutsch-englische Annäherung ins Auge gefaßt hatten. Die Ereignisse geben dieser Auffassung das Dementi. Greys Rolle zu beobachten, ist für den Analytiker vielleicht das Interessanteste bei diesen Vorgängen.

Man lese den Bericht des englischen Botschafters Sir Goschen in Berlin vom 29. Juli an Grey: —„Vorausgesetzt (so telegraphierte der Botschafter über seine Unterhaltung mit dem Reichskanzler), daß die britische Neutralität gesichert wäre, würde er (der Reichskanzler) der britischen Regierung jede Sicherheit geben, daß die kaiserliche Regierung keine Gebietserweiterungen auf Kosten Frankreichs erstrebe, sollte sie siegreich sein in irgendeinem Krieg, der kommen möge." Für die französischen Kolonien wollte der Reichskanzler keine Zusicherung geben.

Die Antwort Greys auf diese Darlegung des Reichskanzlers kommt einer Enthüllung gleich und gehört wohl zu merkwürdigsten Aktenstücken, von denen man weiß. Grey telegraphierte am 30. Juli an den englischen Botschafter in Berlin: „Was er (der Reichskanzler) von uns verlangt, geht in seiner Wirkung dahin, uns zu verpflichten, ruhig zuzusehen, während französische Kolonien genommen werden und Frankreich geschlagen wird, solange Deutschland kein französisches Gebiet, d. h. Nicht-Kolonialgebiet, nimmt. Vom sachlichen Standpunkt ist ein derartiger Vorschlag unannehmbar, denn Frankreich könnte, auch ohne daß ihm Land in Europa



genommen würde, so zermalmt werden, daß es seine Stellung als Großmacht verlöre und der deutschen Politik untertan würde. ... Der Kanzler fordert uns ferner im Effekt dazu auf, zu verschachern, was wir an Verpflichtungen oder Interessen in Bezug auf die Neutralität Belgiens haben. Wir konnten diesen Handel ebensowenig in Erwägung ziehen."

Dieses Telegramm ist inzwischen in dem von der englischen Regierung veröffentlichten „Blaubuch" gedruckt worden. Zunächst fällt daran die eigentümliche Logik auf; dann aber auch die ungewöhnliche Form; man meint, einen Polemiker zu hören, nicht einen Diplomaten.

Vor dem englischen Parlament hat Grey denselben Gedankengang entwickelt; er empfahl nicht nur die Teilnahme Englands am Krieg, sondern er forderte dazu auf und äußerte die Ansicht, daß „am Schlusse dieses Krieges keine Macht sich politisch erheblich ausdehnen könne".

Bei dieser Äußerung hat Grey den Nachsatz unterdrückt, der lauten müßte: keine Macht außer England.

Grey erwartet von dem Krieg die Schwächung Deutschlands, die Zerstörung seiner Militär-, Flotten-, Industrie- und Handelsmacht. Von Rußland erwartet er, daß es in Asien paralisiert wird, so daß England in Persien und China freie Hand erhält. Frankreich soll wirtschaftlich eine Provinz Englands, militärisch sein Söldner auf dem Kontinent sein.

In dieser Rechnung liegt nichts Überraschendes; sie entspricht den Überlieferungen der englischen Politik, welche stets Gegner der jeweiligen stärksten Kontinentalmacht war; nach Spanien Holland; nach Holland Frankreich; nach Frankreich Deutschland.

In Petersburg feiert der panslavische Gedanke seinen Triumph. Dort handelt es sich um die Herstellung der russischen Vorherrschaft an Balkan und Donau, unter Zerstörung von Österreich-Ungarn. Die innere Entwicklung Rußlands hat diese Tendenzen gefördert, seitdem die Regierung den revolutionären Strömungen den nationalen Gedanken entgegengehalten hat, wobei es sich im Effekte um nichts anderes



handeln konnte als um eine Diversion auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, um die Geister von der revolutionären Propaganda abzulenken. In dem entscheidenden Ministerrat soll der Minister für Landwirtschaft mit Eifer die Erhaltung des Friedens befürwortet haben, indem er auf die Agrarreform, die Landwirtschaft, das Schicksal der Bauern hinwies und den Frieden als Notwendigkeit bezeichnete. Alle Kenner Rußlands, die russischen nicht zuletzt, berichten, daß das Reich des Friedens und der Ruhe bedarf, um die agrarischen und die anderen Reformen reifen zu lassen, welche seit dem Jahre 1905 angebahnt sind. Weder Landwirtschaft noch Industrie, noch die Geldwirtschaft können die Segnungen des Friedens entbehren. Es gibt in Rußland an 25 Millionen Menschen, welche dem Elend ausgesetzt sind und am Hungertuch nagen. Unter solchen Umständen einen großen Krieg anzufachen, bedeutet die Herausforderung des Schicksals. Um einen solchen Schritt zu verstehen bedarf es des Hinweises auf die Ratlosigkeit angesichts der Probleme der inneren Politik und auf den Einfluß der französischen Politiker. Es ist bekannt, daß dieselben seit Jahren bestrebt sind, Rußland in den Krieg gegen Deutschland zu treiben und daß sie bei diesem Unternehmen weniger darauf bedacht waren, den zum Losbruch günstigen Augenblick zu wählen, als vielmehr darauf, den Augenblick, in welchem Rußland Kriegseifer zeigte, nicht zu versäumen; mit anderen Worten, sie waren mehr auf Krieg als auf Sieg bedacht.

Von dem Tage an, als sie erfuhren, daß England dabei sei, setzten die französischen Kriegstreiber alle Bedenken beiseite. Es ist inzwischen glaubwürdig berichtet worden, daß bei dem Besuch des Königs von England in Paris, im April 1914, eine französisch-russisch-englische Aktion gegen Deutschland verabredet wurde, darunter eine russisch-englische Flottenaktion, sowie daß der Besuch Poincarés am letzten Juli in Petersburg den gemeinsamen Angriffskrieg Frankreichs und Rußlands, flankiert von England, auf das Jahr 1916, wenn nicht schon 1915 festgesetzt habe. In der Hauptsache



sind diese Mitteilungen wohl zuverlässig. Bis dahin sollten die russischen und französischen Vorbereitungen vollendet sein.

Beim Blick auf Frankreich erscheint zunächst die Tatsache, daß bis zur französischen Mobilisierung die Mehrheit des französischen Volkes dem Krieg abgeneigt war. Um die Kriegslust zu wecken, hat die französische Regierung den Mund voll Friedensreden genommen und Frankreich als den von Deutschland angegriffenen Teil hingestellt. Diese Darstellung hat sie durch die Presse verbreiten lassen und das Volk zur Verteidigung aufgerufen. Die Einzelheiten dieses Verfahrens entsprechen durchaus dem Charakter der in Frankreich führenden Männer; Advokaten, welche mittelst der Dialektik kämpfen. Ob sie das Wagnis gewogen haben? Es ist anzunehmen und wahrscheinlich, ja sicher hat die Gewißheit der Teilnahme Englands am Krieg den Ausschlag gegeben. Sie werden aus London das Versprechen erhalten haben, daß England das Schwert nicht eher in die Scheide stecken will, als bis die deutsche Macht gebrochen oder gelähmt sei. Vielleicht auch hat Grey die Garantie der Integrität Frankreichs zugesagt? Der Punkt ist wichtig, wenn man nach der möglichen Dauer des Krieges fragt. Neben den militärischen Erwägungen spielen auch die wirtschaftlichen Erwägungen eine Rolle; in den Reihen der Koalition hofft man, daß es England gelinge, bei Verlängerung des Krieges die Ernährung Deutschlands zu hindern.

Es ist Tatsache, daß bis vor der französischen Mobilisierung der kriegerische Geist im französischen Volk nicht lebendig war; es liegen darüber authentische und drastische Beweise vor. Seit der Mobilisierung wird sich das jedoch geändert haben. Die Presse hat das Volk glauben gemacht, Deutschland sei der Angreifer, die Mahnungen des deutschen Kaisers an den Zaren zum Frieden sind in Frankreich nicht bekannt geworden. Dazu kommt die sogenannte Massensuggestion, der Appell an die Volksleidenschaften, die Wirkung falscher Siegesnachrichten. Wie man ein Volk suggestioniert,



das wissen die Advokaten und Literaten in der französischen Regierung besser als andere.

Die Stellungnahme Belgiens gegen Deutschland ist das Werk der englischen Politik und der seit Jahren betriebenen französischen Propaganda in Belgien. Die Pariser politisch-literarische Clique, welche es sich zur Aufgabe gesetzt hat, in der ganzen Welt Feindschaft gegen Deutschland zu säen, hat in Belgien mit noch mehr Eifer und noch mehr Erfolg gewirkt als irgendwo anders. Dabei kamen ihr die von der Republik von 1789 und den Tagen Napoleons I. noch immer vorhandenen Traditionen unter dem belgischen Volk entgegen. Die Bourgeoisie ist vom Pariser Geist durchtränkt, die Arbeiter haben starke Hinneigung zu den französischen Sozialisten und selbst Kommunisten. Die Entscheidung hat jedoch die Haltung Englands gegeben; und es ist kein Zweifel, daß Grey darauf hingewirkt hat, den Anschluß Belgiens an Frankreich zu erzielen, falls es ihm nicht gelänge, die deutschen Truppen vom Zug durch Belgien abzuhalten und die Entwicklung der deutschen Heere auf die kürzeste Front Belfort-Metz einzuschnüren, beziehungsweise die Stoßkraft der deutschen Heere zu beschränken und vielleicht durch die französischen Festungen zu lähmen. Militärisch war der Zug durch Belgien für die deutschen Heere eine unerläßliche Notwendigkeit, unter den Umständen und namentlich angesichts der Haltung Englands.

Die diplomatische Arbeit Englands ist heute noch nicht abgeschlossen. Man erkennt deutlich, daß England bestrebt ist, Italien zur Untreue am Dreibund zu verlocken. Niemand in Deutschland und Österreich-Ungarn wird auch nur einen Augenblick glauben, daß dieser Versuch gelingen kann. Man weiß in Berlin und Wien, daß Italien Rücksichten auf die lange ungeschützte Küste, auf seine Kolonien, auf seine innere Politik, in welcher der französische Botschafter Barrère und andere Franzosen, unterstützt von Italienern, die Sympathien für Frankreich eifrig genährt hat. Dem stehen jedoch die Lebensinteressen Italiens und das Wort des Königs ent-



gegen. Diese Faktoren wiegen schwerer als die republikanische Propaganda im Land, die, wie es in Lissabon und Madrid-Barcelona geschehen ist, von Paris her emsig gefördert wird. Das italienische Königtum hat, wie Italien selbst, in den in Frankreich herrschenden Kreisen seinen schlimmsten Feind. Die diplomatische Partie, welche zurzeit in Rom gespielt wird, ist noch nicht zu Ende; mit Spannung mag man die Peripatien verfolgen.

Ein Trumpf, den England in die Hand bekommen hat, ist Japan, das mit ihm ein Defensivbündnis geschlossen hat. Ob aber bei diesem Geschäft beide Teile auf ihre kaufmännische Rechnung kommen werden, muß erst die Zukunft zeigen.

Hier treten die Interessen der Vereinigten Staaten auf, welche an einer Ausdehnung der Rechtssphäre Japans sicherlich kein Gefallen finden würden. Die Kontroversen zwischen beiden Ländern, unter welchen auch die Einwanderung von Japanern in die Republik eine Rolle spielt, sind noch in Erinnerung, sie können jederzeit aufleben.

Die politische Rechnung dürfte sich sonach leicht aufmachen, wenn man nicht die sogenannten „influences occultes“, die geheim bleibenden Beweggründe, in Betracht zu ziehen genötigt wäre.

Die Geschichte ist reich an Beispielen, wo der Ehrgeiz und die Gewinnsucht von Staatsmännern und Politikern eine große Rolle gespielt hat. Ohne auf das bekannte Wort Philipps von Mazedonien hinzuweisen, mag die Erinnerung an den Herzog von Marlborough, an die Mittel, mit welchen Richelieu, Mazarin, vor allem Walpole Politik trieben, genügen. Ehrgeiz und die Sucht sich zu bereichern, sind mächtige Antriebe.

In Frankreich ist, nach einem Wort des Fürsten Metternich, das Geld die einzige Triebfeder. Die heutigen Machthaber in Paris sind alle aus den Kreisen der Streber hervorgegangen; der Prozeß Caillaux-Calmette hat, mitten im Getöse des Kriegslärms, gezeigt, wie der Geist beschaffen



ist, dem diese Kreise ergeben sind. Die bittere Fehde gegen Caillaux wurde begonnen, weil derselbe die Rente besteuern wollte. Calmette, das Mundstück der Gegner, war ein gewöhnlicher Journalist ohne besondere Begabung, der aber binnen wenigen Jahren ein Vermögen von sechzehn Millionen Franken angehäuft hat. Hebrard, der Leiter des „Temps", der seit Jahren den Krieg vorbereiten half, gehörte zu derselben Kategorie von Männern; er ist kurz vor dem Mobilmachungsbefehle ebenfalls als Millionär gestorben. Poincaré ist ein Advokat, der die Kunst des Gelderwerbs stets geübt hat, bis ihn die Kreise, welche den Krieg wollten, zum Präsidenten machten; er zog in das Elysée als das Werkzeug der russischen Politik ein.

Die Mehrzahl der russischen Staatsmänner und Diplomaten stehen dem Operationsgebiet der französischen Finanziers nahe. Im April dieses Jahres erklärte der Minister für Industrie und Handel vor der Duma, daß Rußland auf das ausländische d. h. auf das französische Kapital angewiesen ist. Wenn man weiß, daß der Direktor der Banque de Paris et des Pays-Bas bei den letzten russischen Anleihen (laut Mitteilung in der französischen Kammer) 20 Millionen Franken Extragewinn (ohne Provision und Kursdifferenz zu rechnen) gemacht hat, so mag man ahnen, welche mächtigen Interessen sich um die Geschäfte in Rußland gruppieren. Die französische und die russische Presse sind an diesen Interessen stark beteiligt. Die Redakteure der Nowoja Wremja sind Millionäre geworden.

Seit wenigen Jahren ist auch London in diesen Kreis getreten. Es sind sehr bedeutende russische Emissionen in London erfolgt und das vielbesprochene Programm des russischen Flottenbaues hätte ohne die entgegenkommende Intervention englischer und französischer Industrieller und Finanziers gar nicht zustande kommen können. Es liest sich sehr schön: „die Duma hat das Geld bewilligt"; allein Rußland hätte ohne London und Paris das Geld nicht aufgebracht.



Sir Grey hat in seiner Erklärung vor dem Parlament und in seinem Telegramm an den englischen Botschafter in Berlin einen Gedankengang verraten, der sich mehr im Kreis gewisser Geschäftspraktiken als im Geist hoher Staatskunst findet; sein Ausdruck „schachern" ist dafür bezeichnend.

Wie dem auch sei, Geld und Presse haben viel dazu beigetragen, die Koalition gegen Deutschland auf die Beine zu bringen. Dieselben Faktoren wirken weiter, um die Welt gegen Deutschland mit Vorurteilen zu erfüllen. Seit der Zerstörung der deutschen telegraphischen Verbindungen vernimmt die Welt nur, was die Engländer bekanntgeben wollen. Diese Dinge sind von großer Bedeutung.

Rumänien, Bulgarien, Griechenland, die Türkei sehen heute noch dem Schauspiel zu, die Hand am Knauf des Schwertes. Auch bei ihnen versucht die englisch-französisch-russische Diplomatie alles, um sie zur Stellungnahme gegen Deutschland und Österreich-Ungarn zu bewegen. Bis zur Stunde hat man sich sowohl in Bukarest wie in Sofia und Athen den klaren Blick für die eigenen Interessen bewahrt, welche diese Staaten an die Seite von Deutschland-Österreich-Ungarn führen.

So stellen sich die Dinge in dieser Stunde dar. Die eisernen Würfel sind im Rollen; möge der allmächtige Gott Deutschland und Österreich-Ungarn schützen und zum Sieg führen. Das Recht ist auf unserer Seite. In dem heutigen Europa sind Deutschland und seine Bundesgenossen der Wall gegen moskowitische Barbarei.

Dieser Krieg wird um die heiligsten Güter geführt; möge jeder Deutsche dessen eingedenk sein. Möge jeder, der Waffen tragen kann, auf die Wahlstatt eilen; mögen die anderen und die Frauen beten, daß der gerechte Gott mit seiner Allmacht uns schütze. Nur der Sieg in blutiger Schlacht vermag uns zu erhalten. Ein Wall von Feinden umringt uns; niemals war die Mahnung der Mutter an den in die

Schlacht ziehenden Sohn angebrachter: „Kehre heim, mein Sohn, mit dem Schild oder auf dem Schild!“ Die Niederlage ist das schrecklichste Los. Deshalb bleibt uns nur der Sieg, mit Gottes Hilfe. —

XXXIV.

Ignaz Döllingers Briefe an eine junge Freundin.

Herausgegeben von Dr. Heinrich Schrörs.

Schon der Titel überrascht. Daß Ignaz Döllinger, den man als eine kalte, verschlossene Gelehrtennatur zu betrachten gewohnt war, eine junge Freundin hatte, eine Freundin im edelsten und reinsten Sinne des Wortes, mit der er im vertraulichen mündlichen und schriftlichen Gedankenaustausch während einer ganzen Reihe von Jahren stand, ist sicherlich den meisten unerwartet gekommen. Man sieht auf einmal, daß der Münchener Gelehrte nicht nur Geist und Verstand, sondern auch Herz und Gemüt hatte, man lernt so manche sympathische Züge an ihm kennen und bedauert umsomehr, daß er außerhalb der Kirche endete.

Die „junge Freundin“ ist Anna Gramich, die spätere Frau Dr. Erwin v. Barth, Tochter eines Augsburger Bankbeamten, die i. J. 1908 als Witwe starb. Durch entfernte verwandtschaftliche Beziehungen wurde sie i. J. 1858, im Alter von 24 Jahren, mit Döllinger bekannt und in einigen Wochen gestalteten sich die Beziehungen schon so herzlich und vertraulich, daß Döllinger sie bald mit „Liebe Anni“, „Liebes Töchterchen“ oder wie später ständig mit „Mein liebes Kind“ und dem dazu gehörigen „Du“ anredet. „Wie weit mein Vertrauen zu Dir ging und geht“, schreibt Döllinger in



einem der vorliegenden Briefe, „weißt Du; an tatsächlichen Beweisen, denke ich, hat es nicht gefehlt; es gibt nicht drei Männer in der Welt, die ich so tief in mein Inneres habe blicken lassen wie — Dich. Keine andere Deines Geschlechts steht mir auch nur halb so nahe wie Du." Döllinger plauderte mit ihr von allem, von den Ereignissen in der Welt und bei Hofe, von seinen Arbeiten und Plänen. Er benutzte sie oft als seine Sekretärin und hatte rückhaltloses Vertrauen zu ihr. Und als er anläßlich des Vatikanischen Konzils in der „Münchener Allgemeinen Zeitung" die Aufsehen erregenden Janus-Briefe: „Das Concilium und die Civiltà" veröffentlichte, deren Autorschaft er geheim gehalten wissen wollte, beauftragte er seine junge Freundin mit der Abschrift des als besondere Broschüre unter dem Titel „Janus, der Papst und das Concil" erscheinenden Manuskripts für die Druckerei. Döllinger gab ihr auch sonstige literarische Aufträge, so ließ er durch sie eine Übersetzung der Schrift Morets, Titularbischofs von Sura, Dekans der theologischen Fakultät der Universität Paris, über das Konzil anfertigen, die im September 1869 unter dem Titel „Das allgemeine Konzil und der religiöse Frieden" bei Manz erschien. Er bat sie auch verschiedentlich um ihr Urteil über seine Schriften und richtete sich darnach. Anna Gramich muß aber auch eine außerordentlich kluge Dame gewesen sein, sie sprach nicht nur mehrere Sprachen, sondern wußte auch sonst in allem gar wohl Beischeid; dazu hatte sie ein echt weibliches Gemüt. Prof. Schrörs, der Herausgeber der Briefe, der mit ihr 25 Jahre lang in persönlichem und geschäftlichem Verkehr stand, entwirft von ihr ein überaus anmutiges Bild. Döllinger fand in ihr eine Ergänzung seines eigenen Wesens. So schreibt er ihr in einem Briefe vom 8. Jan. 1862:

„In jedem Freundschaftsverhältnis zwischen zwei nach Geschlecht, Alter usw. verschiedenen Personen sieht man in dem Andern nicht das, was man selber hat, sondern das, was man nicht hat — eine gewisse Geistesverwandtschaft ist



freilich notwendig, diese besteht aber eben darin, daß man sich wechselseitig versteht, daß jeder für das, was dem andern wert ist, empfänglich ist und Interesse nimmt an seinen Bestrebungen usw. Kurz alles was zu einem reinen und herzlichen Freundschaftsverhältnis zwischen zwei äußerlich so höchst verschieden gestellten Personen erforderlich ist, das ist ja vorhanden, und jeder bringt und gibt dem andern, was der andere wünscht und sich nicht geben kann."

Die Zahl der Briefe, von denen der erste vom 14. Juni 1858, der letzte vom 15. Oktober 1869 datiert ist, sind rund 100. Diese Zahl ist eine zufällige, nicht etwa vom Herausgeber absichtlich gewählte. Die Briefe waren von der Empfängerin pietätvoll gesammelt und aufbewahrt worden. Ihr Sohn, Prof. Dr. med. Alfred v. Bary in München, hat sie dem Herausgeber zur Verfügung gestellt. Eigentliche Briefe waren es 82, dazu lagen noch 122 Billette vor, von denen 18 ausführlichere oder bedeutsamere der Folge der Briefe eingereiht wurden. Döllinger starb neunzigjährig am 10. Januar 1890, Frau v. Bary am 8. November 1908 im Alter von 74 Jahren. Die Korrespondenz hörte aber mit dem Briefe vom 15. Oktober 1869 plötzlich auf, trotzdem Döllinger dieses letzte Schreiben — es war gleich einzelnen anderen englisch abgefaßt — noch mit „unalterably your best friend" unterzeichnet hatte. Der Grund dafür steht nicht ganz fest, Döllingers Haltung zum Unfehlbarkeitsdogma war es jedenfalls nicht, denn Frau v. Bary nahm damals denselben Standpunkt ein, wenn sie auch nach einigen Jahren unter dem Einflusse ihres Neffen Viktor Gramich den Weg zur Kirche zurückfand. Schrörs meint, Döllinger habe sich an dem protestantischen Bekenntnis von Annas Bräutigam und der späteren protestantischen Trauung gestoßen, vielleicht auch an dem großen Unterschied des Alters der beiden — Anna war die Stieftante ihres Gatten. Ich vermute, es war mehr das Bekanntwerden der Verfasserschaft Döllingers der erwähnten Konzil-Artikel in der „Allgemeinen



Zeitung", wofür Döllinger Anna Gramich verantwortlich machte. Er tat das offen in dem kurzen Schreiben vom 15. Oktober, in dem er von einer „cruel indiscretion" spricht, und wenn er diesen Brief auch noch, wie erwähnt, als „unveränderlich ihr bester Freund" unterzeichnet, so dürfte doch all das Unangenehme, das das Bekanntwerden seiner Autorschaft in der Öffentlichkeit für ihn mit sich brachte, ihn zum Abbruch jeder weiteren Korrespondenz veranlaßt haben. Frau v. Bary hat später dem Herausgeber Prof. Schrörs versichert, daß sie an dem Bekanntwerden ganz unschuldig gewesen sei. Daran habe vielmehr Dr. Ratzinger, der damalige Amanuensis Döllingers, Schuld getragen, der sie in Döllingers Wohnung beim Abschreiben getroffen habe. Verschiedene Briefe, die Frau v. Bary später an Döllinger richtete, ließ dieser ganz unbeantwortet. Döllinger hatte sie aber dennoch nicht vergessen. Nach mehr als zehn Jahren suchte er selbst wieder indirekt drei Jahre hindurch durch herzliche Anfragen bei ihrem Bruder, die aber von Frau v. Bary ignoriert wurden, Anknüpfungspunkte. Das ergibt sich aus einem Schreiben Annas an den Herausgeber vom 5. November 1885. Im selben Jahre, nachdem sie schon lange wieder den Weg zur Kirche zurück gefunden hatte, entschloß sie sich, von dem Wunsche beseelt, auch Döllinger wieder für die Kirche zu gewinnen, und unter der Zustimmung ihres Seelenführers, zu einem Besuche bei Döllinger. Hatte sie ihm doch auch in den Jahren der Trennung ihre Verehrung und Zuneigung bewahrt. Und nun entwickelte sich bald wieder das alte vertrauliche Verhältnis, ebenso eng wie früher. Besuche, Büchergeschenke und Briefchen wurden wieder ausgetauscht. Aber die Rückkehr Döllingers zur Kirche erreichte sie nicht. Döllinger wollte nicht. Sie hatte darüber mit Döllinger eine Unterredung an dessen Geburtstag im Jahre 1886, worüber sie selbst in einem Schreiben an den Herausgeber vom 11. April 1886 berichtete. Sie äußert dort: „Abermals bewies seine Antwort das rückhaltlose Ver-

trauen, das mich tief rührte und zu einer eingehenden Besprechung mir volle Freiheit gab. Ich müßte aber Theologie studiert haben, um seine Gründe, das, was er, wenn irgend möglich, so gerne tun würde, nicht tun zu können, zu verstehen. Er schloß damit, daß er sagte: „Du bist die einzige, mit der ich je über die Sache gesprochen habe und sprechen werde. Jeden andern Versuch, von welcher Seite er kam, habe ich stets unbeachtet gelassen oder sofort abgewiesen. Du kannst nicht wünschen oder von mir erwarten, daß ich mit einer Lüge oder mit einem Meineide vor Gottes Richterstuhl trete." Beim Tode Döllingers war Anna nicht zugegen. Sie war ernstlich krank gewesen und befürchtete von einem verfrühten Ausgang schlimme Folgen für sich. Außerdem hatte sie Zweifel, ob sie vorgelassen worden wäre, da niemand Zutritt hatte, wie sie in einem Briefe an den Herausgeber schrieb. Hätte sie nach all dem, was Döllinger ihr gewesen war, nicht doch wenigstens einen Versuch machen sollen? Vielleicht wäre Döllinger in seinen letzten Stunden einem Worte aus solchem, ihm teuren Munde zugänglicher gewesen.

Schrörs hat den Briefen eine lichtvolle, sich gleicherweise durch Darstellung und Sprache auszeichnende Einleitung beigegeben, die, wie er selbst in einem kurzen Vorworte sagt, u. a. Döllingers Stellung in der Geschichte des deutschen Katholizismus und seine kirchliche Entwicklung im Umriß zeichnen soll. Den Briefen selbst, auf deren Bedeutung im allgemeinen er ebenfalls in der Einleitung eingeht, hat er fast 400 knappe Anmerkungen beigegeben, die, ohne zu stören, das Verständnis einzelner Stellen erleichtern.

Schrörs unterscheidet im Leben Döllingers drei Perioden, die fast von gleicher Größe sind, die erste vom Beginn des Lehramtes in München (1826) bis etwa zum Jahre 1850, in der er Vertreter des sogenannten Ultramontanismus war, die dritte von 1870 bis zu seinem Tode, in der Döllinger außerhalb der Kirche war und ihr feindselig und verbittert gegenüberstand, und dazwischen die zweite von 1850—1870,



die große Wandlung, die sich anfangs nur leise ankündigte, im zweiten Jahrzehnt aber mit rascher Folgerichtigkeit und scharfem Hervortreten vor sich ging. In dieses zweite Jahrzehnt fallen die hier veröffentlichten Briefe. Charakteristisch für das innere religiöse Empfinden Döllingers ist es, daß er in einem Briefe vom 18. Juni 1862 die Teilnahme an der am nächsten Tage stattfindenden Fronleichnamsprozession als „das lästigste Geschäft des Jahres" bezeichnet und den Wunsch anschließt: „Wär's doch schon vorüber." Ähnlich schreibt er zwei Jahre später (22. Mai 1864), es möge an dem Tage, der für ihn „im ganzen Jahre der lästigste ist", regnen, oder weil das doch gar zu egoistisch sei, „daß es doch bald überstanden sein möchte".

Döllingers gegnerische Haltung zu Rom tritt zum ersten Male in einem Briefe vom 21. März 1862 hervor, wo er schreibt: „Unsere Bischöfe in Bayern wollen fast alle nach Rom gehen; hätte ich ihnen zu raten, ich würde abmahnen; ich kann keinen günstigen Erfolg von dieser Versammlung voraussehen." Es handelte sich, wie der Herausgeber hierzu in einer Anmerkung bemerkt, um eine Versammlung der Bischöfe gelegentlich der Kanonisation der 26 japanischen Martyrer zu Pfingsten 1862. In einem Schreiben desselben Jahres, vom 7. Sept. 1862, streift Döllinger die Stellung des Papstes zu seiner im Jahre zuvor erschienenen Schrift „Kirche und Kirchen, Papsttum und Kirchenstaat. Historisch-politische Betrachtungen". Darnach soll der Bischof von Birmingham, der von Rom kam, dem P. Newman folgende Aeußerung des Papstes darüber berichtet haben: „Er sei nicht in allem einverstanden, halte es aber für ein gutes Buch, das nur nützen könne." Fast drei Jahre später, in einem Briefe vom 29. Dez. 1864 berichtet Döllinger nochmals über eine seine literarische Tätigkeit betreffende Äußerung des Papstes; gleichzeitig macht sich in diesem Briefe aber auch schon scharf seine antiultramontane und antirömische Gesinnung bemerkbar. „Und in Rom erst!", schreibt er, „Nun,

Du weißt, wie es dort steht. Der Papst hat indes zu dem neuen Bischof von Genf, Mermillod, gesagt: es wäre ihm lieb gewesen, wenn ich diesen Sommer nach Rom gekommen wäre; er würde mir die Abfassung eines kirchengeschichtlichen Werkes aufgetragen haben. — Gut, daß ich nicht gekommen bin; ich wähle mir den Stoff meiner Bücher lieber selber." Und über sein Verhältnis zu den „Ultramontanen" schreibt er in demselben Briefe: „Wahr ist, daß jetzt mehr von mir die Rede ist, mehr auf mich und das, was ich tue, geachtet wird als früher. Dafür bin ich aber auch jetzt vielen ein ganz besonderer Stein des Anstoßes, nämlich den Ultramontanen, ich, der ich früher selbst für einen Führer dieser Partei galt. Die Eifrigsten dieser Richtung sind ungemein böse auf mich, namentlich die Schüler und Anhänger der Jesuiten und diese selber. . . . Ich weiß ganz genau, was diese Leute verdrießt, welche Wahrheiten sie nicht gesagt wissen wollen. Aber freilich ein ansehnlicher Teil der frommen Laienwelt (besonders weiblichen Geschlechts) steht unter ihrem Einflusse und épouse leurs antipathies. Dadurch wird die Lage schlimmer." Einen Monat vorher, in einem Briefe vom 30. Nov. 1864 hatte er geschrieben: „Wir leben hier in einer Aufregung, wenigstens in den höheren Kreisen wegen des Konfliktes der Regierung mit dem Bischof von Speier. Es handelt sich um eine theologische Lehranstalt, an welcher der Bischof allein, mit Ausschluß der Regierung, die Professoren ernennen will. Das Recht ist im wesentlichen auf seiten der Regierung. Leider geht die ganze Sache wieder von Rom aus. Aber Geistliche sowohl als Laien wünschen von Herzen, daß die Regierung fest bleiben möge."

Viel schärfer noch wird die Sprache in der folgenden Zeit. In einem Briefe vom 8. Febr. 1865 heißt es: „Du meinst, ich hätte vielleicht in Rom durch Vorstellungen Einiges ändern oder abwenden können. Das ist sicher nicht der Fall. Dort werden nur Personen gehört, bei denen man die unbedingteste Ergebung und absolute Identität der Interessen

und Ansichten voraussetzt, und daß dies bei einem deutschen Gelehrten nicht möglich sei, fühlt man dort instinktmäßig. Ich habe daher auch im Jahre 1857, wo ich doch noch „ein Sohn der Gnade“ dort war, nie (in 6 Wochen) Gelegenheit gehabt, eine Frage zu beantworten. Das ist mir außer Rom nirgends in meinem Leben vorgekommen. Die dort werden ihres Weges gehn, und — Gott wird Böses und Törichtes doch zum Guten wenden, wie es noch immer gewesen — in the long run.“ Man fühlt, wie auch der gekränkte Gelehrtenstolz aus diesen Zeilen spricht. Ähnlich in dem folgenden Brief vom 14. März 1865. Da schreibt Döllinger zum Schluß: „Wie es zugeht, daß man in Rom ohngeachtet des Zusammenflusses von Fremden aus allen Weltgegenden doch höchst unwissend über den wahren Stand der Dinge ist, das will ich Dir einmal mündlich erklären. Vorläufig bedenke nur, daß die Fremden, die sich den dortigen Häuptern nahen, von jenen Gaben, welche die drei Weisen aus dem Orient dem neugeborenen Weltheiland darbrachten, vor allem eine mit nach Rom bringen und dort mit Profusion austeilen müssen, nämlich — Weihrauch; sans l'encensoir vous n'êtes pas écouté, pas même souffert à Rome. Ferner, ich glaube Dir einmal gesagt zu haben, daß mich in Rom nie jemand über irgend etwas gefragt habe. Wer aber nicht fragen mag, der mag auch nicht hören. Hören ist auch eine Kunst, wie das Lesen eine ist.“ Auch vom Papst selbst wird in einem ehrfurchtslosen Tone geredet. In einem Briefe vom 7. April 1865 liest man: „Acton hat mir von der Audienz erzählt, die er vor seiner Abreise beim Papste hatte. Merkwürdig war die Art, wie dieser sich über die Enzyklika äußerte, in dem Tone eines gutmütigen alten Mannes, wie Acton sagt. Es seien das eben seine Ansichten, äußerte er, die er sich allmählig gebildet und „notiert“ habe, und die er einmal offen habe aussprechen wollen. Da könnte er nun nicht helfen, wenn Döllinger oder sonst wer anderer Meinung sei. (So nach Acton lautete es wörtlich.)



NB. Von meiner Meinung über die in der Enzyklika enthaltenen Doktrinen weiß er eigentlich nichts, da ich mich nicht ausgesprochen habe. Doch wäre möglich, daß die hiesige Nuntiatur vom Hörensagen über meine Ansicht berichtet hätte." „Übrigens," fügt Döllinger hinzu, „wird Acton, obgleich man dort weiß, daß er mein Schüler ist und meine Ansichten teilt, doch mit der größten Zuvorkommenheit behandelt, und Kardinal Antonelli erteilte ihm den freiesten Zutritt zu den Bibliotheken, wovon er denn auch reichlichen Gebrauch gemacht hat, und wovon ich in späteren Schriften großen Nutzen zu ziehen hoffe." In den nächsten Jahren wird das Thema dann auch nicht mehr in den Briefen berührt, bis Ende 1869. Da schreibt Döllinger in einem Briefe vom 24. Aug. 1869: „Was Du mir von der noch immer steigenden Erbitterung des Streites über die religiösen Fragen schreibst, erregt auch bei mir große Sorge. Wir haben früher davon geredet: Maßlosigkeit und Wahn auf beiden Seiten. Die einen möchten eine recht bequeme, dem natürlichen Leben nichts Lästiges zumutende, mit den Leidenschaften sich gut vertragende Religion, die andern, die Ultramontanen, wollen festhalten oder wieder herstellen, was unhaltbar geworden und längst innerlich unwahr gewesen. Da bleibt nur übrig, selber nicht teilnahmslos, aber leidenschaftslos dem Kampfe zuzuschauen, überzeugt, daß am Ende die ächte Religion, von den Schlacken gereinigt, um so heller strahlen wird." Es folgen dann noch die beiden Briefe, die sich mit den Döllingerschen Konzilsbriefen in der „Münchener Allgemeinen Zeitung" befaßten, womit bekanntlich der Briefwechsel sein Ende fand. Interessant ist übrigens ein Selbstbekenntnis Döllingers über seine geschichtlichen Arbeiten in einem Briefe vom 18. Sept. 1864. „Jawohl," schreibt er dort, „muß ich noch immer gar vieles lernen, und nicht ohne einige Demütigung erfahren, daß meine Schlüsse und Urteile in geschichtlichen Dingen nur gar zu oft aus unzureichender Prämisse gezogen waren und daher unstichhaltig sich erweisen."



Leider hat ihn diese Erkenntnis nicht zur Kirche zurückführen können.

Auch auf König Ludwig von Bayern und die innere Politik fallen in den Briefen einige interessante Streiflichter. Döllinger tadelt es wiederholt, daß der König für die politische Lage so wenig oder gar kein Verständnis hat und nur seinen musikalischen Liebhabereien lebt. Ein allgemein günstiges Urteil fällt er noch über ihn in einem Briefe vom 27. Jan. 1865. „Von unserem König," schreibt er da, „erzählt man sich fortwährend viel Gutes; er ist geistig begabter als sein Vater, allem Gemeinen entschieden abhold, religiös und zu stiller, einsamer Zurückgezogenheit geneigt. Bei Audienzen-Erteilungen sind ihm jene Männer willkommen, aus deren Gespräch er etwas lernen kann, wie er sagt. Seine vorherrschende Neigung ist bis jetzt Musik und das ernste Drama. Er hat verlangt, daß die großen Tragödien ganz unverkürzt gegeben werden sollen. Sein Hauptgünstling ist noch immer: Wagner, der ihn denn auch sehr viel Geld kostet. Da er kein rechtes musikalisches Gehör besitzt, so weiß man sich diese Vorliebe nicht recht zu erklären. Übrigens ist der König sehr gutmütig, es macht ihm Freude, zu schenken; zugleich aber auch sehr eifersüchtig auf seine Königsmacht, hierin seinem Großvater ähnlich, wie man sagt." Kurz vorher, am 29. Dez. 1864 hatte er über den König sich wie folgt geäußert: „Unser junger König hat doch angefangen, die geistige Leere, die seine mangelhafte Erziehung in ihm gelassen hat, einigermaßen ausfüllen zu wollen. Prof. Huber soll ihn in die Philosophie einweihen — eine ungemein schwierige Aufgabe! Inzwischen hält sein Enthusiasmus für die Musik an. Neben Richard Wagner hat er nun auch einen Klavierspieler, Hans von Bülow aus Berlin, dessen Frau eine Tochter Liszt's ist, hierher gezogen als „Vorspieler Sr. Majestät des Königs". Und eben ist von einer dritten musikalischen Berufung die Rede. Wenn das so fortgeht, werden den guten Bayern die fremden Tonkünstler bald so widerwärtig werden, als



ihnen die vom Vater hereingerufenen fremden Gelehrten geworden sind." Die „dritte musikalische Berufung" erfolgte denn auch bald. Schon am 8. Febr. 1865 schreibt Döllinger: „Unser König bleibt Musikverehrer und hat nun schon drei Tonkünstler (Wagner, Bülow, Cornelius) mit Gehalten aus der Kabinettskasse hierher gezogen" und am 24. Febr. 1866: „Our royal master lebt und webt fortwährend in den Reichen der Sage, der Poesie, Musik, des Drama. Das Theater ist seine Welt, der Inbegriff aller Herrlichkeit für ihn. Von der übrigen Welt, von der Prosa des Lebens will er nichts wissen, möchte sich das alles möglichst ferne halten. An irgend ernsthafte Studien ist gar nicht zu denken. Was wird daraus werden? Und gerade jetzt brauchten wir dringend wegen der deutschen Verwicklung einen Monarchen von Urteil und Willenskraft." Unterm 7. April 1866 klagt Döllinger: „Unsere hiesigen politischen Zustände sind höchst unerquicklich; dem Capo liegt die Rückkehr Wagners und die Frage des Musikalischen Konservatoriums weit mehr am Herzen und im Sinne als — Krieg und Friede, Sein oder Nichtsein."

Nach dem Kriege von 1866 fürchtete Döllinger bereits die Mediatisierung Bayerns durch Preußen. „Bei uns", schreibt er in einem Briefe vom 8. April 1867, „wirkt alles zusammen, um Deutschland unter preußische Hoheit zu bringen und die bayerische Dynastie zu mediatisieren. Die jüngere Generation ist schon überwiegend preußisch. We are drifting into union with Prussia. — Sollte es jetzt, wie es allen Anschein hat, wegen Luxemburg zum Kriege kommen, so wird dadurch wahrscheinlich das Verhängnis, das uns Süddeutsche unter die Botmäßigkeit des Nordens bringen will, beschleunigt. Du kannst dir denken, daß gerade in diesem Moment die Spannung, teilweise die Sorge und Angst in München und wohl in ganz Deutschland aufs höchste gestiegen ist. Denn der Krieg, wenn er ausbricht, wird wahrscheinlich ein sehr blutiger werden, und wir im Süden sind nicht vorbereitet."

Und ein Vierteljahr später schreibt er: „Politisch sieht es bei uns sehr trüb aus: Schwäche und geringes Ansehen der Regierung, weitgreifende Unzufriedenheit und eine sehr zahlreiche und mächtige Partei, die nach der Einverleibung Bayerns in Preußen strebt, was den echten Altbayern in den Tod verhaßt ist, und an der Spitze: ein romantischer Jüngling. Die guten Zeiten mäßiger Steuern und geordneter Finanzen scheinen auch zu Ende zu gehen." Bekanntlich haben sich die trüben Befürchtungen Döllingers dann doch nicht verwirklicht.

Mit einer großen Menge zeitgeschichtlich bedeutender Persönlichkeiten stand Döllinger im persönlichen und schriftlichen Verkehr; viele von ihnen werden im Briefwechsel mit seinem „Töchterchen" erwähnt. Ihre Namen finden sich in einem besonderen Personenverzeichnis, das der Herausgeber am Ende des Buches zusammengestellt hat. Ferner sind der Schrift drei Briefe Annas an Döllinger sowie je eine gute Abbildung beider beigegeben.

Die Lektüre von Briefsammlungen ist sonst nicht meine Vorliebe. Aber die hier besprochene Sammlung wirkt in ihrer eigenartigen Natürlichkeit, ergänzt durch die musterhaft geschriebene Einleitung, so fesselnd, daß ich das Ganze in einem Zuge gelesen habe. Dr. Krueckemayer.



XXXV.

Seine Heiligkeit Papst Pius X.

†

In der Nacht vom 19. auf den 20. August ist unser vielgeliebter Heiliger Vater Papst Pius X. nach kurzer Krankheit verschieden. Man wird wohl nicht zu viel sagen, wenn man der Meinung Ausdruck gibt: der greise Stadthalter Christi starb an gebrochenem Herzen. Wir haben in den elf Jahren seiner wahrhaft glorreichen Regierung so viele der schönsten und erhabensten Beweise erhalten, mit welch väterlicher Liebe er die Katholiken des ganzen Erdkreises in sein mildes Herz geschlossen, daß wir es verstehen, wenn die jüngsten Ereignisse den Hirten der Völker bis ins tiefste Innere erschüttern mußten. Da hat ihn Gott hinweggenommen und dem Opferleben des schwergeprüften Nachfolgers Petri ein Ziel gesetzt.

Mit Pius X. wird ein Papst zu Grabe getragen — der größten einer seit Jahrhunderten. Seine Größe, seine Heiligkeit wird von der Mitwelt wohl kaum noch genügend erfaßt, die Geschichte aber, die späteren Geschlechter werden staunend und bewundernd zurückblicken zu dem apostolischen Führer, den die göttliche Vorsehung als den rechten Lehrer der Völker



zur rechten Zeit der streitenden Kirche beschert hat. Omnia instaurare in Christo war der große Leitstern seines Pontifikates und gerade als ob Gott, der Herr der Heerscharen, das Wort des Stellvertreters Christi auf Erden mit der ganzen unerfaßlichen Gewalt seiner Macht über Himmel und Erde bekräftigen wollte, hat er der erschütterten Menschheit die Nöten der letzten Tage zugelassen, welche mit blutiger Schrift die eindringliche Mahnung wiederholen: Omnia instaurare in Christo.

Und so beugen wir uns demütig vor dem weisen Ratschlusse Gottes, der seine Kirche weiter führen wird, mögen die Wogen den Felsen Petri noch so sehr umstürmen.

Unserem lieben Heiligen Vater aber wollen wir uns dankbar erweisen durch unser schwaches Gebet, damit seine mächtige Fürbitte uns zuteil werde für uns, für die verbündeten Armeen, unser Vaterland und unser so bitter heimgesuchtes bayerisches Königshaus.



XXXVI.

Dr. Franz Binder

geb. 7. November 1828 zu Ertingen
gest. 5. September 1914 in München.

Als Sprosse einer ihre harte Scholle mühsam bebauenden oberschwäbischen Lehrerfamilie verlief seine Jugend wohl unter gleichen Erlebnissen wie jene seines treuverbundenen Heimatgenossen, des nachmaligen Oberamtarztes und Kulturhistorikers Dr. Michel Richard Buck (1832—88). Da der Wunsch seiner Eltern auf einen „Hairle“ ging, d. h. daß derselbe sich dem geistlichen Stande zuwende, so werden sie den steilen Aufstieg zur Erreichung dieses Zieles wohl mit möglichster Opferwilligkeit gefördert haben. Der mutige Wanderer errang bei unverkennbar großer Begabung und fleißiger Ausdauer vielversprechende Erfolge und die Aufnahme in den vorbereitenden Konvikt zu Tübingen, wo er mit streng wissenschaftlicher Grundlage in ausgedehnter Weise dem Studium der Philosophie und Geschichte oblag. Doch fühlte der heißblütige Jüngling bald sich zum Gebiete der schönen Literatur, der Dichtung und der Erzeugnisse der Kunst hingezogen. Den Folgen der elterlichen Enttäuschung zu entgehen, beschloß Binder mit äußerster Anspannung und vollem Aufwand aller Kraft sich baldmöglichst durch Unterricht und Schriftstellerei

auf eigene Füße zu stellen. Da kam in unverhofft förderlicher Weise das vertrauensvolle Anerbieten zur Übernahme einer Hofmeisterstelle bei einer adeligen Münchener Familie als hilfereicher Ausweg überraschend entgegen. Seine linguistischen Kenntnisse und wohltuende Veranlagung zu feineren Umgangsformen, sein Takt in Wort und Schrift erleichterte die Wirksamkeit seiner Stellung, welche bei sorgfältigster Benützung der Zeit noch das weitere Verfolgen seiner Universitätsstudien ermöglichte. Außerdem sammelte er, immer zweckbewußt, kostbares Material für künftige Arbeiten. Dazu gehören die beiden, in populärer Form mit hinreißender Jugendfrische geschriebenen erfreulichen Monographien über „Feldmarschall von Pappenheim" und den „Reitergeneral Jan de Wert";[1] die scharfe Holzschnittkontur dieser Porträtköpfe und das lebhafte Kolorit des humoristischen Vortrags bekunden den atmosphären Einfluß eines kongenialen Haudegens, welcher dem Autor dieser Charakterbilder als beiläufiges Originalmodell gesessen haben dürfte.

Als weiter mitwirkende Geister ergaben sich die Heimatfreunde Fr. A. Lehner,[2]) der Historienmaler Franz Xaver Kolb aus Ehingen (1827—1889), ein ganz ungewöhnlicher Feuergeist, welcher in der Folge viele Kirchen Schwabens mit pietätvoller Hand restaurierte, wobei der gemütstiefe Illustrator Wilhelm Traub (1828—1874) verständnisinnig assistierte.

Durch eine Reihe trefflicher Elaborate erregte Binder die Aufmerksamkeit E. Jörg's, der ihn zu vereinter Mitarbeit einlud und ihm alsbald einen namhaften Teil der Redaktion dieser Blätter übertrug. So entstanden neben dem streitbaren Parlamentarier und Politiker eine lange Reihe immer in der Form gleich überraschender Artikel und Beiträge, während Binder gleichzeitig auch noch durch unausgesetzte Korrespondenz

1) Schaffhausen 1856; zweite Auflage 1888, Regensburg.

2) Geb. 1824 in Geislingen, gest. 1895 zu Stuttgart als fürstl. Hohenzollerscher Hofrat, Bibliothekar und Konservator.

eine namhafte Zahl der auswärtigen Mitarbeiter in lebendigster Fühlung hielt. Wie Dr. Binder durch beinahe sechs Dezennien, im steten Ausbau dieser von unerschütterlichen Pfeilern umrahmten Säulenhalle, trotz weiten Ausblicken, nie den einheitlichen Plan verlierend, wirkte und schuf, stets neue Fundamente legend und nach Meister Jörgs frühem Scheiden Lücken überbrückend, neue Bogen wölbend weiter baute, die hehren Hallen mit sorgsam ziselierten Büsten und zeitgemäßem Bildwerk schmückte: wird an dieser Stelle wohl ein Anderer erzählen und schildern.

Daß Dr. Binder mit wunderbarem Haushalt seiner Mußezeit nebenbei eigene Werke schuf, verdient rühmliche Erwähnung. Darunter in erster Reihe das meisterliche biographische Conterfait der „Charitas Pirkheimer",[1]) das intime Porträtbild der Malerin Emilie Linder,[2]) der bei aller Einfachheit doch so reichhaltige, vielgewundene Lebensgang der dichtenden Nachtigall Luise Hensel.[3]) Wie bei diesen beiden Frauencharakteren ein gleichmäßig durchziehender psychischer Entwickelungsgang mit zartestem nachfühlendem Verständnis klar gelegt wird, so auch in dem unvergänglichen Werke über Friedrich Overbecks „Leben und Schaffen",[4]) wahrlich ein »Monumentum aere perennius«. Der Autor hat nicht nur die von seiner englischen Vorgängerin benützten handschriftlichen Korrespondenzen und Aufzeichnungen völlig neu, wie ein früheres Bergwerk in allen Stollen und Gängen neu nach- und „abgebaut", sondern dasselbe mit einem ihrer Schilderung ganz unzugänglichen, umfassenden

1) Beim ersten Erscheinen 1873 von der Universität Tübingen durch Verleihung der höchsten akademischen Würde ausgezeichnet, erschien 1878 in zweiter erweiterter Ausgabe und durch J. de Rochay (Paris 1880) in französischer Übersetzung.

2) Zuerst 1867, dann bei Fr. Lentner (E. Stahl) bis 1897 in zwei erweiterten Auflagen.

3) Luise Hensel. Ein Lebensbild. Freiburg 1884. In 2. Auflage 1904 bei Herder.

4) Freiburg 1886 bei Herder. I. Bd. XV u. 562 S. II. Bd. VII, 451, 8°, nach Schilderungen der Margaret Howitt.



wissenschaftlichen Material ausgestaltet und dadurch ein vollständig neues Grundbuch selbständig geschaffen. Auch das Verzeichnis von Overbecks Werken bietet allen bisherigen Leistungen immer noch die Wette. Ebenso verdienstlich ist die zweibändige Sammlung von „Görres Familien- und Freundesbriefen" (1874) und die „Erinnerungen an Marie Görres", nur die längst geplante „Guido-Görres-Biographie" hat er leider nimmer zum Abschluß gebracht. Zwischendurch gingen eine bisher noch ungeahnte Menge von kleineren Arbeiten, deren Reihenfolge und Inhaltangabe zur Erleichterung späterer Forschung, Sammlung oder Auswahl vorerst festgestellt werden dürfte.

Da ihm ein oratorisches Talent versagt war, verzichtete Binder auf die früher gewünschte Lehrtätigkeit; dagegen war ihm die Gabe eines anmutenden Erzählers und eminenten Stilisten beschieden. Eine kleine lyrische Harfe stand ihm lange getreu zur Seite; als kongenialer Übersetzer blieb er immer bereit und sattelfest. Fruchtlose Polemik lag seiner strengabwiegenden Gerechtigkeitsliebe ferne. Immer führte er ein offen Visier und sein ritterlicher Schild blieb ohne Makel und Mail.

S. Heiligkeit Papst Leo XIII. hatte ihm 1882 das Ritterkreuz des St. Gregoriusorden verliehen. Aus Anlaß seines achtzigsten Geburtstages und seines goldenen Redaktionsjubiläums erfolgte die Verleihung des Komturkreuzes dieses Ordens durch Seine Heiligkeit Papst Pius X., sowie des bayerischen Hofrattitels. Ein treuer Freundeskreis brachte ein literarisches Ehrenkränzlein in Buchform als Festgabe. Schon damals war sein Augenlicht fühlbar gefährdet. Desto heller brannte das ewige Licht in seiner Seele.

Wir scheiden mit dem alten Katakombengruße „anima pia vale et in pace"!



XXXVII.

Ein „Himmelszeichendeuter".

Von Dr. Jul. Bachem, Köln.

Es sind just hundert Jahre, seit der Rheinische Merkur erschien, den Napoleon I. »la cinquième puissance«, die fünfte der gegen ihn verbündeten Großmächte nannte. Keine Zeitung vorher und nachher hat einen solchen Einfluß auf die Zeitgenossen geübt, keine die Volksseele so mächtig zu packen verstanden wie das Organ, welches der große Coblenzer Patriot sich schuf und in dem er eine Sprache sprach, wie sie nur ihm gegeben war.

Görres war lange für seine Volksgenossen wie verschollen. Verschiedene Gründe haben dazu mitgewirkt, die heute zu untersuchen nicht an der Zeit ist. Für die deutschen Katholiken ist er zunächst wieder lebendig geworden durch die im Jahre 1876 gegründete, seinen Namen tragende Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft, deren Mitbegründer und Präsident seit ihrer Gründung der damalige Bonner Privatdozent der Philosophie, der heutige Präsident des bayerischen Staatsministeriums, Graf von Hertling, ist. Die Hundertjahrfeier der großen Freiheitskriege zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hat das Andenken an Görres im gesamten Deutschland wachgerufen, wenn auch noch nicht in dem Maße, wie er es verdient. Demnächst werden seine Schriften und zwar zuerst der Rheinische Merkur mit finanzieller Unterstützung der Stadt Coblenz und der Görres-Gesellschaft neu herausgegeben.

Wer jetzt in den politischen Schriften Josephs von Görres blättert, stößt manches Mal auf Stellen, welche sich wie Leitartikel in den letzten Kriegswochen lesen. Man meint, er müsse unsere bewegte Zeit miterlebt haben. Friedrich Rückert hat ihn in einem Gedichte, welches Arndt,



Jahn, Max von Schenkendorf und Görres feiert, „den Himmelszeichendeuter" genannt. Das war er. Prophetischen Geistes hat er auch die schwere Schicksalsstunde vorausgesehen, die über Deutschlands Freiheit und Unabhängigkeit entscheiden würde und die jetzt angebrochen ist.

Darum mahnt er: „Alle teutschen Völkerschaften mögen am Tage ihrem Gewerbe nachgehen, in der Nacht aber das Schwert unter dem Haupte schlafen und nur des Trompetenrufes harren, um schnell aufspringend und gerüstet jeder drohenden Gefahr sogleich mit gemeinsamer Kraft zu begegnen. Schnell wie der Blitz muß diese Bewegung von einem Ende Teutschlands bis zum andern, von der Nordsee bis zum Adriatischen Meere laufen; bei der ersten ernsten Berührung, bei der ersten unwürdigen und ungerechten Zumutung, sei es, daß sie dort, sei es, daß sie hier geschieht, müssen die Feuerzeichen auf allen Bergen lodern und eine der stammverwandten Völkerschaften der andern sogleich zu Hülfe eilen und eine für alle und alle für eine stehen." Das ist das Bild, welches der August 1914 in Gesamtdeutschland geboten hat.

Als im Juni 1815 das große Gericht bei Waterloo in Belgien gehalten wurde und die Franzosen Deutschland durch listige Unterhandlungen um die Früchte des so teuer erkauften Sieges zu bringen suchten, rief Görres zornentflammt im Rheinischen Merkur: „Es wird dem nicht also werden; entrüstet steht Teutschland und sieht dem Beginnen zu. . . . Nein, Millionen Augen sind darauf gerichtet, Millionen Herzen in Zorn entbrannt. Alle wollen wissen, wofür sie gestritten und gelitten, wofür sie geblutet haben. Nicht der eine (Napoleon) kann es sein, den wir ihnen vielmehr zur Rute gönnen möchten; nein, das Franzosenwesen, das in die Welt gekommen, im innersten Grunde muß es sein, das ausgerottet wird. . . . Diesen Geist müßt ihr verderben und, wenn ihr ihn nicht auszurotten im Stande seid, ihn wenigstens also binden und bannen und an feste Ketten legen, daß er in tausend Jahren nicht wieder sich loszureißen im Stande



ist". Und als seine unerschütterliche Überzeugung spricht Görres aus, „daß die Grenzen erweitert und festgemacht werden müssen gegen Frankreich, wenn Teutschland würdig und ruhig bestehen soll". Ist das nicht die Überzeugung des deutschen Volkes auch heute?

Im Bunde mit Frankreich steht gegenwärtig England gegen das Deutsche Reich. Was Görres vor hundert Jahren in vernichtender Kritik der Haltung Englands gegen Deutschland sagt, paßt beinahe Wort für Wort auf die deutschfeindliche, hinterhaltige Politik der Engländer von heute. „Die Art", so sagt er, „wie sie seither an Teutschland gesündigt haben, ist das Unverantwortlichste von allem, was vorgegangen; da kein geheimer thierischer Heißhunger sie antreibt, uns schwach zu erhalten, um uns dereinst ganz oder mit den Franzosen halbierend zu verschlingen, und da sie über die unmittelbaren Interessen des Kontinents hinausgehoben, gerade am ersten berufen wären, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben und als Pendul das ganze Werk mit Verstand und kluger Mäßigung zu regulieren." Ist das nicht das leibhaftige Konterfei der Engländer von heute?

Am 4. August dieses Jahres hat der Reichskanzler in seiner packenden Reichstagsrede darauf hingewiesen, daß wir nach unserer geographischen Lage zwischen mächtigen Gegnern eingekeilt sind. Diesen Gedanken spricht schon Görres in in seinem Artikel über die künftige teutsche Verfassung aus in den lapidaren Sätzen: „Was uns not tut vor allem und uns zuerst durch die Verfassung gesetzlich begründet werden muß, ist die innere Festigkeit und geschlossene Haltung dem Ausland gegenüber. Haben alle anderen Völker nur eine einzige Seite gegen uns zu decken, dann sind wir, wie die Persier in Asien, nach allen Seiten bloßgegeben. Teutschland ist der Kreuzungspunkt, wo alle Völkerstraßen sich begegnen; alles stößt und drängt, wie von einer inneren Schwerkraft getrieben, gegen uns in der Mitte an . . . Slavische und lateinische Völker umgeben uns von allen Seiten; beide gleich sehr uns fremd und abgeneigt, in beiden der unruhige



Trieb, sich auf unsere Kosten zu vergrößern.“ Die Einheit Deutschlands, seine innere Festigkeit und geschlossene Haltung dem Auslande gegenüber, welche Görres vor hundert Jahren schon verlangte, ist heute verwirklicht; die schwierige geographische Lage besteht nach wie vor und zu den Franzosen und Engländern hat sich der slavische russische Koloß gesellt, der gleichzeitig alle anderen slavischen Bevölkerungen unterjochen und unterdrücken möchte.

Prophetischer noch mutet an, was Görres im Jahre 1831 vorahnend niederschrieb, als im Sommer dieses Jahres leidenschaftliches Kriegsgeschrei aus Frankreich nach Österreich und Deutschland hinübertönte. Erst aus Görres' Nachlaß sind diese bei seinen Lebzeiten nicht gedruckten Sätze bekannt geworden.

„Hochmut, Herrschsucht, Habsucht, die drei Grundlaster der menschlichen Natur, sind es, die euch zu Kriege treiben“ ruft er den Franzosen zu; „sie sind die Furien, die euch hinauspeitschen in Schlacht und blutiges Handgemenge, und im Dienste der rächenden Mören ein neues Gericht, furchtbarer als die früheren, über das gottverhaßte Geschlecht herabrufen.“ „Seid ihr,“ so sagt er weiter, „wirklich so betört, zu wähnen, ihr hättet noch das alte, durch langen Frieden erstarrte, feiste, ohne innere Einheit schlaff gebundene Teutschland euch gegenüber, und es hinge von euerm Gutbefinden ab, wann und wo euch einzubrechen gelüstete?“

Dann schildert der Koblenzer Seher in markigen Worten, wie ganz anders es in Österreich, in Preußen, Bayern und den übrigen deutschen Stämmen steht, als zur Zeit des Zusammenbruches des alten Deutschen Reiches zu Anfang des Jahrhunderts, und wie aussichtslos alle Versuche, das deutsche Volk, mit „Prinzipien“ gaukelnd, zu betören. Wie ein Mann muß Deutschland sich erheben, „drängt ihr noch ein Mal das friedliche Volk durch schnöde Gewalttat und höhnenden Übermut zum Kriege, den es nicht sucht, aber noch weniger scheut“. „Bis zur äußersten Spitze wird es harren, in gleichmütig besonnener Geduld, und dann wird ein Gran



weiter plötzlichen Ausschlag eben. Mit einem Sprung wird es in Waffen stehen, vergessen wird alle Unbill und alle Trübsal sein, die es in den vergangenen Friedensjahren hat erfahren müssen, vergessen aller Streit und Zwist, der es innerlich entzweit, hinausgesetzt auf andere Zeit jegliche gerechte Beschwer, und auf euren Kopf wird es euch einen Sinnes vergelten jegliche Ungebühr, die ihr ihm angetan.“

Und mit berechtigtem Stolze an die Zeit erinnernd, da er im Rheinischen Merkur das deutsche Volk gegen den Korsen aufrief, schließt Görres: „Schon dies Wort, das ich, ein Einzelner, ohne Rang und Würde, hier nach langem Schweigen wieder zum erstenmal in seine Seele zu euch rede, es wird in allen Herzen meines Vaterlandes widerhallen; der Klang der wohlbekannten Stimme, von der alle wissen, daß sie nie gefrevelt, nie geschmeichelt, nie Unwahrheit geredet, wird in allen Gauen in tausendfachem Echo widertönen und die Erinnerung jener Zeiten aufs neue wecken, in denen sie die Wege weisend und den Pfad bereitend vorangegangen, und alle, die von damals sind, und an die der Rede Hall gelangt, sie werden nach germanischer Weise durch freudiges Gemurmel und Zusammenstoß der Waffen dem Redenden ihren Beifall zeigen. Darum dürft ihr es glauben und keck darauf vertrauen, knüpft ihr wieder an die Jahre 1807 und 1809 euer Tun und Treiben an, Teutschland wird seinerseits auf dem Wege von 1813, 1814 und 1815 gehen.“

Und was Deutschland heute will, ist das gleiche, was Görres vor hundert Jahren als Teutschlands Willen bezeichnet: „nichts als sein Recht und die Bedingungen seines welthistorischen Daseins.“ Im Lichte seiner vor einem Jahrhundert erschienenen Schriften steht der Koblenzer Publizist und Gelehrte heute als der bedeutendste Geschichtsphilosoph da, welchen Deutschland hervorgebracht hat. Man wird das mehr und mehr erkennen.



XXXVIII.

Karl Ernst Jarcke an Karl Ludwig von Haller.

Aus dem Hallerschen Nachlasse herausgegeben von Dr. Ewald Reinhard.[1])

Wenn Haller in der Geschichte der Restauration als derjenige erscheint, welcher seine Ideen in gewaltigen Goldbarren darbot, so ist Jarcke gewissermaßen der Mann, dem es zufiel, diese Barren in gangbare Kleinmünze umzuschmelzen. Er stammte aus einer Familie, die für die Ziele des Knaben wenig Verständnis besaß; der Vater, ein Kaufmann zu Danzig, wollte aus seinem Jungen ebenfalls einen Kaufmann machen. Als Karl Ernst (geb. 10. November 1801) jedoch 19 Jahre alt war, entfloh er dem Kontor und studierte. Zu Bonn und Göttingen hörte er namentlich philosophische, geschichtliche und rechtswissenschaftliche Vorlesungen. 1822 bereits zum Dr. jur. promoviert, habilitierte er sich in Bonn als Privatdozent für Strafrecht. Durch den Verkehr mit dem frommen Philosophieprofessor Windischmann mit katholischem Glaubensleben vertraut gemacht, vollzog er dann 1825 den entscheidendsten Schritt seines Leben: er konvertierte.

Nachdem Jarcke schon in Bonn zum außerordentlichen Professor ernannt worden war, erhielt er 1825 einen ehrenvollen Ruf an die Berliner Universität. Er siedelte auch dorthin über und wußte bald einen großen Hörerkreis um sich zu versammeln. Wichtiger noch war die Bekanntschaft mit dem Kanonisten Phillips, mit dem er später eine innige Freundschaft schloß.

In Jarckes Berliner Zeit fallen mehrere wichtige Veröffentlichungen, von denen inhaltlich wie äußerlich das „Hand-

1) Für die liebenswürdige Überlassung der Briefe schuldet der Herausgeber Fräulein Maria Deobota von Haller herzlichsten Dank.



buch des gemeinen deutschen Strafrechtes mit Rücksicht auf die Bestimmungen der preußischen, österreichischen, bayerischen und französischen Strafgesetzgebung" (Berlin 1827—30) hervorgehoben zu werden verdient. In diese wissenschaftliche Tätigkeit brachte der Verkehr mit Politikern wie Radowitz, Gerlach u. a. eine allmähliche Veränderung. Jarcke sah sich hier in einen Kreis von Menschen versetzt, welche in der Arena des öffentlichen politischen Kampfes um die Palme rangen, und so ging auch bald in ihm eine Wandlung vor. Es blieb das „Handbuch des gemeinen deutschen Strafrechts" unvollendet liegen, statt dessen beteiligte sich Jarcke an dem „Berliner politischen Wochenblatt", als dessen erster Redakteur er erscheint. Die Richtung des Blattes und seiner Mitarbeiter war scharf umrissen: scharfer Kampf gegen die Revolution hieß die Losung. Von Gerlach wissen wir, daß als Evangelium Hallers „Restauration" verehrt wurde.

Als Jarcke 1832 als Hilfsarbeiter ins preußische Justizministerium berufen wurde, mochte man glauben, daß ihm eine noch glänzendere Laufbahn bevorstehe, namentlich wenn der Kronprinz einmal ans Ruder gekommen, da entsagte er der preußischen Staatskarriere und trat an Stelle von Gentz in österreichische Dienste. Schon 1832 verließ er Berlin und siedelte nach Wien über; ob die berückende Persönlichkeit Metternichs oder die Erwägung, daß ihm als Konvertiten Hindernisse in den Weg gelegt werden könnten, ihn zu diesem Entschlusse hintrieben, ist schwer zu sagen.

Die Verbindung mit den Berliner Freunden lockerte sich sehr bald, und als im Kölner Kirchenstreit die Meinungen auseinandergingen, zog sich Jarcke von dem „Politischen Wochenblatte" vollständig zurück. Langsam, aber unaufhaltsam entwickelt sich in Jarcke als feststehender Grundsatz der Glaube an die Weltmission der katholischen Kirche; von ihr erwartete er nicht nur in religiösen, sondern auch in weltlichen Fragen Heil und Glück. Daher war er, als Guido Görres mit Phillips, der damals in München lebte und seinem ehemaligen Berliner Kollegen in der religiösen Wand-



lung nachgefolgt war (1828), an die Gründung der „Histor.-polit. Blätter“ herantrat, ein begeisterter Anhänger dieser ursprünglich von ihm ausgehenden Idee und wurde so Mitbegründer und Förderer der Zeitschrift (1838).

Um diese Zeit setzt auch Jarckes Briefwechsel mit Haller lebhafter ein; die beiden ersten Briefe von 1836 sind mehr geschäftlicher Natur, Versorgung von Söhnen zweier Bekannter und Bestätigung einer Buchsendung; doch dringen auch da schon wärmere Töne durch. Jarcke erhofft eine Begegnung, die ihm neue Anregung verspricht; doch scheint es nie zu einer solchen gekommen zu sein. Von Interesse ist der Vorschlag, Haller möge seine Grundsätze einmal einer geschichtlichen Betrachtung der Schweiz unterlegen.

Auch der Brief aus dem Jahre 1839 beginnt zunächst mit einer geschäftlichen Bemerkung; Haller spielte in Österreich und legte sein Geld auch dort an.

Dann gleitet der Briefschreiber unmerklich in die ihm vertrautere Gedankenflut hinüber; aus den tiefen, von innerer Begeisterung getragenen Worten hebt sich leuchtend das Bild des Restaurators der Staatswissenschaft empor, der Vertraute Metternichs nimmt die Veranlassung wahr, um seine Anhänglichkeit und Dankbarkeit für all das, was er Haller verdankt, einmal unmittelbar zum Ausdruck zu bringen. Wenn man Jarcke einen Fanatiker genannt hat, so hätte man ihn einen Fanatiker der Sache nennen müssen; denn selten ist ein Meister so hinter der von ihm vertretenen Sache zurückgetreten wie gerade Jarcke.

Weitaus am wertvollsten jedoch sind die Ausführungen des Briefes aus dem Jahre 1840; sie bilden eine notwendige Ergänzung der betreffenden Kapitel der „vermischten Schriften“, welche glossiert werden. Sie sind gleichzeitig ein willkommener Beitrag für die Erkenntnis der veränderten Stellung, die der unbedingte Anhänger von ehedem damals einnahm. Vielleicht hat Jarcke auch niemals die Gleichsetzung des Staatsrechtes mit dem Privatrechte gutgeheißen; seine



ausführlichen Erörterungen zu diesem Grundgedanken der Hallerschen Doktrin beweisen trotz mancher Gewundenheit, daß ihm die Annahme dieses Grundsatzes außerordentlich widerstrebte. Jarcke erkennt eine Entwicklung an, Haller nicht. Jarcke ist studierter Jurist, Haller Autodidakt — all diese Tatsachen erhalten durch den bezeichneten Brief eine überraschende Beleuchtung. Die Stellung Jarckes zum Adel ist bezeichnenderweise freundlich; hat doch der Adel von jeher die Hauptmacht der konservativ gerichteten Parteien gestellt.

Der letzte Brief entwickelt in seinem Kerne noch einmal Jarckes Lebens- und Anschauungsprinzip, daß nämlich die Kirche der „einzig rettende Hafen für die müde gehetzten Völker" sei. Mit diesem Schreiben, das zugleich noch eine letzte Anerkennung für Hallers Lebensarbeit in sich birgt, schließt der Briefwechsel der beiden Männer, welche, in manchen Punkten auseinanderstrebend, doch in ihren Endzielen sich eins wußten.

Jarcke mochte in seinen späteren Lebensjahren wohl noch oft an den Schweizer Gesinnungsgenossen denken, allein sein Amt nahm ihn so in Anspruch, daß auch seine anderen Freunde mit Recht über Vernachlässigung klagten. Bis zum Jahre 1848 blieb er an Metternichs Seite tätig; dann fiel sein Gönner und mit dessen Fall war auch sein Schicksal entschieden. Die letzten Lebensjahre waren ausgefüllt von Arbeiten über aktuelle Tagesfragen; außerdem suchte er seine „vermischten Schriften" zum Abschlusse zu bringen. Grausam riß ihn der Tod aus dieser Tätigkeit.

Am 28. Dezember 1852 entschlief Jarcke, bis zum letzten Augenblick mit weittragenden Plänen beschäftigt. Die Freunde trauerten und auch die Feinde konnten dem gefürchteten Gegner den Tribut der Hochachtung nicht versagen.

Sicherlich mag auch im stillen Solothurn ein Auge sich umflort haben, als die Kunde vom Tode des fernen geistesverwandten Freundes eintraf.



1.

Hochwohlgeborener Herr!
Hochzuverehrender Herr und Freund!

Zuvörderst statte ich meinen aufrichtigen und herzlichen Dank für dero gütiges Schreiben ab, welches das mir sehr angenehme Geschenk Ihres neuesten Werkes über die Reformationsgeschichte in Bern begleitete. Ich habe dieses vortreffliche Buch mit eben so viel Freude als Nutzen gelesen und möchte daran wohl einen Gedanken knüpfen, dessen weitere Entwicklung ich neuerlich zu liefern hoffe. Wie wäre es, wenn Ew. Hochwohlgeboren in gedrängter Kürze und mit Weglassung Alles dessen, was nicht nothwendig sich auf diesen Zweck bezieht, die ganze Schweizergeschichte im Geiste und aus dem Standpunkte Ihrer Restauration der Staatswissenschaften beleuchteten? — d. h. gleichsam eine Anatomie eines einzelnen Staatskörpers lieferten und zwar dessen, der Ihnen am nächsten liegt und daran die Wahrheit und Richtigkeit Ihrer physiologischen Grundsätze nachwiesen?

Ich bin der festen Überzeugung, daß auf diesem Wege unermeßlich viel Gutes gestiftet werden könnte, und bilde mir ein, daß dieser Gedanke ein ganz neues, bisher noch so gut wie gar nicht angebautes Feld schriftstellerischer Tätigkeit eröffnen würde.

Was unsere Zusammenkunft betrifft, so hoffe ich, wenn's Gott gefällt, den 18ten August in Bregenz zu seyn. Der zuerst von uns ankommende kann auf der Post (poste restante) dem Anderen eine Notiz hinterlassen, wo er zu finden ist

Wollen Ew. Hochwohlgeboren möglichst bald mir hierauf einige Zeilen antworten, als worum ich dringend bitte, so würden selbige mich bestimmt unter folgender Adresse treffen: „K. K. Gesandtschaft in München. (Der Sorge des Herrn von Zwierczyna empfohlen)."

Ich lebe der angenehmen Hoffnung, mit Ew. Hochwohlgeboren einige recht angenehme Tage verleben zu können und verharre einstweilen mit herzlichster Ergebenheit

Ew. Hochwohlgeboren
ganz gehorsamster Diener

Wien, den 15./7. 36. Jarcke.



2.

Hochgeehrtester Herr und Freund!

... Sobald der dritte Band meiner vermischten Schriften gedruckt seyn wird, werde ich Sorge tragen, daß Ihnen ein vollständiges Exemplar derselben zugeht. — Ich bitte dringend um Verzeihung, daß dieß nicht bereits mit jedem einzelnen Bande geschehen ist. Der Grund dieser Unterlassung liegt darin, daß ich Anfangs hoffte, den Druck viel schneller beendet zu sehen. Ihre zu Paris erschienenen Mélanges de droit public etc.[1]) werden mir und gewiß auch S. D. dem Fürsten Metternich sehr angenehm seyn.

Wäre es nicht möglich, daß Sie, verehrtester Freund, von meinen vermischten Schriften in irgend einer wohlgesinnten Schweizer-Zeitung eine Anzeige machten? — Nach meinen Notizen sind dieselben besonders nach Oestreich gut gegangen. Ich habe besonders die Absicht gehabt, durch diesen Abdruck auf das katholische Deutschland zu wirken.

Auf Maurenbrecher[2]) gebe ich sowohl in Hinsicht seines Wissens als seiner Gesinnung sehr wenig. — Ihm, wie den meisten neueren Schriftstellern fehlt es weniger an Verstand als an gutem, redlichem Willen, sich für die Wahrheit aufzuopfern; sie wollen nicht mit dem Zeitgeist brechen und suchen deshalb, wenn sie sich auch nicht geradezu auf die Seite des Irrthums stellen, eine Mitte zwischen Lüge und Wahrheit, die ein Unding ist. — In den Staatswissenschaften, wie überall im Leben und in der Wissenschaft hängt Alles vom wahren, religiösen Glauben ab. — Und dieser ist bei Vielen erstorben. — Sie lieben die Wahrheit nicht über Alles, daher ihr Schwanken und Wanken und ihre Inconsequenz. Eine gesunde Staatswissenschaft kann nur auf dem Boden einer richtigen religiösen Er-

1) Mélanges de droit public et de haute politique. (2 Bde., Paris 1839.)

2) Romeo Maurenbrecher (1803—1843), Professor der Rechte in Bonn. 1837 erschienen seine „Grundsätze des heutigen deutschen Staatsrechtes".



kenntniß gedeihen. Dieß ist die Frucht meiner Erfahrungen, die ich in den letzten Jahren zu machen Gelegenheit hatte. — Wer mit Gott im Reinen ist, kommt, nachdem Sie der Welt den Weg gezeigt haben, heute auch ohne sonderliche Mühe in der Politik in's Reine; — allein dort, im Glauben und in der Liebe, hapert es gewaltig. — Nichtsdestoweniger wird die Wahrheit, vorerst nur auf dem Felde der Erkenntniß, siegen und zwar in der Weise, daß sich Licht und Finsterniß ganz bestimmt und in großen Massen scheiden werden. — Dann werden die Facta nachfolgen. Sie, mein hochgeehrtester Freund und Lehrer, können das feste und freudige Bewußtsein haben, bei diesem großen Scheidungs= und Aufklärungsproceße ein wichtiges Werkzeug in der Hand Gottes gewesen zu seyn, wenngleich ihre Lehre weniger in der unmittelbaren Gegenwart als in der Zukunft wirken wird. Nach hundert Jahren wird die Wissenschaft von Ihnen an eine neue, wichtige und große Epoche datieren, da Sie zuerst das Ferment der Wahrheit in die Geister geworfen haben, welches wie Alles, was eine große Zukunft haben soll, langsam und still die Gemüther durchdringt. — Täuscht mich nicht Alles, so ist die Zahl Ihrer unmittelbaren oder mittelbaren Schüler — und zu den letzteren rechne auch ich die meinigen — bei weitem größer, als wir beide wissen und denken. — Diese Lehre durch Ignorieren todt zu machen und wieder aus der Welt zu schaffen, ist heute nicht mehr möglich. Heute sind wir bei Vielen noch als Herolde des Absolutismus verrufen; es wird eine Zeit kommen, und sie ist nicht mehr fern, wo Alle nach uns greifen werden, die noch eine Ahnung von Freiheit gerettet haben.

Sie sehen, ich bin heute viel getrosteren Muthes als vor 3 Jahren. Mir ist Vieles in der Welt und auch in meiner eigenen Bestimmung klarer geworden. — Ich bin resignierter als damals und deshalb bei weitem mehr der Hoffnung zugänglich. Auch mit meiner eigenen Stellung in der Welt bin ich ausgesöhnt und heute durchdrungen von dem Ausspruche des großen Heiligen, Franziscus von Sales: daß jeder Mensch eine Statue ist, die der Herr der Welt dorthin stellt, wo sie seinem

Hause am meisten zur Zierde gereicht. — Der gläubige Christ kann also nichts Gescheuteres thun, als sich still und geduldig stellen zu lassen, wie und wohin es dem himmlischen Hausherrn gefällig ist. — Auch mit mir hat er seine weisen Absichten gehabt. — Wenn ich noch länger zu leben wünsche, so ist dieß nur deshalb, weil noch Vieles vor meiner Seele steht, was ich im Dienste Gottes noch gerne, wenn auch nicht in's Werk gerichtet, so doch ausgesprochen hätte. — Auf einen irdischen Triumpf, auf ein Anerkanntwerden in und vor der Welt rechne ich nicht; dafür aber können Sie und ich mit guter Zuversicht sagen: Uns gehört die Zukunft. Selbst wenn unsere Namen vergessen werden sollten, wird die Sache siegen, der wir uns diesseits geweiht hatten und dieß ist, für Einen, der nur für die Sache ficht, vollkommen genug. — Diese Sache aber ist identisch mit der der Kirche, welche auf dem Felsen steht, den die Hölle nicht sprengen kann.

Meine Frau trägt mir ganz besonders auf, Ihnen alles erdenkliche Herzliche zu sagen und sie Ihrem gütigen Andenken zu empfehlen. Indem ich dasselbe thue, bitte ich Sie die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Verehrung zu genehmigen, mit der ich verharre Ihr

ergebenster Diener

Wien, den 2ten August 1839. Ernst Jarcke.

3.

Wien, den 7ten Juny 1840.

Hochverehrter Freund und Herr!

Wenn dieser Brief Sie noch in München treffen soll, so bleiben mir bis zum Abgange der Post nur wenige Augenbicke; jedoch fühle ich mich verpflichtet, diese gewissenhaft zu benutzen, um Ihnen für Ihr so lehrreiches und wohlwollendes Schreiben vom 4ten Juny 1840 meinen herzlichsten Dank abzustatten. Die Bemerkungen zu meinen vermischten Schriften sind mir vom höchsten Interesse; was könnte ich, — der Schüler, — besseres wünschen, als das Urtheil des Meisters? — Im Allgemeinen

sind nun diese Bemerkungen von der Art, daß ich damit allenthalben im Prinzip übereinstimme. Jedoch erlaube ich mir folgende Anmerkungen:

Bd. III. W. IX. Expropriationsgesetze. — Ich theile die Grundansicht, der Zwang zur Abtretung eines Privatrechtes — (wenn nicht etwa eigentliche Noth und Gefahr im Verzuge waltet, wo alsdann wirkliche Nothwehr vorhanden wäre!) — wird am passendsten durch Verweigerung ähnlicher Humanitätspflichten geübt werden; ich werde diesen Gedanken auch noch besser ausführen, wenn meine verm. Schriften eine 2te Auflage erleben sollten; allein — die Anwendung dieses Grundsatzes hat ihre eigenen Schwierigkeiten. Nicht sowohl in einer Communität, — denn hier gilt die reine Reciprocität für alle Mitglieder (wie Du mir, so ich Dir!). Sondern in einer Monarchie, wo der Monarch diesen indirekten Zwang auf alle rechtliche Freiheit vernichtende Weise üben könnte, wenn man den Kreis der Humanitätspflichten nicht sehr bestimmt definirt. Z. B. der König von Preußen sagte (wenn auch nicht direct, so doch implicite durch seine Facta): Jeder hat das Recht katholisch zu seyn, ich zwinge Niemand. Allein wer mir nicht den Gefallen thut, Protestant zu werden, dem thu ich wieder nicht den Gefallen, ihm irgend ein Amt zu geben. — Nun kann man darauf nur sagen: Jeder Untertan, der seine vielfachen dermaligen Unterthanen Pflichten (wozu auch sehr positive Leistungen gehören) erfüllt, hat den ganz bestimmten rechtlichen Anspruch (caeteris paribus und praemissis praemittendis) auf Staatsämter; ihn um der Religion davon auszuschließen, ist ein positives Unrecht, keine bloße Verletzung der Humanität. Und so in vielen anderen Fällen. Vieles, was in der reinen Theorie bloße Liebespflicht ist, wird, unter der Voraussetzung bestimmter Verträge und vertragsähnlicher Verhältnisse, förmliche Rechtspflicht. — So z. B. die Jurisdiction. — Sie ist ursprünglich Liebespflicht; aber wenn der Gerichtsherr 1) von Jedermann Beiträge zur Unterhaltung der Gerichte fordert und 2) die Selbsthülfe absolut und bei schwerer Strafe verbietet, so ist es seine rechtliche Pflicht, Jedermann Recht zu sprechen. Das Gegenteil hieße den Aus-

geschlossenen . . . erklären, was nicht ohne Urtheil und Recht geschehen kann, oder wenigstens ganz in die Kathegorie einer Kriminalstrafe fällt. — Einkünfte des Königs von England. — Die Notiz, daß der König von England aus Domainen 400000 Pf. Sterl. jährliche Einkünfte beziehe, ist falsch. — Die Domainen sind schon im siebzehnten Jahrhundert, größtenteils schon vor der Revolution, verzettelt. — Überhaupt dürfen wir nie vergessen, daß die Revolution in jenem Lande wirklich die Natur des Königthums geändert hat und zwar insofern auf rechtliche Weise, als derjenige, der die Revolution gemacht hat, sich ebenso wenig beschweren kann, als seine Rechtsnachfolger. Der heutige König in England ist nicht mehr der König aus dem Mittelalter, — und England keineswegs eine reine Monarchie, sondern eine beginnende Republik, mit beibehaltenem monarchischem Sprachgebrauche und einzelnen Trümmern des Königthums.

XXII. S. 457. Über die Nationalgüter in Frankreich. Ich nehme das in Ihrem Briefe Gesagte unbedingt an und recifiziere meine Ansicht. Allerdings wäre Wiedereinsetzung der rechten Eigenthümer und Geldentschädigung der acquéreurs das Beste gewesen. —

XXV. Rubichon kenne ich sehr genau, durch vielfachen persönlichen Umgang. Er ist lange und mehrmals in Wien gewesen.

XXVIII. Ihr Zeugniß über den Fauxbourg St. Germain ist an und für sich von großem Gewichte; ich kann Ihnen aber nicht verhehlen, daß Andere, die keine Revolutionäre sind und deren Urtheil auch sehr großes Gewicht für mich hat, anders urtheilen und zwar auch aus eigener Anschauung. — So weit ich im Allgemeinen den Adel kenne, muß ich offen gestehen, daß ich darunter noch die meisten gescheuten und rechtlichen Leute gefunden habe, — im Verhältniß zu anderen Ständen, und weit mehr als unter den Juden und Wucherern. — Leider aber kann ich nicht in Abrede stellen, daß Viele, — und zwar sonst höchst achtbare und wahrhaft ehrwürdige Edelleute weder die Zeit, noch die Stellung des Adels, noch ihren eigenen, wahren Vortheil begriffen zu haben scheinen. — Hierüber könnte ich merkwürdige Exempel citiren.



Überhaupt leben wir in einer Zeit, wo Vieles im Leben aus seinen alten Fugen geht. — Nur die ewige Wahrheit und die Natur der Dinge wird bleiben. — Aber es scheint, als wenn Alles, was irdisch, vergänglich und wechselnd ist, — einer großen Prüfung unterworfen werden wird und bereits mitten in diesem Examen steht. Da macht es mir oft einen eigenen Eindruck, wenn ich auf Adlige treffe, die da glauben, daß Alles, Gott, Kirche, Religion, Geschichte und Wohl und Wehe der Menschheit, sich lediglich um das Interesse ihrer Familie drehe. — Um Ihnen nur ein Beispiel anzuführen: Vor mehreren Jahren sprach ich mit einem sehr vornehmen Herrn über die gemischten Ehen und über die falschen Maßregeln der Regierung in dieser Beziehung. — Aber die Regierungen haben ganz Recht, sagte mein Gegenpart; wenn die katholische Kirche ihren Willen durchsetzte, würden keine gemischten Ehen geschlossen werden. Nun habe ich aber fünf Schwestern, und wenn die keine Protestanten heirathen sollten und auf Katholiken warten müßten, könnten sie leicht sitzen bleiben. — Über diesen rohen Egoismus läßt Gott zuweilen ein unbarmherziges Gericht ergehen.

Ich werde, sobald Phillips nach München zurückgekehrt ist, Ihre Absicht in Betreff der hist.-pol. Blätter bestens zu befördern suchen. — München ist allerdings ein merkwürdiger Ort. Doch könnte meines Erachtens für Staatsrecht in manchem Betracht besser gesorgt seyn.

Mit dem herzlichsten Wunsche für Ihr ferneres Wohlergehen, nenne ich mich freundschaftlichst und ganz ergebenst

Ihren
Freund und Diener
Jarcke.

4.

Hochwohlgeborener Hochzuverehrender Herr und Freund!

Ich benutze die Reise des Herrn Legationsrathes v. Philippsberg in die Schweiz, um Ihnen auf Ihren sehr verehrten Brief vom 12ten März zu antworten. — Ich habe wegen des Herrn Daquet mit S. D. dem Fürsten Metternich gesprochen, und



kann Ihnen die beruhigende Versicherung geben, daß nicht davon die Rede ist, ihm 50 oder gar 100000 Franken zu geben. Eben so wenig denkt man daran, ihm junge Leute zuzuschicken. Das Ganze scheint auf Mißverständniß oder Prahlerei zu beruhen.

Unsern lieben und verehrten Freund Hurter[1]) bedauere ich insofern aufrichtig, als er, nachdem er sich mannhaft geweigert, die Wahrheit zu verläugnen, — es dennoch nicht über sich gewinnen kann, sie zu bekennen. Er hat manche von den oneribus der besseren und tiefern Einsicht in das Wesen der Kirche über sich genommen, aber er verschmäht es, sich die fructus und commoda zuzueignen. Inzwischen hoffe ich noch immer, daß er, nachdem er die größere und beschwerlichere Hälfte des Weges zurückgelegt, — er auch den letzten, entscheidenden Schritt nicht unterlassen werde. Jedenfalls bitte ich Gott, ihm seine Hülfe und Gnade zu ertheilen, ohne welche auch der Edelsten und Besten Einer, wie Hurter, uichts kann und nichts vermag.

Über die Lage der Schweiz habe ich kein Urtheil; jedenfalls scheint mir dort, wie überall, die Religion die Axe zu seyn, um welche sich, Vielen unbewußt, die Politik des gesammten Jahrhunderts dreht. — Für diese ist nun die Schweiz ebenfalls eines der Probleme, welche nur die Zeit lösen kann. Wiederherstellung der alten Aristokratia ist dort, — so scheint es mir, — eben so unmöglich, wie in Venedig. — Die Volkssouveränität, — als Herrschaft aller im Lande lebenden Individuen ist von vornherein ein Widerspruch und eine Lächerlichkeit. — Ob aber nicht die eigentlich freie und herrschende Corporation, sich auf alle im Privatleben Unabhängigen ausdehnen, ob sie nicht, so weit es irgend geht, erweitert werden wird, (wie etwa in Nordamerika) und cb diese s. g. vollendete Demokratie nicht der Tod der geheimen Gesellschaften und der falschen Systeme seyn wird, — das mein verehrter Freund, ist

1) Friedrich Hurter (1787–1865), früher Antistes von Schaffhausen, hatte 1841 wegen seiner Hinneigung zum Katholizismus seine Stellung aufgegeben. Doch zögerte er mit dem formellen Übertritt bis 1844.



ein Punkt, über den ich meine Ansicht noch nicht festgestellt habe. — Ein seltsames Factum ist es, daß gerade in den sog. demokratischen, kleinen Kantonen der conservative und katholische Geist prävalirt. Ferner dürfte von den niederen Klassen, in der Schweiz wie überall, in kirchlicher Hinsicht jedenfalls mehr zu erwarten seyn, als von den, durch Immoralität und falsche Bildung durchfreßenen mittleren Schichten. Endlich läugne ich Ihnen nicht, daß Sismondi[1]) mir in dieser Hinsicht eine wichtige Autorität ist. Dieser fürchtet nämlich, wenn je in der Schweiz das, was er Demokratie nennt, vollständig siegen sollte, — den Untergang jener Geistesrichtung, welche er verficht, d. h. des despotischen Liberalismus der Advokaten und Freimaurer, — ein Evenement, was ich begreiflicherweise für das größte Glück halten würde. — Genug! die Natur wird hier wie überall im Leben der Staaten ihr Recht behaupten; nur kann sie Wege gehen, welche wir nicht vorhersehen. — Soviel aber ist aber auch andererseits gewiß, daß, wenn nicht die Schweiz und ganz Europa in Rohheit und thierischer Barbarei untergehen sollen, — die katholische Kirche der einzige rettende Hafen für die müde gehetzten Völker seyn wird. — Ohne die katholische Kirche gibt es keinen Schutz, weder gegen Anarchie noch gegen den brutalen Despotismus der Gewalt. Und wo sich ein Volk von dieser königlichen Straße entfernt hat, war immer sein Fall nach der einen oder anderen Seite hin gewiß. Das ist heute, felsenfester als je, der Grundstein meiner gesammten Politik, — und diese große Wahrheit nachzuweisen und in das möglichst hellste Licht zu setzen, ist heute das directe oder indirecte Ziel aller meiner Studien. Übrigens dürfen wir nicht bloß sagen: ohne die Kirche kein wahrer Gehorsam gegen die Obrigkeit, — sondern mit demselbenn Rechte auch: ohne die Kirche keine wahre politische Freiheit! Das Erste sind wir den Regierungen und Fürsten, das zweite den Völkern schuldig. — Sie haben,

1) Charles Simonde de Sismondi (1773—1842). Er bekämpfte den wirtschaftlichen Individualismus und trat für staatliche Sozialpolitik ein.

verehrter Freund! auch in dieser Beziehung im 4ten und 5ten Bande Ihrer Restauration diese große Wahrheit schon vor vielen Jahren sehr klar und einleuchtend hervorgehoben. Ich habe mir vorgesetzt, auf der von Ihnen eröffneten Bahn, wie bisher rastlos weiter zu streben. Gott gebe sein Gedeihen dazu!

Ich nehme mir übrigens bei dieser Gelegenheit die Freiheit, Sie auf Fortescue de laudibus legum Angliae (geschrieben im Anfange des 15ten Jahrh.) aufmerksam zu machen. — Ueber seinen richtigen und schönen Ansichten über politische Freiheit ist es wahrhaft betrübend zu sehen, wie auch in diesem braven Manne bereits die Idee von einer vom Volke delegierten Gewalt spukt. Dieser Irrthum rührt von Niemand anders als von Aristoteles her, und geht durch das ganze Mittelalter. Dennoch konnte er die Gesellschaft nicht umwerfen, so lange die Kirche ihm das Gegengewicht hielt.

Mit der ergebensten Bitte, mich Ihrer verehrten Familie unbekannterweise bestens empfehlen zu wollen, verharre ich mit innigster Verehrung

Ihr

ganz ergebenster Freund und Diener

Wien, d. 7/4. 42.

Jarcke.

P. S. Sollten Sie diesen Brief durch Ex. v. Philippsberg erhalten, so empfehle ich Ihnen diesen wackeren, gesund und richtig denkenden Mann angelegentlichst.

XXXIX.

Rußlands volkswirtschaftlicher und politischer Zustand.

In der politischen Welt und namentlich in den Kreisen derjenigen, welche ihr Urteil auf die Lektüre von Zeitungen und Zeitschriften aufbauen, hat man sich seit einigen Jahren ein Bild von der Entwicklung Rußlands, wie es glänzender kaum sein kann, gemacht. Die Solidität seiner Finanzen, die Geschäfte der Banken, der Goldbestand des Schatzamts und der Staatsbank, der Aufschwung der Industrie, die Blüte des Handels, die ausgedehnte Entwicklung der Landwirtschaft, die Stärke und Ausrüstung des Heeres, neuerdings die umfassende Vermehrung der Flotte, alles hat emsigen und geschickten Federn das Material zu wortreichen und auf eine ausgiebige Statistik gestützten Schilderungen gegeben, die uns nicht nur in der Tages- und periodischen Literatur, sondern auch in Büchern, die den Namen vielgenannter Volkswirte und Finanziers als Verfasser tragen, in den Weg treten. Bleibt das Auge an diesen Darstellungen haften, so zeigt sich ein glänzendes Bild.

Dennoch sind die Tatsachen von ganz anderer Art. — Um die Übertreibung und den Irrtum zu verstehen, bedarf es der Kenntnis der modernen Publizistik und der in ihr waltenden Triebfedern. Faßt man dieselben ins Auge, so begreift man die Verbreitung zahlreicher Irrtümer.

Gewiß vollzieht sich im heutigen Rußland ein gewaltiger und bedeutsamer Umschwung, den man nicht nahe und nicht sorgsam genug verfolgen kann, weil es sich um die Zukunft eines Reiches von hundertsiebzig Millionen Menschen handelt, deren Schicksal und Wille auf die anderen Nationen Rückwirkung haben muß.

Der Aufschwung, der sich in den letzten zehn Jahren vollzogen hat, vollzieht sich jedoch nicht auf starken Grund-



lagen, sondern er ist durch die Interessen des mobilen Kapitals von außerhalb Rußland angeregt worden. Lediglich die russische Landwirtschaft trägt auf starken Schultern das ganze Gebäude; ohne die sehr bedeutende Ausfuhr von landwirtschaftlichen Produkten würde Rußland die Krise von 1904—1905 nicht ohne schweren Schaden bestanden haben. Die Landwirtschaft zeigt sich jedoch bedroht von dem Gang, den die Wirkungen der Agrarreform genommen haben gegen den Willen ihrer Eingeber. Ohne die Landwirtschaft kann andererseits an eine dauernde Blüte der Industrie, des Handels, der Banken, der Staatsfinanzen, der Eisenbahnen nicht gedacht werden.

Nun gehen aber alle Bilder, welche uns die steigenden Fortschritte Rußlands vormalen, von den zuletzt genannten Faktoren aus. Dabei handelt es sich überall um Finanzen, Banken, Industrie, die alle im besten Zustand dargestellt werden.

Hält man diesen Umstand fest, so findet man die Quelle der Übertreibungen. Das mobile Kapital erblickte in den Anlagen in Rußland die Gelegenheit zu sehr großen Gewinnen und deshalb ward alles im günstigsten Licht dargestellt.

Die Franzosen haben nach einer Schätzung, welche der französische Finanzminister voriges Jahr im Parlamente vortrug, an dreizehn Milliarden Franken in russischen Werten festgelegt. Diese Zahl schließt jedoch nicht alle Industrie- und Bankwerte ein, mit welchen man auf etwa zwanzig Milliarden Franken französischen in Rußland angelegten Kapitals gelangt ist.

In Deutschland ist eine annähernde Schätzung bis jetzt nicht aufgetreten. Die deutschen Anlagen müssen aber bedeutend sein. Hätten wir ein „Comité von Besitzern ausländischer Anleihen“, wie es in Paris besteht und in London, so wüßte man besser Bescheid; leider haben unsere Großbanken die Errichtung einer so nützlichen Körperschaft immer verhindert. Mit fünf Milliarden ist der deutsche Besitz an



russischen Werten jedenfalls zu niedrig, vielleicht gar um die Hälfte zu niedrig eingeschätzt.

In England hat man sich bis vor zehn Jahren ablehnend zu allen Anlagen in Rußland verhalten. Seitdem hat jedoch die französische Diplomatie die Annäherung zwischen Rußland und England betrieben und das Bild hat sich ungeheuer geändert.

Seit dem Jahre 1906 sind in London die folgenden russischen Anleihen auf den Markt gebracht worden:

Staatsanleihen	Pfd. St.	33'604,381
Gemeindeanleihen	„ „	13'182,730
Industrie-, Banken-, diverse Anleihen	„ „	13'516,277
	Pfd. St.	60'303,388

oder rund $1^1/_4$ Milliarden Mark.

Und das alles in Folge der diplomatischen Entente zwischen Petersburg und London. Man kann daran ersehen auf welchem Gebiet und wie die heutige Diplomatie vorzugsweise arbeitet.

Der Zweck der russisch-englischen Konvention war die Beendigung der Rivalität beider Mächte in Mittelasien. Persien sollte zum Pufferstaate zwischen Rußland und Britisch-Indien gemacht werden.

Die neuesten Äußerungen aus englischen Kreisen bekunden, daß man mit den Ergebnissen keineswegs zufrieden ist. In London tritt darum deutlicher der Eindruck auf, daß Rußland sich Englands bediene, um seine Besitznahme von Persien zu konsolidieren und auszudehnen; Finland, wo auch die englische Industrie erhebliche Interessen hat, zu unterwerfen und auf dem englischen Markt Geld zu erhalten.

Ähnliche Differenzen sind bei den Erörterungen über Tibet an den Tag getreten. Daß solche Erscheinungen nicht deutlicher auftreten, liegt: an dem Interesse, welches ein Teil der englischen Industrie und das Kapital in Rußland hat, an den Nachwirkungen der englisch-deutschen Flottenrivalität und an den eifrigen Bemühungen der französischen

Diplomatie, welche über ihrem Werke, Entente zwischen Rußland und England, wachte.

Die wichtigste unter den treibenden Kräften, welche die glänzenden Übertreibungen bezüglich der Entwicklung Rußlands verbreiten, ist die Finanz.

In Wirklichkeit ist die russische Finanzlage nicht günstig. Es standen neue Anleihen in Frankreich bevor — von denen man, wenn nicht der Krieg ausgebrochen wäre, bald nach der Rückkehr des Präsidenten der französischen Republik aus Petersburg gehört hätte. Die großartigen Flottenbaupläne, mit welchen neuerdings die Welt geblendet wird, hätten gar nicht zur Durchführung gelangen können, wenn nicht mächtige internationale Kreise Rat geschafft und der russischen Regierung zur Seite gestanden hätten. Ähnliche Verhältnisse bieten sich auch in anderen als in der Schiffsbauindustrie. Die englische Firma Armstrong und Vickers hat sich in Rußland stark engagiert; das französische Werk Schneider-Creusot wohl in noch bedeutenderem Umfang und in Vereinigung mit beiden erblickt man die international organisierten Pulver- und Dynamitfabrikanten. Mit dieser Aufzählung ist der Kreis der Interessenten jedoch noch lange nicht geschlossen. Wer ist nicht an den Lieferungen an Eisenbahnmaterial, Rüstungsartikeln, an Maschinen usw. beteiligt. Alle diese Interessen lehnen sich an die Banken an; selbst wo keine Staats- und Gemeindeanleihen in Betracht kommen, begegnen wir den mannigfaltigsten und bedeutendsten Finanzgeschäften.

Natürlich hat sich auf solchen Grundlagen eine gewaltige Spekulation in Papieren entwickelt; alles in der neuesten Zeit. Vor dem Jahre 1909 kaufte man außerhalb Rußlands gern russische Fonds, aber Verkehrs-, Bank-, Industriepapiere? Seit dem Jahre 1909 hat sich dann eine tolle Spekulation entwickelt, deren Hauptsitz zwar in Paris ist, die aber in allen Plätzen schwunghaft betrieben wurde. In Paris wurde auch viel deutsches Geld in diesen Papieren umgesetzt und — verloren; es ist möglich, daß es sich bei den sogenannten



Kulissengeschäften in Paris dabei mehr um ausländisches als um französisches Geld handelte. Um ein Bild dieser Spekulation zu bieten, lassen wir hier eine Aufstellung folgen, welche die Schwankungen einer Anzahl der wichtigsten Industriewerte darstellt:

	1910 niedrigster Kurs	1912 höchster Kurs	Ende Januar 1914
Bransk	280	632	410
Maltzoff	—	1385	686
Hartmann	533	872	463
Tula	335	1248	1011
Taganrog	420	925	528
Dnieprovien . . .	1050	3399	3240
Huta	1815	2740	1800
Russisch-Belgische . .	1015	2250	1824

Die zahlreichen und bedeutenden Industrieanleihen, von denen manche notleidend wurden, sind oft nicht nur zum Nachteil der deutschen, französischen und englischen Käufer ausgeschlagen, sondern sie haben auch die russischen Banken indirekt benachteiligt, in Folge deren liberaler Praxis beim Kreditgeben an die Industrie. Die Banken haben ihrerseits die Reserven der Staatsbank stark beansprucht, so daß im Oktober 1913 die Goldreserve um rund fünf Millionen Rubel im Rückstande gegenüber den Anforderungen des Notenumlaufs war. Dabei hatte die Staatsbank erhebliche Forderungen an das Schatzamt. Das Finanzministerium ist bei diesen Vorgängen immer stark beteiligt; nicht nur wegen des ihm unterstehenden Schatzamtes sondern auch, weil seine „Kreditabteilung“ das Interesse der zahlreichen Banken im Reich wahrzunehmen hat. Die Banken sind alle an der Industrie beteiligt, folglich auch am Kurs der Industriepapiere. Als im März 1913 die Börsenkrise einen bedenklichen Stand erreichte, sah sich der Finanzminister veranlaßt, das Rote Kreuzsyndikat zu Interventionskäufen in Industriepapieren zu beauftragen; das Syndikat wendete zu diesem Zwecke zehn Millionen Rubel auf, hätte aber damit ohne die Unterstützung in Paris, Berlin und London nicht viel erreicht.



Wie schnell sich der Status der Staatsbank und des Schatzamtes bei außergewöhnlichen Anlässen ändern kann, davon hat die Zeit 1904—1906 das Beispiel geliefert. Anfang 1904 hielt die Staatsbank eine Barreserve von 650 Millionen Mark neben der gesetzlichen Notendeckungsreserve von 600 Millionen Mark. Ende 1905 war nichts mehr davon da (japanischer Krieg) und Anfang 1906 war die Notenausgabe aufs äußerste beschränkt. Erst die Anleihen in Frankreich stellten die Reserven wieder her.

Hier ist der Punkt, wo sich das russische Interesse an der Allianz mit Frankreich unzweideutig dartut.

So brauchten sich die Dinge jedoch nicht zu entwickeln bei einsichtsvoller innerer und äußerer Politik. Extravagante Hingabe an die Absichten der französischen Politik, Treibhausentwicklung auf dem Gebiet der Industrie, der Banken u. a. gingen Hand in Hand, aber weder das eine noch das andere diente dem wahren Interesse Rußlands.

Wie verhält es sich nun mit dem Goldvorrat in Rußland und mit der Verteilung der russischen Staatsanleihen im Ausland?

Wir besitzen darüber die folgenden Mitteilungen:

Der Goldvorrat im Besitz der Bank von Frankreich, der Russischen Staatsbank und des Russischen Schatzamts wurde Ende 1912 auf zusammen 8½ Milliarden Franken geschätzt. Das russische Schatzamt besaß am 1. Juli 1912 416 Millionen R. Gold im Ausland und 173¼ Millionen R. bei der Staatsbank. Von dem im Ausland angelegten russischen Gold waren etwa 60 Prozent in Paris, 25 Prozent in Berlin angelegt. Von diesen Anlagen im Ausland bezog Rußland die folgenden Zinsen: 1907: 1'724,000 R., 1908: 1'500,900 R., 1909: 3'168,000 R., 1910: 4'558,000 R., 1911: 5'008,000 R. Seitdem sind diese Anlagen jedoch erheblich zurückgegangen. Nach den Angaben von A. Raffalovitz ist die russische Staatsschuld, wie folgt, verteilt:

Prozente:

	1908	1909	1910	1911	1912
in Rußland	52,7	53,7	53,4	54,—	56,—
im Ausland	47,3	46,3	46,6	46,—	44,—

Zur Verzinsung der Staatsschuld gab Rußland aus:

	Millionen Rubel	
	in Rußland	im Ausland
1908	194,5	202,5
1909	214,3	180,5
1910	233,2	175,8
1911	246,—	147,8
1912	202,—	187,3

Das Kapital der Staatsschuld zeigt die folgende Steigerung:

Januar	Rubel	Januar	Rubel
1862	1,376'420,117	1882	4,356'638,149
1902	6,430'651,061	1907	8,625'560,215
1908	8,725'523,210	1909	8,850'781,679
1910	9,038'756,433	1911	9,014'141,796
1912	8,941'640,620	1913	8,845'717,768

Während die Staatsschuld im Jahre 1882 rund 17¹/₂ Milliarden Franken betrug, erreichte sie im Jahre 1913 rund 36 Milliarden Franken.

Im Jahre 1913 wurden die Einlagen der 7704 Sparkassen auf rund 6¹/₂ Milliarden Franken (R. 1,595'000,000) angegeben. Die Zunahme seit dem Jahre 1911 beträgt etwa 800 Millionen Franken. Bei dieser Entwicklung spricht der hohe Zins und manches andere mit.

Zur Vertretung seiner Finanzinteressen an dem wichtigen Pariser Platz hat Rußland zu seinem Agenten A. Raffalovitz bestellt, der zugleich eine ausgebreitete publizistische Tätigkeit entfaltet. Man könnte annehmen, daß die deutschen Interessen auf diesem Gebiet den französischen nicht immer analog sind. Wir sahen jedoch in Deutschland Helfferich denselben Ton angeben. Die Literatur beider stützt die übertriebene Anschauung von der Prosperität Rußlands. Solche Übereinstimmung mag mit den Interessen, die sich an die Bagdadbahn knüpfen, zusammenhängen. Vor Jahren hatte die

Deutsche Bank, im Einverständnis mit der russischen Regierung, ein russisches Preßbureau in Deutschland gegründet, welches die Aufgabe hatte, die Vorstellung von dem wirtschaftlichen Aufschwung Rußlands zu verbreiten.

In allen Bankkreisen ist bekannt, daß die russische Bankgesetzgebung einer radikalen Reform dringend bedarf. Man hat die Einführung des englischen Banksystems vorgeschlagen, das vor dem deutschen manche Vorteile bietet, weil es der Kapitalkonzentration weniger Vorschub leistet. Zu solcher Reform zeigte sich aber unter den bisherigen Umständen in Rußland wenig Neigung. Die Banken gaben leicht und viel Kredit und dabei befanden sich die Industriellen und Spekulanten einstweilen ganz wohl. Das Ausland ist allerdings an dem Schicksal der russischen Banken stark interessiert, sowohl weil wohl der größte Teil der Bankanteile in den Händen des Auslands, auch ausländischer Banken ist, als wegen der Kredite, die ausländische Banken den russischen gaben. Das alles ward eben als cura posterior behandelt.

Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts war das Bankgeschäft in Rußland in den Händen von Privatbankiers, meistens Ausländer, die ein solides Geschäft in vornehmer Art betrieben. An ihre Stelle traten seitdem die Kooperativbanken, welche eigentlich der russischen Art am besten von allen Banken entsprechen; sodann in zunehmendem Maß die Aktienbanken. Dieselben stehen unter der Aufsicht der „Kredit-Abteilung" im Finanzministerium. Sie sind zur Veröffentlichung der Bilanzen verpflichtet.

Der Grund- und Eckstein des Kreditverkehrs ist die Staatsbank mit ihren Filialen in Warschau, Kiew, Moskau, Nischni-Nowgorod, Odessa, Riga, Rostow, Tiflis, Charkow und über 124 Nebenstellen.

Das Jahr 1855 sah die Errichtung der ersten Privatbank in Petersburg; eine Korporativgesellschaft, wie sie in Rußland sehr beliebt und wohl in jeder Stadt anzutreffen sind; die Anteile lauten auf 50 bis 5000 Rubel.



Die Landbanken und die städtischen Banken sind ebenfalls Genossenschaften; ihr Betrieb ist ähnlich dem der deutschen Hypothekenbanken. Sie geben Hypotheken bis 60 Prozent des Bodenwertes. Die Obligationen werden gern gekauft. Tilgung auf automatischem Weg in 35 Jahren; jährliche Ziehung.

Die vom Staate geschaffene städtische Kreditbank besitzt ein Kapital von 10 Millionen Rubel, kann jedoch Obligationen bis 60 Millionen Rubel ausgeben.

Von der „Landbank" und der „Adelsbank" wird bei der Erörterung der Bodengesetzgebung die Rede sein. Die „Persische Diskontobank" (rund 12 Millionen Rubel Kapital) hat überall in Persien und in Rußland Filialen, dient vorzugsweise der Ausfuhr nach Mittelasien und politischen Zwecken.

Die französische „Crédit Lyonnais" ist die einzige ausländische Bank in Rußland, alle anderen zahlreichen Handelsbanken sind russisch, doch sind, wie schon bemerkt, die Anteile vielfach im Besitz ausländischer Kapitalisten und Banken. Alle beanspruchen viel Kredit im Ausland (Paris, Berlin, London, Brüssel). Sie werden stark von der Industrie benützt, die mehr als gesund mit Bankkredit arbeitet. In Rußland ist die Kreditpraxis anormal und den Anforderungen des Bankbetriebs widersprechend. Wenn der Kreditposten nicht offen steht, so pflegt Zahlung in 6-, selbst in 12-Monatswechseln zu erfolgen. Namentlich die Textilindustrie ist daran beteiligt. Die Wechsel werden bei der Staatsbank rediskontiert. Natürlich nehmen die Banken hohe Zinsen. Die Höhe des Zinsfußes hängt vielfach von der Ernte ab.

Die 1882 errichtete Bauernbank gab Vorschüsse zu landwirtschaftlichem Betrieb, wurde 1895 zu Bodenkäufen und -Verkäufen berechtigt (weitere Gesetze vom Jahre 1906 und 1910). Die Adelsbank entstand 1885, um den adeligen Grundbesitz zu fördern.

Die Staatsbank ist ebenfalls zur Förderung der landwirtschaftlichen Interessen angewiesen. Die von ihr auf



landwirtschaftliche Produkte erteilten Vorschüsse betrugen am 1. Jan. 1903 46'746,000 R., am 1. Jan. 1913 128'244,000 R. Dabei sind ihre Darlehen an Bodenkreditbanken in der Zeit von 1903—1913 von 15 Millionen R. auf 58 Millionen R. gestiegen. Die Bauernbank hat 1899—1901 2'310,000 Dessinen und von 1909—1911 4'174,570 Dessinen Land an Bauerngemeinden und (bedeutend weniger) an einzelne Bauern verkauft.

Aus diesen Zahlen wird vielfach gefolgert, daß der Boden, wie es in der Absicht der neuen Agrargesetzgebung liegt, sich bald aufteile; nach einem Vierteljahrhundert soll das Ziel erreicht sein. Wir werden im Fortgang dieser Darstellung sehen, daß dieser Anschauung Zweifel entgegenstehen.

Mit Nachdruck wird sodann auf die starke Zunahme der Hypothekenbelastung hingewiesen. Die Belastung betrug nach den Angaben der Bauernbank, Adelsbank und der Privat-Hypotheken-Banken:

	1903	1913	
für das Land	1975	3451	Millionen Rubel
„ die Städte	1211	1650	„ „

Man beachte den starken Anteil der Städte i. J. 1913. Die Gesamtzunahme beträgt über fünf Milliarden Franken binnen zehn Jahren. Die Banken besaßen anfangs Januar 1913 Hypotheken erster Stelle auf 66 Millionen Dessinen, die mit $5^1/_4$ Millionen R. zu Buch standen; sie hatten bis 63 v. H. des Bodenwertes beliehen.

Um sich die Mittel zu beschaffen, haben die Banken bis zum Jahre 1913 Obligationen in Höhe von 4,700 Millionen Rubel ausgegeben. Davon entfallen 774 Millionen R. auf die oft erwähnte Adelsbank, deren Geschäftsergebnisse bis jetzt nicht sichtig waren.

Der Ackerbau ist das Rückgrat der russischen Volkswirtschaft; ohne seine Ernten könnte keine Fiktion von wirtschaftlicher Blüte aufrecht erhalten werden. Die Getreide-Produktion hat seit 1898—1902 um 37,5 v. H. (durchschnittlich), die Getreideausfuhr hat um 77,1 v. H. zugenommen.

Die Preissteigerung der wichtigsten Getreidearten hat den Wert der Getreideausfuhr um 98,3 v. H. gesteigert.[1])

Roggen		Produktion 1000 Pud	Ausfuhr 1000 Pud	Wert 1000 Rubel
Durchschnitt	1898—1902	1'281,427	80,354	56,248
	1908—1912	1'312,788	46,010	38,246

Der Verbrauch von Roggen im Inland hat zugenommen.[2])

Gerste	Zunahme	1908/12	v.	Produkt.	63,2	v. H.	Ausfuhr	Wert	230,8 v. H.
Hafer	„	„	„	„	20,5	„	„	„	40,0 „ „
Mais	„	„	„	„	44,8	„	„	„	63,1 „ „
Kartoffel	„	„	„	„	31,6	„	„	„	417,9 „ „
Zuckerrüben	„	„	„	„	42,0	„	„	„	108,3 „ „
Tabak	„	„	„	„	18,8	„	„	„	162,5 „ „
Schweine	. . . .						„	„	175,5 „ „

Der Ausland-Handel zeigt die folgenden Hauptzahlen in Millionen Franken:

	Jährlicher Durchschnitt 1898—1902			Jährlicher Durchschnitt 1908—1911		
	Einfuhr	Ausfuhr	Zunahme	Einfuhr	Ausfuhr	Zunahme
Rohmaterial u. Halbfabrikate	836	686	Abn. 150	1324	1148	Abn. 176
Fabrikat . .	518	91	„ 427	826	152	„ 684
Total . . .	1354	777	Abn. 577	2160	1300	Abn. 860
Nahrungsmitt.	296	1076	Zun. 780	529	2288	Zun. 1755
Tiere . . .	11	43	„ 32	24	61	„ 37
Total . . .	307	1119	Zun. 812	553	2349	Zun. 1796
Haupttotal .	1661	1896	Zun. 235	2713	3649	Zun. 369

Es ist schon hervorgehoben worden, daß, wie diese Aufstellung zeigt, die Landwirtschaft es war, welche Rußland in den Stand gesetzt hat, die schwere Krise der Jahre 1904 und 1905 zu überwinden.

1) Getreide-Produktion: Durchschnitt der Jahre 1898—1902: 117½ Millionen R; 1902—1912: 161¾ Millionen R.

2) Die Volkszahl ist gegen 1902 um 21 v. H. gestiegen. — Europäisches Rußland 1898: 95 Millionen; 1912: 122 Millionen; ganz Rußland 1898: 131 Millionen; 1912: 171 Millionen.



So günstig die Ausfuhrzahlen sind, so tun sie doch dar, daß die Industrie geringen Anteil an dem uns vorgestellten Bild der Blüte hat; wenn man nicht die Blüte der Spekulation mit der Blüte des Wohlstandes verwechseln will. Die Ausfuhr der Industrie hat 1911 um 860 Millionen Franken abgenommen; die Ausfuhr der Landwirtschaft ist um 1796 Millionen Franken gestiegen. Den Hauptanteil an der Abnahme der Industrieausfuhr entfällt auf die Fabrikate.

Diese Verhältnisse haben mit dazu beigetragen, dem Verhältnisse Rußlands und Finlands eine besondere Wichtigkeit zu geben, die von dem wirtschaftlichen auf das politische Gebiet übergetreten ist. Der im Jahre 1808 erfolgte Anschluß Finlands an Rußland war das Ergebnis der Verständigung zwischen einem Teile des finländischen Adels und der russischen Regierung, welche sich alsbald vornahm, die Grenzen des Reiches gegenüber den Schweden zu sichern. Der finländische Adel hatte anfangs nur das Protektorat Rußlands gewünscht. Dasselbe ließ Finland fast vollkommene Selbständigkeit und ein eigenes Parlament; unter Alexander II. hatte Finland sein eigenes Heer und die Münzprägung; der Zar leistete den Eid auf die Verfassung Finlands.

Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts war Finland, da es selbst wenig baute, ein Markt für das russische Getreide. Finland hatte sich jedoch eine ansehnliche Industrie entwickelt und schickte jährlich für etwa 35 Millionen Rubel Fabrikate auf die russischen Märkte. Das Land hat sein eigenes Zollwesen und wollte von Schutzzoll nichts wissen. Da es zwischen Finland und Rußland keine Zollschranken gab, konnten auch die europäischen Fabrikate, ihren Weg durch Finland nehmend, zollfrei in Rußland eingeführt werden. Das Bild änderte sich, als Rußland begann, seine Industrie zu entwickeln. 1885 richtete es Zollschranken gegen Finland auf und erhob Einfuhrzoll von finischen Erzeugnissen. Trotzdem stieg die Ausfuhr aus Finland nach Rußland im Jahre 1896 auf 46 Millionen Franken. Andererseits fiel die russische Ausfuhr nach Finland in der Zeit 1876—1896 von



65 auf 55 Millionen Franken jährlich. Die Zustände waren den Exporteuren in England und Deutschland günstig.

Im Verfolg dieser Dinge ist Rußland dazu geschritten, die Selbständigkeit Finlands zu unterdrücken, was natürlich das Unabhängigkeitsgefühl in Finland angefacht hat.

Eine vielfach anders geartete Entwicklung nahmen die Angelegenheiten in Polen. Die einst blühende und die östlichen Märkte beherrschende Getreideausfuhr trug in den Napoleonischen Kriegen schweren Schaden davon. Die Aufhebung der Leibeigenschaft (1807) schuf neue Verhältnisse. 1815–1830 begann die Entwicklung der Industrie. Das mobile Kapital schuf bald neue soziale Schichten, welche den Einfluß des Adels ablösten. Damit änderte sich auch die politische Anschauung. Das mobile Kapital ist antinational, aber es begünstigt die Zentralisation des Staates. Schon um 1900 war Rußland der weitaus bedeutendste Abnehmer der Industrie in Polen. Das alte Ideal der Unabhängigkeit Polens trat in den Hintergrund. Man sah es bei dem glänzenden Einzug des Zaren Nikolaus II. in Warschau.

Diese Tendenzen verstärkten sich mit den Neuerungen in der inneren russischen Politik.

In der Duma im Jahre 1907 spielte die Gruppe der Polen, die sich im „Kolo" (cercle) vereinigt hatten, eine wichtige Rolle; ihrer sechsundvierzig brachten einen Antrag ein, welcher zwar die Selbstverwaltung für Polen wünschte, aber die Erklärung enthielt: „das Königreich Polen bildet einen untrennbaren Teil des Russischen Reiches". Was sie wünschten, war ein polnischer Landtag mit beschränkter Legislatur, unter Ausschluß aller Angelegenheiten der auswärtigen Politik, Staatsanleihen, der Reichsverteidigung, Zölle, Post, Telegraph usw. Diese Erklärung war von den Mitgliedern des Adels und des Bürgertums unterzeichnet.

Die polnischen Arbeiter, die zum Teil revolutionär gesinnten Gruppen angehören, sind Gegner der Unabhängigkeit Polens; sie wollen die Republik und sind darin eins mit ihren russischen Freunden. Die russische Sozialdemokratie



besteht aus Russen, Polen, Letten und Juden. Ein Teil der Polen dieser Gruppe hält zu den Terroristen.

Die Stürme der Jahre 1905 und 1906 haben den Nationalismus aufs neue angefacht. Ihm setzt die Politik vieler Männer in der Regierung den Gedanken an „Groß-Rußland" entgegen, in dessen Schatten alle Nationalitäten leben sollen. In Verbindung damit, mehr oder weniger deutlich, steht die in Finland verfolgte Politik und auch der kurze Zeit bestandene Plan, den ganzen Getreidehandel zu „nationalisieren", d. h. in die Hände von Groß-Russen zu geben.[1]) Eine Zeitlang war auch beabsichtigt, den bedeutenden polnischen Kreis Chelm dem russischen Gouvernement Lublin anzuschließen.

Die heutigen Parteien in Rußland lassen folgende Unterscheidung zu: 1) Konservativer Adel, 2) Liberales Bürgertum, 3) Arbeiter-Sozialisten, 4) Bäuerliches Kleinbürgertum mit sehr kommunistischen Gesinnungen.

In der bewegten Zeit von 1905—1906 hatten sich die drei letztgenannten Gruppen zusammengetan. Sie hatten den Arbeitern den Streik als Waffe nachgeahmt und die gesamte bürgerliche Welt, von den Beamten und Professoren bis zu den Arbeitern, streikte gegen die Regierung.

Die „liberal-konstitutionell-demokratische" Partei der „Kadetten" trat auf dem ersten Kongreß im Oktober 1905 dem allgemeinen Streik der Arbeiter, der damals ganz Rußland lähmte, bei.

Diese Eintracht konnte unter so verschiedenen Kampfgenossen natürlich nicht lange anhalten. Als die Arbeiter (i. J. 1905) den Achtstundentag verlangten, trat ihnen das Bürgertum mit dem Arbeitsausschuß (lock out) entgegen, behauptend, die Arbeiter wollten die nationale Industrie zerstören. Viele Sozialisten zeigten republikanische Gesinnung. Das Bürgertum ist „monarchisch-konstitutionell".

1) Der Getreideausfuhrhandel ist heute vorwiegend in den Häuden jüdischer Firmen.



Die bäuerliche Demokratie bildet ein mannigfaltiges Bild. In den Jahren 1905—1906 enstand eine Anzahl von Bauernvereinen, an ihrer Spitze die „Union“ und die „Arbeitergruppe“. Die „Union“ wollte die Expropriation des Adels zum Vorteil der Bauern; sie wurde von der Regierung unterdrückt. Die „Arbeitergruppe“ vertrat in der Dùma die bäuerliche Demokratie. Die Führer sind volkstümliche Männer, denen es oft an Klarheit der Ziele fehlt.

Das Programm aller Arbeitergruppen läßt sich dahin zusammenfassen: „der Boden gehört allen Bürgern; der Privatbesitz von Boden soll aufgehoben werden; der Boden soll nationalisiert werden“. Diese Utòpie hat viele Anhänger.

Die sozialistisch-revolutionäre Gruppe lehnt sich an die Ideen von Karl Marx an. Die Verschiedenheit der Auffassung, welche zwischen „Sozialdemokraten“ und „Sozialrevolutionären“ besteht, ist in einem großen Teil der jugendlichen Arbeiterwelt und darüber hinaus zu erkennen. Die Revolutionären betonen die Individualität und neigen zum Terrorismus. Die Demokraten wollen den Schwerpunkt der Agitation in die Organisation der Massen legen. Beide Gruppen haben viel Anhang und betreiben zugleich eifrige Agitation im Heer.

In der zweiten Duma zählte man 38 Abgeordnete für die Sozialrevolutionären und 65 Abgeordnete für die Sozialdemokraten. Die „Arbeiterkurien“ haben nur Sozialdemokraten gewählt. Wie stark die Agitation in diesen Kreisen betrieben wird, mag man daraus ersehen, daß von 1905 bis 1907 26 Millionen Schriften und Bücher seitens der Sozialdemokraten und 24 Millionen Schriften und Bücher seitens der Sozialrevolutionären verteilt wurden.

(Schluß folgt.)



XL.

Eine Hochsommerfahrt nach Korfu.

Reiseplaudereien von **Suebimontanus** (Rottweil a. N.).

(Schluß.)

Beginnen wir den Rundgang durch Stadt und Insel! Vielleicht begegnen uns leibhaftig die „Seligen", mit denen sie bevölkert sein soll; vielleicht entdecken wir irgendwo traute Stätten und Schlupfwinkel, in denen jene sprichwörtliche Inselseligkeit heute noch haust.

Die vorgeschriebenen Sehenswürdigkeiten, vom Bädeker mit bekannter Gewissenhaftigkeit inventarisiert, werden nur flüchtig in Augenschein genommen. Um so mehr fesselt uns der luftige Felsenzwinger der Fortezza vecchia. Welch herrliche Aussicht entfaltet sich hier oben! Zu unsern Füßen das malerische Bild der Stadt mit ihrem riesigen Festplatz, der Spianata, hinter dem Glockenturm der Metropolitankirche Panagia Spiliótissa die trotzigen Wälle der neuen Festung, darüber hinaus ein schöner Kranz sanfter, olivenbedeckter Höhen, von denen sich weißschimmernde Häuser scharf abheben. Die zahlreichen Gärten und stattlichen Bäume mischen ein wohltätiges Grün in dieses grelle Gemälde. Links davon das vielbesuchte Pelleka, wie ein Schwalbennest an den Berghang angeklebt. In stark südwestlicher Richtung erscheint die schön geschwungene Linie des Zehnheiligenberges (Santi Déka) mit dem gleichnamigen Dorf, lauter Glanzpunkte des Landschaftsbildes. Südwärts schweift der Blick bis zum Kap Lévkimo, dem Leukimme der Alten; ihm gegenüber an der epirotischen Küste die Sybotainseln unseligen Angedenkens, wo durch ein blutiges Vorspiel der Peloponnesische Krieg eingeleitet wurde; im Norden die verkarsteten Zinnen und Kuppen des gewaltigen Monte Sal-



vatore, von den Neugriechen Pantokrator genannt, aufgemauert wie ein Riesenaltar; der Sonne Glut brennt darauf wie ewiges Opferfeuer. Hinter uns blaut das Meer, beglänzt von der südlichen Sonne, von Ufer zu Ufer hingegossen wie eine einzige Enzianflur. Und in die überfließende Himmelsglorie und Erdenseligkeit starrt wildverzerrt und finster das Totenantlitz des nahen epirotisch-albanischen Gebirges herein. Um all den Sirenenstimmen zu widerstehen, müßten uns, wie weiland Odysseus, die Ohren verstopft, Hände und Füße gebunden sein. Mit unsichtbarer Gewalt zieht es uns aus der Enge der Stadt. Und wo anders soll der Deutsche zuerst seine Aufwartung machen als in jenem Feenschloß des Deutschen Kaisers, im Achilleion.

Die griechischen Musensöhne bilden meine Begleitung. Stellenweise versinken Pferde und Wagen beinahe im Staube der Straße. Die den Weg einzäunenden Kaktushecken von riesigem Wuchs stechen mir fast wörtlich in die Augen. An verstaubten Palmen-, Zypressen- und Aloe-Gruppen vorbei führt die Straße, im allgemeinen der Uferlinie folgend, in sanftem Anstieg immer wieder durch prächtige Ölhaine hindurch, die mitunter waldartiges Aussehen gewinnen. In den Mittelmeerländern hat tatsächlich der immergrüne Ölbaum landschaftlich und vielleicht auch klimatisch die völlig verwüsteten und ins Gebirge zurückgedrängten Wälder zu ersetzen. Und wirtschaftlich ist der Ölbaum für Korfu geradezu eine Lebensfrage. Das Wohl und Wehe der Bewohner hängt an diesem Baume. In Griechenland kommen 37 Köpfe auf den Quadratkilometer, hier auf Korfu dagegen nicht weniger als 130 und in der Hauptsache lebt diese starke Bevölkerung buchstäblich vom Ölbaum. Um mir wieder, wie einst so oft in Italien, den köstlichen Genuß eines Spazierganges im Ölwald zu verschaffen, verließ ich den zum Brechen besetzten Wagen. Welch ein Genuß — dieser Wandel unter den mächtigen Baumgewölben, durch deren Luken das Blau des Himmels hereinschaut! Dieses silbergrüne Geschimmer — welch eine wohltuende Augen-

weide, zumal für Augen, die sich an den grünen Wiesen und dunklen Wäldern der nordischen Heimat satt getrunken! Das schmerzend grelle Licht der Sonne wird zwar nicht abgehalten von den schmalen Blättern und durchbrochenen Bogengängen, nur zum Helldunkel, das durch alle Übergänge gleitet, gedämpft wie in einem gotischen Dom. Fahl wie Asche liegt es auf dem Boden, eine seltsame Mischung von Licht und Schatten. Die weit genug abstehenden Säulen der Bäume gestatten immer wieder wundervolle freie Durchblicke nach Berg und Meer. Aber diese Baumsäulen — wie grotesk sind sie gestaltet! Im Alter wird der Ölbaum meist hohl, der Stamm zerspringt und löst sich auf in ein Bündel knorriger, gespensterhaft verzerrter Stämme mit wirr und wunderlich verstrickten Gliedern, unlöslich verschlungenen Schlangenleibern vergleichbar. Bei mangelnder Pflege gesellen sich gar noch Nebenstämme aus Wurzelschößlingen hinzu. In den korfiotischen Olivenhainen wimmelt es von solch hundert-, vielleicht tausendjährigen, silberhaarigen Baumgreisen, die das Alter ehrwürdig, aber auch wunderlich und gebrechlich gemacht hat. Manchen dieser Patriarchengestalten hat die Zeit grausam mitgespielt und es ist zuweilen, als habe jedes Jahrhundert einen neuen Spott und Schimpf hinzufügen wollen: der verhältnismäßig niedere Stamm auseinandergeborsten, ja torartig geöffnet, zuweilen schraubenförmig gedreht, dann wieder pyramidal zugespitzt, mit Höckern, halbkugeligen und ganz unregelmäßigen Auswüchsen übersäet, verkrüppelte und fratzenhafte Gebilde, wie sie auf dem Bilde Vincents van Gogh „Olivenbäume“ meisterhaft wiedergegeben sind. Aber dem innersten Lebensmark hat die zerstörende Macht der Zeit nicht beizukommen vermocht. Unter dieser verwüsteten, runzlig und rissig gewordenen Haut steigen und kreisen die Säfte ungeschwächt weiter. Die Laubkrone der ältesten Bäume steht an Frische und Blätterfülle hinter den jungen und jüngsten Nachbarn nicht zurück. So zäh und unverwüstlich ist die Lebenskraft des Ölbaumes. Von wissenschaftlicher Seite ist wiederholt schon betont



worden, daß diese ehrwürdigen Baumriesen möglicherweise noch in die Glanzzeiten der griechischen Geschichte, in die Tage eines Perikles oder Alexanders von Mazedonien hinabreichen. Wie Ehrfurcht durchrieselt es uns. Man spürt den Anhauch einer großen, reichen, der Welt zum Segen gewordenen Vergangenheit. Wir stehen auf uraltem Kulturboden. Aus den Zweigen und Wipfeln dieser unsterblichen Bäume rauscht nach Gregorovius' schönem Worte die Poesie der Hellenen und die Weisheit der Minerva. Ein alter Olivenhain ist immer ein Erzeugnis hoher Bodenkultur und darum auch ein Zeugnis hoher Menschenkultur, ein monumentaler Zeuge alter, langandauernder friedlicher Ordnung. So gehört der Ölbaum zu den Erziehern der Menschheit, zur Hochkultur und ist, kostbarer als der Lorbeer, mit Recht das Symbol des Glückes und des Friedens geworden (Th. Fischer).

Es ist hohe Zeit, mich wieder nach dem Wagen umzusehen. Der Druck der Sonnenglut ist für Hirn und Augen nachgerade unerträglich geworden. Wie kochendes Blei rieselt es aus dem Äther herab. Wehe! Wie wird das erst in Griechenland und Kleinasien werden! Ich bin froh, daß das Dorf Gasturi erreicht ist. Noch ein paar Schritte und wir stehen vor dem Achilleion. Das Äußere des Schlosses hat zunächst nichts Überwältigendes: ein weißgestrichener Steinbau, kein prunkendes Marmorgebäude. Es ist 1890 für die Kaiserin Elisabeth von Österreich erbaut und 1907 vom Deutschen Kaiser angekauft worden. Italienischer Renaissancestil. An die Rückseite des Palastes schließt sich eine Säulenhalle an. Drei Terrassen sind ihm vorgelagert. Gehen wir ins Innere! Hier überrascht der kaleidoskopartige Wechsel des Ausschmückungsstiles: Renaissance und Barock, antike pompejanische Wandmalereien, Hallenform, „römische Feinheit und byzantinische Derbheit — das alles gibt dem Bau ein quellendes Leben, eine anregende Vielseitigkeit, jenes eigenartige Gepräge, das ihn für sich allein schon zu einem entzückenden Landsitze macht". Der Geist des Achilleus schwebt über dieser modernen Schöpfung. Das



Treppenhaus schmückt ein kolossales Freskobild: schnaubende Pferde vor dem goldstrotzenden Streitwagen, hochaufgerichtet in Jugend und Kraft, helmbuschumflattert, mit zornfunkelnden Augen fährt Achill ins Schlachtgetümmel, jeder Zoll ein junger König. Auf der vordersten Terrasse hat die für klassische Kunst begeisterte Kaiserin Elisabeth das ergreifende Bild des sterbenden Achill aufstellen lassen. Und auf der mittleren Terrasse hat nun unser Kaiser die Kolossalstatue des in schimmernder Wehr zum Kampfe gerüsteten Helden hinzugefügt. Wir sahen nur den 15 m hohen Sockel, der damals seiner kunstvollen Last erst noch harrte. Inzwischen hat auch das Erzbild selbst seinen hohen Standort bezogen. Die goldene Lanzenspitze des göttergleichen Myrmidonenfürsten blinkt nunmehr als Wahrzeichen Korfus weit hinaus über Insel und Meer. Von hier lassen wir unsere Blicke schweifen über die entzückenden Gärten von Korfu, die, in der unbeschreiblichen Julihitze halbverschmachtet, wie im Traume leise lispeln, über die endlosen Fruchthaine mit ihren köstlichen Feigen-, Aprikosen-, Mandel- und Limonenbäumen, hauptsächlich aber mit den einzigartigen Ölbäumen, Korfus Ruhm und Reichtum, von selbst ohne menschliches Zutun fruchttragend, urwüchsig, nie beschnitten, reich behangen mit noch grünen Früchten, die aber trotz ihrer Güte kein erstklassiges Öl liefern infolge der Nachlässigkeit und Unsauberkeit der korfiotischen Faulpelze. Die Schönheit dieses Panoramas nimmt unsere Sinne ganz gefangen. Und wenn dann unser Auge die Herrlichkeiten des Landes, den Zauber von Gebirg und Hügel und Ebene, von Dorf und Stadt, von Weinbergen und Fruchtgärten ausgekostet hat, dann locken und bestricken uns die Reize des tief unter uns erglänzenden Meeres, das mit Millionen tiefblauer Augen zu uns heraufgrüßt, dessen Wellen in trockener Luft kichern wie eine frohe Mädchenschar. Blau ist die regierende Farbe: blau der Äther, blau die Berge, am blauesten aber die See. Wie ein Stück versunkener Märchenwelt schimmert und webt es um uns und die unergründlichen Rätselaugen des Meeres haben

uns festgebannt mit magischer Gewalt. Jetzt noch oftmals vernehme ich einen leisen Nachhall jener Weihestunden und wonnesame Erinnerungen spielen und rauschen dann um die Seele, wie Blätter, die ein fernherstreichender Lufthauch bewegt. Dreimal glücklich, wem nur einmal dieses Eden seine Pforten aufgetan. Denn das ist wirklich Paradiesesschönheit, eine solche freilich, der man schließlich müde wird, weil sie der Sehnsucht fast nichts mehr übrig läßt Man kann mit ihr schwärmen und flirten, aber lieben wird man sie nicht. Unter diesem goldenen Festgewand scheint kein Herz zu schlagen. Sie hat etwas dämonisch Kaltes, Sirenenhaftes, diese verführerische Landschaft, das die Sinne berückt wie die Zaubertränke der Circe. Es ist eine frostige Schönheit, die mehr dekorativ, mehr bestechend und betörend als innerlich ergreifend wirkt, von den tiefschwarzen Schatten einer grausigen Geschichte umspielt, eine Schönheit, die nicht voll befriedigt, sondern mehr berauscht, ein schwerer, süßer Blumenduft. „Wer die attische Landschaft mit ihrer Sonnenfülle, ihrer harten Strenge Linienhoheit in sich aufgenommen hat, der gibt gerne diese Ideallandschaft für den kargen attischen Felsenboden mit seinen Lichtzaubern" (Linde). Erst der Gegensatz lehrt uns ganz den königlichen Adel der attischen Landschaft verstehen, die nicht entnervt und einlullt in sorgloses Vegetieren und sinnlichen Genuß, den Geist vielmehr stärkt und erfrischt wie ein Stahlbad.

Wir machen noch einen Abschiedsbesuch bei unserem heimatlos und stellenlos gewordenen Landsmann Heinrich Heine. Er war der Lieblingsdichter der Kaiserin Elisabeth. Sie hat ihm, wie dem englischen Dichter Byron, hier eine Statue setzen lassen. Um das Heinetempelchen wogt ein frisches Blumen- und Blättermeer. Der Dichter ist melancholisch gestimmt und ganz in sich versunken. Dazu hat er auch allen Grund. Dem neuen Schloßherrn scheint der alte Zyniker durch seine Anwesenheit die ganze himmelblaue Romantik verdorben zu haben, so wie in den Heineschen Gedichten alles Hohe und Zarte und die göttlichste Rührung



so oft vergiftet und gemordet zu werden pflegt durch die zynische Schlußpointe. Und darum hat Kaiser Wilhelm das steinerne Ärgernis aus seiner Nähe wegschaffen lassen. Inzwischen hat ja der vertriebene deutsche Poet in Homburg ein Asyl gefunden. Hoffentlich wird die vakant gewordene Ehrenstelle im Achilleion zu Korfu nicht erst lange zur Bewerbung ausgeschrieben werden. Auf sie hat nur Ein Dichter unbestreitbaren Anspruch, der unsterbliche Homer, der Achills Heldentaten aller Welt verkündigt und verewigt hat. Held und Herold gehören hier zusammen. Achill und Homer — in eurem Schatten kann man sich hier, wie nirgends, aus der Gegenwart zurückträumen in die ferne homerische Welt. Hier fürwahr sollte man seine Odyssee lesen. „Wer den Dichter will verstehen, Muß in Dichters Lande gehen." Entstehungsort oder Schauplatz einer Dichtung geben auch den besten Kommentar für sie ab. Und zudem ist das homerische Altertum auf Korfu noch nicht ganz ausgelebt. Das Beharrungsvermögen des Orients macht die Vergangenheit bis zu einem gewissen Grade zur lebendigen Gegenwart. Der flüchtigste Augenschein vermag uns hier für manchen Zug und zu mancher Stelle der Odyssee eine einleuchtendere Erklärung zu geben als der beredteste Mund und die geistreichste Feder eines spätgebornen Homerinterpreten je zu geben imstande ist. Durch die dünne Staubschicht, welche die Jahrhunderte herangeweht haben, scheinen, wie die Konturen eines übertünchten Freskobildes, auch heute noch die Grundlinien der homerischen Umwelt hindurch.

> Außer dem Hofe liegt ein Garten, nahe der Pforte,
> Eine Huf' im Gevierte, mit rings umzogener Mauer.
> Allda streben die Bäume mit laubichtem Wipfel gen Himmel,
> Voll balsamischer Birnen, Granaten und grüner Oliven,
> Oder voll süßer Feigen und rötlich gesprenkelter Äpfel.
> Diese tragen beständig, und mangeln des lieblichen Obstes
> Weder im Sommer noch Winter; vom linden Weste gefächelt,
> Blühen die Knospen dort, hier zeitigen schwellende Früchte. —
> An dem Ende des Gartens sind immerduftende Beete,
> Voll balsamischer Kräuter und tausend farbiger Blumen. —
>
> (Odyssee 7, 111 ff.)



Dies farbenprächtige Bild hat einst der fromme Dulder Odysseus in den Gärten des gastlichen Königs Alkinoos bewundernd geschaut. Im heutigen Korfu ist es nicht bloß der wundervolle königliche Park, auf den die Schilderung Wort für Wort zutrifft. Hier auf Korfu haben wir den landschaftlichen, geschichtlichen und kulturhistorischen Hintergrund, auf dem die homerische Dichtung Leben, Rundung und echtes Lokalkolorit gewinnt, die Vergangenheit zur Gegenwart, das Märchen zur erlebten Wirklichkeit wird. Unser Kaiser hat den internationalen Touristenstrom wenigstens für die Zeit seiner Anwesenheit nach Korfu geleitet. Dieser Strom sollte vor allem auch die deutschen Männer, die den größten Dichter der Jugend zu vermitteln haben, erfassen und in Korfu ans Land werfen. Dann würde gewiß in mancher Schulstube die übliche Langeweile der Odysseelektüre nicht wiederzufinden sein.

Es ist spät geworden. Nun heißt es an Bord zurück. Die Luft voll mörderischer, wabernder Glut; alles brennt in weißem Feuer. Káni sesti, kani kavson (es ist warm, es ist heiß) seufzten schweißtriefend selbst meine jungen neugriechischen Begleiter. Diese Hitze — sie würgt die Gedanken, die Gefühle, die Begeisterung — alles bis auf ein unaussprechliches Lechzen nach einem kühlenden Luftzug, nach einem Schattenfleck. Aber es hilft nichts: wir müssen hinein in diesen Inferno und müssen hindurch — bis dicht an die Stadt den ganzen Leidensweg entlang, ausgezischt von einem Massenchor von Zikaden, die unermüdlich und in den aufregendsten Fisteltönen ihr Wohlbehagen in die flammenden Lüfte hinausschrillen. Immer dieselbe stechende Klangfigur, meisterhaft einstudiert und mit dem herausfordernden Akzent pfeifender Gassenjungen vorgetragen. Je glühender die Atmosphäre, desto rasender toben diese kleinen Hitzteufel. Später in Athen auf vieltägigem Krankenlager, als ich am Bratspieß des Fiebers zuweilen geschmort zu werden meinte, haben sie unter meinem Fenster eine Musik verübt tagaus tagein so höllisch und herzzerreißend, daß ich sie tötlich zu hassen be-

gann und sie im Stillen beschuldigte, daß sie den unermeßlichen Sonnenbrand schürten und mit heimlich-satanischem Behagen Öl in die Fieberglut gössen. Für mich sind und bleiben seitdem diese Bestien lauter heimtückische Missetäter, das Symbol entsetzlichen Sonnensterbens, eines langsamen, qualvollen Todes durch Verdursten und Verdorren, des Hinschmelzens in Fieberglut.

Von der Hitze fast betäubt langen wir in der Stadt an. Der Schatten der Spianata lädt uns zu kurzer Rast, um die durch den Sonnendruck erlittenen physischen und psychischen Gleichgewichtsstörungen nach Möglichkeit zu beheben. Auf dem schlecht gepflegten Rasen steht Tisch an Tisch. Noch hatten wir nicht die Stühle hervorgezogen, da sehen wir uns schon von einem fliegenden Schuhputzerkorps umzingelt. Also hinauf mit dem staubigen Fuß auf einen der hölzernen Fußtritte, in deren Schublädchen der gesamte Apparat des „Lustro“ unterbracht ist! Mit Eifer und bewunderswertem Geschick wird er nach allen Regeln der Kunst in Bearbeitung genommen — eine wahre „Glanz“leistung, die mit einer Dekara (zehn Centimes) belohnt wird. Das Griechenjüngelchen lacht vergnügt und läßt seine schneeweißen Zähne in der Sonne blitzen. Die peinliche Sorge, die der Grieche mehr noch als der Italiener den untersten Ausläufern seiner Persönlichkeit angedeihen läßt, kontrastiert oft auffallend mit der Unsauberkeit des ganzen Milieus. Elende Nester, wo das allgemeine Reinlichkeitsbedürfnis sehr wenig entwickelt erscheint, haben gleichwohl eine Anzahl solcher Spezialisten für Stiefelreinigung.

Wir bestellten griechischen Schnaps (Masticha) und türkischen Kaffee. Ein Grieche mag keinen Türken leiden, aber seinen Kaffee trinkt er gern. Hier wie in ganz Griechenland ist seine Qualität auch vorzüglich, besser als eigentlich für die Arbeitsamkeit der Einheimischen und die Nerven der Fremden zu wünschen ist. Wir waren eben im besten Zug, uns in das traumselige, suggestive Schlaraffenleben des orientalischen Kaffeehauses einzuleben — da, horch! Die Schiffs-



glocke schlägt gellend Alarm. Stürmischer Aufbruch. Im Vorübergehen warfen wir noch einen flüchtigen Blick in die Kirche des hl. Spiridion. Meine griechisch-orthodoxen Begleiter küssen inbrünstig der Reihe nach den Glassarkophag, in dem die Gebeine dieses Nationalheiligen Korfus aufbewahrt werden. Ich behalte mein alexandrinisches Atheistlein scharf im Auge. Und siehe da: auch er versagt dem Heiligen nicht seinen Kuß.

An Bord sind alle Vorbereitungen zur Weiterfahrt getroffen. Der Anker wird aufgewunden. Kurz vor Sonnenuntergang ein schriller Pfiff, ein Ruck und milchweiß aufschäumend fahren die Wasser unter dem schmerzlich einschneidenden Kiel auseinander, dem stolzen Dampfer freie Bahn zu schaffen. Friedlich zieht das Schiff seine breite Fächerspur.

Ringsum ist eine wundersam friedliche Abendstimmung ausgegossen. Eine wohltätige Kühle entsteigt dem Meer, unter deren Anhauch die welke Menschenpflanze wieder auflebt. Verhaltenes Jauchzen durchzittert die ganze Natur. Schon dunkelt die Nacht und unter ihr die See, wie ein Brunnen voll tiefer Geheimnisse. Lichter blitzen auf in der Stadt, an den Bergen, auf den Inselchen. Weit draußen, wo Himmel und Meeressaum in eins zerfließen, loht es wie von riesigen Feuersbrünsten unter dem Horizont. Ganze Blutbäche rinnen zum Meere und das Schiff schwimmt auf flüssigem Gold. Wir passieren das Kap Lewkimo an der Südspitze Korfus. Wie ein Riesenfinger fährt das Blinkfeuer des Leuchtturmes ruhelos tastend hin und her. Korfu bereits vom Meere verschlungen, sichtbar nur noch der Leuchtturm, hochaufragend zu den Sternen, die einer Gloriole gleich sein Haupt umflammen. Ergreifendes Schweigen ruht auf der See, über deren Silbergelock ein säuselnder Windhauch hinstreift.

Der Ozean liegt still und groß und hehr
Die Sonne sinkt in die kristall'nen Fluten,
Da baut sich eine Brücke übers Meer
Aus lichten Strahlen und aus gold'nen Gluten.



Hinüber zieht gedankentief mein Sinn,
Den süße Märchenträume heiter wiegen,
Mir wird, ich säh im Lichtglanz fernehin
Mit gold'nem Strand die sel'gen Inseln liegen.

Man fühlt kaum mehr, daß man mit den Füßen auf den Planken des Schiffes steht. Es ist, als schwebten Seele und Leib mit Geisterfittichen durch den lichterfüllten Äther hin.

Die Phantasie heischt da ihr Recht und beginnt geschäftig ihre umbildende und sinnbildende Arbeit. Das Lispeln und Murmeln des Wassers klingt ihr „wie wehmutsvolles Sehnsuchtsklagen, wie ein vergessen Jugendlied aus Paradiesestagen". Das Oszillieren der Wellen, über denen das silbrige Mondlicht zittert, wird ihr zum Geistertanze, sie ruft die Fabelwesen der Nereiden und Tritonen herbei, sie malt die Schrecken des Sturmes in dieses friedlich lichte Bild, sie beschwört die Schatten all der Vergessenen und Verschollenen herauf, die auf dem Grunde des Meeres schlummern wie in kristallenem Sarge und warten, bis der große Admiral sie alle wieder ruft, und zuletzt überkam mich jenes selige Gemisch von Grauen und Behagen, wie ein Kind, dem man Spukgeschichten erzählt. Entzückender konnte er nicht enden, dieser unvergeßliche Tag von Korfu.



XLI.

Das Inkarnat auf venezianischen Bildern.

Von Dr. Johann Ranftl (Graz).

Wiewohl das Kolorit bekanntermaßen in manchen Malerschulen (Venezianer, Niederländer, moderne Malerei) eine überaus wichtige, ja entscheidende Rolle spielt, so unternahm doch bis zum Erscheinen des Grunewaldschen Buches[1]) noch niemand eine umfassende Detailuntersuchung auf diesem Gebiet und eine Darstellung der historischen Entwicklung der farbigen Behandlung während eines größeren Zeitraums der Kunstgeschichte, wogegen die verschiedenen anderen Probleme wie Raumdarstellung, Licht und Schatten, inhaltliche und gegenständliche Fragen ihre guten, ja vortrefflichen Bearbeiter fanden. Dies mag befremden. Das Zögern mit der Untersuchung koloristischer Erscheinungen kann man sich jedoch aus der ungewöhnlichen Schwierigkeit der Arbeit ausreichend erklären. Man denke einmal an die äußeren Hindernisse. Die Werke, die in Betracht kommen, sind in allen europäischen Galerien und Sammlungen zerstreut, oft sogar schon von Europa über den Ozean gewandert. Die genaue Untersuchung ist nicht selten auch an Ort und Stelle unmöglich, wie bei verschiedenen Altar- und Deckenbildern. Der Erhaltungszustand der Werke macht in anderen Fällen alle Mühe vergeblich, und daß heute noch kein brauchbares farbiges Abbildungsmaterial den Forscher unterstützt, sondern daß dieser ganz auf sein Gedächtnis angewiesen bleibt, ergibt sich aus der Natur der Sache. Farbenskizzen und Notizen sind ungenügende Behelfe, da für den farbigen Eindruck immer nur die lebendige Gegenwart des ganzes Bildes ent-

1) Maria Grunewald. Das Kolorit in der venezianischen Malerei. Band 1. Die Karnation. Berlin 1912. Bruno Cassirer. 237 SS.



scheidet. Nach all den mühevollen Vorarbeiten wartet des Forschers wieder die undankbare Aufgabe, die Darstellung seiner Ergebnisse ohne jede bildliche Beihilfe durchzuführen. Und wo ist der sprachliche Zauberer, der durch erschöpfende suggestive Worte ein Bild von den oft recht komplizierten künstlerischen Tatbeständen zu geben vermag, wobei es vor allem auf strenge Genauigkeit und nicht auf vage poetische Bildlichkeit ankommt? Am ehesten wären die Vorbedingungen für solche koloristische Studien bei Malern wie Lenbach oder A. Wolf erfüllt, wenn sich zur intimen Vertiefung in die alten Werke die richtige kunstschriftstellerische Routine gesellte. Wer alle diese Hemmnisse überdenkt, wird auf jeden Fall vor dem Wagemut der Verfasserin des Buches über das venezianische Kolorit Achtung empfinden, selbst wenn er darin nicht alles findet, was er sucht und erwartet.

Grunewalds Arbeit befaßt sich nur mit einem Ausschnitte aus dem großen Stoffe, nämlich mit der Behandlung des Inkarnates bei den Venezianern. Daran soll sich erst die Darstellung des koloristischen Gesamtbildes schließen. Wie ein solches Herausschneiden eines Bestandteiles aus dem künstlerischen Organismus sofort eine Reihe von Unvollkommenheiten für die Untersuchung zur Folge hat, ist der Verfasserin bewußt und sie sucht daher gelegentlich durch einen Blick auf die farbige Gesamthaltung eines Werkes nachzuhelfen. Auf jeden Fall hätte die Lichtbehandlung, die sich von der farbigen Erscheinung niemals trennen läßt, in die systematische Betrachtung einbezogen werden müssen. Über die anderen methodischen Möglichkeiten soll nicht weiter gerechtet werden. Ob Einzeluntersuchung mit erschöpfender Behandlung der zugehörigen Fragen oder eine mehr „aus dem Groben gearbeitete" Gesamtübersicht vorzuziehen sei, entscheidet jeweilig der mehr auf Akribie oder mehr für das Ganze gestimmte Sinn des Forschers. Wenn wir das Gebotene nehmen, wie es ist, können wir noch immer eine Reihe interessanter Beobachtungen kennen lernen. Der dabei eingeschlagene Weg, zuerst das allgemeine Prinzip in der Auf-

fassung des Kolorites in einer bestimmten Periode an einem prägnanten Beispiele zu erläutern, um hernach die historische Entwicklung mit ihren Modifikationen an den bedeutenden Künstlern zu verfolgen, hat viel für sich. Es ist kaum nötig mitzuteilen, daß es sich hier nicht um Untersuchungen der Technik, um das Verfahren der Künstler bei der Ausführung der Gemälde, sondern nur um die farbige Erscheinung des fertigen Werkes handelt. Über das Erstere gibt es bereits gute Arbeiten wie die von H. Ludwig, Eastlake, E. Berger u. a. Grunewald verzichtet auf jede Bildbeigabe. Zur Unterstützung des Gedächtnisses könnte jedoch bei besonders eingehender Besprechung eines Werkes (z. B. Tizians Münchener Madonna) selbst eine farblose Reproduktion manchen Dienst leisten. Für den Leser, der sich genau in die Frage vertieft, ist es freilich nötig, die Untersuchungen an den Originalen selbst nachzuprüfen. Die Hauptsache des behandelten Materials findet man in Venedig. Aber auch ein paar repräsentative Werke der Venezianer, wie sie die Münchener, Wiener u. a. Sammlungen enthalten, können mit Nutzen zu Hilfe genommen werden.

Grunewalds Buch enthält etwa folgende Resultate. Bei den ältesten Venezianern (13. und 14. Jahrhundert) findet man eine schematisch stilisierte Behandlung des Inkarnates, dessen farbige Struktur sich gewöhnlich aus drei Farben zusammensetzt, aus einem hellen Braun oder Weiß und aus Rötlich und Grüngrau. Die erste Farbe erscheint auf den ganz lichten Stellen der Haut, die Schatten der belichteten Seite sind grüngrau, die der dunkeln rötlich. Das Rot der Hautfalten, an den Augenliedern, an Ohr und Stirne, das sich noch findet, fällt schon bei flüchtiger Betrachtung auf. Scheinbare Abweichungen von diesem Farbenschema haben meist in Verderbnis, Übermalung u. dgl. ihre Ursache. Wenn man in der venezianischen Akademie die von Grunewald besprochenen Bilder nachprüft, so findet man ihre Aufstellungen im Ganzen bestätigt und auch die historische Ableitung dieses Inkarnates aus der Farbenzusammenstellung der älteren

Mosaiken von S. Marco, in denen die stilisierte Farbengebung ihre höchste Wirkung erreicht, ist einleuchtend. Bei Jacobello del Fiore (1400—1439) und Michele Giambono (um 1430—1460) erscheint eine etwas freiere und mehr aufgelockerte Behandlung des überlieferten Farbendreiklanges, die wahrscheinlich dem Einflusse Gentiles da Fabriano, der zwischen 1410 und 1420 in Venedig tätig war, zuzuschreiben ist.

Diese älteste, aus der byzantinischen Kunst entlehnte Auffassung verschwindet mit dem Eintritt der Renaissance, und es folgt das „annähernd einfarbige" Inkarnat, wie es die Werke der Muranesen Antonio und Bartolomeo Vivarini oder Crivelli, Carpaccio, Cima und die frühen Werke der Bellini zeigen. Ein mehr oder weniger brauner oder rötlicher Ton, durch Schatten abgestuft, stellt sich für die Fernbetrachtung als einheitlicher Gesamteindruck dar. Damit ist der erste Schritt zur Natur getan und zwar im Geiste einer neueren Zeit. Das in der Wirklichkeit sehr verschiedenfarbige Inkarnat wurde von den primitiven Beobachtern entweder nicht in allen Nüancen wahrgenommen oder es wurde der Eindruck bewußterweise vereinfacht oder es reichte das künstlerische Vermögen nicht aus, alles Gesehene darzustellen. Daß es sich im Gegensatz zur mittelalterlichen Tradition um ein Streben nach Naturwahrheit handelt, ersieht man aus den theoretischen Äußerungen der Schriftsteller der ganzen Renaissancezeit, die wir freilich nicht als normgebende Lehrer der Maler ansehen dürfen, die uns aber manchen Blick in das Denken ihrer Zeit tun lassen und uns in unsicheren Fällen oft schätzbare Führer sind. In diesen literarischen Zeugnissen erscheint „Natur" geradezu als Schlagwort. Schon Cennini, der um 1400 die Ateliergepflogenheiten der Giottoschule registrierte, nennt die Natur die vollkommenste Führerin in der Zeichenkunst und er verlangt, daß auch bei der Behandlung des Inkarnates die Natur zu befragen sei. Sein Traktat über die Malerei läßt ersehen, wie schon in den Anfängen der Renaissance der Kurs auf die Natur zuging. Für L. B. Alberti ist das Naturstudium sozusagen Anfang



und Ende aller künstlerischen Vervollkommnung. So oder ähnlich sprechen für die weiteren Künstlergenerationen L. da Vinci, Vasari, Borghini, Lomazzo usw. Das Streben der Kunst nach Natürlichkeit und Lebensähnlichkeit ist aber während des 15. und 16. Jahrhunderts durchaus nicht im Sinne der Riberaschule oder nach der landläufigen Auffassung neuerer Naturalisten zu verstehen. Es wird von den Theoretikern selbst stets betont, man solle für die künstlerische Darstellung in der Natur nur das Schöne suchen und außerdem müsse man sich am Vorbilde großer Künstler, vor allem an den Werken der Antike bilden. Diese Anschauung, daß man das Naturstudium mit künstlerisch wählendem und umbildendem Auge betreiben müsse, lebte als gesunde Macht in der ganzen italienischen Kunstentwicklung sowie in den einzelnen Künstlern bis zur Zeit des Niederganges. Dem Geiste dieser Anschauungen gemäß darf also der Kunsthistoriker bereits das einfarbige Inkarnat als einen Erfolg des neuerwachten Naturstudiums betrachten.

Eine andere Form nehmen wiederum die Bemühungen, größere Natürlichkeit im Inkarnat zu erreichen, im letzten Drittel des Quattrocento an. Man begnügt sich nicht mehr mit dem ungefähr natürlich erscheinenden Gesamtton, sondern das Rot an Wangen, Lippen, Ellbogen kommt allenthalben deutlicher zur Geltung. Graue Mitteltöne sowie die Abstufungen der Farbe dienen dabei der Modellierung der Gestalt. Der Anstoß für diese Neuerung, die man etwa von 1475 an bemerken kann, ging vermutlich von Mantegna aus, von dem sich überhaupt so viele Fäden zur venezianischen Malerei verfolgen lassen. Der Meister, der in Venedig mit der neuen Errungenschaft herrliche Erfolge erzielt, ist der alte Giovanni Bellini. Wir sehen auch, wie dieser große Künstler seine Farbenkunst stets dem jeweiligen Problem anpaßt und wie z. B. bei der lieblichen Madonna der Frarikirche die Karnation ihre besondere Bedeutung für die Gesamterscheinung des Werkes gewinnt. Geringere Künstler, wie Cima da Conegliano, kommen dem großen Fortschritt der Kunst Bellinis, mit

welcher eine neue Epoche in Venedig und in der ganzen neueren Malerei beginnt, nicht mehr nach.

Wie sich die Bewältigung aller übrigen künstlerischen Probleme nach 1500 wunderbar vervollkommt, so erreicht auch das venezianische Kolorit seine Hochblüte. Tizian, der größte Kolorist der italienischen Kunst, wird der glänzende Gipfel der Malerei Venedigs. In seinem Inkarnat schreitet er zur freien Mannigfaltigkeit der Farben und Töne fort. Wir hören zwar, daß er viel nach dem lebenden Modell arbeitete, allein er kennt kein sklavisches Kopieren der Natur, sondern nur ein reich entfaltetes eigenes Schaffen im gesetzmäßigen Sinne der Natur. So finden sich bei ihm Natur und Kunst zusammen, die sich (nach Goethe) zu fliehen scheinen. Das frei, von feinstem Künstlersinn geleitete Schalten mit den verschiedenen Elementen des farbigen Lebens auf dem Menschenleibe hilft auch bei ihm die Form modellieren und hat obendrein stets seinen dekorativen Zweck im Organismus des ganzen Bildes. Die unübertroffene Meisterschaft Tizians in der farbigen Ausdrucksfähigkeit wird von Grunewald zutreffend als das „klassische Kolorit" der Venezianer bezeichnet. Der Künstler macht in seinem jahrzehntlangen Schaffen verschiedene Wandlungen in der farbigen Auffassung und Ausdrucksweise durch. Ein anderer ist er in seinen frühen Werken wie in der sogenannten „himmlischen und irdischen Liebe", ein anderer in den Bildern der reifen Zeit (Münchener Madonna) und im hohen Alter, wo sich ihm alles in ein bloßes Licht- und Farbenweben auflöst, ähnlich wie in der modernen Malerei. Wir finden bei ihm bereits das Zerlegen der Farbe in einzelne Strichlein, Flecken und Flächen, so daß Gestalt und Raum mitunter fast hinter der farbigen Erscheinung verschwinden. Die Untersuchung des Tizianschen Inkarnates bildet bei Grunewald das ausführlichste Kapitel und sie wird zu einer Kraftprobe für ihr sorgsames Beobachten und ihr staunenswertes Gedächtnis. Es fördert und verdeutlicht die Erkenntnis, wenn ab und zu ein Ausblick in das übrige Italien oder nach den Niederlanden erfolgt. Hier

im Norden entfaltet sich früh ein subtiler Naturalismus in der Darstellung der Karnation, während sich bei den Italienern außerhalb Venedigs das Bemühen nach strenger Zeichnung und Modellierung, nach klarer Formdeutlichkeit in den Vordergrund drängt, was zu einem scharfen Gegensatz zum farbigen Sehen der Venezianer führt. Die venezianischen Maler befassen sich daher auch wenig mit Vorzeichnungen und Kartons. Es ist somit kein Zufall, daß uns so wenige Handzeichnungen von diesen Malern erhalten sind. Tizian z. B. skizziert nur flüchtig Gestalt und Bewegungsmotiv. Alles übrige geschieht erst während der malerischen Ausführung. Eine Gegenüberstellung von ein paar venezianischen und florentinischen Handzeichnungen ist daher für die ganze Richtung der Kunstschulen aufschlußreich. Die großen koloristischen Leistungen der Paolo Veronese, Tintoretto und Tiepolo werden bei Grunewald viel zu kurz und anhangsweise erledigt. Gerade die beiden letzten und auch Giorgione verdienten noch eine eingehende Untersuchung.

Der Einblick in die Entwicklung des venezianischen Inkarnates bezeugt es für die ganze Dauer der großartigen Malerschule, daß hier die Kunst bei allem Streben nach organisch empfundener, lebensvoller Natürlichkeit nie in rohen Materialismus verfällt. Man müßte eher von einer steten Weiterentwicklung der Naturbeobachtung sprechen, neben welcher aber eine immer vollkommenere Fähigkeit hergeht, die Naturbeobachtung künstlerischen Absichten dienstbar zu machen. Die literarischen Äußerungen über das klassische Kolorit der Venezianer ergeben für uns nicht soviel, als man erwarten möchte. In den Künstlerkreisen und unter den Kunstfreunden der Renaissancezeit fehlte es nicht an Diskussionen über technische und ästhetische Fragen. Allein die großen Künstler verwerteten lieber praktisch ihre genauen Einsichten in die Darstellungsmittel, als daß sie etwa theoretische Traktate schrieben. Der allseitige Leonardo da Vinci ist eine Ausnahme. Von anderen wird nur gelegentlich ein Wort überliefert, das ein gutes Licht auf ihre Kunstübung

fallen läßt. So, wenn nach Vasari Giorgione sagte: „Das Arbeiten mit der Farbe ist die wahre Zeichnung." Man kann sich bei der Betrachtung des venezianischen Kolorites der Blütezeit immerhin auch mancher Äußerungen Leonardos, Lomazzos, L. Dolces, Borghinis und Boschinis erinnern. Wie man sich im Kreise Tizians, in welchem neben Sansovino der berüchtigte aber kenntnisreiche und kunstverständige Pietro Aretino eine Rolle spielte, auch lebhaft über künstlerische Probleme unterhielt, ersieht man aus den Schriften des Letztgenannten. Wir erinnern an die öfter angeführte Äußerung Aretinos in einem Briefe an Tizian, die zwar vom Landschaftlichen handelt, aber doch vom Verhältnis des Künstlers jener Zeit zur Natur Aufschluß gibt:

„Ich wandte meine Augen zum Himmel; nie verschönerte diesen Himmel ein reizenderer Wechsel von Schatten und Licht! Die Luft war so, wie sie diejenigen darstellen möchten, die auf Tizian neidisch sind, weil sie kein Tizian sein können. Die Gebäude, zwar von wirklichem Stein, schienen doch ein durch die Kunst verwandelter Stoff zu sein und das Tageslicht, an manchen Orten rein uud lebendig, war an anderen Stellen trübe und matt. Dazu noch ein anderes Wunder! Dichte und feuchte Wolken, die im Vordergrund bis zu den Dächern der Häuser niederstiegen und weiter hinten bis in die Mitte ihrer Masse sich hineinsenkten. Die ganze rechte Seite war von einer erlöschenden Farbe, die in ein Graubraunschwarz überging. Ich bewunderte die mannigfachen Tinten, welche diese Wolken vor den Augen entfalteten, die nächsten glühend von den Flammen des Sonnenlichtes, die entferntesten gerötet dnrch eine matter leuchtende Zinnoberfarbe. O welche herrlichen Pinselstriche gaben von dieser Seite der Luft ihre Farbe und drängten sie hinter die Paläste zurück, wie der erfahrene Tizian auf seinen Landschaften! Hier erschien ein azurblaues Grün, dort ein grünliches Azurblau, künstlich vertrieben durch die Phantasie der Natur, die Meisterin der Meister. Sie war es, welche hier in hellen und dunkeln Tinten die Formen nach ihrer Idee verschweben ließ oder modellierte. Und ich, der ich weiß, wie



Dein Pinsel Deine Seele ist, rief drei- oder viermal: Tizian, wo bist Du?"

Auf diese Zeilen darf man auch gegenüber jenen Schriftstellern hinweisen, welche die atmosphärischen Erscheinungen über den Lagunen zu wenig als Anregungsmittel der außerordentlichen Farbenfreude in der venezianischen Kunst in Anschlag bringen. Das Erste und Wesentlichste bleibt selbstredend auch hier, wie immer, das geniale, aufnahmsfähige Künstlerauge. Allein es ist nicht gleichgültig, ob dasselbe während der geistigen Entwicklungszeit beständig nur eine eintönige, farbenarme Umwelt um sich hat oder ob es sich alle Tage in die satten Luft- und Wolkenstimmungen, in das unbeschreiblich reizvolle Licht- und Farbenspiel der der Goldgrundmosaiken von S. Marco, in die Schönheit orientalischer Prachtteppiche und in die prunkenden altvenezianischen Trachten vertiefen darf. Der farbige Reichtum der kirchlichen und weltlichen Feste, die farbig feinbelebten Fassaden an Kirchen und Palästen, die den weichen Wellen entsteigen, die ganze Pracht und Herrlichkeit der ersten Handelstadt der damaligen Welt muß man immer im Auge behalten, wenn man die Farbenfreude der Maler und ihres Publikums in Venedig richtig schätzen will. Auch über diese Dinge schreibt Grunewald ganz kluge Worte, wenn auch die geniale Fähigkeit des Findens und Neuschaffens, die vom begnadeten Geiste ausgeht, noch deutlicher zu betonen wäre.

Es ist zwar ein verhältnismäßig kleines, aber doch wichtiges Gebiet aus dem überaus vielfältigen venezianischen Kolorit, das von der Verfasserin mit viel Mühe und Gelehrsamkeit durchforscht wurde, und besonders als Anfang der systematischen Behandlung eines neues Themas ist die Arbeit für den Kunsthistoriker und Kunstliebhaber beachtenswert. Möglich, daß sich in Zukunft mit Hilfe guter farbiger Reproduktionen einmal eine viel höhere Genauigkeit der Untersuchung erreichen läßt, und daß die Verwendung der Röntgenstrahlen manchen neuen Aufschluß über die farbige Struktur der alten Gemälde vermitteln wird: wir möchten jedoch gerne



das Erreichbare sobald als möglich besitzen.[1]) Wir hoffen daher, daß Grunewald ihre Untersuchungen weiterführt, wie sie es, allerdings ziemlich unbestimmt, verspricht. Denn jetzt gleicht ihre Darstellung noch selbst den unvollendeten Gemälden, auf dencn Köpfe und Hände herausgearbeitet sind, während das Übrige noch farblose Zeichnung und Untermalung blieb. Die Erforschung des Inkarnates allein wäre nur eine halbe Arbeit für die Kunstwissenschaft. Die gewonnenen Ergebnisse können erst ihren Wert erhalten, wenn sich die „Ausdeutung“ des Kolorites im Ganzen damit verbindct, wenn wir vom Wirken der einzelnen Künstler auf Zeitgenossen und Nachfolger Genaueres erfahren, wenn die dekorative Bedeutung und der Stimmungswert der Farben für das ganze Bild die entsprechende Würdigung findet. Die Bedeutung der Farbenstimmung im religiösen, allegorischen, geschichtlichen Bilde, im Porträt, in Idylle und Landschaft wäre ein interessantes und reichhaltiges Kapitel dieser eigenartigen Kunst. Das Gesamtbild muß sich, will es verläßlich sein, auf genauer Einzelbeobachtung aufbauen; nur muß das Detail als lebendiges Glied des Ganzen erscheinen. Die genaue Kenntnis der koloristischen Kunst der Venezianer brächte uns zweifachen Gewinn. Einmal würde ein wichtiges Gebiet der großen Renaissancekunst dadurch in neue Beleuchtung gerückt und außerdem lernten wir den Weg, der zur neuen und neuesten Malerei her führt, genauer kennen. Im allgemeinen wird die venezianische Malerei schon lange als ein Quellgebiet des modernen malerischen Sehens, das so ganz auf Licht und Farbe gerichtet ist, bezeichnet. Erst genaue wissenschaftliche Untersuchung kann jedoch die allgemeine Feststellung zu anschaulicher Kenntnis erheben.

---

1) Über die Bilderuntersuchung mit Röntgenstrahlen vgl. „Die Umschau“ 1914, Nr. 12.

XLII.

Kleine biographische Literatur.

(Aus dem Gebiete der Germanistik.)

Herr Professor Wilhelm Kosch bringt neben seiner „Menschen und Bücher" betitelten Sammlung von Reden und Aufsätzen[1]) die Monographien über den zartbesaiteten Dichter Friedrich von Spee[2]) und den durch alle seine Werke so wundersam anziehenden Fürstbischof Melchior von Diepenbrock,[3]) neuestens das idyllische Lebensbild des Volksschriftstellers Ludwig Aurbacher,[4]) welcher, zeitlebens in tiefster Zurückgezogenheit wirkend, erst nach seinem Tode, langsam aber doch mit stetig anwachsendem Erfolge, zur weiteren Anerkennung gelangte. Geboren am 26. August 1784 zu Türkheim (im schwäbischen Bayern) als Sohn eines armen, kinderreichen Nagelschmiedmeisters, als Singknabe in verschiedenen klösterlichen Anstalten erzogen, trat Aurbacher mit gründlicher Vorbildung als Noviz in das berühmte Stift Ottobeuren, erhielt, durch die Säkularisation vertrieben, in einem adeligen Hause die Stelle eines Hofmeisters und Erziehers (1804) und infolge seiner vielseitigen Kenntnisse 1808 die Professur für deutsche Literatur, Stillehre und Ästhetik am königlichen Kadettenkorps zu München; wegen Kränklichkeit 1834 in den Ruhestand versetzt, oblag der Unermüdliche

---

1) Leipzig 1912 bei Dyk. Vgl. „Histor.-polit. Blätter" 1913. 152. 533 ff.

2) In der Broschürensammlung „Führer des Volkes". M.-Gladbach 1914.

3) Ebendaselbst 1913. Vgl. den Artikel von H. Finke in „Hochland", Oktober 1911.

4) Ludwig Aurbacher, der bayerisch-schwäbische Volksschriftsteller. Köln 1914, bei J. P. Bachem. 127 S. Gr. 8° (als Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft). 1.80 M.

seiner schriftstellerischen Tätigkeit, starb aber schon am 25. Mai 1847.

Außer vielen Lehrbüchern über Psychologie, Rhetorik und Poetik betrieb Aurbacher linguistische Studien, sammelte kostbares Material zu einem schwäbischen Idiotikon, wobei seine humoristische Ader in „Philologischen Belustigungen“ und neckischen Schilderungen z. B. „Aus dem Leben und den Schriften des Magister Herle und seines Freundes Männle“ pulsierte, die harmlosen Charaktere jedoch so fest und sicher gezeichnet sind, daß selbst uns heutigen Epigonen leicht wird die Originale, welche dem Autor dazu als Modelle gesessen haben mußten, mit Vor- und Zunamen herauszufinden. Den richtigsten Ton traf Aurbacher mit seinem „Volksbüchlein“, welches 1827 und 1829 (und in zweibändiger Ausgabe 1835) erschien. Dasselbe enthält u. a. die „Abenteuer der sieben Schwaben“,[1]) welche so außerordentliches Glück machten und vielfach nachgedruckt wurden. Eduard Fellner illustrierte selbe mit zehn köstlichen Bildern (Stuttgart 1832 und 1838), Otto Marbuch nahm die „Historie“ unter die Sammlung seiner „Volksbücher“ (Leipzig 1838 bei Wigand); Bechstein benützte selbe für sein Märchenbuch (wozu Ludwig Richter vier Holzschnitte zeichnete); Karl Simrock versuchte eine poetische Umdichtung in „ungeschlachte“ Reime (Frankfurt 1850). Im gleichen Stile verfaßte Aurbacher die „Wanderungen des Spiegelschwaben“ und die kulturhistorisch ganz nach dem Vorbilde eines niederländischen Malers gehaltene „Schwäbische Bauernhochzeit“. Ebenso glücklich ist die „Historie von den Lalenbürgern“ gereimt: beide

1) Woher Aurbacher den Stoff zu seinen unsterblichen „Sieben“ gewonnen, beantwortet der Schalk durch Berufung auf ein ihm vorliegendes „altes Manuskript“, womit nur seine eigene Handschrift gemeint sein kann, wozu er ächte, alte Traditionen verarbeitete. Hierüber hat schon Dr. M. R. Buck Untersuchungen angestellt, ebenso Dr. Max Radlkofer im 221. Heft von Virchow und Wattenbachs Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge; Hamburg 1895.

sind jetzt durch Reklams Universal-Bibliothek (Nr. 1161, 1291 und 3280) in die weitesten Kreise gedrungen und zu einem Nationalschatz geworden. Ebenso meisterlich berichtete Aurbacher die uralte „Geschichte des ewigen Juden", die „Legende von St. Christoph" und in seinem „Büchlein für die Jugend" (1834) das reizende Märchen vom „Marienkind".[1] So zeitigte der Vorgang der Volkssagen und Legenden sammelnden Gebrüder Grimm neue goldene Früchte. Zwischendurch streute Aurbacher eine Menge von alten, echten „Erbaulichen und ergötzlichen Historien". Er stählte seinen Stil nicht nur aus dem Jungbrunnen des immer neugestaltenden Volkslebens, sondern auch aus den kleinen novellistischen Schriftstellern des XVI. und XVII. Jahrhunderts: Er kannte Wickrams „Rollwagenbüchlein", Kirchhofs „Wendunmuth", den „Schimpf und Ernst" des lustigen Barfüßer Johannes Pauli, den jovialen Odilo Schreger, den vielseitigen Ägidius Albertinus; ebenso schätzte er die Perlenschnüre des Angelus Silesius und Logaus Spruchweisheit. Daraus verpflanzte er mit sorgsamer Hand auf den gleich nahrhaften Kulturboden seiner Zeit. Ebenso selbstschöpferisch betätigte er sich im Gebiete der didaktischen Lyrik, schrieb mustergültig einfache Novellen und Erzählungen

---

1) Neue Ausgabe (in zweiter Auflage) durch Jos. Sarreiter, Kempten 1898, bei Jos. Kösel. Darinnen auch die Märe von dem angeblich 1529 erfolgten Besuch des Lazarus Gitschner bei dem im Untersberg hausenden Kaiser. — Im Nachklang seines persönlichen Verkehrs mit dem an der akademischen Abhandlung über den „Graltempel des Königs Titurel" arbeitenden Sulpiz Boisserée verlegte Aurbacher die Szenerie mit dem Felsendom, den hundert Altären und den messelesenden Mönchen in denselben Untersberg. Daß auch Aurbachers Dichtung ferner Jos. Victor Scheffel bekannt war, möchte man aus dessen „Epistel an sein Schwesterlein" (Stuttgart 1892. 99 ff.) schließen, wo ein Zwerg den Dichter in die fabelhafte Unterwelt geleitet, eine Episode, welche auch im „Trompeter von Säkkingen" wiederkehrt und an Ekkeharts Besuch beim geheimnisvollen „Alten in der Heidenhöhle" leicht zu erkennen ist.

und war selbst im Drama nicht unerfahren. Im regsten persönlichen oder brieflichen Verkehr stand er mit den besten Zeitgenossen, wie Sailer, Diepenbrock, Pyrker, G. H. von Schubert, Martius, Fr. Schlosser in Stift Heidelberg, Georg Cotta, Eduard von Schenk, Fr. Beck, Franz Graf von Pocci; er verfolgte alle literarischen Erscheinungen, bahnte denselben die Wege in die Öffentlichkeit, wie seine zahlreichen, in vielen Zeitschriften niedergelegten Besprechungen beweisen, z. B. über Goethe und dessen „Wahlverwandtschaften" und „Westöstlichen Divan", über Heinrich von Kleist, Fr. Rückert, Graf Platen, ferner Jeremias Gotthelf, Franz von Kobell usw. Schließlich brachte er noch die Erlebnisse seiner stillen und doch so reichhaltigen Jugend in Schrift, womit er leider nimmer ganz zu Ende kam (Kosch, S. 32—92).

Um Aurbachers Portraitbild völlig erschöpfend zu zeichnen, muß noch ein ihm einzig anhaftender Charakterzug betont werden: Er war mit einer unerhörten und unüberwindlichen Gleichgültigkeit gegen seinen Namen behaftet, so daß er fast alle Erzeugnisse seiner Feder ohne Kundgabe seiner Autorschaft erscheinen ließ. So blieb ob unbegreiflicher Bescheidenheit sein Name in allen gleichzeitigen Literaturgeschichten und Kompendien (mit Ausnahme von Adolph von Schaden „Gelehrtes München" 1834) lange unbekannt. Nach seinem Tode erschienen teilnehmende Nachrufe, auch der schüchterne Aufruf zu einer Gesamtausgabe seiner Schriften, die aber durch das Jahr 1848 verhindert wurde. Erst 1880 erschien nach mühesam und sorgfältigen Vorarbeiten seines Großneffen Prof. Josef Sarreiter die erste den Bann brechende Monographie, wofür in dankbarer Anerkennung Prof. W. Kosch seine oben verzeichnete jüngste Arbeit dem „treuen Hüter" dieses Nachlasses widmet. Somit ist eine alte Schuld ergiebig gesühnt; doch wird der gütige Zufall noch manch weiteren Fund ergeben.

Aurbacher war ein stiller Vorläufer der neueren, auf bayerisch-schwäbischem Boden alsbald fröhlich aufblühenden Kultur- und Volksgeschichte; ihm folgte als eifrigster und



umsichtigster Heger und Pfleger der germanistischen Wissenschaft in dem benachbarten oberschwäbischen Württemberg Dr. Michel Richard Buck.[1]) Aus einer nachweisbar seit 1290 auf demselben Grund und Boden ansässigen bäuerlichen Familie stammend, wendete er sich als der Erste seiner Sippe zum Studium der Medizin in Tübingen, München und Wien und übte nach glänzendem Staatsexamen in verschiedenen heimatlichen Bezirken eine ausgebreitete Praxis. Ausgestattet mit scharfem Gehör für alle Varianten der Mundart, hellen Auges alle Farbenspiele des Kulturlebens erfassend, aus dem Volke herausgewachsen und immer in demselben wurzelnd, sammelte er einen Schatz von Erfahrungen, durchforschte, mit unermüdlicher Arbeitskraft begabt, neue Resultate aus Registraturen und Archiven, deren mühsame Ausbeute er mit geschickter Hand wissenschaftlich zu gestalten und wiederzugeben verstand. Vereint mit dem gleichstrebenden jüngeren Dr. Anton Birlinger[2]) erschien 1861 das zweibändige Werk „Volkstümliches aus Schwaben" (Freiburg 1861 bei Herder), worin jeder der Beiden, nach seiner Fakultät, über Sagen, Legenden, Schwänke und Volksaberglauben, über Sitten, Gebräuche, Rechtsaltertümer berichtete.

Die Reihe seiner selbständigen Werke begann mit der Abhandlung über „Medizinischen Volks- und Aberglauben in Schwaben" (Ravensburg 1865) womit Dr. Buck, als einer der Ersten, die Aufmerksamkeit auf dieses vordem vernachlässigte Gebiet lenkte, welches dann fleißig abgebaut und neuestens durch die universellen Forschungen des Hof-

---

1) Dr. M. R. Buck, geb. 26. September 1832 in Ertingen, gest. 23. September 1888 als Oberamtsarzt in Ehingen. Vgl. den schönen Nachruf von Dr. Karl Werner in „Histor. polit. Blätter" 1889. 103, 527—45 und Dr. A. Schulte in Liliencron „Allg. Deut. Biographie" 1903. 47, 333, wo auch die weiter einschlägigen Nekrologe verzeichnet sind.

2) Dr. Anton Birlinger, geb. 14. Januar 1834 zu Wurmlingen, in München und nachmals in Breslau und Bonn tätig, starb 15. Juni 1891. Vgl. „Allgem. Deut. Biographie" 1903. 47, 759.



rat Dr. Max Höfler in Tölz überraschend erweitert wurde. In diesen durch stete Abnützung meist sinnlos entstellten Traditionen erkennt die neuere historische Schule die Überreste einer uralten, internationalen Pharmakopöe, welche wieder tiefe Einblicke gewährt in die mittelalterliche Recéptierkunst der medizinischen Fakultät von Salerno, während andere Funde unser Staunen erregen über prähistorische Operationen und chirurgische Technik.

Neue Bahnen beschritt Dr. Buck mit seinen urkundlichen Forschungen, über Orts-, Flur-, Fluß- und Personennamen, ein Gebiet, welches er mit zwingender philologisch-diplomatischer Sicherheit und Wissenschaft betrieb. Ihm danken wir auch die schöne Edition der „Konstanzer Konzilchronik" des Ulrich von Richental nach der im Besitz des Grafen zu Königsegg-Aulendorf befindlichen Handschrift;[1]) der lange Verkehr mit diesem Autor machte ihm auch dessen Sprache lieb und wert, so daß Buck dessen Schreibweise in der Korrespondenz mit Freundeskreisen beibehielt, welche er gleichfalls mit ähnlichen Illustrationen versah. Bald darauf vollendete er als Resultat langjähriger Forschungen das wertvolle Buch über den „Bussen und seine Umgebung",[2]) jenen aus vorgermanischer Zeit durch das weite Oberschwaben ragenden, vielfach immer neu besiedelten Hochsitz reich wechselnder Dynasten. Dazwischen entstand, mit derselben auch am Krankenbett bewiesenen umsichtigen Gewissenhaftigkeit und treuen Hingabe, die wohl über ein halbes Hundert betragende Reihe von Abhandlungen aus dem Bereiche der Rechtsaltertümer, der Sitten- und Sagengeschichte, z. B. über die „Genossenschaft der Keseler" (Kupferschmiede), die meisterlich gerundete Studie über den „Stab und Stecken", über „Kunst und Handwerk im Ulmer-Winkel" usw., welche mit kulturhistorischen Novellen und lyrischen, meist humoristisch ange-

1) Als 158. Band der „Publikationen des Literarischen Vereins". Tübingen 1882 (255 S. 8°).

2) Sigmaringen 1868 bei C. Tapper (166 S. kl. 8°).



wehten Dichtungen und Episteln wechseln. Zuletzt dachte er auch an eine autobiographische eigene Schilderung und Familienchronik, womit er leider nimmer zustande kam; nach dem reizenden Idyll seiner Jugenderlebnisse zu schließen, wäre diese Arbeit wohl ein ganz eigenartiges Meisterwerk geworden.[1])

»Non omnis moriar!« Das Sprichwort bewährte sich glänzend. Jenes von ihm gepflügte Ackerland brachte hundertfältige Frucht. Seine im Buchhandel vergriffenen Werke machten Schule. Man dachte an eine neue Ausgabe derselben und Sammlung aller zerstreuten Facharbeiten, mit Einschluß der Novellen und poetischen Erzeugnisse. Die Feier seines fünfundzwanzigsten Todestages zeitigte nicht allein eine Gedenktafel an dem von Buck beschriebenen „Bussen"-Berge, sondern eine Reihe von ehrenden Vorträgen.[2]) Das Werk schien im schönsten Gang, als der Weltbrand auch diese Pläne beiseite schob: »Inter arma silent musae« — das stille Friedenswerk einer glücklichen Nachwelt vererbend.

---

1) Abgedruckt in der „Bagenga" (Schlüsselblumen) betitelten Sammlung „Oberschwäbischer Gedichte", herausgegeben von Fr. Preßel. Stuttgart 1892 bei Rob. Lutz (254 S. 12°).

2) Vgl. M. Schermann (in Nr. 13 „Riedlinger Zeitung" vom 17. Januar 1914) und die Monographie von Anton König (im 26. Heft der wertvollen Zeitschrift „Der Schwäbische Schulmann". Stuttgart 1914).

XLIII.

Deutschland unter Kaiser Wilhelm II.[1])

Es ist ein eigenartiger Reiz, jetzt wo Deutschland um seine Existenz und seine Weltmachtstellung kämpft, die ganze Bedeutung unseres Reiches in allen Beziehungen, sowie seine Lage, seine gesamten kulturellen Verhältnisse wie in einem sorgfältig gepflegten Spiegel klar erkennen zu können. Das Buch ist entstanden anläßlich des Regierungsjubiläums unseres Kaisers. Die berufensten Kräfte in Politik, Wissenschaft, Technik, Religion, Kunst haben zusammengewirkt, um ein ebenso glanzvolles wie wahrhaftes Gemälde zu enthüllen, das geeignet ist, auf den Blättern eines Buches gleichsam einen Querschnitt durch das geistige, wirtschaftliche, kulturelle, politische Deutschland zur Darstellung zu bringen. Da mit dem deutsch-französisch-russischen Kriege für Deutschland eine neue Epoche seines staatlichen Lebens und seiner Weltmachtstellung hereinbricht, kommt dem Buche eine abschließende historische Bedeutung insofern zu, als es in ausführlicher und konkreter Weise das bisherige Deutschland in seinen Errungenschaften und Entwicklungstendenzen, seinen Kräften und auch Mängeln und zwar auf allen Gebieten zeichnet.

Reichskanzler B. Fürst von Bülow gibt zunächst eine großzügige, von staatsmännischem Weitblick getragene Übersicht über die deutsche Politik nach innen und außen. Gerade in der gegenwärtigen Zeit sind die Ausführungen Bülows über Deutschland als Weltmacht, über die traditionelle Politik Englands, über unsere Beziehungen zu den Weltstaaten, über den Dreibund, Zweibund, die Marokkofrage usw. sehr willkommen. Auch die Darstellungen der inneren Politik sind sehr lesenswert und wertvoll wegen ihrer knappen, wenn auch nicht immer zutreffenden Zusammenfassung, namentlich soweit sie die Verhältnisse der

1) 3 Bde. Berlin, Reimar Hobbing 1914. Geb. 50 Mk.



Blockpolitik und die sogen. Zwischenregierung des Zentrums betreffen. Wenn Bülow schreibt, er habe nicht die Absicht gehabt, „das Zentrum dauernd auszuschalten“, so wurden doch die Blockwahlen im Jahre 1907 seitens der Regierung und der übelwollenden Parteien in scharfer Kulturkampfstimmung zum Zwecke der Vernichtung des Zentrums geführt. Von historisch-politischem Wert ist das Urteil Bülows über das Zentrum und die Parität der Katholiken. Wenn Bülow schreibt, „das Zentrum ist die starke Bastion, die sich der katholische Teil des deutschen Volkes geschaffen hat, um sich gegen Übergriffe von seiten der protestantischen Mehrheit zu schützen“, so ist damit die Notwendigkeit der Zentrumspartei glänzend gerechtfertigt. Über die Gleichberechtigung der Katholiken Deutschlands schreibt Bülow: „Das Gefühl der Zurücksetzung, das vielfach noch in katholischen Kreisen herrscht, kann nur überwunden werden durch eine wahrhaft paritätische Politik, durch eine Politik, für die es, wie ich es einmal im Abgeordnetenhause ausgesprochen habe, weder ein katholisches, noch ein protestantisches Deutschland gibt, sondern nur die eine und unteilbare Nation, unteilbar in materieller und unteilbar in ideeller Beziehung.“ Fürst Bülow gibt also hier unumwunden zu, daß in Deutschland keine „wahrhaft paritätische Politik“ getrieben wurde und daß die Katholiken Anlaß zu Klagen haben. Festgehalten sei hier auch die Bemerkung Bülows: „Die katholischen Kreise haben sich ein hohes Verdienst dadurch erworben, daß sie die katholische Arbeiterschaft zu einem großen Teil von der sozialdemokratischen Bewegung zurückgehalten haben.“ Verfehlt ist es freilich, wenn Bülow im gleichen Atemzuge auf die Sozialdemokratie der sogen. katholischen Länder wie Frankreich und Portugal hinweist, wo die Freimaurerei und der Atheismus tonangebend sind. Für Italien haben die letzten Wahlen bewiesen, daß die Katholiken wohl in der Lage sind, gegen den Umsturz, wie ihn Sozialismus und Loge repräsentieren, anzukämpfen. Bülow hebt ferner hervor, daß alle Parteien mit Ausnahme „des auch in diesen Dingen praktischen Zentrums“ ihre eigene Wirtschaftspolitik haben, indem sie meist nur einen Erwerbsstand vertreten.

Auch diese Anerkennung des Zentrums als Partei der Überbrückung und Ausgleichung der wirtschaftlichen Interessengegensätze sei hier mit Genugtuung gebucht.

Der erste Band bringt sodann noch großzügige Übersichten über die wichtigsten Entwicklungsphasen in Staats- und Verwaltungsrecht, Selbstverwaltung, Reichsversicherung (wo von 1885—1911 über 9 Milliarden Mark für Versicherungszwecke in Fällen der Krankheit, Invalidität und des Alters ausbezahlt wurden), in Finanz- und Steuerwesen, in den verschiedenen Rechtsdisziplinen, sowie eine möglichst zahlenmäßig belegte Übersicht über unser Heerwesen, die Seemacht und Kriegsflotte und unsere Kolonien. Die bedeutendsten Errungenschaften und Gesetzesvorlagen sind mitgeteilt, sodaß eine bequeme Orientierung über unsere rechtliche, finanzpolitische, koloniale und militärische Entwicklung jederzeit möglich ist.

Der zweite Band behandelt das deutsche Wirtschaftsleben in seiner materiellen und gesetzgeberischen Entwicklung im Laufe der letzten Jahrzehnte. Alle Hauptzweige in Landwirtschaft, Industrie, Handel, Bankwesen, Versicherungswesen, Handwerk finden eine sachkundige Darstellung. Auf breiter Basis und mit außerordentlicher Sachkenntnis schildert Professor Dr. Hitze Entwicklung und Stand der heutigen Arbeitersozialpolitik. Über das Bevölkerungsproblem verbreitet sich Professor Dr. J. Wolf und kennzeichnet den Ernst der Situation mit Wort und Zahl. Es folgen sodann Kapitel über Eisenbahnen, Straßen- und Luftverkehr, Post und Telegraph, über Wasserstraßen und Binnenschiffahrt, Seeschiffahrt.

Das Kapitel über das Verhältnis von Staat und Kirche in Preußen von Prof. Dr. Zorn ist zu optimistisch gehalten, soweit es katholische Verhältnisse beurteilt. Von einer vollen Parität unter den preußischen Fürsten und Königen kann keine Rede sein; den Protestanten hat Preußen stets Vorrechte eingeräumt, ihnen Kirchen und Schulen gebaut, während man der katholischen Diaspora die größten Schwierigkeiten in den Weg legte. Bei der Säkularisation des Kirchengutes und schon vorher verblieb die Nutznießung zahlreicher protestantischer Stifte



protestantischen Privilegien und Zwecken und protestantische hohe Beamte und Generäle beziehen heute noch aus ehemaligen Klosterpfründen fette Einkünfte. Auch hat Zorn nur die Verhältnisse in Preußen behandelt, sonst hätte er von den protestantischen Intoleranzstaaten Braunschweig, Sachsen, Mecklenburg Dinge erzählen müssen, die um der Scham willen allerdings aus einem Jubiläumswerke besser fortgeblieben sind.

Das Kapitel über die evangelische Kirche und Theologie leitet Prof. Dr. Hunzinger in Hamburg mit dem Bekenntnis der schweren Krisis innerhalb der evangelischen Landeskirchen ein. In der Hauptsache besteht dieselbe in der „fortschreitenden Abnahme der Kirchlichkeit und in der Erweichung des Bekenntnisstandes“. Die Unkirchlichkeit als eine „fest eingewurzelte, verwickelte und umfassende Kulturerscheinung“ ist nach Hunzinger das eigentliche Problem, von welchem die Zukunft der protestantischen Landeskirchen abhängen wird. Der Verfasser stellt die inneren Kämpfe zwischen der positiven und der liberalen Theologie einander gegenüber und zeichnet ein sehr anschauliches Bild der Zerrissenheit im heutigen Protestantismus. Die katholische Kirche behandelt Prof. Dr. S. Merkle. Sein Urteil ist im allgemeinen zutreffend, an manchen Stellen freilich können wir seinen Optimismus nicht teilen. Merkle weist zunächst auf die heutige Imparität der Katholiken gegenüber den Verhältnissen in früheren Jahrzehnten hin, namentlich nach der Säkularisation, und korrigiert damit mit den Waffen des objektiven Historikers die obigen Anschauungen Prof. Zorns. Er zeigt das Bestreben, das Wohlwollen unseres Kaisers gegen die Katholiken durch zahlreiche Momente darzulegen und weist hin auf die durch ihn geschaffene Militärfreiheit der katholischen Theologen, auf die guten Beziehungen zu den Päpsten, auf die freundliche Gesinnnng gegen die Benediktiner, auf kirchliche Geschenke usw. Es ist ohne Zweifel richtig, daß noch kein preußischer König von solchem Wohlwollen gegen seine katholischen Untertanen beseelt war, wie Kaiser Wilhelm II. Allein in ein Lob der vollen Zufriedenheit können wir auf Grund zahlreicher Tatsachen nicht einstimmen. Den Katholiken werden im Deutschen Reiche noch immer ihre

Jesuiten, die Merkle übrigens etwas wenig freundlich behandelt, in kränkender Weise vorenthalten. Ein katholischer Reserveoffizier muß noch immer des Königs Rock an den Nagel hängen, wenn er die Gebote des Christentums, des Gewissens, des Rechts und seiner Kirche beobachtet. Welch eine schreiende Ungerechtigkeit besteht sodann noch bezüglich der Parität bei Besetzung der höheren Staatsstellen! Da sind die Katholiken noch immer Staatsbürger zweiter Klasse und im Hofstaate des Kaisers und der Kaiserin sind katholische Beamte und Angestellte ebenso selten, wie protestantische am bayerischen Hofe häufig sind. Auch möchten wir die Anschauung Merkles nicht teilen, wonach es heute den Katholiken leichter geworden sein soll, bei den Anhängern der liberalen Anschauung Anerkennung für bedeutende wissenschaftliche Leistungen zu finden. Hat doch Professor G. von Below in Freiburg i. Br. erklärt, daß, wenn es keine konfessionellen Professuren für Geschichte und Philosophie gäbe, die Fakultäten nach seiner Erfahrung kaum jemals Katholiken für ordentliche Professuren wählen würden. Leider hat Merkle noch immer Recht, wenn er schreibt: „Auch heute noch erfreuen sich vorwiegend, wenn nicht ausschließlich, politische und soziale Fragen des Interesses weiterer katholischer Kreise; die Wissenschaft, die Beschäftigung mit geistigen Problemen, hält man zumeist für nicht viel mehr als eine Dekoration.[1]) Weiterblickende freilich waren und sind überzeugt, daß mit der politischen Macht noch nicht alles getan sei, daß vielmehr die Beteiligung am Geistesleben allein zu der Hoffnung berechtige, dem Katholizismus in Deutschland eine achtunggebietende Stellung zu erringen und zu bewahren.“ Von einer Steigerung des Defizits der mittleren und höheren Schulbildung kann allerdings heute nicht mehr die Rede sein und Merkle hätte das Zitat aus einer Rede Hertlings im Jahre 1896 für die Gegenwart ergänzen müssen, dahin lautend, daß der Bildungsanteil der deutschen Katholiken auf allen wissenschaftlichen Gebieten langsam aber stetig relativ wächst.

1) Wir halten diesen Satz nicht für richtig. Die Red.



An weiteren wichtigen Kapiteln sind noch zu nennen die Abhandlungen über die Universitäten, technischen Hochschulen, Handelshochschulen, die höheren Schulen und Volksschulen, die Fach- und Fortbildungsschulen. Der dritte Band umschließt die Wissenschaften, die schöne Literatur und die Künste, sowie das öffentliche Leben. Wir finden in diesen Abschnitten den heutigen Stand der zahlreichen Wissenschaften und ihre Entwicklungstendenzen dargestellt. Es ist erstaunlich und gibt von der Blüte der Gegenwartskultur ein geradezu glänzendes Bild, was in den Kapiteln über Philosophie, Geschichte, Philologie, Mathematik, Botanik, Astronomie, Physik, Chemie, Zoologie, innere Medizin, Chirurgie, Hygiene, Veterinärmedizin, landwirtschaftliche Wissenschaften, Brückenbau, Eisenbahnen, Wasserbau, Maschinenlehre, Elektrotechnik, Städtebau, Literatur, Baukunst, Malerei und Plastik, Kunstgewerbe, Musik, Theater enthalten ist. So stellt sich denn das umfangreiche dreibändige Werk tatsächlich als ein heller Spiegel dar, der unser gesamtes öffentliches, wirtschaftliches und kulturelles Leben in seinen tausendfältigen Erscheinungsformen klar wiedergibt. Wir haben es in unserer Außenkultur herrlich weit gebracht. Das geht aus jeder Seite des Buches hervor. Jetzt wird es notwendig werden, die Pflege der Innenkultur, der Gemüts- und Religionswerte auch für die breiten Volksschichten stärker in Angriff zu nehmen, damit nicht destruktive Tendenzen, kulturwidrige mit einer glänzenden materiellen Kultur meist verbundene Erscheinungen in weiteren fünfundzwanzig Jahren das Deutsche Reich auf eine absteigende Linie gelangen lassen.

Hans Rost.



XLIV.

War der spanische Generalinquisitor Eberhard Nidhard ein ehrgeiziger und habsüchtiger Streber?

Von Bernhard Duhr S. J.

Vor bald dreißig Jahren habe ich in dieser Zeitschrift (Bd. 98, S. 139 ff.) einen kleinen Aufsatz veröffentlicht: „Zur Charakteristik des spanischen Generalinquisitors und Kardinals Eberhard Nidhard". Inzwischen ist wichtiges neues Material zur Beurteilung des Kardinals veröffentlicht und mancher Vorwurf gegen ihn in erneuter Schärfe wiederholt worden.

Kann man bei Kardinal Nidhard von einem „historisch gewordenen Bilde" im schlimmen Sinne sprechen? Ist er richtig gekennzeichnet als „der berüchtigte Regent"? Sind die Vorwürfe, daß er „erbarmungslos — wo nicht grausam — in hohem Grade ehr- und geldgeizig gewesen" berechtigt? Alle diese Fragen müßten bejaht werden, wenn einzelne Äußerungen in Berichten voreingenommener oder feindselig gesinnter Gesandten volle Beweiskraft beanspruchen dürften, sie müssen verneint werden, wenn wir die Zeugnisse kritisch prüfend an unserm Auge vorüberziehen lassen.

Zu dieser kritischen Nachprüfung gibt besondere Veranlassung eine kleine treffliche Monographie: Johann Eberhard Nidhard, ein Kardinal und Staatsmann aus Ober-



österreich von Josef Poeschl.[1]) Wenngleich in einzelnen Punkten ergänzungsbedürftig, dürften doch die Resultate dieser auf fleißigem Studium der gedruckten Quellen fußenden Schrift als gesichert angesehen werden, wie die folgende Untersuchung dartun soll. Dieselbe wird vorzüglich in einem Zeugenverhör bestehen über die Absichten und den Charakter des in und nach seinem Leben so vielgeschmähten Jesuiten und Kirchenfürsten. Vorher nur einige Feststellungen über zwei strittige Punkte.

Die Angabe Ranke's, Nidhard sei aus Steiermark gebürtig[2]), ist sicher unrichtig; aber auch die Annahme, daß er auf Schloß Falkenstein in Oberösterreich geboren, scheint mir unhaltbar. Denn Nidhard bezeichnet sich in dem sogenannten Catalogus secundus der österreichischen Provinz 1639 und 1645 als Rannaridlensis oder Ranoridlensis. Der Name kommt her, wie mir Herr Dekan Poeschl mitteilt, von dem Schlosse Rannariedl in Oberösterreich, das am Ausfluß der Ranna in die Donau auf steiler Höhe gelegen und von Falkenstein etwa eine halbe Stunde entfernt ist. Der Name wird sehr verschieden geschrieben Ranarigl, Ranariedel, Ranaridil usw., das n wird häufig verdoppelt; die heutige Schreibweise ist Rannariedl.[3])

Auch die Angabe, wann Nidhard an den Hof von Wien gekommen, scheint einer Berichtigung zu bedürfen. Die gewöhnliche Annahme ist 1644, und das würde auch stimmen zur Bemerkung Nidhards in seiner Verteidigungsschrift von 1668, daß die Königin mehr als 24 Jahre sein Beichtkind gewesen. Aber hier liegt wohl ein Gedächtnisirrtum

1) Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels 4. Heft (1914). Auch separat Rohrbach 1914; dort auch Näheres über die Schreibweise des Namens.

2) Die Osmanen und die spanische Monarchie (1877) 502.

3) Urkundlich ist der Vater Nidhards 1634 als Pfleger in Rannariedl nachweisbar. Vgl. Poeschl S. 1, dort auch mehr über die Familie der Neidhard, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts das Gut Gneisenau im Mühlviertel gekauft hatte.

Nidhards vor, denn nach den offiziellen Katalogen der österreichischen Provinz lehrte Nidhard 1643—45 jedes Jahr aufsteigend in Graz Logik, Physik und Metaphysik; im Jahre 1646 steht er im Katalog von Graz als Professor des Kanonischen Rechtes. Erst 1647 erscheint er im Katalog des Wiener Profeßhauses unter den Patres in aula occupati als Confessarius et Instructor Serenissimae und im folgenden Jahre ebendort als Confessarius Reginae Hispaniae. Nidhard ist also nicht schon 1644, sondern erst 1647 an den Wiener Hof berufen worden.

Nun zu unserem Zeugenverhör. Um das erste Zeugnis, das der verschiedenen Gesandten, besser würdigen zu können, müssen wir einen kurzen Blick auf die damalige Lage der spanischen Monarchie und des spanischen Hofes werfen.

Die Verbindung des politischen und kirchlichen Absolutismus in der Hand des absoluten Monarchen hatte die bürgerliche Freiheit und Regsamkeit Spaniens tief geschädigt; sozialer und finanzieller Niedergang war eine der schlimmen Folgen. Ein starker, weitblickender Monarch hätte diese schlimmen Folgen verhindern oder abschwächen können. Aber durch fortgesetzte Verwandtenheiraten — vielfach doppelseitig bis zum 2. Grad — waren die spanischen Herrscher physisch und geistig degeneriert; selbst ihre Handschrift verrät immer kindischer werdende Züge. An Stelle des absoluten Monarchen regierten Günstlinge aus den Granden als absolute Autokraten und Despoten, vielfach ohne Rücksicht auf das Staatswohl. Gab sich der regierende Grande zu starke Blößen oder brach ein größeres Unglück herein, so wurde er von der Gegenpartei gestürzt und ein anderer Grande kam an seine Stelle und das Spiel begann von neuem. Auch Ranke betont bei der Schilderung dieser Zustände, daß sich kein leitender Minister lange halten konnte.[1])

Den politischen und finanziellen Niedergang hatte der pyrennäische Friede (1659) und der ihm folgende Staats-

---

1) Die Osmanen und die spanische Monarchie 519.



bankrott (1664) aller Welt offenbar gemacht. Spanien war eine sterbende Macht, und schon suchten sich die Erben den Rang streitig zu machen. Es beginnt das Ringen von Frankreich und Deutschland um das spanische Erbe. Diese verworrenen und zerrütteten Verhältnisse wurden noch verschlimmert durch die Aspirationen eines der unehelichen Söhne Philipps IV., des Don Juan d'Austria, eines lebhaften, nicht unbegabten, aber sehr liederlichen und ehrgeizigen Strebers.

In diese nach allen Seiten hin unhaltbaren Zustände sollte die überaus fromme und wohlmeinende, aber unerfahrene deutsche Prinzessin Ordnung schaffen: eine Aufgabe über menschliche Kraft. Eine Deutsche als Regentin war schon dem spanischen Nationalstolz zuwider, und nun kam noch dazu, daß sie ihren Beichtvater, wie es übrigens Sitte in Spanien war, in den Staatsrat berief und ihn zu ihrem vertrauten Minister machte: das mußte alle Faktionen unter den Granden zum Sturm gegen den ausländischen Günstling auf die Schanzen rufen.

Die Berichte der Gesandten über den Hof von Madrid sind, wie es bei den Gesandtschaftsberichten stets der Fall zu sein pflegt und für die Kritik nie genug beachtet werden kann, beeinflußt und gefärbt je nach den Interessen, welche die Gesandten in offizieller und persönlicher Hinsicht zu vertreten hatten oder zu vertreten gewillt waren.

Am wenigsten waren in den damaligen Interessenkampf am Madrider Hofe die venezianischen Botschafter verwickelt. Einer der angesehensten unter ihnen ist Marino Zorzi, der von 1663—1666 am spanischen Hofe Venedig vertrat. Er hebt in seiner Relation vom April 1667 hervor, daß die Königin Nidhard aus Dankbarkeit, Vertrauen und Hochachtung in den Staatsrat berufen und ihm das Amt eines Generalinquisitors verliehen habe.

„Obgleich sein Talent nicht eines von den größten ist, zeigt er sich fähig, von den besten Absichten beseelt und uneigennützig. . . . Seine Eigenschaft als Ausländer macht ihn zu großer Anhänglichkeit an Deutschland verdächtig; seine plötz-



liche Erhöhung erregt Neid . . . geräuschvolle Batterien und geheime Minen arbeiten an seinem Sturz. . . . Ich würde es für einen Vorteil halten, wenn er seine Autorität nicht verliert; ich habe bei ihm in allen Lagen Bereitwilligkeit zur Hebung der öffentlichen Not gefunden, von der er mit Teilnahme und Mitleiden spricht; seine Absichten könnten nicht besser gewünscht werden; die Exekution dürfte schneller und nachdrücklicher sein." [1])

Der Nachfolger Zorzis, Catterino Bellegno (1667—70), gibt keine eingehende Charakteristik Nidhards.

Er hebt nur die große Anhänglichkeit der Königin an Nidhard hervor, weil er ihr Landsmann sei und 24 Jahre ihr Vertrauen genieße. Die Spanier aber — so fährt er fort — die allen Fremden stets abgeneigt sind, beschuldigen die Königin, daß sie sich nicht gänzlich von ihrer Anhänglichkeit an die Deutschen frei gemacht und zwischen der Leitung ihres Gewissens und den Interessen des Landes nicht zu unterscheiden gewußt. Die Granden wollen auf alle Weise den Inquisitor stürzen und Don Juan, den Bellegno im Gegensatz zu anderen Gesandten sehr lobt, unterstützt diese Bestrebungen: der Jesuit ist diskreditiert und gehaßt von der ganzen Welt.[2])

Französischer Gesandter in Madrid war zu dieser Zeit Georg d'Ambusson de la Feuillade, Erzbischof von Embrun, deshalb meist nur Embrun genannt. Er war bei dem großen Ringen des französischen und deutschen Einflusses in Madrid natürlich der geborene Gegner der Deutschen in Madrid; es müssen mithin seine Äußerungen über den deutschen Beichtvater mit großer Vorsicht aufgenommen werden.

Er berichtet am 17. Dezember 1665, daß Nidhard viele Audienzen gebe, die Antworten aber auf die Rücksprache mit dem Präsidenten von Castilien (Castrillo) verschiebe. Da die üble Nachrede ihr Gift auf die heiligsten und unschuldigsten

1) Barozzi e Berchet, Relazioni degli Stati Europei, Spagna vol. II (1860) 341. Vergl. diese Zeitschr. 98, 142 f.

2) Barozzi e Berchet, Spagna 2, 360 ff.

Dinge ausgießt, so wird unzweifelhaft diese neue Gunst (Erhebung zum Inquisitor) durch Spott und Verleumdungen angegriffen werden. Castrillo hat Nidhard in alle Junten (Kommissionen) gebracht, selbst in diejenige für die Marine; von Castrillo rührt auch die Idee der Erhebung zum Großinquisitor her; Castrillo handelt so, um für sich selbst eine große Stütze bei der Königin zu gewinnen. Für die Geschäfte ist Nidhard — so meldet der Gesandte am 15. Januar 1667 „assez peu propre".[1]) In seiner Relation vom Jahre 1667 bezeichnet der Gesandte den P. Nidhard als ehrgeizig; seine Gegner habe er getäuscht; als Ordensmann und Ausländer sei er allgemein verhaßt.[2])

Die ausführlichsten Berichte über Nidhard besitzen wir von den deutschen Gesandten. Der ordentliche Gesandte war um diese Zeit Graf Eusebius von Pötting, ein vertrauter Freund des Kaisers, ein guter Mann, der, dem Wirrwarr in Madrid nicht gewachsen, die Hauptanliegen seines Herrn nicht durchsetzen konnte und allzu leicht geneigt war, die Schuld dafür auf andere, besonders den Beichtvater Nidhard zu werfen. Bei seinen Berichten sieht man recht augenscheinlich, wie prekär die damalige Lage des Beichtvaters war: nimmt er sich einer Sache an, so heißt es, er mischt sich in die Politik; weist er die politischen Geschäfte ab, so beschuldigt man ihn, er läßt alles laufen, wie es läuft. Zeitweise zerfiel Pötting ganz mit dem Beichtvater; seine Berichte über ihn nehmen einen gehässigen Ton an; die törichtsten Gerüchte und Verläumdungen gegen den Beichtvater meldet er als Tatsachen nach Wien, so daß ihn der Kaiser selbst wiederholt

1) Mignet, Négociations relatives à la succession d'Espagne sous Louis XIV (1835—42) 1, 408 f. Mignet selbst urteilt ohne weitere Begründung oder Angabe der Quelle von Nidhard: Son esprit était incertain, son caractère timide, son coup d'oeil vague et son orgueil excessif; Nidhard habe alle Eigenschaften gehabt, die spanische Monarchie zu ruinieren I, 409.

2) Diese Relation italienisch bei Ranke, Die Osmanen und die spanische Monarchie (1877) 573—576.



mahnen muß, es handle sich doch nur um Gerüchte und feindliche Anklagen.[1]) So schreibt der Kaiser z. B. am 28. Oktober 1666: daß P. Nidhard sich rühmen solle, daß ich ihm zum Großinquisitor verholfen, glaube ich kaum; daß man aber sagt, daß ein Schreiben von mir an Castrillo geschehen, ist ein pur lauter und patschete Lug.[2])

Ende 1662 traf Pötting in Madrid ein. Da Philipp IV. erst 17. September 1665 starb, hatte er in der ersten Zeit über Nidhard nicht viel zu berichten. Auf die Nachricht vom Tode des Königs schreibt der Kaiser am 17. Oktober 1665 an Pötting:

„Vor allem aber wird B Z (Nidhard) jetzt das meiste tun müssen, doch also, daß er sich (nicht) gar zu suspekt mache; wird daher hoch vonnöten sein, daß Pötting alles mit Nidhard communicirt.“ Am 3. Dezember 1665 urteilt Pötting: Der gute Pater ist halt nicht allerdings in den weltlichen Politica versirt und thut Consequentias actionum nicht genugsam in Acht nehmen; er gibt aber 31. Dezember zu, daß Nidhard „gewiß ein sehr frommer und exemplarischer Religios ist, der sich in nichts wird verlangen einzumischen.“ [3])

Am 16. Januar 1666 wurde Nidhard von der Königin zum Mitglied des Geheimen Staatrates (consejo real de estado) ernannt und erhielt damit den Titel Exzellenz.

Dadurch wurde, wie Pötting am 28. Januar berichtet, das odium wider ihn täglich vermehrt und alle ungleichen resolutiones werden ihm zngeschrieben; anjetzo nimmt er die Excellenz von Allen an, sogar vom Nuntio.[4]) Am 11. Februar 1666 meldet Pötting: Nidhard will auf alle Weis Inquisitor generalis sein, gibt dreimal in der Wochen öffentliche Audientias in seiner

1) Die Berichte Pöttings befinden sich im Geh. Staatsarchiv in Wien: Große Korrespondenz; Auszüge daraus in den Anmerkungen bei Pribram-Pragenau, Privatbriefe Kaiser Leopold I. an den Grafen Pötting (1903/4).

2) Pribram I 258 Über andere Lügen vgl. I, 263, 275 II, 39 f.

3) Diese Stelle fehlt in dem Auszug bei Pribram 1, 199.

4) Vgl. Pribram 1, 208.



Stelle und gerirt sich publice pro Ministro Principali, dabei aber verbleibt alles liegen cum inexplicabili et evidenti ruina totius universi, welchen modum procedendi alle, groß und klein, abominieren; besorge in Wahrheit, es dürfe ein übles Ende nehmen und ihm wenigst das Exemplum Cleselii zum Teil werden; mit mir communicirt er weniger als vormals, hat auch nicht Zeit dazu, denn er außer des geheimen Rats bei allem und jedem Particular-Interesse seinen Teil haben will. Pro Oppositione zur General-Inquisition-Stelle tut man öffentlich vorgeben, seine Eltern wären der widrigen (protestantischen) Religion gewesen und hat man sogar mich darein mischen wollen, habe aber den P. Nidhard außer hier niemals gesehen noch gekannt, noch weniger seine Eltern oder Herkommen. In seiner Antwort vom 31. März 1666 meint der Kaiser, Nidhards Aemuli hängen ihm darinnen auch manches Klappele (Klampfel) an.[1])

Hat Pötting vorher geklagt, daß Nidhard sich in alles einmischt, bedauert er am 6. Mai 1666 das Gegenteil:

Der BZ (Nidhard) schaut diesen und allen anderen Unordnungen ociose zu und läßt die Königin absque remedio ins Verderben geraten, und weil er von seinem bisherigen schädlichen Modo procedendi nicht desistirt, müssen also Ew. Majestät Mahnungen und Warnungen wenig gefruchtet haben. Um diese Zeit „lamentiert" Pötting beim Kaiser in besonderer Weise, daß alles ohne ihn nur mit Lisola, dem außerordentlichen kaiserlichen Gesandten (seinem Nebenbuhler), und Nidhard abgemacht werde.[2]) Umso stärker werden seine Ausfälle gegen Nidhard; so am 20. Mai 1866: heute sucht er des einen, morgen eines andern Freundschaft, er verspricht zuviel und führet sie sodann hinter das Licht, wodurch die deutsche Nation völlig diskreditirt, mit mir communicirt er wenig oder garnichts. Am 4. Juni erhebt Pötting den Vorwurf der Unaufrichtigkeit auch gegen Lisola.[3]) Am 12. August dankt Pötting dem Kaiser, daß

1) Pribram 1, 212.

2) Vgl. Leopold 6. Juli 1666. Pribram I, 225.

3) Pribram I, 228.



er Lisola, diesen Menschen, abgerufen: „dieser Mensch ist allhie dermaßen übel angesehen, daß er ganz untauglich worden, Ew. Majestät Dienst der Notdurft nach zu beobachten". „Dieser Mensch" hatte aber den Zweck seiner außerordentlichen Sendung, die Abreise der kaiserlichen Braut, die von der französischen Partei mit allen Mitteln verzögert wurde, erreicht. Am 10. September schreibt Pötting, Nidhard tut nichts anderes, als seine Ambition zur Inquisition general gegen jeden sustentiren, das wird sein Ruin sein. Er rühmt sich der kaiserlichen Briefe und Zustimmung; er wird das Reich zu Grunde richten. Dann meldet Pötting am 24. September: Gestern Abend ist endlich und unversehener Weise P. Reichhard (Nidhard) zum Inquisitor general erklärt worden, und, wie man vorgibt, ex plenitudine potestatis und ohne Vermehrung eines Rates außer Castrillo. Am 25. September berichtet er, er habe P. Nidhard gratuliert, daß er jetzt mehr Gelegenheit habe, dem Reiche zu dienen, habet enim utrumque brachium Ecclesiasticae inquisistionis quo in hisce Regnis non datur majus et saeculare juxta et Valemiento cum AC (Königin), und zum Fall nun Ew. Majestät anjetzo von BZ (Nidhard) keine größern Proben seiner Devotion in der Tat vermerken werden, seh ich nicht ein, wie Er zu excusiren sei. In der Depesche vom 8. Oktober widerspricht sich Pötting, indem er einerseits behauptet, daß Nidhard sich nur an Castrillo und Pennaranda (die maßgebenden Staatsmänner) halte, und bald darauf aber klagt, daß Nidhard Niemand frage. Hier merkt man deutlich den Groll Pöttings, daß er nicht gefragt wird. Daß Nidhard dem Rate Pöttings nicht folgen will, meldet dieser dann noch ausdrücklich am 22. Oktober: deshalb weiß der Gesandte nicht, ob er den Pater für einen Deutschen oder Spanier halten soll. Am 18. November klagt Pötting wieder, daß Nidhard jetzt noch viel weniger als früher des Kaisers Befehle befolge. Ausführlicher berichtet er am 20. November, daß aber BZ (Nidhard) nunmehr weit mehreres despotice und gleichsam imperiose verfahre, indem Er das valemiento (Erste Minister) vollkommen in seinen Händen hat est extra omne dubium. Sein Hofstaat besteht aus Hofmeister, Stall=



meister, zwei von seiner Religion (Orden) 2 weltlichen Kaplänen, 4 (?) und 6 Laquaien. Den Tag, den er installiert ist worden, ist ihm unter der Meß sub offertorio eine solche unversehene Ohnmacht zukommen ut debuerit a sacrificio cessare, welches vor ein übles Omen ist ausgedeutet worden. Nach der Depesche vom 27. November ist Nidhard, seit er das Klosterleben verlassen,[1]) fast immer unwohl; er will nichts für sein Erzhaus tun.

Um diese Zeit war Pötting ganz besonders unzufrieden mit dem Hofe: man hatte seinen Koch und seinen Einkäufer verhaftet und wollte ihm nicht allein keine Satisfaktion geben, sondern die Schuld auf ihn laden. So klagt er denn am 16. August, daß er jetzt schlechter behandelt werde als zu Lebzeiten des Königs.

Nach seiner Depesche vom 18. Dezember hat er auch penetrirt, daß die hiesige Societet (Jesu) des BZ (Nidhards) gegenwärtige Andamenti ganz nicht approbirt, sondern viel mehr ihren Ruin daraus besorget und daß sie entschlossen ihm solches con bel modo advertiren zu lassen. Am 8. Januar 1667 jammert der Gesandte wieder, Nidhard wolle ihm nicht folgen und in größeres Vertrauen bei der Königin bringen. Dann berichtet er unter dem 25. März 1667: Nidhard erkennt jetzt die Gefahr. Es wäre ihm vorträglicher gewesen, sich niemals in diesen schweren Labyrinth zu begeben, zumal er der Malignität dieser Nation in keinerlei Weise gewachsen ist. Es haben die inländische hohe Validos (Minister) bei ihnen kümmerlich bestehen können, quanto minus Er als extraneus et qua talis.

In Spanien gings infolge der politischen Wirren und Kämpfe schlimmer und schlimmer:

Die Confusion bei den Ministern, so meldet Pötting am 30. Juli dem Kaiser, nimmt dermaßen zu, daß sie einander nicht mehr verstehen, schreien alle unanimi voce nos perdemos und keiner legt die Hand zur notwendigen Remedirung. Nidhard beginnt auch allgemach kleinmütig zu werden, und verlanget sich

1) Am 13. November 1666 war er aus dem Noviziatshaus in den Palast der Inquisition übergesiedelt. Mignet I, 409.

aus dieser Confusion retiriren zu können. Etwas später 8. Dez. 1667 schreibt der Kaiser an Pötting: Per amorem, was schlafen Hispani et non agunt res suas; ego moneo, increpo, obtestor, sed sine effectu. Quid ultra facere possum?[1])

Da Pötting nichts erreichte, sandte der Kaiser im Jahre 1668 als außerordentlichen Botschafter den Marquis de Grana, der aber ganz von Pötting abhängen sollte.

Über ihn berichtet Pötting am 23. März 1668: Grana hat mit Nidhard sine ullo fundamento et me inconsulto rumpirt. Nidhart meine, es wäre viel besser gewesen, wenn Grana niemals hieher geschickt worden. Und wiederum berichtet Pötting am 7. April 1668: Grana ist in Allem auf eigene Faust vorgegangen, ohne ihn (Pötting) irgendwie zu fragen, hat in Allen zu erkennen gegeben, daß er meiner nicht vonnöten. Mit Nidhard hat er nicht allein spontanee et sine sufficiente fundamento, wohl aber mit der Königin sonderbarem Mißfallen und hiesiger Ministrorum selbst einigem Aergerniß rumpirt, von ihm ohne Scheu sehr übel geredet, demselben ungleiche Papeles geschrieben, sich ad partem contrariam ohne Scheu (begeben) und in alles mit einer solchen Hitzigkeit angegriffen, als es nimmer vermeldet werden mag. Nidhard hat sich darüber gar hoch bestürzt gezeigt und vermeint, er habe der Königin allhier einen großen Undienst verursacht. Auch der Kaiser urteilt in dem Brief vom 9. Mai 1668, Grana habe sich besser in Reiten als Negotien gehalten. Auch hat er maxime geirrt, daß er also gleich den Neidhard vor den Kopf gestoßen und mit ihm rumpirt hat, dies ist aber nur alles eine Anstiftung gewest von Montalto und andern Malcontenten.[2])

Nach der Abberufung Granas berichtete Pötting am 8. Juni 1668 an den Kaiser: Grana hat hierhin geschrieben (—) (auch an Nidhard), daß der Kaiser alles approbiere, auch seinen Bruch mit Nidhard, woraus dann nicht allein sein geringes Judicium quod aliud pro alio asserit abzunehmen, sondern auch dem Dienst des Kaisers ein großer Nachteil da-

1) Pribram 1, 399. 2) Pribram I, 380.

durch zugefügt ist worden, denn es werden die Malcontenten daraus inferiren, daß Nidhard bei dem Kaiser in ungleichem Concept sei, und werden sich desselben desto mehr zu widersetzen befleißen. Am 6. August schreibt Pötting: Ich habe mit Nidhard ausführlich conferirt, funde denselben optime intentionatum sed nullius resolutionis. Daher bleibt alles stecken. Er hat sich wohl vorzusehen, denn sollte ein Gewitter kommen, so wird solches ihm in capite libri betreffen. Dann heißt es am 8. August: Des Granas inconsidierte Actiones fechten mich garnicht an, nisi in quantum dieselben directe dem Dienst des Kaisers opponirt sein, denn wir wissend, daß er seinem hiesigen Correspondenten Heresias formalis wider Nidhard und Bl (Pötting) schreiben thut, maßen der Kaiser aus dem beiliegenden Translato, dessen Original ich in meinen Händen hab, zu ersehen haben wird.... Weil derselbe sagt, daß meine Relationes rediculae seind, also muß er hiervon wissen oder aber er asserirt, was ihm nicht wissend. Der Kaiser nimmt in seiner Antwort vom 29. August 1668 Nidhard in Schutz: Hispani imputant Neidhardto et illum dicunt plane cum Pennaranda conjunctum. Ego magis credo verbo sacerdotali Neidhardti und mache mir keine Sorge.[1]) Am 26. September mahnt der Kaiser den Gesandten dringend, es sei auf alleweis zu verhüten, daß Ihr und Neidhardt nit in neues disparere und recelos kommen wollen.[2])

Infolge der zunehmenden Machinationen Don Juans gegen Nidhard, derselbe soll sogar ein Attentat gegen den Großinquisitor geplant haben, wurde die Lage des Letzteren immer gefährdeter.

Darüber berichtet Pötting am 13. November 1668 dem Kaiser: Nidhard weiß nicht cui concredere debeat und wäre ihm wohl weit verträglicher gewesen, wenn er sich intra limites seiner religiosen Vocation gehalten hätte. Die Schrift, die er pro sua descolpatione der Königin eingereicht, hätte meines Bedünkens longe alia forma tam in substantia, proprietate verborum quam quibusdam circumstantiis omissis concipirt

1) Pribram I, 405. 2) Pribram I, 405.



werden können. Der Kaiser bedauert in seiner Antwort vom 6. Dezember die Lage der Königin, da fast alle Consejos mehr es mit Don Juan als der Königin halten, indem man per Praetext den armen Neidhardt nimmt, der ohnedies das odium universale hat ob peccatum originale non nationalitatis . . . und ist wohl nit ohne, daß des Neidhart Refutatio nit gar fundata ist und Don Juan und die Seinigen nur dazu lachen werden. „Es gehört mehr zum Tanz als ein Paar Schuh", sagt unser deutsches Sprichwort.[1])

Am 29. November meldet Pötting von dem allgemeinen Haß gegen die deutsche Nation. Man sieht kein Mittel, wie die Königin Nidhard wider diese so grausame Borasca werde schützen können. Nidhard zeiget bei alles magnam serenitatem animae. Letzteres wiederholt er in der Depesche vom 16. Dezember. Dann meldet er am 3. Januar 1669: Man hat der Königin Nidhard zum außerordentlichen Gesandten beim Kaiser proponirt und man meint hier, der Kaiser selbst solle dies bei der Königin esforciren. Hier gibt es keine Autorität, kein Recht und keine Gerechtigkeit. Aber der Kaiser war durchaus dagegen,[2]) er wollte sich auch nicht, wie Pötting verlangt hatte, gegen Nidhard aussprechen: ich glaube wohl, schreibt der Kaiser am 27. Februar 1669, „daß man allda verlangt, des Kaisers judicium (gegen Nidhard) zu vernehmen, aber nur ad palliandos suos intentus und daß sie sich mit dem Kaiser schützen können."[3])

Am 6. März 1669 berichtet dann Pötting die Verabschiedung Nidhards vom 25. Februar, weil Don Juan dieselbe innerhalb 3 Stunden forderte. Der gute Mann (Nidhard) hat sich maximis supernaturalibus spontanee verloren und die Königin dadurch in eine große Contingenz variarum eventionum eingeleitet. Auf Don Juan ist kein Verlaß, weil er gegen die Königin ist. Und in einem weiteren Bericht Pöttings vom selben Tage heißt es: Es wird nunmehr täglich klarer wahrzu-

---

1) Pribram I, 427.
2) Leopold 30. Januar 1669 Pribram II 8.
3) Pribram II, 13.

nehmen, daß die cum summo dedecore Majestatis Regiae von hier den 25. Februar erfolgte Apartirung Nidhards nichts als ein gesuchter Praetext BM (Don Juan) et ejus sequacium sei, AC (der Königin) Autorität ex integro zu zernichten.

Über das Benehmen Pöttings bei der Gelegenheit schreibt der Kaiser tadelnd am 10. April 1669: Habe auch gnädigst nit bergen wollen, daß man allher geschrieben, Pötting hätte den Neidhardt in diesem seinem Unglück nit allein nix an die Hand gestanden, so auch nit wäre de tempore gwest, sondern sogar auch keine Civilität ihm erwiesen, auch gar keine recado ihm geben lassen, da doch alle externi et interni ihm condolirt und complementirt haben und also viel die Meinung haben, der Kaiser verstehe sich mit Don Juan und approbire seine dissegui. Weilen aber das gar mit a tempo, also habe ich es Euch lieber selbst in Vertrauen erindern wollen."[1])

Nach Pöttings Bericht vom 12. März ist Don Juan noch in Waffen; er erhebt täglich neue Forderungen, bedroht auch die übrigen Minister, so daß diese die Augen öffnen und sich für die Königin erklären. Don Juan behauptet in einem Schreiben an die Königin (4. März), auch der Kaiser habe zur Entlassung Nidhards gerathen. Er (Pötting) wisse zwar nichts davon, aber es sei gut, daß es geglaubt werde.[2]) Dann heißt es in der Depesche vom 30. August 1669: Nidhard ist nunmehr von der Königin zu demjenigen Capello (Kardinalat), so der Papst vor hiesige Kron in pectore reservirt hat, präsentirt worden, idque extra consultationem. Wodurch also derselbe nach so vielfältig ausgestandenen Widerwärtigkeiten billig consolirt wird.

Das sind im Wesentlichen die Berichte Pöttings über Nidhard. Es steht darin mancher Tadel des mit dem Verhalten Nidhards unzufriedenen und wegen persönlicher Nichtberücksichtigung gekränkten Botschafters, aber ein Beweis für unlautern Ehrgeiz und häßliche Habsucht läßt sich aus diesen Berichten mitnichten erbringen.

Wir kommen nun zu den Berichten Lisolas, eines der

1) Pribram II, 21. 2) Vergl. Pribram II, 23.



bedeutendsten österreichischen Diplomaten dieser und der Folgezeit. Er wurde nach Madrid geschickt, um die Absendung der kaiserlichen Braut zu beschleunigen. Kaiser Leopold betrieb dieselbe mit der größten Energie, sowohl um im Reiche die Nachfolge zu sichern als auch die Ansprüche auf das event. spanische Erbe gegen die französischen Gegenstrebungen zu festigen. Pötting hatte sich aus Mangel an Umsicht und Entschiedenheit den entgegenstehenden Schwierigkeiten nicht gewachsen gezeigt.

Im April 1665 kam Lisola in Madrid an.[1])

In seinem Berichte vom 21. Mai 1665 schildert er die große Verehrung, in welcher die Königin bei Allen stehe, an der Regierung nehme sie aber keinen Anteil. P. Nidhard, ihr Beichtvater, ist hier eine große Person, er steht in hoher Achtung bei dem König, die Königin vertraut einzig ihm. Selbst der Herzog von Medina gesteht, daß die Vota des vorgenannten Paters in den Sitzungen des Staatsrates, zu denen er fast immer zugezogen wird, billig und vernünftig und meist den andern überlegen seien. Am 18. Juni 1665 meldet Lisola, daß Nidhard sich mit soliden Gründen den Verzögerungen gegen die Abreise der kaiserlichen Braut entgegengesetzt hat. Dann berichtet er in einer langen Depesche vom 4. Juli 1665 über eine Unterredung von Lisola und Pötting mit Nidhard, um ihn zu bewegen, dahin zu arbeiten, daß die Königin Anteil au der Regierung bekäme. Nidhard stimme zwar den Gründen Lisolas zu, er habe sich aber geweigert, selbst Schritte beim König zu tun, um der Königin zu größerem Einfluß zu verhelfen: das sehe ja aus, als betreibe er dies nur in seinem eigenem Interesse.[2]) Am 15. August lobt Lisola die unermüdliche Sorge des P. Nidhard, die Schwierigkeiten für die Abreise der Braut zu überwinden; Nidhards Autorität und Mühewaltung habe auch

1) Die Berichte in Wien, Staatsarchiv: Hispanica. Auszüge daraus in den Anmerkungen bei Pribram a. a. O. Vergl. Pribram, Franz Paul Freiherr von Lisola (1894) 255 ff.

2) Vergl. Pribrams Privatbriefe I, 853, wo aber die für Nidhard charakteristischen Äußerungen fehlen.

die Verkürzung des Termins durchgesetzt.[1]) In seiner Relation vom 18. August schildert Lisola die Vorzüge der Königin, ihre Lauterkeit und gutes Urteil; sie hat aber keine Kenntnisse von den Geschäften und keine fest begründete Partei, auf die sie sich stützen kann: der ganze Staat liegt darnieder, er hat weder Geld noch Kredit.

Am 17. September 1665 starb Philipp IV. Sein letztes Wort an seinen Nachfolger, den vierjährigen Prinzen Karl, soll gewesen sein: Quiera Dios, hijo mio, que seas más venturoso que yo (Gott mache dich glücklicher als mich). In seinem Testamente bestimmte er die Königin zur Regentin bis zur Volljährigkeit Karls. Dadurch kam Nidhard, der Einzige, dem die Königin unbedingt traute, in eine neue, für ihn nicht besonders angenehme Lage.

Darüber berichtet Lisola am 24. September: Das Geschick des österreichischen Hauses ruht jetzt in der Hand der Königin und folglich bei dem P. Nithard, der volle Autorität über sie besitzt. Ich sehe, daß derselbe etwas verwirrt und über die die Größe der ungewohnten Last bestürzt ist. Ich fürchte auch, daß er sich scheut vor dem Neid und der Verfolgung, weil er weiß, daß jede entschiedene Maßregel der Königin ihm selbst einzig und allein zugeschrieben wird.[2]) In der Depesche vom 28. Oktober 1665 spendet Lisola der Königin großes Lob, bedauert aber den Mangel an bestimmten Entschlüssen. Der Beichtvater der Königin besitzt die größte Macht und das volle Vertrauen der Königin. Alle, die es wohl meinen, verehren ihn sehr, und in der Tat steht er für Wahrheit und Gerechtigkeit ein. Seine Macht sticht vielen in die Augen, und alle, die größern Anteil an der Regierung haben wollen, streben darnach, ihn zu entfernen; seine Entfernung würde dann unfehlbar die Königin in die Abhängigkeit dieser Menschen bringen. Alles ist voll von Intriguen. Das bereitet dem guten Pater

---

1) Fehlt bei Pribram I, 162.

2) Vergl. Pribram I, 172.

die größte Unannehmlichkeit und ich fürchte, daß er so vielen Intriguen nicht gewachsen, endlich unterliegen wird.[1])

Am 22. November meldet Lisola, P. Nidhard werde in den Staatsrat kommen, „wie es hier bei den Königlichen Beichtvätern stets Sitte war". Am 1. Januar 1666 betont der Gesandte wiederum den Kampf der Parteien gegen den Beichtvater. Man glaubt, derselbe regiere nach Willkür und doch mischt er sich in der Tat wenig in die Geschäfte, mit Ausnahme von denen, die unmittelbar Ew. Majestät berühren. Daraus folgen nun zwei Übel, das eine, daß aus dieser falschen Meinung von seiner Alleinherrschaft der Neid gegen ihn wächst und jeder Mißerfolg ihm zugeschrieben wird, das zweite, daß infolge seiner Zurückhaltung, an die Wenige glauben, weil sie dieselbe nicht in der Tat erfahren, keine Ordnung in den Geschäften herrscht und alles in der Schwebe bleibt. Ich habe von Anfang an geraten, er solle den Schein aufgeben und die Macht in die Hand nehmen, aber keines von beiden hat er bisher getan oder tun können. Daher kommt es, daß er den Parteien (Castrillo — Medina — Pennaranda) anfängt verhaßt zu werden, weil er sich keiner ganz verschrieben und seine Stellung nicht gestärkt hat. Besonders klagt dann Lisola über die Verwaltung der Staatsschulden; auf sein Drängen sei durch Nidhard der sonst rechtschaffene aber unfähige Präsident veranlaßt worden, seine Entlassung einzureichen.[2])

---

1) Confessarius Reginae summa rerum potitur et intimam Reginae confidentiam unice possidet; in magna est apud probos omnes veneratione et re ipsa veritati studet ac justitiae; sed perstringit multorum oculos ipsius potentia et quot optant majorem in regimine partem, tot illum amotum cupiunt et ex ejus amotione indeclinabile foret quin Regina in istorum hominum dependentiam delaberetur. Pribram gibt diese für die Charakteristik Nidhards wichtige Stelle mit den Worten wieder: „Der Beichtvater ist sehr mächtig, aber auch angefeindet." A. a. O. I, 185.

2) Die Depesche ist kurz erwähnt von Pribram I, 200 ohne Nidhard zu berühren.

Am 15. Januar schildert dann Lisola im Einzelnen, wie alle Parteien gegen Nidhard mobil machen. Das Schlimmste ist die schlechte Staatsverwaltung. Alle Unordnung und alle Untätigkeit schreibt man nun ungerechterweise dem guten Pater zu. Dieser wendet aber in der Tat alles auf, damit die Geschäfte gut vorangehen, aber wenn er gute Ratschläge gibt, so werden sie entweder von seinen Neidern hintertrieben oder nicht ausgeführt oder zum Gespött gemacht. Legt er dann Hand zur Besserung an, so beschuldigen sie ihn gleich des Ehrgeizes; läßt er die Hand davon und hält sich fern von den Geschäften, legt man alles ihm zur Last. Wohin er sich wendet, überall findet er Tadel bald für seine Tätigkeit, bald für seine Zurückhaltung. Das Hauptziel ist, ihn auf jede Weise zu entfernen. Alles Mögliche wird gegen ihn ausgestreut, so daß er von ketzerischen Eltern abstamme, von gemeiner Herkunft sei und anderes dergleichen. Trotz alledem bewirkt seine große Lauterkeit (summa ejus probitas), daß er allen teuer ist, und es werden ihm auch starke Stützen nicht fehlen, wenn er dieselben nur richtig gebrauchen und einen beherzten Entschluß fassen will. Aber bisher schwankte er hin und her und beugt der Gefahr nicht vor. Mit seinem Sturz erhalten alle unsere Interessen einen schweren Schlag, weshalb er ihm gute Ratschläge gibt. Aber seine Ratschläge, so wiederholt Lisola am 29. Januar, führt Nidhard garnicht oder nur zögernd aus.

Der Bericht Lisolas vom 12. März 1666 betont wiederum die allgemeine Verwirrung: Es ist hier ein wahres Babylon. Der Respekt, der Gehorsam hört auf. Die Rechtspflege liegt darnieder. Es gibt keine Strafe mehr. Die Verwaltung des Schatzes ist ein unendliches Wirrsal. Alle Schuld wirft man auf den armen Mann, den P. Nidhard, der mit aller Ehrenhaftigkeit und Frömmigkeit der ihn umringenden Tücke nicht gewachsen ist, dessen Ansichten aber auch dieser Zeit nicht entsprechen. Ich sehe, daß sein Sturz früher oder später unabwendbar ist, aber auch derjenige der Königin.[1])

1) Vgl. O. Klopp, Fall des Hauses Stuart (1875) 1, 132.



Der Bericht vom 25. April lautet noch schwärzer: Am Hof herrscht eine vollständige Verschwörung gegen den Beichtvater und die Königin; man sprengt aus, die Königin sei unfähig zu regieren. Es wären scharfe Mittel dagegen schon da, aber der Beichtvater kommt zu keinem entschiedenen Entschluß, indem er nicht so sehr für sich als für die Königin fürchtet; in allen Vorschlägen findet er Schwierigkeiten und Gefahren, und in der Tat ist die Lage so, daß jedes Mittel hart und schwierig ist. Am 4. Juni verlangt Lisola einen Brief des Kaisers an den Beichtvater, worin der Kaiser seine Mißbilligung ausspreche, daß der Beichtvater die kaiserlichen Gesandten nicht in allem höre und die österreichische Partei nicht hinreichend unterstütze.

Nidhard war aus Gewissensbedenken gegen die Aufgabe von Portugal und somit gegen den Frieden, weil man unter der Regentschaft auf ein solches Land nicht verzichten dürfe.

Indem Lisola am 25. Juni berichtet, daß Nidhard gegen die Ratschläge Lisolas nichts von dem Frieden mit Portugal wissen wolle, hält er die Absicht Nidhards für durchaus rein (purissimam omnino arbitror ejus intentionem), aber er sei durch andere praeoccupirt. Ob der Beichtvater nach der Groß-inquisitor-Stelle trachtet, davon weiß ich garnichts, und ich kann mich bei der erprobten Rechtschaffenheit des Beichtvaters (perspecta Confessarii probitate) davon nicht überzeugen. Der Beichtvater hat sowohl im geheimen Rat als in Rom insgeheim dahin gearbeitet, daß der Cardinal zugleich mit dem Erzbistum (von Toledo) das Amt des Großinquisitors beibehalte. Ich glaube durchaus, daß der Beichtvater in keiner Weise ehrgeizig nach diesem Amte strebt, man meint aber (creditur), daß er von Patres der Gesellschaft Jesu sehr gedrängt wird, die es ihm als einen beständigen Schimpf vorhalten würden (perpetuum opprobrium objectabunt), wenn er durch seine Furchtsamkeit die Übertragung einer solchen Würde an seinen Orden versäumte. Die Gesundheit Nidhard's ist schwach; er ist häufig krank. Die Maßhaltung des Beichtvaters ist sicher (moderatio perspecta), er konnte nie dazu gebracht werden gegen andere, die, wie er



wohl wußte, ihm, dem Kaiser und der Königin feindlich waren, auch nur einen geringen Schlag zu führen.

Auch in den bis zur Abberufung im August noch folgenden Berichten bezweifelt Lisola nie die reinen Absichten Nidhards, wenn er auch dessen Politik, weil sie den politischen Interessen des Kaisers entgegenstand, nicht billigen konnte. Über diese Politik herrschte aber nicht allein am spanischen Hofe, sondern auch bei den kaiserlichen Gesandten selbst keine Übereinstimmung.

XLV.

Karls d. Gr. Schenkung von Prül an St. Emmeram in Regensburg.

In seiner ergebnisreichen Abhandlung über „Karolingische Pfalzen in Altbayern"[1]) widmet M. Fastlinger einen Abschnitt den Pfalzen Regensburgs, wo „die vornehmsten und am reichsten ausgestatteten unter allen Pfalzen Altbayerns" standen. Hier erhob sich der aus agilulfingischer Zeit stammende „Herzogshof", den nach der Absetzung der Agilulfinger auch Karl der Große bewohnte. Zwischen der jetzigen alten Kapelle und dem uralten Salvatorkirchlein, das nachmals der Minoritenkirche weichen mußte, dehnte sich dereinst ein weiterer Teil dieses kaiserlichen Palatiums aus, der jetzt noch in der lokalen Bezeichnung „Am Königshof" fortlebt. Eine zweite Pfalzanlage begründete Kaiser Arnulf in der Nähe seines heißgeliebten St. Emmeram, nordwestlich von dieser Kirche in der Richtung gegen die jetzige Ägidienkirche zu. Als Zubehörde zu derartigen Pfalzen nennt Fastlinger

1) Forschungen zur Geschichte Bayerns, München und Berlin, 12 (1904) 233 ff.

eine Pfalzkapelle, in der Regel der hl. Maria geweiht, ein Pfalzgericht, einen nahe gelegenen Wildpark, in dem Edelwild gehegt wurde, und zuweilen auch eine „Hofmühle". Der zu Arnulfs Pfalz gehörige Wildpark war nach Fastlinger ein Grundstück, das vorher zu St. Emmeram gehört hatte.

„Das Kloster St. Emmeram zu Regensburg besaß (888) ein Grundstück, genannt Pruvil = Prül. Dasselbe hatte früher als Wildpark („ad inclusionem ferarum") gedient und war offenbar durch königliche Schenkung an das Kloster gediehen. Zu gleichem Zwecke begehrte und erwarb nun Arnulf den Prül für seine kaiserliche Pfalz zurück gegen Überlassung des Königshofes Mendorf im Kelsgau. Schon Arnulfs Vorgänger in der Königswürde, soweit sie sich in Regensburg aufhielten, waren in Prül bei Regensburg, jetzt Karthaus-Prül, dem Waidwerk obgelegen."

Über die Schenkung dieses Prüls an St. Emmeram läßt sich an der Hand einer Urkunde Karls d. Gr. genaueres sagen. Da die Urkunde in diesem Zusammenhang allem Anschein nach nicht Beachtung fand, so möge die Aufmerksamkeit interessierter Kreise auf sie gelenkt werden.

Die Urkunde ist am 22. Februar 794 zu Frankfurt ausgestellt. Der einschlägige Passus derselben soll hier zur Bequemlichkeit der Leser nach Mon. Germ., Diplomata I, 237 angeführt sein:

Karl von Gottes Gnaden König der Franken und Longobarden und römischer Patritier gibt der Kirche des hl. Emmeram bei der Stadt Regensburg Grund und zwar a parte meridiana ipsius monasterii terra culta et inculta ingera ducenta sexuaginta et sex de prata in totum iuxta fontem cuius vocabulum est Uiuarias, ubi potest colligere fenum carradas quinquaginta octo; est autem spacium longitudinis de sepe giro ipsius monasterii posita usque ad ipsum fontem perticas decim pedas quatringentas duodecim et de ipso fonte sursum in monte perticas centum quadraginta et septem et supra ipso fonte habet in latitudine de via publica usque ad aliam publicam perticas centum quinquaginta et in medio spacio de ipsa via publica usque ad aliam viam noviter factam perticas centum



quadraginta, iuxta sepem vero monasterii, ubi latissimum est, perticas ducentas septem.

Karl der Große schenkt demnach dem Kloster St. Emmeram ein Stück Land, das nach Süden von der Umfriedung des Klosters bis zu der Quelle Vivarias 412 Pertiken zu je 10 Fuß, von der Quelle bergaufwärts deren 147 zählt. Die Breite des Grundstückes beträgt an der Quelle von einem alten öffentlichen Wege bis zu einem neu hergestellten 150 Pertiken, zehn weniger in der Mitte der Ausdehnung nach Süden hin; die größte Breite hat es unmittelbar am Kloster selbst, nämlich 207 Pertiken. Die Lage dieses Stückes Land, das wir südlich von St. Emmeram zu suchen haben, ist seiner genaueren Richtung nach leicht ausfindig zu machen, wenn wir den fons Vivarias festgestellt haben, der neben den beiden Straßen die Hauptanhaltspunkte bietet für die Längen- und Breitenmaße der Fläche.

Welches ist nun jene Quelle? Die undeutliche Schrift der Urkunde war wohl der Grund, daß bis zu unseren Tagen her ihr Name stets wieder verschieden angegeben wird. B. Pez, der die Urkunde, wie es scheint, zum erstenmal und zwar nach einem St. Emmeramer Chartular des 11. Jahrhunderts dem Drucke übergab, hat „cuius vocabulum est Wiuuarre".[1]) J. B. Kraus veröffentlichte sie aufgrund des Textes im Original. Er liest Urvarius[2]) und ebenso Th. Ried.[3]) In einer dem Texte beigegebenen Note meint Kraus, daß die Quelle keine andere sei als die von Dechbetten, das südwestlich von Regensburg liegt und von wo aus im Mittelalter tatsächlich Quellwasser in bleiernen Röhren bis ins Kloster St. Emmeram geleitet wurde. Die Herausgeber von MG. Diplomata tom. I lesen Uiuarias und bringen damit eine neue Variante.

1) Thes. anecdot. noviss. tom. I. III pag. 1. Wiware ist nach Weigand-Hirt, Deutsches Wörterbuch, = Weiher.

2) Liber Probationum, Ratisbonae 1752, 2.

3) Codex chronilogico-dipl. episcopatus Ratisb., Ratisbonae 1816, 8.

Es kann indeß gar kein Zweifel bestehen, daß der intendierte Text lautete: „iuxta fontem, cuius vocabulum est Uiuarius“.[1])

Bei der Umschau nach Quellen südlich von St. Emmeram, die ehemals im Besitz des Klosters waren, stoßen wir auf eine von Dechbetten, allerdings mehr westlich als südlich von Regensburg entspringend. An sie hatte J. B. Kraus gedacht. Noch weiter westlich gegen Prüfening zu war dann auch eine Brunnenstube, die vielleicht einmal im Emmeramer Besitz stand. Ihr Wasser wurde im 17. Jahrhundert in die Stadt geleitet zur Speisung verschiedener Zierbrunnen. Als „gegen Niedergeng und gegen dem Hochlöblichen Closter Prifling hinauf“ gelegen,[2]) kommt sie hier kaum mehr in Betracht. Dagegen verdient in unserem Zusammenhang von vornherein die größte Beachtung die Quelle des für die mittelalterliche Wasserversorgung von St. Emmeram wie überhaupt der ganzen Stadt Regensburg so bedeutungsvollen und fast direkt südlich von St. Emmeram entspringenden St. Vitusbaches. Nach dem hl. Vitus kann Bach und Quelle übrigens erst benannt worden sein, nachdem Bischof Gebhard I. im Jahre 997 auf ehemaligem Emmeramer Grund das Kloster Prül zur Ehre des hl. Vitus gegründet hatte.[3]) Die Quelle ist jetzt noch unter einer Wölbung an der Chorpartie der ehemaligen Pfarrkirche des Klosters Prül sorgfältig gefaßt. Sie versieht einen nahen Fischweiher mit Wasser, trieb dann ehemals als Bach die Kumpfmühle bei Regensburg. In

1) Uiuarius steht auch in Mon. Boica XXVIII a 3, wo die Urkunde wegen der mangelhaften vorausgehenden Drucke wieder abgedruckt ist. Als Grund, weshalb früher der zweite Buchstabe für r gehalten wurde, ist hier anzugeben, daß er etwas undeutlicher geschrieben ist (vgl. a. a. O. 5). H. Dr. M. Fastlinger, welcher das Original im Münchener Reichsarchiv für mich einzusehen die Güte hatte, bekundet, daß man Uiuarias oder auch Uruarias lesen kann.

2) Ratisbona Politica, Regenspurg 1729, 178.

3) Vgl. Janner, Gesch. der Bischöfe von Regensburg. Regensburg 1883, I, 434.



Regensburg selbst teilte sich der Bach in zwei Arme und mündete so in die Donau.

Diese Quelle von Prül ist nun ohne allen Zweifel der „fons Vivarius“, die Tierparkquelle, vom Diplom Karls des Großen aus dem Jahre 794. Denn Prül heißt eben nichts anderes als Tierpark.[1]) Die letzten Bedenken dagegen müssen weichen gegenüber dem ausdrücklichen Wortlaut der oben angeführten Urkunde Kaiser Arnulfs vom Jahre 888 über einen Tausch mit St. Emmeram. „Es gab uns, heißt es hier, der genannte Bischof — gemeint ist Bischof Ambricho, der zugleich Abt von St. Emmeram war — ein gewisses Eigen, das an dieselbe Stadt (Regensburg) angrenzt und zum Kloster des hl. Blutzeugen Christi Emmeram gehört, das, weil es dereinst als Wildpark gedient hatte, wir wiederum zu diesem Zwecke von ihm (dem Kloster) zum Tausche zurückforderten. Wir aber gaben zum Entgelt dieses Platzes, mit dem volkstümlichen Namen Pruoil genannt, zu dem vorbezeichneten Kloster im Chelsgau in der Villa Mandorf die Kirche mit den Zehnten“ 2c.[2])

In der Tat weiß man in alter Zeit in St. Emmeram nicht anders, als daß die Schenkung Karls des Großen 794 sich auf Prül bezog. Arnold von St. Emmeram erinnert an die fürstlichen Vergabungen an St. Emmeram und wiederholt bei dieser Gelegenheit kurz den Inhalt der Urkunde von 794, wobei er den königlichen Prül ausdrücklich nennt:

Attestatur quoque territorium Ratisponense vel prolium

---

1) Vgl. Fastlinger a. a. O. 246 ff. und Ducange, Glossarium s. v. Brolium nemus, silva, saltus, ubi fераram venatio exercetur, maxime vero silva muris aut sepibus cincta.

2) Dedit namque nobis praefatus episcopus quandam proprietatem eidem urbi contiguam, ad monasterium s. Emmerami martyris christi pertinentem, quae quia aliquando ad inclusionem ferarum destinata fuerat, iterum ad hoc ab eo poposcimus concambiandam et revocandam. Nos vero in recompensationem eiusdem loci, vulgari nomine Pruoil nominati, dedimus ad praedictum monasterium etc. Ried, l. c. I 67.

regale, quod a fastigio montis meridiani inter vias publicas usque ad muros ipsius monasterii a Carolo Magno traditum est b. Emmerammo et monachis eius sub imperiali testamento.[1])

Durch den Zusammenhalt der beiden Urkunden vom Jahre 888 und 794 gewinnen wir nun eine Stütze für den Zeitpunkt, bis zu welchem dereinst jenes Eigen von St. Emmeram als Tierpark gedient hatte (aliquando ad inclusionem ferarum destinata fuerat). Wohl bis zur Übergabe an St. Emmeram 794. Der Prül war demnach der zur Herzogsburg der Agilulfinger gehörige Tiergarten gewesen, und erst Kaiser Arnulf gab ihn seiner ehemaligen Bestimmung wieder zurück. Wann er neuerdings an St. Emmeram zurückgelangte, darüber scheinen die urkundlichen Belege zu fehlen. Doch wissen wir, daß eben jener Teil des Prüler Grundes, in dem die Quelle liegt, 997 von Bischof Gebhard I. von Regensburg durch Tausch vom Kloster St. Emmeram erworben und zur Stiftung des dem hl. Vitus geweihten Benediktinerklosters Prül verwendet wurde.[2])

Der ganze ehemals durch Karl den Großen aus dem Herzogsgut der Agilulfinger an St. Emmeram vergabte Grund war ein von Nord nach Süden ausgedehnter länglicher Landstrich gewesen, der sich im Süden bis über die Höhe rückwärts von Karthaus-Prül ausdehnte, nördlich von diesem Kloster sich etwas verengerte, seine größte Breite aber unmittelbar an der Südseite des Emmeramsklosters hatte. Als die beiden öffentlichen Wege, die dieses Gelände der Länge nach einschlossen, können nur in Betracht kommen die alte Römerstraße von Regensburg nach Augsburg im Westen und der unmittelbar an Prül östlich vorbeiführende Fahrweg, der als via noviter facta wohl in der letzten Zeit der Agilulfinger angelegt worden sein dürfte.[3])

1) Arnoldus de s. Emmer., De miraculis b. Emmerammi l. I, 5, MG. SS. IV 550.

2) Janner I 434.

3) Was die beiden parallel laufenden Straßen betrifft, so macht mich H. Graf Walderdorff darauf aufmerksam, daß im Westen speziell



Es war oben von den Zubehörden zu den alten Herrscherpfalzen die Rede und davon, daß sich unter denselben regelmäßig auch eine Pfalzkapelle findet. Auch die Kaiserpfalz Arnulfs wird eine solche nicht entbehrt haben. Nur ist eine direkte Nachricht über sie nicht vorhanden.[1]) Auch deutet keinerlei Spur mehr auf ihr ehemaliges Vorhandensein hin, man müßte denn geneigt sein, die östliche Hälfte der jetzigen Vorhalle von St. Emmeram, die vielleicht Reste eines alten selbständigen Sakralgebäudes in sich birgt, hiefür in Anspruch zu nehmen. Die Voraussetzung wäre dann, daß Kaiser Arnulf seine Pfalzkapelle in die unmittelbare Nähe der Kirche seines Patrons, des hl. Emmeram, stellte. Ein leiser Hinweis darauf könnte vielleicht aus dem folgenden Umstande genommen werden. In der Nische dieses Teiles der Vorhalle, die jener Voraussetzung nach die Apsis der Pfalzkapelle gewesen wäre, wurde kürzlich das Gemälde einer weit überlebensgroßen Halbfigur der Madonna mit dem Kinde gefunden, das in der jetzigen Gestalt wohl erst dem 12. Jahrhundert angehört, aber, wie es scheint, an der Stelle eines älteren Bildes steht, von dem noch Spuren durchschimmern. Das Bild Marias am Eingang zu einer Kirche, die ihr nicht geweiht ist, fällt hier auf für jene Zeit. Dagegen wissen wir, daß die Pfalzkapellen ihrer überwiegenden Mehrzahl nach Maria geweiht waren.[2])

Auch ist vor dem Portalbau durch Reginward (c. 1050) an jener Stelle eine zum Kloster St. Emmeram gehörige Kapelle nicht erwähnt. Unter Reginward wäre diese Kapelle dann in den neuen Portalbau einbezogen worden.

ein wahrscheinlich schon in der Römerzeit von der jetzigen Landstraße abzweigender und nach Graß und Hohengebraching führender Weg gemeint ist. Damit stimmen in der Tat die angegebenen Breitenmaße.

1) Wenn Manfr. Mayer, Geschichte der Burggrafen von Regensburg, München 1883, 13 sagt, der Burggraf habe in der Apsis der Ägidienkirche, „welche zur ehemaligen Pfalz Kaiser Arnulfs gehörte", Gericht gehalten, so ist das mißverständlich; die Ägidienkirche wurde nämlich erst 1152 geweiht.

2) Fastlinger a. a. O. 267.



Der Arnulfspalast bildete später die Residenz der Burggrafen von Regensburg. Unter dem Burggrafen Friedrich findet nun tatsächlich eine ihm gehörige Marienkapelle um 1170 Erwähnung. Um diese Zeit gibt er nämlich zur Ausstattung der hl. Maria bei seiner Kapelle in Regensburg eine Hube zu Neudorf.[1]) Dem Vorausgehenden zufolge wäre diese Kapelle die Nachfolgerin der durch Arnulf erbauten und bei der Schaffung des neuen Portals an der Nordseite der Emmeramskirche um 1050 in dasselbe einbezogenen. Doch soll auf diese Mutmaßungen kein Nachdruck gelegt werden, da tatsächliche Belege fehlen.

J. A. Endres.

XLVI.

Der Stand der Frauenbewegung nach den Kongressen des letzten Jahres.

(Juni 1913—Juni 1914.)

Der Beobachter der Zeit kann die Frauenbewegung nicht außer acht lassen, wenn auch die großen weltbewegenden Ereignisse jeden Besonnenen immer wieder daran erinnern, daß trotz aller feministischen Bemühungen um eine Änderung der Weltordnung dem Manne die führende Rolle in der Welt zukommt. Je länger, desto schwerer wird es, die Bewegung auf den verschiedenen Gebieten zu übersehen und richtig abzuschätzen. Ein Überblick von Zeit zu Zeit ist eine Notwendigkeit geworden. Diesem Umstand verdankte in Deutschland das „Jahrbuch der Frauenbewegung" 1912, herausgegeben von Elisabeth Altmann-Gotheiner (Teubner, Leipzig-Berlin), seinen Ursprung, das in seinem dritten Jahr-

1) (Fridericus comes Palatinus) unam hubam in Niwendorf dedit in dotem sancte Marie ad Capellam suam Ratispone. Ried, Cod. dipl. I p. 244.

gang 1914 eine vorteilhafte Entwicklung aufweist. Der Parteistandpunkt der liberal-bürgerlichen Frauenbewegung hat die Herausgeberin erfreulicherweise von einer objektiven Berichterstattung auch über anders gerichtete Bestrebungen nicht abgehalten. Daß hiebei nicht jede Einseitigkeit vermieden wurde und da und dort Ergänzungen und Richtigstellungen nötig sind, kann nicht befremden. Immerhin ist Grund genug vorhanden, daß wir uns mit einem einfachen Verweise auf das „Jahrbuch" nicht begnügen oder es bedingungslos empfehlen können. In religiöser Beziehung tritt der liberal-protestantische Charakter so stark hervor, daß die katholische Frauenbewegung entschieden zu kurz kommt. Eine Übersicht über diese hervorragendsten Erscheinungen, soweit sie in Kongressen sich offenbarten, dürfte daher am Platze sein.

An erster Stelle, dem angegebenen Zeitraum entsprechend, ist der 7. Weltkongreß für Frauenstimmrecht zu verzeichnen, der vom 16.—21. Juni 1913 in Budapest unter dem Vorsitze der Präsidentin des Weltbundes Mrs. Chapman-Catt tagte. Der Kongreß war durch Delegierte aus 26 Ländern beschickt; aus Europa fehlten Spanien, Griechenland und das Großherzogtum Luxemburg, wo organisierte Frauenstimmrechtsverbände noch nicht existieren. Der etwa von 3000 Teilnehmerinnen besuchte Kongreß machte vielmehr den Eindruck einer glänzenden Schaustellung als den einer imponierenden Arbeitsleistung. Dies trat schon hervor in dem feiertäglichen Akkord, der den Kongreß einleitete, in der Predigt, die Rev. Annie Shaw am Sonntagmorgen in der protestantischen Kirche zu Buda hielt. „Sie verkündete da", berichtet die ‚Frauenbewegung', „mit zündenden Worten das Evangelium von einer neuen Zeit mit neuen Idealen. Kirche und Staat sind für die Menschen da, nicht umgekehrt. Die Menschen aber, und vor allem auch die Frauen, sind gewachsen. Möchten Kirche und Staat sich hüten, in alten Formen zu erstarren, möchten sie sich dehnen und weit und groß werden, damit nicht eines Tages der Inhalt die Form sprengt".

Dieses neue Evangelium ist hier den männlichen Predigern



einer neuen Zeit weiblicherseits einfach nachgesprochen worden. Das alte „Mulier taceat in ecclesia“ dürfte damit aber noch lange nicht aus der Welt geschafft sein. Des weiteren hat auch die eigentliche Tagung viel Schimmer und Glanz entfaltet, in den vielen hochtönenden Reden sowohl, wie in den Unterhaltungen, worunter die prächtige „Nachtfahrt auf der Donau“ den Höhepunkt darstellte. Demgemäß hat auch die Presse der Tagung nicht allzuviel Bedeutung beigelegt. Das führende Wiener Organ des Freisinns in Österreich, die „Neue freie Presse“, hat auffallend kurze Berichte über die Tagung erstattet. „Die Frauenbewegung“ der Frau Minna Lauer aber, die mit ihrer radikalen Begeisterung für das politische Wahlrecht der Frau zwischen Sozialdemokratie und bürgerlichem Liberalismus ständig einherschwankt, übte in Nr. 14 (15. Juli) scharfe und berechtigte Kritik und meinte in der folgenden Nummer: „Der Kongreß in Budapest hat leider nicht so günstig abgeschlossen, als es sonst der Fall war.“ Die Präsidentin selbst hatte in der Schlußrede bedauert, daß der politische Erfolg diesmal nicht so ergiebig wie „sonst gewesen sei“. Die „Congress Number“ des „Jus Suffragii“, des Organs der „International Woman Suffrage Alliance“ aber vom 15. Juli 1913 vermag kaum ein günstigeres Urteil beim Leser zu erwecken. Es klingt fast wie Ironie, wenn hier in dem ernstgemeinten Artikel „A Comment“ von Mrs. Eastman Benedict aus New-York gesagt wird: Der ganze Kongreß könne durch zwei Adjektive charakterisiert werden: „hatless and triumphant“. Jede Dame wurde nämlich genötigt, vor dem Kongreßsaale ihren Hut zurückzulassen. Bezüglich des „triumphant“ aber heißt es: „The very presence of three thousand women, gathered from all parts of the world in the cause of Woman Suffrage, was eloquent of victory for that cause. As Mrs. Despard put it: ‚When J looke out upon this great company of splendid women, s think how wonderful it is, that the men of any country can resist us‘.“



Ein Einblick in die Berichte, die das dem Kongreß günstige „Neue Pester Journal" brachte, läßt keine wesentlich bessere Ansicht gewinnen. Neue Gedanken mit einer überzeugenden Begründung der politischen Gleichberechtigung der Frauen sucht man vergebens. So z. B. wußte die Vertreterin von Norwegen nur das alte Lied zu singen: „Die Frauen bewähren sich sehr gut in der Politik; wenn sie noch nicht perfekte Politikerin ist, so ist es darauf zurückzuführen, daß die Frauen Jahrtausende hindurch geknechtet waren". Der Kongreß wurde auch genötigt, seine Stellung zu den englischen Suffragetten auszusprechen, zumal zwei dieser „militanten" Frauen bei ihren Reden lebhafte Zustimmung gefunden hatten. Die Präsidentin lehnte eine Solidarität mit der Kampfesweise der Suffragetten ab, brachte aber folgende Resolutionen zur einstimmigen Annahme:

„1. Da der Weltbund für Frauenstimmrecht durch seine Satzungen zur strengsten Neutralität gegenüber allen Fragen nationaler Politik und Taktik verpflichtet ist, so verbieten ihm seine Grundsätze jeden Ausdruck sowohl der Zustimmung wie des Widerspruchs gegenüber einer gewaltsamen Kampfesweise. 2. Da man aus politischen Unruhen, Aufständen und Revolutionen niemals ein Argument gegen das Männerwahlrecht konstruiert hat, protestieren wir gegen die Gepflogenheit der Gegner des Frauenstimmrechtes, eine von einer Minderheit eines einzelnen Landes geübte Kampfesweise als Vorwand zu gebrauchen, um den Frauen der ganzen Welt das Wahlrecht vorzuenthalten."

Eine nüchterne Kritik dieser Resolution kann den Mangel an Klarheit und Entschiedenheit darin nur bedauern. Die seitherigen wahnsinnigen Gewalttaten der englischen Suffragetten dürften den Urheberinnen dieser Resolutionen schon selbst Bedauern über die geäußerte Neutralität eingeflößt haben. Schon zur Zeit des Kongresses lagen aber genügende Proben der „gewaltsamen Kampfesweise" vor, die den entschiedenen Widerspruch der Kongreßmitglieder herausfordern mußten.

Unter diesen Umständen können wir dem Auftreten eines

hervorragenden ungarischen Prälaten in der „Männerliga für das Frauenwahlrecht" nicht in Allem beipflichten. Zwar ist anzuerkennen, daß er die Behauptung, die Frau der Vergangenheit sei stets und überall Sklavin gewesen, auf das rechte Maß zurückführte. Sein weiteres Eintreten aber für die politischen Rechte der Frau, die auf dieser Tagung doch nur die politische Gleichstellung der Geschlechter bedeuteten, erhob sich nicht über die Redensarten der Frauenrechtlerinnen. „Die Frau der Vergangenheit", sagte er nach dem Berichte des „N. Pester Journal", hatte ja ihren Wirkungskreis, aber heute erwirbt sie und will — mit Recht — ihre Interessen selbst vertreten. Wir müssen also (!) der Frau politische Rechte geben. Man hört oft sagen, daß die Frau durch die Politik entwürdigt wird. Wer so spricht, hält nicht viel von der Politik. Nun denn, so heben wir unsere Politik durch die Frau empor. Wer gegen die politischen Rechte der Frau arbeitet, der begeht eine Sünde nicht allein gegen die Frau, sondern gegen die Menschheit, weil er der sozialen Entwicklung Kräfte entzieht, welche dieselbe braucht." Für denjenigen, welcher diese Auffassung nicht zu teilen vermag, war es peinlich, nach dem Herrn Prälaten den englischen Sozialdemokraten Keir Hardin und den österreichischen Sozialdemokraten Dr. Goldscheid für dieselbe Sache reden zu hören. Der Letztgenannte brach auch eine Lanze für die englischen Suffragetten.

Das „N. Pester Journal" (19. Juni) bemerkt über die Sitzung dieser Männerliga:

„Bei aller Anerkennung des ehrlichen Bestrebens der Männer, für das Wahlrecht der Frauen zu kämpfen, muß gesagt werden, daß die Männerliga beiweitem nicht jene Kraft aufweist, welche der Tätigkeit der Frauen innewohnt. Man merkt es — mit wenigen Ausnahmen — den Herren an, daß sie noch nicht die Zeit gefunden hatten, sich in die Frage des Frauenstimmrechtes in dem Maße zu vertiefen, als es die Frauen getan, welche man Gelegenheit hat, seit einigen Tagen hier sprechen zu hören. Allerdings ist man kräftiger, wenn man



seine eigene Sache vertritt, aber immerhin wird es nicht schaden, wenn die Mitglieder der Männerliga, soferne sie erfolgreich für das Ziel der Frauen kämpfen wollen, die Sache energischer anfassen."

Eine Art Ergänzung erhielt der Budapester Weltkongreß in einer äußerst zahlreich besuchten Versammlung sozialdemokratischer Frauen am 20. Juni, in der als Hauptrednerin Adelheid Popp aus Wien auftrat. Dieselbe trat u. a. als Anklägerin gegen den Frauenstimmrechtskongreß auf, weil derselbe sich der Sache der Arbeiterinnen nicht angenommen habe. Die Schilderung des materiellen Elends der arbeitenden Frauen in Ungarn trat in schneidenden Gegensatz zu dem Glanze, den die Mitglieder des Weltkongresses entfalteten. Der Freund des Volkes wird notwendigerweise diesen sozialdemokratischen Frauen mehr Interesse entgegenbringen als dem Weltkongresse. Daß das Heil der Frauen aber weder von den einen noch von den andern kommen könne, dürfte dem Kenner der Weltgeschichte und des Christentums klar sein.

Bald nach der internationalen Tagung in Budapest wurde London der Schauplatz des IV. Delegiertentages der internationalen Föderation der katholischen Frauenvereine (Union internationale des Ligues catholiques féminines). In der „Chronik der Frauenbewegung 1913/14", die das „Jahrbuch der Frauenbewegung 1914" enthält, ist dieses Ereignis nicht zu finden. Auch die Berichte in den katholischen Frauenzeitschriften deutscher Zunge über diese wichtige Tagung sind in der Regel nur ganz kurz gewesen. Die meisten haben sich darauf beschränkt, zu melden, daß die dort entworfenen Statuten vom Papste zunächst für die Dauer von vier Jahren genehmigt worden sind. Unter den 16 Artikeln der Statuten bestimmt Artikel III den Zweck der Union folgendermaßen: „L'Union internationale a pour but: a) de servir de lieu entre les Ligues ou Associations féminines catholiques, b) de mettre à l'étude les questions se rapportant à la défense des libertés religieuses ou à l'action



sociale catholique, qui peuvent être utilement traitées en vue d'une action commune. Der Heilige Stuhl hat sich ausdrücklich den Einfluß auf die Wahl bezw. Bestimmung der Präsidentin durch die Statuten gewahrt. Der Papst hat demgemäß die Gräfin Maria Wodzicka in Krakau zur Präsidentin bestimmt. Der Ausbau dieses weltumfassenden Rahmens der katholischen Frauenbewegung läßt allerdings noch viel zu wünschen übrig. Andererseits erweist sich dieselbe als notwendige folgerichtige Entwicklung, wovon bei guter Leitung noch sehr viel gutes zu hoffen ist. Das derzeit in Krakau befindliche Bureau der „Internationalen Union katholischer Frauenbunde", dem der Papst Msgr. Podwin in Krakau als geistlichen Konsulenten beigegeben hat, hat inzwischen vier Studienkommissionen mit je einer Präsidentin und neun kooptierten Mitgliedern eingesetzt:

1) Mädchenschutz unter dem Vorsitz der Baronin Montenach in Freiburg (Schweiz); die Leitung der Sektion: Kampf gegen die Prostitution hat Gräfin G. Walterskirchen in Wien übernommen.

2) Presse unter dem Präsidium der Vicomtesse de Vélard (Paris).

3) Erziehung unter dem Vorsitz von Frl. Schmitz (Aachen) mit der Unterabteilung: Studentinnenfürsorge unter Leitung von Miß Fletcher (London).

4) Arbeiterinnenschutz unter Leitung von Mme. Leroy-Liberge (Paris).

Bis zu dem geplanten nächsten Delegiertentag 1915 in Krakau, falls er überhaupt zustande kommt, werden diese Kommissionen eine gewaltige Arbeit zu leisten haben. Das Bureau besteht außer der genannten Präsidentin aus der Vizepräsidentin Mrs. Hope (London), der Sekretärin Frau Strazewska (Krakau), der Kassierin Miß Streeter (London), den Mitgliedern Vicomtesse de Vélard (Paris), Miß Fletcher (London), Marquise de Chasteler (Brüssel), Gräfin Walterskirchen (Wien). Auffallenderweise sind Deutschland und Italien im Bureau nicht vertreten.

London war bald darauf (30. Juni bis 4. Juli) wieder der Schauplatz des internationalen Kongresses gegen den Mädchenhandel, bei dem freilich Männer und Frauen gemeinschaftlich verhandelten, der aber doch vorwiegend eine Frauenangelegenheit darstellte. Der Hauptsache nach war er das Ergebnis der 25jährigen Tätigkeit des Sekretärs des internationalen Bureaus gegen den „weißen Sklavenhandel" in London, Mr. Coote. Da die meisten europäischen und viele außereuropäischen Regierungen offizielle Vertreter geschickt hatten, fiel es auf, daß Deutschland ohne solchen Vertreter dastand und hierin nur das cisleithanische Österreich zum Bundesgenossen hatte, während Ungarn drei Regierungsvertreter aufwies. Wie der Kongreß international war, so auch interkonfessionell. Kardinal Bourne von Westminster trat ebenso auf, um die Bedeutung der öffentlichen Meinung in dieser Sache zu betonen und auf das tatsächliche Interesse des Heiligen Stuhles hinzuweisen, wie der anglikanische Erzbischof v. Canterbury, der diesen Kampfkongreß als den „Kreuzzug des XX. Jahrhunderts" bezeichnete. Die katholischen Frauen beteiligten sich erfreulicherweise rührig an dem großartigen Arbeiten, insbesondere die Schweizerin Baronin Montenach mit dem unermüdlichen Apostel des Mädchenschutzes Msgr. Müller-Simonis. Der ausführliche Bericht der österreichischen Gräfin Gerta Walterskirchen in „Österreichische Frauenwelt" (3. Jahrg., 269 ff.) verdient alle Beachtung.

Lady Aberdeen, die Präsidentin des internationalen Frauenbundes mit ungefähr acht Millionen Mitgliedern, die eine Hauptrolle auf dem eben erwähnten Kongreß spielte, hat sich auch um Beseitigung der „Weißen Plage", wie die Tuberkulose genannt wird, eifrigst bemüht, indem sie das Buch: „Prevention of Tuberculosis and how it can be affected by the care and isolation in advanced cases herausgab.

Die sozialdemokratische Frauenorganisation veranstaltete am 8. März 1914 zum viertenmal einen allge-



meinen Frauentag in allen größeren Städten, um demonstrativ die Forderung nach der politischen Gleichberechtigung der Frauen zu erheben. Wie im Vorjahre, am 2. März, so hat diesmal Klara Zetkin diesem Tage eine Festschrift „Frauenwahlrecht!" gewidmet. Die prosaischen wie die poetischen Beiträge atmen sämtlich einen überschwenglichen Revolutionsformalismus und eine antichristliche Zukunftshoffnung, die manchmal zur prophetischen Karikatur wird, aber auch vor höchst überflüssiger Entstellung der ehrwürdigsten christlichen Glaubensgeheimnisse nicht zurückschreckt. So wird die Schrift mit einem poetischen Erguß eröffnet, dessen sechs Strophen mit dem Refrain schließen: „Der Tag wird kommen".

„Wir harren alle auf einen Tag,
Und der Tag, der Tag wird scheinen,
Für die Großen ein flammender Wellenschlag
Und ein Ostertag für die Kleinen,
Wo die Sonne aufgeht wie Blut so rot,
Und der Mond so bleich als wie der Tod —
Der Tag wird kommen!"

„Am 8. März," so feiert die Herausgeberin den Tag, „haben die Frauen die führende Stimme. Nicht jene Frauen, die in der lichten Welt des Besitzes genießen und träumen, die anderen, die Enterbten, die aus den dunklen Tiefen der Arbeit leidend, schaffend, kämpfend emporsteigen. Vielsprachig aus allen Landen klingen ihre Stimmen zu einer großen Harmonie zusammen. Eine starke Verheißung zieht mit ihr über die Erde, die die Arbeit mit Mühe, Schweiß und Blut tränkt. Wo die Frauen des Volkes stehen, da ist die Zukunft, ihr Kampf ist selbst ein Stück Zukunft. Die Stimme der Frauen im Lied der Freiheit gleicht dem Lerchengesang, sie ist Vorbote des Menschenfrühlings."

Adelheid Popp bereitet die Leserinnen bereits auf den für August 1914 geplant gewesenen Delegiertentag der sozialistischen Fraueninternationale in Wien vor. Auffallend ist es für den kundigen Leser, daß Berta Selinger die „Utopia" des sel. Thomas More als vollen Ernst nimmt und so den Verfasser als den „Pfadfinder der Freiheit und Gleichheit" im sozialdemokratischen Sinne verherrlicht: „Thomas More



hat nicht umsonst gelebt. Das für den Sozialismus kämpfende Proletariat ist sein Erbe." — Der sel. Martyrer, der seinen Humor mit aufs Schaffot nahm, würde über eine solche Verkennung seines Werkes lächelnd den Kopf schütteln. Natürlich erfahren die Leser des Aufsatzes nichts davon, daß Thomas More für den katholischen Glauben und insbesondere für das treue Festhalten am Papste Martyrer geworden ist. Die Verfasserin begnügt sich zu sagen: „Als er 1534 ein Gesetz beschwören sollte, dem er nicht beistimmen konnte, wurde er ins Gefängnis geworfen und im Juli 1535 als Hochverräter hingerichtet."

Nach derselben geschichtsbaumeisterlichen Methode wird dann weiter der Opfertod Jesu Christi hinter das Leiden des Weibes, selbstverständlich der Sozialdemokratie zurückgestellt. Ein gewisser Otto Krille „dichtet":

„Was sind die Stunden, die in Qual verflossen,
Als sich ein Mann zum Opfertode gab?
An deinem Kreuze, Weib und Mutter, sproßen
Die Marterblüten über Zeit und Grab.
Doch still und unermüdlich, ohne Klagen,
Deckt deine Liebe alle Wunden zu.
Du hast des Lebens erstes Kreuz getragen,
Der wahre Heiland dieser Welt bist du!"

Folgerichtig vergreift sich die Darstellung weiter an der Gottesmutter. Im Bilderschmuck des Heftes wird von Uhde's Bild „Der schwere Gang" mit Murillos „Madonna mit dem Kinde" zusammengestellt. Über dem Kopfe des armen Weibes, das auf dem „schweren Gange" sich im schneeverwehten Wege an einen Zaun lehnt, ist ein Heiligenschein gezeichnet, und die sozialdemokratische Erklärung dazu lautet:

„Wie in vielen seiner Werke, so hat Uhde auch schon in seinem „Schweren Gang" einen alten religiösen Legendenstoff in moderne Gestalten geprägt. Maria sucht Betlehem. Der schmale Heiligenschein über ihrem Haupte ist jedoch mehr als die übliche legendenmäßige Legitimation der jungfräulichen Gottesgebärerin. Er ist das künstlerische Ausdrucksmittel der Huldigung vor der Mutterschaft des Weibes, das ohne Trauschein in reiner Liebe empfangen hat. Auch dieses Weib ist heilig . . . Enthüllt uns der moderne deutsche Uhde



im „sündigen" Weibe die Heilige, so zeigt uns umgekehrt Murillo in der Heiligen, der Himmelskönigin das irdische Weib. Diese „Madonna mit dem Kind" hat ein kerngesunder Naturalismus gestaltet. Nicht der leiseste Schauer mystischer Verzückung, geheimnisvoller Ekstasen des Unwirklichen, Überirdischen umschwebt die Gestalt . . . Hinter der Stirn des strammen Bengelchens auf ihrem Schoß dämmern noch keine Träume von Opfertod und Menschheitserlösung, der Blick der großen, klaren Augen sucht freudig die schönen Dinge dieser Welt . . . Murillos Werk ist ein hohes Lied erfüllten Weibesglücks, „Zukunftsmusik" für die Millionen, denen die heutige Ordnung verwehrt, wirklich Mütter zu sein, wenn sie Gebärerinnen werden."

Es dürfte genügen diese Sätze herauszustellen. Was wohl die beiden Künstler zu solcher Auslegung ihrer Werke sagen würden?

Der Pflicht christlich-sozialer Hilfe, die von der Zeit den katholischen Frauen auferlegt wird, ist sich ein hervorragender Teil der österreichischen Frauenwelt in höchsterfreulicher Weise bewußt geworden, wie der „Zweite österreichische-katholische Frauentag" in Wien (15.—19. April d. J.) gezeigt hat. Die „Neue freie Presse" hat diese großartige Kundgebung, bei der dem Vergnügen fast nichts, der angestrengten Arbeit alles eingeräumt war, völlig ignoriert. Das ist bezeichnend. Die Anerkennung, die das noch immer als erster Faktor der öffentlichen Meinung in Österreich geltende Blatt der Tagung hätte zollen müssen, wäre einer Selbstverleugnung gleichgekommen. Der strengste Kritiker wird aber zugeben müssen, daß der Fortschritt der katholischen Frauenbewegung seit dem ersten Frauentage 1910 nach außen und innen ganz bedeutend ist. Die Zahl der Frauen, die sich zum Teil in Einzelverbänden der Reichsfrauenorganisation angeschlossen haben, beläuft sich auf etwa 64000 uud hat sich somit in den vier Jahren seit dem ersten Frauentag verdoppelt. Das von der Organisation angestrebte Ziel hat Frau Hanny Brentano aufs neue mit aller nur wünschenswerten Klarheit ausgesprochen[1]): „Die Reichs-

1) „Gesegnete Frauenarbeit" in „Der Fels" XVII. Jahrg. S. 342. Wien 1914.



frauenorganisation ist der Zusammenschluß von katholischen Frauen und Mädchen aller Stände und berufen zum Zwecke der Anregung und Förderung sozial-karitativer Arbeit jeder Art auf katholischer Grundlage." Die Aufzählung der einzelnen Gebiete der Tätigkeit schließt: „Sie (die Organisation) muß aber auch — und das ist ihr höchster und schönster Zweck — den ideellen Kampf führen um die heutzutage so mannigfach gefährdeten heiligsten Besitztümer der katholischen Frau, des katholischen Volkes: um Religion und Sittlichkeit". Nach den oben mitgeteilten Äußerungen der sozialdemokratischen Frauen kann diese klar erkannte Zweckbestimmung nicht freudig genug begrüßt werden. Der seitdem zum Kardinal erhobene Fürsterzbischof Dr Piffl von Wien zeigte das regste Interesse für die Tagung und betonte seinerseits, daß die katholischen Frauen einzutreten haben „für Religion und Sittlichkeit, für Ehe und Familie, für soziale Reform und soziale Fürsorge".

Der allseits befriedigende Verlauf des zweiten österreichischen katholischen Frauentages war die Frucht vierjähriger, angestrengter, planmäßiger Arbeit, die seit dem ersten Frauentage geleistet worden ist. Der Beirat des geistlichen Konsulenten, des Weihbischofs Dr. Waitz, hat dabei erhebliche Dienste geleistet. Die Idee der christlichen Familie bezw. die Stellung der Frau in derselben beherrschte das Programm der Tagung. Die hiermit gegebene Beschränkung auf einen Teil des ganzen Gebietes und die daraus folgende Vertiefung der einzelnen Referate gab den Arbeiten eine unmittelbar praktische Tendenz, die auch in den lebhaften Diskussionen zum Ausdruck kam. Soziale Schulung, getragen von christlich-mütterlichem Geiste, offenbarte sich in allen Frauenreferaten; der soeben erschienene Bericht[1]) darüber wird jeden, welcher Richtung er angehören möge, von der Sorgfalt und Genauigkeit überzeugen, womit hier gearbeitet

1) Zweiter Österreich. kath. Frauentag. Wien VIII. Strozzigasse 8. Selbstverlag 1914.

worden ist. Die Mutter in der Familie, das Dienstmädchen, die Kellnerin, die Heimarbeiterin, die Beamtin, die Studentin, die Bauernfrau mit ihrem Gesinde, die Kranken und ihre Pflegerin, die religiös verwahrlosten Kinder, die zunächst in der Großstadt die Mithilfe des Apostolates gebildeter Frauen beanspruchen: jedes dieser Worte schließt eine Summe von Sorgen und Fragen ein und jedes wurde als Thema in den einzelnen Referaten gründlich behandelt. Priesterlichen Fachmännern waren die Themata anvertraut: 1. „Die sozialdemokratische Gefahr in der Arbeiterinnenbewegung", 2. „Die Stellung der Frau zu Literatur und Theater", 3. „Die Förderung der Exerzitienbewegung", 4. „Eucharistischer Frauendienst". Besonders erfreulich war die stark besuchte Jungmädchenversammlung in der Volkshalle des Rathauses aus allen Ständen und Berufen. Es war ein glücklicher Versuch nicht bloß die Jugend zu gewinnen, sondern auch die christliche Solidarität der höheren Stände mit dem Volke zu festigen. In der großartigen Festversammlung, die den Frauentag beschloß, fand der Bürgermeister von Wien Dr. Weiskirchner Worte, die auch einem Dr. Lueger Ehre gemacht hätten und die zu dem entschieden katholischen Charakter der Tagung paßten. Die Festrednerin aber, Gräfin Lola Marschall, stellte in ihrem meisterhaft entwickelten Thema: „Die Bewahrung der Weiblichkeit als Ideal der christlichen Frauenbewegung" den Gegensatz der katholischen Frauenbewegung zu der unchristlichen Frauenemanzipation in scharfen Gegensatz. Der Eindruck davon war um so tiefer, als am Tage zuvor an derselben Stelle des Festsaales die bekannte Führerin der englischen Wahlrechtsfurien Sylvia Pankhurst ihre naturwidrigen Ideen entwickelt hatte. Der Ruf der Gräfin Marschall „Zurück zum Ideal wahrer Weiblichkeit!" bildete die harmonische Ergänzung zu dem edlen Dichterworte des Wieners Franz Eichert: „Wir wollen wieder Christen sein". Echt katholisch klang die schöne, mutige Rede aus in den Hinweis auf das historische, unsterbliche Offenbarungsideal christlicher Weiblichkeit, auf „Maria, die demü-



tige Magd des Herrn". „Die sieghafte Opferfreude der Muttergottes," so sagte die Rednerin, „gebe uns die Zuversicht, daß aus all den modernen Problemen und Konflikten, aus den ungesunden und unnatürlichen Anschauungen unseres dekadenten Jahrhunderts der Rückweg zu Gott, zur geoffenbarten Wahrheit, zu den Gnadenschätzen der Kirche gefunden werden muß, gefunden werden wird. Und dann wird auch das Ideal der Weiblichkeit seine Auferstehung feiern, das sich allein unter das Patronat der Gottesmutter stellen darf: das im Weibe eine dem Manne nicht gleichartige, aber ebenbürtige göttliche Schöpfung erkennt, mit ihm gemeinsam berufen, die vollkommene Menschheitsidee darzustellen."

Der zweite österreichische katholische Frauentag hat somit eine Leistung vollbracht, die gelegentlich der unsagbar traurigen Hinmordung des österreichischen Thronfolgerpaares zur Forderung der Zukunft für alle Katholiken Österreichs erhoben worden ist. Graf A. J. Rességuier hat in dem wahrhaft klassischen, nicht genug zu beherzigenden Artikel: „Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este" (Reichspost Nr. 310 v. 5. Juli) die Worte geschrieben:

„Wir Katholiken hoffen auf Gott, und so hoffen wir, daß dieses Blut diejenigen in Österreich zur Umkehr bewegen möge, die das Wirken des Erzherzogs und zukünftigen Kaisers vielleicht nie zur Einsicht gebracht hätte. Mit diesem Gedanken stehen wir Katholiken trauernd am Grabe. Er war unser Führer und ist als großer Katholik und als großer Österreicher gefallen. Ohne Unterschied der Nation stehen wir um den teuren Toten, auf den wir alle gehofft haben, und wollen uns über seinem Sarg die Hände reichen zu gemeinsamer katholisch-österreichischer Arbeit."

Solche katholisch-österreichische Arbeit hat der zweite Frauentag in Wien redlich zu leisten sich bemüht, und damit sind die Frauen den Männern vorangegangen, bei denen bisher noch allzusehr nationale Scheidung „die gemeinsame katholisch-österreichische Arbeit" beeinträchtigt hatte. Aber auch hier dürften die ernsten Tage der Gegenwart ein Zusammengehen ermöglichen und anbahnen.



Allerdings bleibt auch den Frauen noch viel zu tun übrig, ehe ihren Tagungen das Prädikat „katholisch-österreichisch" ohne Einschränkung zukommen kann und zwar nach zweifacher Hinsicht. Der Frauentag trug noch vorwiegend aristokratischen Charakter; das ist ein besonderes Lob für die adeligen Damen, die mit echt katholischem Opfersinn ihre Kräfte der großen Sache widmen. Es ist ihnen aber noch nicht gelungen, den gebildeten Mittelstand für dasselbe hohe Ziel zu gewinnen. Das ist nicht ihre Schuld. Die Schuld liegt in dem antikatholischen und antiösterreichischen Liberalismus, der noch immer die Mittelschulen Österreichs beherrscht. Graf Rességnier weist darauf in dem angeführten Artikel mit dem Satze hin: „Prinzig (der Mörder des Thronfolgers) ist keine entartete Einzelerscheinung in der dortigen Jugend; hinter ihm steht ein ganzes System von gottloser und vaterlandsloser Propaganda, wie es heute in erschreckendem Maße um sich greift, und dem energisch zu begegnen unser Unterrichtsministerium weder die Kraft noch den Mut aufbringt." Vielleicht zeigen die Frauen der Reichsorganisation diesen kraftvollen Mut in unerschütterlichem Festhalten an ihren Grundsätzen.

Das Zweite, was zu tun übrig bleibt und was mit dem Ersten eng zusammenhängt, ist die praktische Überbrückung nationaler Trennung durch österreichischen Patriotismus. Die nicht-deutschen Kronländer waren auf dem Frauentag nicht genügend vertreten. Auch hieran tragen die führenden Geister keine Schuld. An Bemühungen, den Frauentag zu einem wahrhaft österreichischen zu machen, an dem die Namen des Südens und des Nordens sowie die übrigen Nationalitäten neben den deutschen sich zu gemeinsamer Arbeit vereinen, hat es nicht gefehlt. Das Organ der Organisation: „Österreichische Frauenwelt" würde seine helle Freude haben, wenn die Beiträge mehr und mehr ein Bild der österreichischen Frauentätigkeit darstellten. So bleibt trotz der großartigen Leistung das Wort noch wahr:

„Das Wenige verschwindet leicht dem Blick,
Der vorwärts schaut, wie viel noch übrig bleibt."



Wenigstens eine Erwähnung verdient die tatkräftige Anteilnahme der katholischen Frauen zunächst in Deutschland an der Missionsbewegung. Die „Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen" ist schnell zu einer wahren Macht geworden sowohl der 100 000 übersteigenden Mitgliederzahl wie den Leistungen nach. Die Delegiertentage werden daher mehr und mehr zu Ereignissen. Der 9. Delegiertentag, der am 20. Mai 1914 in Wiesbaden gehalten wurde und dessen Ausstellung bis zum 24. dauerte, war der beste Beleg hiefür. Von diesen Tagen gehen Anregungen zu zahlreichen Missionsversammlungen aus, die den Blick für die Interessen des Reiches Gottes bis zu den Grenzen der Erde erweitern und die Herzen dafür erwärmen.

In Österreich haben die Frauen, die sich dieser ebenso zeitgemäßen wie wichtigen Angelegenheit widmen, viele Schwierigkeiten zu überwinden. Gleichwohl ist es ihnen gelungen, am 23. Januar 1914 in der Volkshalle des Wiener Rathauses eine großartige Festversammlung der „Missionsvereinigung" zustande zu bringen, die ähnlich, wie der spätere obenbesprochene Frauentag, von einer stattlichen Reihe adeliger Damen mit der Protektorin der Vereinigung, Erzherzogin Annunziata, an der Spitze, besucht war. Fürsterzbischof Dr. Piffl betonte in einer warmen Schlußansprache „die katholische Solidarität" und die „Universalität des Erlösungswerkes", die durch die Beförderung des Missionswesens zum Ausdruck gelangt.

(Schluß folgt.)

XLVII.

Karl Lacher, der Schöpfer des kulturhistorischen und Kunstgewerbe-Museums in Graz.

Von Dr. Johann Ranftl (Graz).

Auf dem Salzburger Tage für Denkmalpflege und Heimatschutz wurde mit lebhaftestem Eifer der Wert und die Bedeutung der Provinzialmuseen erörtert und anerkannt. Man ging dabei vom richtigen Gefühle und der längst wieder



klar anerkannten Voraussetzung aus, daß das Kunstwerk in den allermeisten Fällen mit seinem Heimatboden, mit der Stammesart und lokalen Überlieferung durch viele zarte Fäden innig verwachsen ist und so nur an Ort und Stelle seine ganze ungeschmälerte Wirkung üben kann, die es, von seiner Heimaterde losgerissen und in ein fremdes Museum verpflanzt, zum guten Teil einbüßt. Professor Dehios Ausführungen über dieses Thema gipfelten geradezu in den Sätzen:

„Soll unser Museumswesen eine neue Entwicklung erleben, so wird der fundamentale Satz dafür zu lauten haben: Museen sind nicht Selbstzweck, Museen sind Glieder im allgemeinen System der Denkmalspflege. Sie werden damit alles Zufällige und Willkürliche von sich abtun. Es wird nicht mehr das Museum zuerst da sein und dann in aller Welt umhergespürt werden, was man Kostbares und Merkwürdiges heimbringen könne. Museen werden nicht mehr gemacht werden, sie werden entstehen; entstehen, wenn ein Inhalt da ist, der nach ihrem Schutze verlangt. Den naturgemäß gegebenen Inhalt bringt die örtliche und landwirtschaftliche Kunstgeschichte. Die mobile Kunst muß so nahe als möglich bei der monumentalen, unter deren Dach sie einmal geboren war, erhalten bleiben. Unsere Häuser und Rathäuser sind zum großen Teil entleert, purifiziert, aber man soll doch nur ein Haus weitergehen müssen, um wiederzufinden, was sie einst schmückte und belebte. Ein Museum soll Individualität besitzen und zwar diejenige seines Ortes. Die deutsche Kunstgeschichte ist durchaus partikularistisch verlaufen. Also werden auch die deutschen Kunstmuseen partikularistisch sein müssen. Wir hatten nie und haben auch heute nicht eine Kulturhauptstadt, ein Paris. Das Leben der Gegenwart bringt schon zur Genüge nivellierende Tendenzen mit sich; mindestens das historische Bild der Mannigfaltigkeit, die einst unser Leben eigentümlich und reich machte, wollen wir uns unverrückt und unzerpflückt bewahren."

Wir steirischen Teilnehmer am Denkmalschutztage durften bei diesen Worten mit großer Befriedigung an unser Grazer Kultur- und Kunstgewerbemuseum denken, in dem die von



Dehio ausgesprochenen Wünsche schon erfüllt waren, ehe unsere Gelehrten die Ideen von der Heimatkunst und provinzialen Kunstpflege so nachdrücklich formuliert hatten wie Dehio. Zugleich mußte man auch schmerzlich bedauern, daß der Schöpfer der Grazer kunstgewerblichen Sammlungen, Direktor Karl Lacher, der mit so großer Liebe an seinem Werke hing, nicht mehr unter den Lebenden weilte und die allseitige Bestätigung seiner lebenslangen Bemühungen selbst vernehmen konnte. Vor mehr als Jahresfrist erschien ein hübsches literarisches Denkmal, das uns von seinen Arbeiten und Erfolgen verständnisvoll erzählt.[1]) Da Direktor Lacher ein gebürtiger Franke war (er war 1850 in Uttenhofen bei Nürnberg geboren), so mag auch vielleicht mancher Leser in seiner Heimat gerne hören, was jener in der Fremde, in seiner zweiten Heimat Graz, Vortreffliches geschaffen hat.

Ungezählte Besucher unseres interessanten Grazer Landesmuseums, die sich an den Schätzen des alten bodenständigen steirischen Kunstgewerbes erfreuen und belehren, nehmen das Gesehene als etwas so Selbstverständliches hin wie eine alltägliche Naturerscheinung, die da ist, als ob es eben nicht anders sein könnte. Es denkt heute kaum jemand daran, daß vor 3 Jahrzehnten die Hälfte der ausgestellten Gegenstände überhaupt noch nicht hier war und daß das Vorhandene damals in verschiedenen Depots in unharmonischer Masse aufgestapelt lag. Welche rastlose, stille und umsichtige Arbeit nötig war, um das ganze Material in die heutige Form zu bringen, kommt nur wenigen Besuchern zum Bewußtsein. Darum war eine Würdigung von Lachers Lebensarbeit, wie sie Gawalowskis Erinnerungsbuch bietet, eine Pflicht und Notwendigkeit zugleich. Mögen künftige Generationen andere Grundsätze für das Musealwesen aufstellen und die Lösung anderer Aufgaben von einer öffentlichen

1) Karl Lacher. Aufsätze und künstlerische Arbeiten. Mit einer biographischen Einleitung von H. W. Gawalowski. 147 S. Gr. Okt. Mit 21 Lichtdrucktafeln und mehreren Textbildern. Graz. U. Moser (Meyerhoff).

Sammlung verlangen, für uns genügt es, festzustellen, daß der Schöpfer des Kultur- und Kunstgewerbemuseums für Steiermark den Besten seiner Zeit genug getan. Museumsdirektor Otto Lauffer (Hamburg) sagt: „Die prinzipielle Entscheidung (für ein steirisches kulturgeschichtliches und heimatkundliches Museum), die Lacher für seine eigene Museumsarbeit getroffen hat, sollte von allen denen beherzigt werden, denen der Ausbau eines Provinzialmuseums übertragen ist.“[1])

Lachers Biograph Gawalowski schreibt aus der vollen Kenntnis der Wirksamkeit des Verewigten heraus das Bild von dessen Leben und Arbeiten. Wir begleiten seine Jugend, seine künstlerische Schulung in Nürnberg, seine Berufung nach Graz, seine Tätigkeit an der Gewerbeschule. Wir lernen seine künstlerische Tätigkeit, seinen Sammeleifer und endlich seine Meisterarbeit bei der Einrichtung und Ausgestaltung des ihm anvertrauten Museums kennen.

Mehr als die Hälfte der 11563 Stücke, die das Grazer Kultur- und Kunstgewerbemuseum heute birgt, wurden von Lacher mit seltenem Bienenfleiß und Scharfblick in den entlegenen Alpentälern Steiermarks aufgespürt und mit erfolgreicher Diplomatie für das Museum gerettet. Und wäre dieser wirkliche Kunst- und Altertumsfreund den Antiquitätenjägern, die heute jeden Winkel durchstöbern und die Preise ins Fabelhafte steigern, nicht vor 2 bis 3 Jahrzehnten zuvorgekommen, es wäre längst das letzte Stück unseres heimatlichen Kunstschatzes auf Nimmerwiederkehr außer Landes gewandert. 1895 war bereits das Wesentliche, das den Grundstock bildet, zusammengebracht. Schon damals konnte Lacher die Grundlinien für die Organisation der Sammlung in folgender Art feststellen.

„Das Landesmuseum gibt in seiner kulturhistorischen Sammlung ein übersichtliches ethnographisches Bild von dem Wohnen, dem häuslichen Leben und Schaffen der Bewohner der Steiermark. Vollständige Wohnräume, vom Prunksaale, der bürgerlichen

1) „Museumskunde“. Bd. VIII, Heft 4.

Stube, der Wirtsstube und der Bauernstube des 16. Jahrhunderts an bis zum Empirezimmer zu Beginn des 19. Jahrhunderts stellen die Lebensführung in den verschiedenen Gesellschaftsschichten des Landes dar, jedoch nicht losgelöst, sondern im Zusammenhange mit der Arbeit des Volkes. Alles, was zum Wohnen in das Gemach gehört, wie: Ofen, Tisch, Geschirr uud dergleichen, findet sich auch in demselben aufgestellt, soweit es der Zeit und Herkunft entspricht. Doch wurde auf die Darstellung einer Stube verzichtet, sobald wesentliche Bestandteile, wie Wände, Fenster, Türen nicht vorhanden waren; nichts wurde hinzugemacht, alle Gegenstände in dieser Abteilung sind Originale. Einrichtungsgegenstände und Zimmerschmuck, die aus einem und demselben Hause oder aus einer Gemeinde und der gleichen Zeit stammen, in den vollständigen Wohnräumen aber nicht untergebracht werden konnten, wurden, nach Material und Zweck geordnet, zu Gruppen vereinigt."

Nach diesem Plane erfolgte denn auch die Einrichtung der Sammlungen. Als dies geschehen, suchte Lacher noch durch Führungen und Vorträge, durch Nutzbarmachung des Gesammelten für die Gewerbeschüler und auch durch die Publikation der schönsten Werke ein lebendiges und dauerndes Interesse für sein Museum zu wecken. Unter seinen Veröffentlichungen seien nur genannt: „Kunstgewerbliche Arbeiten aus der kulturhistorischen Ausstellung zu Graz" (1883); „Kunstbeiträge aus Steiermark. Blätter für Bau- und Kunstgewerbe" (1893—1895); „Altsteirische Wohnräume im Landesmuseum zu Graz" (1906).

Von Direktor Lacher stammt auch eine ziemliche Anzahl plastischer Arbeiten. Sie sind sorgfältig, geschmackvoll, aber nicht von so kräftiger Originalität, daß sie seinem Namen einen besonderen Platz in der Kunstgeschichte erringen könnten. Größeren Beifall errangen seine feinen und zierlichen kunstgewerblichen Entwürfe und einige dekorative Arbeiten für kunsthistorisch bedeutsame Bauten Steiermarks. Überall erscheint Lacher als überzeugter Anhänger der deutschen Renaissance, wie es bei einem Kunstfreund und Künstler,



der mitten aus der Kunstwelt Alt-Nürnbergs zu uns kam, kaum anders zu erwarten war. Man hat Lacher diese Anhänglichkeit an die Vorzeit und seine kühle Zurückhaltung gegenüber der modernen Kunstströmung zuweilen verübelt. In den Sturm- und Drangjahren der modernen Kunst war dies erklärlich. Heute denkt man bereits wieder ruhiger und wir beginnen vor allem die Bemühungen des kunstgewerblichen Lehrers um die Wiederbelebung der alten materialgerechten Techniken in Keramik, Holz, Schmiedeeisen, Zinnverzierung usw. vorurteilslos zu betrachten und gerechter zu schätzen. Was übrigens vom steirischen Museum dem modernen Kunstgewerbe gegenüber etwa versäumt wurde, läßt sich noch immer leicht nachholen. Hätte Lacher die wertvollen Überbleibsel unserer altsteirischen Kunst aus den Augen gelassen: dafür gäbe es sicher keinen Ersatz mehr.

So ungefähr erscheint uns Lacher und sein Werk in Gawalowskis Schrift und beim eigenen Betrachten. Es ist das sympathische Bild eines tüchtigen, unverdrossenen Lehrers und bewundernswerten Sammlers und geschmackvollen Ordners der interessanten Materialien, die ihn ein gutes Geschick von seinen vielen Fahrten heimbringen ließ. Er wollte nicht einmal im Grazer Museum ein modernes Werk schaffen und doch wurde es ein solches. Ein gesundes, richtiges Gefühl wies ihn eben ohne Theorie und Schlagworte auf das Richtige und Mögliche. Daher schreibt sich wohl der Eindruck der Befriedigung, mit dem der Besucher diese individuell gestaltete Sammlung verläßt: „Für sein Andenken hat Lacher selbst aufs reichlichste gesorgt. Als ein leuchtendes Denkmal seines Wirkens steht das Hauptwerk seines Lebens: das kulturhistorische und Kunstgewerbemuseum. Und weit hinaus über den Bannkreis des mit ihm lebenden Geschlechtes, so lange deutsches Wesen in der grünen Mark eine Stätte hat, wird auch der Name Karl Lacher in Ehren bestehen." (Gawalowski).

XLVIII.

Rußlands volkswirtschaftlicher und politischer Zustand.

(Schluß.)

Der Gang der politischen Entwicklung spiegelt sich zum guten Teil in der Geschichte der Duma. Das gesetzgeberische Mandat wurde ihr durch das kaiserliche Manifest vom 17. Oktober 1905 erteilt. Kaum gewählt und an der Arbeit, erfolgte die Auflösung. Nach sechs Monaten wurde die zweite Duma berufen. Die war noch revolutionärer als die erste: 65 Sozialdemokraten, 35 Sozialrevolutionäre, 100 Bauerngruppe. Die Rechte hatte nur 60 Sitze und die „Kadetten" hatten zwei Fünftel ihrer vorigen Zahl verloren.

Die zweite Duma wurde im Juni 1907 aufgelöst. Die Regierung verlangte die Auslieferung der Sozialdemokraten und Sozialrevolutionären mit der Begründung der Anstiftung zum Komplott. Die meisten konnten sich durch die Flucht retten, aber an 35 wurden ergriffen und zur Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt.

Ein Manifest des Zaren verfügte eine neue Wahlordnung. Die Anzahl der Mitglieder der Duma wurde von 524 auf 442 herabgesetzt. Fortan schickten: Polen 14 anstatt 37 Abgeordneten, der Kaukasus 10 anstatt 25 Abgeordneten, das asiatische Rußland 15 anstatt 46 Abgeordneten. Turkestan ist durch einen Abgeordneten vertreten.

Heute bilden unter den 5252 Mitgliedern der Wahlkollegien die Großgrundbesitzer die Majorität. Die Zusammensetzung der Wahlkollegien stellt sich folgendermaßen dar: Großgrundbesitzer 50,6, Bauern 22,—, Städter 25,3, Arbeiter 2,1 Prozent. Darnach hat man gesagt, die Duma sei die Vertretung des Großgrundbesitzes und des mobilen Kapitals. Die Duma, die am 14. November 1907 zusammentrat, hatte als Majorität die Oktobristen und die Rechte; die Kadetten erschienen mit 30, die Bauern mit 20,

die Sozialdemokraten mit 16 Vertretern; die Sozialrevolutionären hatten keinen.

Heute scheint es, daß die Duma den russischen Massen nur mäßige Teilnahme einflößt, obgleich man den Debatten mit Aufmerksamkeit folgt. Eine der interessantesten Sitzungen der vorigen Duma fand am 13. und 14. Januar 1906 statt; es kamen die Mitteilungen über die Folterungen zur Sprache; der Bericht über diese Sitzungen ist in der Staatsdruckerei St. Petersburg, 1907, veröffentlicht; die Lektüre bietet aufregende Momente genug.

Versammlungs-, Vereins- und Streikfreiheit erblickten sämtlich im Jahre 1905 das Licht. Beinahe wichtiger als alles dies erscheint jedoch die 1906 erfolgte Wendung in der Agrarpolitik.

Die Aufrechterhaltung der „Obchtchina", wie die Bauerngemeinde genannt wird, welcher der Boden gemeinschaftlich gehört, war bislang das Alpha und Omega der Politik. Der Minister v. Plehwe und der Prokurator des Hl. Synod, Pobiedonowzeff, hatten die Maxime gegen alle Angriffe verteidigt. Da erfolgte im März 1906 die unerwartete Wendung. Das Recht, den Boden aufzuteilen und zu veräußern, wurde erteilt: der entschiedene Bruch mit der Vergangenheit. Die Ausführung begann unter Aufsicht von Kommissären der Regierung. Bis Ende des Jahres 1910 waren an $3^1/_2$ Millionen Dessetinen Gemeindeland an ländliche Besitzer verteilt, deren Zahl auf 320 000 angegeben wird; ein solcher Privatbesitz wird mit dem Ausdrucke „doore" (Bauernhof) belegt; es soll ihrer an zwölf Millionen geben. Gleichzeitig erfolgte die Schaffung von „Meiereien" (khutor). Weder das eine noch das andere hat großen Erfolg. Die Bauern verkaufen ihr Land. Aus den großen Bauerngemeinden kleine Ansiedlungen, Meiereien (khutor) zu machen, gelingt kaum, obgleich man nicht nur Gemeindeboden sondern auch durch die Bauernbank erworbene Ländereien dazu verwendet hat. Die Ländereien gelangten bald in die Hände von (kapitalistischen) Aufkäufern. Der heutige russische Bauer





hat nicht die wirtschaftliche Einsicht und Veranlagung zur Besitzbehauptung, und die Lösung der Agrarfrage scheint heute nicht weiter gefördert als im Jahre 1906. Auf dem Land nimmt das Proletariat in erschreckendem Umfang zu. Ende des Jahres 1911 zählte man nicht weniger als fünfundzwanzig Millionen Menschen, die hungernd das Land durchstreiften oder auf der Scholle litten. Die ungeheuere Verbreitung der Neurasthenie unter dem Volk, weit mehr als unter den Wohlhabenden, ist von dem Ärztekongreß 1910 berichtet worden, als Folge von Entbehrung und Not; die Anzahl der Selbstmorde wurde für die Jahre 1905—1909 auf 45 000 angegeben.

Es geht durch das russische Volk eine ernste und tiefe Bewegung, die fast auf allen Gebieten nach Form und Ausdruck ringt. Auf politischem Gebiet erscheint die Entwicklung fast embryonisch. Unklar ist auch die Entwicklung auf dem seelischen Gebiet. Die katholischen Polen und Lithauer, die protestantischen Letten, die griechisch-armenischen Armenier, die Juden sind an dieser Entfaltung der Seele des russischen Volkes nur mittelbar beteiligt. Die Bewegung geht auf den Gebieten vor sich, welche äußerlich der Sphäre der orthodoxen Kirche angehören, wobei die Unterscheidung zu beachten ist, welche im Bericht des ersten Prokurators des Hl. Synod vom Jahre 1910 erklärt ist.

Vor dem Jahre 1905 gab es keine Religionsfreiheit. Sobald dieselbe eingeführt war, sonderten sich von der herrschenden (offiziellen) orthodoxen Kirche alle ab, welche dem seit dem siebzehnten Jahrhundert sich behauptenden Schisma (raskol) innerlich anhingen; eine sehr große Zahl. Dieses Schisma war entstanden, als der Patriarch Nikon die Korrektur der alten, im Laufe der Zeit vielfach entstellten Schriften vornehmen ließ und ferner manche Kultushandlung änderte.[1]) Unter Peter dem Großen wurden Steuern, Kriegsdienst, der Einfluß der Ausländer lästig; der Unwille der dem

1) Die Schismatiker halten, nach ihrer alten Sitte, die Prozessionen, indem sie mit dem Lauf der Sonne gehen; die orthodoxen Prozessionen bewegen sich der Sonne entgegen.



Alten anhängenden „Schismatiker" nahm zu; die Neuerung und der Staat wurden als der Antichrist angesehen. Danilo, ein Erleuchteter, warf alle Bücher in die Wolga und ließ nur das Zeugnis des heiligen Geistes gelten. Die Anhänger dieser Sekte heißen „Chlysty" (Selbstgeißler). Eine andere Sekte sind die „Skopzy". Die „Donkholor" nennen sich „Kämpfer". Die „Molokaustro" (Molokanen) lehren, es sei überflüssig, nach Jerusalem zu wallfahren. Der „Chtundismus" (Stundisten) kommt von dem in deutsch-russischen protestantischen Kreisen üblichen Ausdruck „Stunde" und stellt eine andere, der kapitalistisch-gesellschaftlichen Entwicklung angepaßte Richtung, ebenso unklar wie die anderen, dar; eine doppelte Quelle des Glaubens, Anschauung (Erkenntnis) und Schriftauslegung; die Anhänger streben nach Gleichheit und agrarischem Kommunismus. „Brazy" (kleine Brüder) heißen Volksprediger, welche, ohne von der Kirche eine geistliche Mission erhalten zu haben, dem Volke Trost und Linderung seiner Leiden bieten wollen. Sie haben großen Einfluß im Volke. Mehr davon besitzen die „Starzy" (Starowjerzy), welches Wort „die Alten" besagt. Trotz dieses Namens sind diese Prediger in der Mehrzahl junge Männer, die das Land durchqueren, um ihre Anschauung von dem Walten und den Zielen der Gottheit dem Volke vorzutragen, doch nicht allein dem Volke. Ihr Einfluß ist bis in die höchsten Kreise der Petersburger Gesellschaft gedrungen, wo namentlich der Mönch Gregori Rasputin auch am kaiserlichen Hof sich das größte Ansehen zu erwerben verstand. Die Dinge sind auch in der Duma zur Sprache gebracht worden; zuerst vor zwei Jahren von dem Führer der Autokratie Gutosoff. In der letzten Session wurde der Prokurator des hl. Synod, auf Antrag der Oktobristen und Zentristen, unterstützt von anderen Gemäßigten, mit 185 gegen 35 Stimmen einem Tadelsvotum ausgesetzt, namentlich deshalb, „weil er sich dem Einfluß des Mönches Rasputin, der am Hofe und in der Gesellschaft großen Einfluß übe und 1912 selbst die Beteiligung Rußlands am Balkankrieg verhindert habe, nicht



widersetze". — So ungefähr drückte sich der Führer der konstitutionellen Demokraten, Miliukoff, aus. Bei derselben Gelegenheit verlangte man die Einsetzung eines Kirchenrats, zur Seite des Synods, der bei Geistlichen und Bischöfen sich keiner Beliebtheit erfreut.

Rasputin ist inzwischen (Mitte Juli) in seinem Heimatdorf Pokroskoje, im sibirischen Gouvernement Tobolsk, von einer Frau schwer mit dem Messer verwundet worden. Es verlautet, die Frau wäre die Anhängerin eines anderen, dem Rasputin feindlichen Mönches, namens Jlidoro. Über diese Menschen und Dinge ist in der westeuropäischen Presse, auch in der französischen und deutschen, viel gefabelt worden und natürlich nicht selten in seichter Art. Das Attentat auf Rasputin hat an den Tag gebracht, daß dieser ungelehrte, aus dem Volk hervorgetretene Mönch die Achtung und Sympathien des Zaren, der Familie des Zaren und der gebildeten Kreise überhaupt besaß, so daß er tatsächlich gefragt worden ist, wenn es sich um Dinge handelte, welche das Wohl und die Stimmung des Volkes betraf: Krieg oder Friede, Steuern, Trunksucht und Branntwein usw. Was ist natürlicher, als daß der Mann aus dem Volk darauf Antwort zu geben wußte? Nach neueren Berichten soll Rasputin einem abermaligen Attentate zum Opfer gefallen sein.

Der Minister des Innern hat gegenüber der Duma auch keinen leichten Stand gehabt, da er für alle Unzufriedenheit im Volk verantwortlich gemacht werden sollte.

Schließlich ist die Session mit einem Konflikt zwischen Duma und Staatsrat zu Ende gegangen. Die Duma hatte in das Budgetgesetz den Antrag Godoief eingefügt, welcher den Ministern verbieten will, über die Ersparnisse in ihren Ressorts zu verfügen. Diesen Antrag hat der Staatsrat ausgeschieden und das übrige — das eigentliche Budget — genehmigt.

Davon abgesehen wurde die Duma namentlich in der französischen Presse, aber auch in andern Ländern, wo Industrie und Finanz den Ton angeben, viel gelobt; hat sie doch bedeutenden Aufwendungen für die Verstärkung der Armee, den Flottenbau, strategische Bahnen usw. bewilligt



und zwar ohne viel Zögern noch Aufsehen. Man hat jedoch aus der vorstehenden Darstellung ersehen, wie groß die Kluft ist, welche die Duma von dem Geist des russischen Volkes trennt.

* * *

Eine aufmerksame Betrachtung der russischen Volkswirtschaft und der Finanzgesetze sowie der sozialen Bewegung zeigt, daß sich das Reich in einem Übergangszustand befindet, dessen Entwicklung nicht abzusehen ist. Der einzige dem Urteil Sicherheit bietende Punkt ist der hohe Ertrag der Landwirtschaft, — auch diese bedroht von den Wellen der agrarischen Frage. Alles andere: Industrie, Banken, selbst die Staatsfinanzen stehen im Zeichen der Spekulation.

Dieser Umstand ist es, der, wie schon angedeutet, die Verbreitung der Meinung von dem allgemeinen Aufschwung in Rußland erklärt. Das mobile Kapital, die Kombinationsgabe der internationalen Finanzleute hat in Rußland ein Arbeitsfeld gefunden, wo ungeheuere Gewinne eingestrichen werden können. Freilich war ein Risiko dabei, aber das Risiko bestand nur für die, „welche zuletzt kommen", das assoziierte Kapital, unter erfahrener Leitung, erblickte nur Chancen des Gewinnes. Da ihm die Zeitungen, die Fachschriften dienen, die Nachrichten-Agenturen, da ihm die Parlamente und die Regierungen gefügig sind, so ist es leicht, die Mähr zu verbreiten.

Im vorigen Jahre, 1913, schien die Mähr sich auflösen zu wollen. Die Spekulation in russischen Werten wurde erschüttert, die Industrie stockte, die Handelsbilanz wurde ungünstig, das internationale Kapital zog sich von Rußland zurück.

Die Beauftragten des assoziierten Kapitals, Volkswirte und Statistiker, begaben sich daran, eine Erklärung der Krise zu finden, welche dieselbe hinwegdisputieren könnte. Man fand, daß der wissenschaftliche Beweis für das Vorhandensein einer Krise nicht zu erbringen sei, folglich handle es sich gar nicht um eine Krise. In Rußland gibt es keine genaue Auswanderungs- und Arbeitsstatistik; die Boden- und Baustatistik ist kaum im Werden begriffen. Die Kompensations-Kammern berichten nur für kurze Zeiträume. Die Eisenbahnstatistik führt die leeren Wagen nicht an, die Fallissements



statistik ist unzuverlässig, weil sie die Liquidation ungenau oder gar nicht beachtet. Die Angaben über die Errichtung neuer Aktiengesellschaften sind unbenutzbar, weil viele Gesellschaften lange Zeit vor der Konzessionierung arbeiten. Die Mitteilungen des Metallindustriesyndikats „Prodameta" waren in der Haussezeit immer als vollgiltig angesehen worden; jetzt, wo sie ungünstig lauteten, fand man, daß die Kürze der Berichtszeit keine Schlüsse gestattet. Die Metallindustrie war zuletzt jedenfalls nicht in gleichmäßiger, vielfach ungünstiger Lage. Die Kohlenindustrie, namentlich in den wichtigen Becken Donetz und Dombrowa, berichtete günstig, allein die Fabriken sind schon länger in ungünstiger Lage. Allein der März 1913 hatte 583 Fallissements mit 125 Millionen Franken Passiven gebracht; wobei noch die Lücken in den Berichten zu beachten sind. Die Banken, hoch belastet, sahen ihre Mittel schwinden, zumal angesichts der Ungunst der Handelsbilanz. — Wer weiß, wie ernst die Lage geworden wäre, wenn nicht eine neue Anleihe in Frankreich zunächst 500 Millionen Franken nach Rußland gebracht und den Anstoß zu anderen Kreditoperationen gegeben hätte.

Seitdem war es etwas besser geworden und die russischen Industriesyndikate (alle von Ausländern beeinflußt) berichteten besser. Die Berichte des Metallindustriesyndikats „Prodameta" kamen wieder zu Ehren: in der Zeit von 1910 bis 1914 haben die Eisen- und Stahlwerke ihre Produktionsfähigkeit um 30 Prozent gesteigert. Die Verkaufspreise sind erheblich gestiegen. Die Produktion von Gußeisen ist ungenügend; deßhalb Preissteigerung seit 1910 um 70 Prozent. Infolgedessen sind viele Werke dazu übergegangen, eigene Kohlenwerke zu errichten. Die Kohlenindustrie profitiert bei starkem Absatz und hohen Preisen. Die Konstruktionswerke sind in schwieriger Lage, aus welcher die bedeutenden Staats-Aufträge (Eisenbahn, Heer, Flotte) sie befreien sollten. So hat die Kanonenfabrik Pentiloff vom April bis Dezember 1913 für 185 Millionen Franken Aufträge erhalten, die „Franko-Russischen" Werke (Motormaschinen für Panzerschiffe) für 240 Millionen Franken. Die Eisenbahn bestellte für 1914:



1096 und 1915: 1211 Lokomotiven (1913 nur 514). Da der Wagenmangel auf 80,000 Wagen im Jahre 1915 angegeben wird, so erwartete man entsprechende Bestellungen. Es ist nicht überflüssig, die Zeitung „Nowoje Wremia“ neue Aufträge energisch anraten zu sehen. Dasselbe Blatt, welches im Interesse der russisch-französischen Allianz und der russisch-englischen Entente mit Eifer unaufhörlich gegen Deutschland hetzte. Man mag an dieser einen Beobachtung erkennen, wie Geschäftsinteressen, Spekulation und Politik in allen diesen Angelegenheiten verknüpft sind.

Das Bedürfnis für Brennmaterial hat sowohl der Kohlenindustrie in Polen, als der Naphtaindustrie (Baku) Gewinn gebracht.

Die Zustände in der Industrie sind anfangs Januar dieses Jahres in der Duma eingehend erörtert worden. Der Führer der Oktobristen, Protopopoff, und der Führer der Kadetten, Schingareff, betonten die Notwendigkeit, das ausländische Kapital nach Rußland zu ziehen; Schingareff bedauerte dabei die Hindernisse, welche man den Juden mache. Der Minister für Handel und Industrie, Timascheff, bemerkte in seiner Antwort, daß die Streiks die Tendenz hätten, mehr politisch als volkswirtschaftlich zu sein; sie sollten deshalb einem anderen Ministerium zugewiesen werden. Man erkennt die politische Bedeutung dieser Andeutung. Es sei nicht beabsichtigt, die Inhaberaktien auf den Namen obligatorisch übertragen zu lassen. Beim Landerwerb soll der Industrie-Gesellschaft keine Schwierigkeit gemacht werdeu. Bei der Gründung von Aktiengesellschaften wurde die Judengesetzgebung vielfach umgangen; dagegen soll Vorkehrung getroffen werden. Man solle nicht behaupten, daß die Baisse an der Börse die Folge der Judengesetzgebung sei. In der Industrie überwiege die Nachfrage das Angebot; daher hohe Preise und Steigerung der Einfuhr, welche das Geld aus dem Lande treibe. „Seit 1891 gibt es einen erstaunlichen Aufschwung der Industrie, unterbrochen seit 1903. 1910 beginnt der neue Aufschwung. Die Kohlenproduktion war 1910: 1 Milliarde Pud. 1912: 1300 Millionen Pud. Produktion von Guß-



eisen stieg von 186 auf 256 Millionen Pud. Stahl von 175 auf 232 Millionen Pud. Die starke Nachfrage erkläre sich auch aus den Staatsaufträgen; die Regierung ist im Begriff, 3 Milliarden Franken für neue Eisenbahnen auszugeben; dazu kommen die Getreide-Silos und der neue Flottenbau. Daher die starke Nachfrage und die Anspannung der Industrie."

In diesen Worten des Ministers liegt die Erklärung des „Aufschwunges". Der Minister fügt ausdrücklich hinzu, der Zustand sei „krankhaft". Die Syndikate, ergänzte der Minister, sind notwendig, aber es gibt Mißbräuche. Es ist ein Syndikatsgesetz in Vorbereitung. Der enorme Kapitalbedarf verteuert das Geld. Das ausländische Kapital würde gute Anlage finden. Die Fürsorge der Regierung wende sich auch den Konsumenten zu; deshalb sei die zeitweilige zollfreie Einfuhr von Naphta, Kohlen und Gußeisen zugelassen worden.

Das Interesse auf den europäischen Plätzen wendet sich, an der Seite der russischen Industriewerte und mehr noch als diesen, den Werten der Privatbahnen zu; sie stellen ungefähr den dritten Teil des russischen Bahnnetzes dar (Privatbahnen: 23 000 Werst). Namentlich die sechs alten Gesellschaften: Moskau—Kasan, Moskau—Kiew—Woronesch, Wladikawkas, Riazan—Uralsk, Süd-Ost und Moskau—Windau—Rybinsk kommen dabei in Betracht; diese Linien berichten eine Zunahme des Personenverkehrs um 53 Prozent und des Warenverkehrs um 34 Prozent in den letzten Jahren (1908—1912). Der Betriebskoeffizient ist (durch Verminderung des Personals und Kosten) von 75,3 auf 55,9 Prozent herabgesetzt (1907—1911). Die erheblich gestiegenen Reingewinne haben nicht nur den Verzicht auf die Leistungen der Staatsgarantie, sondern erhebliche Zahlungen an die Staatskasse ermöglicht (1913: 145 Millionen Fr.)

Die Gunst dieser Verhältnisse kommt aus den Leistungen für die Industrie und die Landwirtschaft. Auch nach der Erklärung des Ministers in der Duma beruht die derzeitige Beschäftigung der Industrie auf den Staatsaufträgen sowie

auf den Aufträgen, die sich aus dem Wachstum der Industrie selbst ergeben. Ist diese Periode vorbei, — so muß entweder der innere Markt entsprechend gesteigerten Konsum aufweisen oder die Industrie muß zur Ausfuhr schreiten. Nach der einen Richtung wie nach der anderen sind die Aussichten nicht versprechend.

* * *

Wir haben die inneren Zustände erörtert, so bleibt noch übrig, die Handelsbeziehungen mit dem Ausland zu erörtern. Dabei kommen wir zunächst auf die wichtige Angelegenheit des deutsch-russischen Handelsvertrags.

Der deutsch-russische Handelsvertrag ist am 10. Febr. 1905 ratifiziert worden und am 1. März 1906 in Kraft getreten. Er nähert sich seinem Ende. Für bevorstehende neue Verhandlungen wiesen die deutschen Wünsche bisher auf den status quo. Die Russen wollten wichtige Änderungen.[1]

In Deutschland hatte sich die Öffentlichkeit noch wenig mit der wichtigen Angelegenheit beschäftigt. In Rußland haben der Kongreß der Exporteure in Wilna sowie der Kongreß der Vertreter von Handel und Industrie und andere Körperschaften eingehende Erörterungen gepflogen und die Petersburger Presse ist schon seit geraumer Zeit daran, die Trommel zu rühren. Die russische „Handels und Industriezeitung" erwartete, daß man deutscherseits den status quo begehrte; sie und die anderen Blätter richten ihren Angriff gegen die deutschen Ausfuhrscheine. Die genannte Zeitung, welche als Mundstück des russischen Finanzministers bezeichnet wird, sagt: „Die Ausfuhrscheine werden auch in Frankreich, den Vereinigten Staaten, Schweden, Holland, der Schweiz und Österreich-Ungarn mit Mißfallen betrachtet. Die ungarischen Agrarier verlangen ihre Abschaffung. Es kann also für Rußland notwendig werden, mit den anderen Mächten das Verlangen nach einer Änderung des deutschen Ausfuhrsystems zu vereinbaren. Ferner könnte sich Rußland mit

1) Die folgenden Zahlen sind die der russischen Regierung und der russischen Ausfuhrkammern, wie sie Hochschiller im „Journal des Economistes" vorgetragen hat.



Österreich-Ungarn bezüglich der russischen und galizischen Arbeiter in Deutschland verständigen. Es gibt Präzedenzfälle für ein solches gemeinsames internationales Vorgehen."

Die Ausfuhrscheine wurden in Deutschland nach dem Tarif von 1894 auf Wunsch der landwirtschaftlichen Kreise eingeführt.

Wer Getreide oder Mehl ausführt, hat das Recht, bei der Ausfuhr einen „Schein" zu verlangen, der ihn berechtigt, eine Menge Waren in Höhe des Ausfuhrscheines einzuführen, ohne daß er dafür Eingangszoll bezahlt. Die Scheine gelten nicht nur für die Einfuhr von Getreide oder Mehl, sondern auch für andere Waren; man kann mit ihnen z. B. Kaffee, Petroleum u. A. zollfrei einführen.

Der Handel mit Ausfuhrscheinen ist dementsprechend lebhaft. Die Wirkung der Ausfuhrscheine ist einfach: Ist in Deutschland der Getreidepreis unter dem Weltmarktpreis, zuzüglich Einfuhrzoll, so wird die Ausfuhr vorteilhaft. Z. B.: Roggenpreis in Deutschland 110 Mk., auf dem Weltmarkt 150 Mk. In diesem Fall verkauft der deutsche Exporteur seinen Roggen für Mk. 110 und erhält einen Ausfuhrschein, den er mit Mk. 50 (Zollbetrag) an die Börse verkauft. Er hat also Mk. 160 erhalten. Sein Gewinn ist Mk. 10. Eine Zollerhöhung steigert natürlich den Wert des Ausfuhrscheines. Nach dem Tarif von 1906 hat die deutsche Getreideausfuhr stark zugenommen:

Durchschnitt in 5 Jahren:	Einfuhr	Ausfuhr	Überschuß der Einfuhr (—)
	Tonnen		„ „ Ausfuhr (+)
1891—1895	646 788	17 400	(—) 629 388
1896—1900	851 232	94 803	(—) 757 429
1906—1910	453 647	506 475	(+) 52 829
Jahr			
1906	648 472	242 864	(—) 405 608
1907	608 267	232 822	(—) 375 445
1908	347 264	586 177	(+) 238 913
1909	274 722	650 544	(+) 375 822
1910	389 508	820 007	(+) 430 499
1911	614 155	768 527	(+) 154 372



Die Zunahme der Ausfuhr ist bedeutend; die Einfuhr ist in den letzten fünf Jahren um 39 v. H. zurückgegangen. Die Ausfuhr von Weizen hat ebenfalls stark zugenommen. Rußlands Roggenausfuhr nach Deutschland sinkt.

Fünfjähriger Durchschnitt	Tonnen	Millionen Mark
1891—1895	442 741	48,2
1906—1910	367 548	47,8
Jahr		
1906	515'754	38,8
1907	453 759	67,1
1908	258 684	39,1
1909	251 519	35,2
1910	358 121	39.—

Der deutsche Roggen tritt überall mit dem russischen Roggen in Konkurrenz. Im deutschen Osten übersteigt die Roggenproduktion erheblich den Konsum; deshalb starke Ausfuhr nicht nach dem deutschen Westen sondern nach Nordeuropa, darunter Rußland (Polen, baltische Provinzen). Die Eisenbahnen von Thorn und Danzig, die Weichsel fördern diese Entwicklung.

Seit dem Handelsvertrag von 1906 sind in Polen viele Mühlen entstanden; zum Teil mit deutschem Kapital. Dieselben beziehen das deutsche Getreide. Das Mehl wird in Rußland verkauft. Die gewonnene Kleie geht nach Deutschland zurück; Preis etwa Mk. 130. Die Kombination stellt sich also dar: Gewinn am Ausfuhrschein, am Mehl, an der Kleie. Ganz Nordwestrußland bezieht deutschen Roggen. Das Angebot desselben würde noch fühlbarer sein, wenn der Getreidepreis im Innern Deutschlands nicht den Weltmarktpreis überstiege; bestünde Parität, so würde der Ausfuhrschein an 31 Prozent des Wertes des Roggens darstellen; dagegen käme keine Konkurrenz auf.

Vor zwanzig Jahren war die deutsche Roggenausfuhr unbedeutend; heute stellt sie an 37 v. H. der russischen Ausfuhr nach Deutschland dar.

Nach Finland hat die deutsche Ausfuhr beständig zugenommen; sie erreicht ungefähr die Einfuhr Finlands aus



Rußland. Namentlich auf dem Gebiet der Mehleinfuhr ist Rußland ganz vor Deutschland in Finland zurückgetreten. Dabei machen die Russen geltend, das nach Finland ausgeführte deutsche Mehl komme vom russischen Weizen.

Aus Schweden und Norwegen werden ähnliche Verhältnisse berichtet. Dort hat die Einfuhr von Roggen und Mehl aus Rußland seit 1906 um 48 v. H. zugenommen. Ganz anders stellt sich die Zunahme aus Deutschland dar; sie beträgt für Roggen aus Deutschland 330 v. H., Mehl aus Deutschland 105 v. H. Schweden bezieht aus Deutschland 96 v. H. seiner Mehleinfuhr. Selbst bei guten russischen Ernten schickt Deutschland siebenmal mehr Roggen als als Rußland nach Schweden. Seit dem Handelsvertrag von 1906 ist die deutsche Einfuhr von Roggen und Weizen stetig zurückgegangen. Dagegen zeigt die deutsche Einfuhr von Gerste, Mais, Hafer, Kleie aus Rußland beständige Zunahme. Die Ursachen sind in der Hauptsache die folgenden: Gerstenmehl findet bei der Viehfütterung Verwendung. Kleie ist überdies bei der Einfuhr nach Deutschland zollfrei. Für Futtergerste ist der Einfuhrzoll ermäßigt, während derselbe für Biergerste erhöht ist. Seit zwanzig Jahren hat sich die deutsche Einfuhr von russischer Gerste ungefähr verdreifacht.

Die vorstehende Aufzählung hat ausgiebige Rücksicht auf den russischen Standpunkt genommen in der Absicht, das audiatur et altera pars gelten zu lassen. Es darf dabei aber nicht übersehen werden, daß die Russen vielfach selbst schuld an den Tatsachen sind, auf welche sie sich berufen: sie sollten die Rückständigkeit in ihren Einrichtungen zur Verwendung von Gerste und Kleie nicht aus den Augen lassen. Sie verlegen sich zur Zeit fast ganz auf die treibhausartige Entwicklung der Metall- und Kohlenindustrie, auf Finanzgeschäfte, anstatt den landwirtschaftlichen Interessen einen Teil ihrer Unternehmungslust und des Kapitals zuzuwenden.

Sodann ist die Behauptung der Russen, der Handels-



vertrag diene einseitig den deutschen Interessen, bei unbefangener Prüfung der Sachlage hinfällig. Vielmehr bewegt sich die Entwicklung des Handels zwischen beiden Reichen in annähernd gleichen Verhältnissen, wie man aus der folgenden Aufstellung ersehen kann.

Jährl. Durchschnitt	Russische Ausfuhr nach Deutschl. i. Verhältnis zu Rußl. Gesamtausfuhr	Deutschlands Ausfuhr nach Rußland im Verhältnis zu Deutschl. Gesamtausfuhr
	Prozente	
1895—1898	42	33
1899—1902	45	35
1903—1906	43	36
1907—1910	48	40
1911	50	47
1912	50	50

Diese Zahlen geben den Russen sicherlich keinen Grund, sich über nachteilige Behandlung zu beklagen. Es kommt hinzu, daß Rußland unter allen Ländern den größten Anteil an der deutschen Getreideeinfuhr hat:

Anteil Rußlands an Deutschlands Gesamteinfuhr

Prozente:

Fünfjähr. Durchschnitt	Roggen	Weizen	Gerste	Hafer	Mais	Kleie
1881—1885	55	40	15	61	6	25
1886—1890	76	52	34	81	14	44
1891—1895	68	32	45	58	10	40
1896—1900	78	43	51	70	7	47
1901—1905	88	36	58	85	13	55
1906—1910	81	38	83	72	16	43

Hier erscheint also Rußland unter allen Ländern mit den stattlichsten Verhältniszahlen.

An der deutschen Einfuhr aus Rußland hat die russische Landwirtschaft den weitaus größten Teil mit 58,74 Prozent. Fügt man dem Getreide noch das Vieh, die Meiereiprodukte und Rohmaterialien hinzu, so entfallen auf alle diese Erzeugnisse 92,37 Prozent der deutschen Einfuhr aus Rußland.

Die einzelnen Posten der deutschen Gesamteinfuhr aus Rußland stellen sich (1909) wie folgt dar:



	Wert in Millionen Rubel	Prozent
Landwirtschaftliche Produkte	725,8	52,10
Vieh und Meiereiprodukte	324,7	23,74
Holz	134,7	9,90
Waren, Kleie und Ölkuchen	88,9	6,64
Öl, Pech	47,5	3,89
Häute und Pelze	24,1	1,83
Arzneimittel	4,2	0,30
Kleider, Schmuckfedern	3,7	0,20
Verschiedenes	18,—	1,40
	1371,6	100,—

Es handelt sich also dabei um eine Einfuhr im Werte von rund $5^1/_2$ Milliarden Franken.

Die russische Gesamteinfuhr aus Deutschland ist von 476'839,000 R. im Jahre 1911 auf 642'756,000 R. im Jahre 1913 gestiegen. Fabrikat und Betriebsartikel haben daran mit über 60 Prozent Anteil; Konsumartikel nur 12,76 Prozent. Die deutsche Industrie ist also am stärksten daran beteiligt. Der Handelsverkehr Rußlands mit Deutschland ist unendlich bedeutender als der mit jedem anderen Lande (mit Frankreich betrug er 1913 gar nur 56'015,000 R.). Dabei ist noch zu bemerken, daß ein großer, wohl der größte Teil des Verkehrs nach Holland auf deutsche Rechnung zu setzen ist.

Ein Tarifkrieg zwischen Deutschland und Rußland würde für beide Teile unerfreulich sein; die Nachteile, welche Rußland daraus erwachsen würden, lassen sich an den Folgen des Zustandes 1892—93 ermessen.[1])

Schwankungen der russischen Getreideausfuhr nach Deutschland vor, während und nach dem Tarifkrieg.

	Prozente:					
	Roggen	Weizen	Gerste	Hafer	Mais	Kleie
1891 vor dem Tarifkrieg	73,00	57,91	40,00	86,00	24,00	29,00
1892 während des Tarifkrieges	22,00	20,00	39,00	9,00	4,00	14,00
1893 „ „ „	43,00	3,00	29,00	3,00	1,00	33,00
1894 nach dem Tarifkrieg	82,61	24,00	48,00	73,00	19,00	56,00

1) Hochschiller, „Journal des Economistes".



Die Unterschiede bei diesem Auf und Nieder sind so erheblich, daß sie in die Augen fallen. Von russischer Seite ist berechnet worden, daß der Tarifkrieg der russischen Landwirtschaft ungefähr 18 Franken Verluste per Hektar gebracht hat. Deutschland hatte die Getreideeinfuhr aus anderen Ländern bezogen und Rußland hatte die Zölle auf deutsche Fabrikate erhöht.

Der Reichskanzler von Caprivi entschloß sich, auf den Boden eines Handelsvertrags zu treten, welcher die deutschen Getreidezölle herabsetzt, während Rußland seine Zölle auf deutsche Fabrikate ermäßigt. Der sogenannte Caprivische Handelsvertrag von 1894 brachte die folgenden Zollermäßigungen: Roggen von 5,— auf 3,50 Mk. (100 kg), Hafer von 4,— auf 2,80 Mk., Mais von 2,60 auf 2.— Mk.

Gegen diesen Vertrag trat der „Bund der Landwirte" ins Leben. Sein Erfolg war der Vertrag vom 22. Febr. 1905, vom Reichstag mit 228 gegen 81 Stimmen angenommen. Er brachte die folgenden Erhöhungen der Ausfuhrzölle:[1])

	(Mark für 100 kg)		
	Tarif v. J. 1894	Tarif v. J. 1906	Erhöhung (+) Ermäßigung (—
Roggen	3,50	5,—	(+) 1,50
Weizen	3,50	5,50	(+) 2,—
Hafer	2,80	5,—	(+) 2.20
Mais	1,60	3,—	(+) 1,40
Mehl	7,30	10,20	(+) 2,80
Futtergerste	2.—	1,30	(—) —,70
Biergerste	2,—	4,—	(+) 2,—
Butter	16,—	20,—	(+) 4,—
Margarine	16,—	20,—	(+) 4,—
Hopfen	14,—	20,—	(+) 6,—
Ochsen	5,10	8,—	(+) 2,90
Kühe	1,80	8,—	(+) 6,20
Kälber	0,60	8,—	(+) 7,40
Schweine	3,30	9,—	(+) 7,40
Hammel	1,70	8,—	(+) 6,30

1) Mit einer einzigen Ausnahme: für Futtergerste wurde der Zoll von 2 Mk. auf 1,60 Mk. herabgesetzt.



	(Mark für 100 kg)		
	Tarif v. J. 1894	Tarif v. J. 1906	Erhöhung (+) Ermäßigung (—)
Frisches u. gefrorenes Fleisch	15.—	35.—	(+) 20,—
„ „ nicht „ „	15,—	27,—	(+) 12,—
Wildpret	12,—	14,—	(+) 2,—
Geflügel	frei	4,—	(+) 4,—
Pferde I. Klasse	10,—	50,—	(+) 40,—
„ II. „	20,—	75,—	(+) 55,—
Kleie	frei	frei	—
Ölkuchen	—	—	—

Gegen diesen Vertrag richtete sich zuletzt der Sturmlauf der russischen Presse mit mehr Eifer als Sachkenntnis, von der französischen Presse unterstützt. Die Duma hat im April (mit 155 gegen 45 Stimmen) einen Einfuhrzoll von 4 Mk. per Zentner (30 Kopeken per Pud) für Getreide, Erbsen, Bohnen beschlossen. Andere wollen das Verbot der Ausfuhr gewisser Erzeugnisse. Auch der Vorschlag wurde laut, Deutschland möge seine Getreideeinfuhrzölle herabsetzen, wogegen Rußland seine Industrieeinfuhrzölle ermäßige.

Der Hauptanstoß ist für die Russen: der deutsche Ausfuhrschein, den sie als eine Ausfuhrprämie darstellen.[1])

* * *

Wir haben das Historische und die Genesis des deutsch-russischen Handelsvertrags vom Jahre 1906 der Darstellung des Zustandes der Volkswirtschaft, der Finanzen und der sozialen Strömungen in Rußland mit auf den Weg gegeben, weil dieses Thema „aktuell" war und wieder sein wird. Von größerer „Aktualität", von größerem Gewicht erscheint uns jedoch der innere Zustand, den diese Darstellung gibt. Wir meinen den Beweis erbracht zu haben, daß es sich bei der heute gepriesenen Entwicklung in der Hauptsache um eine glänzende „Façade" handelt.

X.

1) Deutschland hat 1910 ausgeführt 820 007 Tonnen Roggen. Dafür haben die deutschen Zollbeamten Ausfuhrscheine im Wert von Mk. 41'000,000 gegeben. Die Einfuhr betrug 389 508 Tonnen, wofür Mk. 17'475,400 Zoll begehrt wurde. Die Differenz stellt die Ausfuhrprämie dar: Mk. 21'524,950.

XLIX.

Discite moniti!

Von Dr. Jul. Bachem, Köln.

Jetzt stehen wir am Beginn eines Krieges, gegen welchen die Kriege von 1866 und 1870 ein Kinderspiel waren; jetzt geht's um Sein oder Nichtsein des Deutschen Reiches. Im Bewußtsein des furchtbaren Ernstes der Lage hat sich alles einmütig und fest zusammengeschlossen, was sein Vaterland liebt; alle Parteizwistigkeiten und alle konfessionellen Gegensätze schweigen: die Deutschen sind wieder einmal ein einzig Volk von Brüdern.

Und doch — man sollte es kaum für möglich halten! — gibt es Kreise, welche jetzt, in den Anfängen dieses weltgeschichtlichen Ringens, leichtfertig Nachrichten verbreiten, die in konfessioneller Beziehung verletzend wirken.

Den Anfang hat in der Nummer vom 13. August der „Hannoversche Courier" gemacht, ein angesehenes, weitverbreitetes Blatt Norddeutschlands. In einem Artikel seines belgischen Gewährsmannes machte er für die beim Einmarsch der deutschen Truppen in Belgien und besonders in Lüttich stattgehabten Greuel der Franktireurs die „ultramontane Regierung" und die „zahlreiche Geistlichkeit" wenigstens mitverantwortlich und sprach mit Bezug auf die gegen deutsche Soldaten verübten Schandtaten von einer „Wiederaufführung der Bartholomäusnacht mit der Bluthochzeit".

Dieser Artikel des genannten Blattes war ebenso töricht wie bedenklich. Wer die belgischen Verhältnisse auch nur ganz oberflächlich kennt — und niemand sollte darüber schreiben, dem sie nicht wenigstens einigermaßen bekannt sind — weiß, daß kein Teil Belgiens so wenig unter „ultramontanem" Einfluß steht, wie das Gebiet, auf dem jene Greuel sich abgespielt haben. Die große Masse der Bevölkerung huldigt dort ganz anderen als „ultramontanen" Anschauungen; sie ist von ebenso fanatischem Haß gegen Religion und Geistlichkeit wie von geradezu anarchistischem Radikalismus erfüllt. Der Klerus und die „ultramontane Regierung"



haben nirgends weniger zu sagen, wie dort; es sind ganz andere Faktoren, welche dort die Bevölkerung beherrschen. Das ist so seit vielen Jahrzehnten und es ist so geblieben unter den wechselnden Regierungen.

Ich kenne die Bevölkerung vor Lüttich, um Lüttich und in Lüttich. Schon vor mehr als 20 Jahren habe ich sie gelegentlich der internationalen sozialen Kongresse studieren können, welche in Lüttich unter hervorragender Teilnahme deutscher Sozialpolitiker stattfanden. Nie werde ich die Demonstrationen vergessen, deren Zeugen die Kongreßteilnehmer in jenen Tagen waren, die Umzüge von mehr als 10000 Bergarbeitern, Männer und Frauen, denn auch die Frauen arbeiteten damals im Bezirk von Lüttich noch unter Tage. Etwas unheimlicheres als diese Massenaufgebote mit ihrer erzwungenen äußeren Ordnung im Aufmarsch und ihren wilden revolutionären Rufen habe ich nicht mehr erlebt. Die sozialen Zustände im Bergbau sind in Belgien seitdem besser geworden, aber sie sind noch immer ungesunde und dienen mit zur Erklärung der Dinge, die wir jetzt schaudernd erlebt haben.

Die „Frankfurter Zeitung", welche der Vorliebe für eine „ultramontane Regierung" und die „zahlreiche Geistlichkeit" in Belgien wohl nicht verdächtig ist, hat alsbald nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Belgien von „den Teufeln des Beckens von Lüttich" gesprochen und eine Schilderung dieses Milieus gegeben, die ebenso naturgetreu wie Entsetzen erregend ist. Sie hat dabei festgestellt, daß, als bei den Kammerwahlen im Juni vorigen Jahres die Katholiken sich an der Regierung behaupteten, das ganze Land, wenn auch vielfach knirschend, damit sich abfand; nur „die wilden Kerle des Lütticher Beckens", „die ärgsten Teufel von ganz Belgien", die in den Tälern der Ourthe, der Maas und der Vesdre spinnen, weben, in den Bergwerken klopfen und den Ambos hämmern, sammelten sich zu dumpf einhertrottenden Scharen und marschierten auf Lüttich, wie auch sie allein von allen Belgiern bei dem großen Generalstreik des vorigen Jahres die Waffen in den Händen trugen.



Aber der erste Versuch blieb leider nicht der einzige. In die gleiche Kategorie gehört ein Artikel von Max Osborn über den „Untergang der Stadt Löwen" in der Nummer der „Vossischen Zeitung" vom 29. August. In Löwen, so schrieb er, sei der „Sitz des finstersten, unduldsamsten Klerikalismus, der seit 80 Jahren die alte einst hochberühmte Universität unumschränkt regiert und sie zu einem Stützpunkt seiner Herrschaft gemacht hatte". Hier wird also der „Klerikalismus" für „die meuchlerische Tücke des Franktireurs- und Bandenkrieges", welche zur „Zerstörung" Löwens geführt hat, mitverantwortlich gemacht.

Auch Max Osborn hat damit nur bewiesen, daß er von den Verhältnissen in Löwen nichts weiß. Löwen hat seit vielen Jahren ein radikales Stadtregiment, welches allem „Klerikalismus" durchaus abgeneigt ist und sich namentlich durch Feindschaft gegen die katholischen Orden auszeichnet. Und was die Universität anlangt, so ist sie nichts weniger als finster und unduldsam. Sie war nicht nur „einst" hochberühmt, die erste Hochschule der Niederlande und eine der berühmtesten des Mittelalters; sie behauptete bis heute in der wissenschaftlichen Welt eine sehr angesehene Stellung. Unter ihren Professoren sind Männer von großem wissenschaftlichen Ruf, von denen mehrere auch sehr gute Beziehungen zu deutschen wissenschaftlichen Kreisen pflegen. An reich dotierten wissenschaftlichen Instituten war die Universität reich; ihre Bibliothek barg die kostbarsten Schätze. Und die theologisch-philosophische Schule Löwens ließ an Helligkeit nichts zu wünschen übrig. Bei ihrem fünfundsiebzigjährigen Jubiläum im Mai 1909 sagte ihr die Universität Münster in ihrem Glückwunschschreiben: „Neben der Pflege der ererbten, im modernen Sinne weitergeführten Geisteswissenschaften, neben dem Studium der Naturwissenschaft haben Sie der Lösung technischer und volkswirtschaftlicher Probleme eine Fürsorge zugewandt, die für den gewerblichen und sozialen Fortschritt Ihres Landes fruchtbar und segensreich geworden ist."



Das ist ganz etwas anderes, als was Max Osborn in der „Vossischen Zeitung" unbeeinflußt durch Detailkenntnisse schrieb.

Bedenklicher aber noch als die Stimmungsmache von der Art der vorstehend an zwei Beispielen Gekennzeichneten sind die immer häufiger in die Erscheinung tretenden allgemein gehaltenen, völlig unkontrollierbaren Ausstreuungen über Verfehlungen katholischer Geistlichen gegenüber den deutschen Truppen. An zahlreichen Stellen sind solche Ausstreuungen schon gleich in den ersten Anfängen des Krieges aufgetaucht und weiter verbreitet worden, ohne daß man ihren Ursprung mit Sicherheit feststellen und sie auf ihre tatsächliche Richtigkeit prüfen konnte.

Man muß hier nun wohl unterscheiden zwischen den auf Kosten belgischer Geistlichen und den zu Ungunsten elsaß-lothringischer Geistlichen verbreiteten Angaben.

Bei dem Einmarsch der deutschen Truppen in Belgien haben sich, wie es scheint, auch katholische Geistlche an dem Franktireurkriege aktiv beteiligt. Ganz besonders ist das aus Löwen gemeldet worden, dessen teilweise Zerstörung wegen der dabei mit zu Grunde gegangenen hohen Kulturwerte auch von allen denjenigen tief bedauert werden wird, welche das furchtbare, über die Stadt Löwen und ihre Bewohner verhängte Schicksal als eine vom deutschmilitärischen Standpunkte unabweisbare Notwendigkeit erkennen. Unser tapferes Heer muß gegen Überfälle, wie sie in Löwen verübt worden sind, mit allen Mitteln, welche das Kriegsrecht kennt, geschützt werden. Es kann für die militärischen Maßnahmen auch nicht in Betracht kommen, daß die belgischen Anschauungen in diesem Punkte wohl wesentlich andere sein werden, da in Belgien Militär und Zivil bei der Landesverteidigung nicht entfernt so scharf geschieden sind, wie bei uns, daß beide Kreise besonders durch die Errichtung der Bürgerwehr (garde civique) ineinanderfließen und daher die Empfindung für das Verwerfliche einer Teilnahme der Zivilbevölkerung an militärischen Kämpfen fehlen wird.



Nun hat auch der deutsche Kaiser in seinem Telegramm an den Präsidenten Wilson, welches gegen die Anwendung von Dum-Dum-Geschossen Protest erhebt, davon gesprochen, daß in Belgien selbst Frauen und Geistliche in dem belgischen Guerillakriege Grausamkeiten an verwundeten Soldaten, Ärztepersonal und Pflegerinnen begangen hätten. Im einzelnen sind die hierhin gehörigen Tatsachen amtlich noch nicht bekannt gegeben worden. Selbstverständlich wird es keinem Katholiken einfallen, irgendwie zu beschönigen oder entschuldigen zu wollen, wenn solche Dinge vorgekommen sind. Es ist dem katholischen Geistlichen aufs strengste — bei Strafe der Irregularität — verboten, sich an kriegerischen Kämpfen aktiv zu beteiligen; wie vielmal schärfer muß es verurteilt werden, wenn Mitglieder des katholischen Klerus an einem hinterlistigen und grausamen Franktireurkrig sich beteiligt und Grausamkeiten verübt haben.

Die Schuldigen wird also das allgemeine Verdikt treffen. Aber daneben bleibt die Pflicht bestehen, den gänzlich schuldlosen Teil auch des belgischen Klerus, und das ist ja doch die ganz überwiegende Mehrheit, gegen völlig haltlose Verdächtigungen zu schützen, wie sie jetzt zahlreich in Kurs gesetzt sind. Ein Schulbeispiel dafür ist das folgende.

Die „Tägliche Rundschau" vom 31. August und gleichlautend der „Berliner Lokalanzeiger" haben eine Mitteilung verbreitet, wonach einer aus Löwen in Rotterdam eingetroffenen Krankenpflegerin in Löwen von einem deutschen Offizier mitgeteilt worden sein soll: in einem Keller von Löwen habe man die Leichen von 50 deutschen Soldaten gefunden, die „anscheinend" von Klosterbrüdern getötet worden seien. Die Bewohner des Klosters seien darauf verhaftet und der Superior erschossen worden.

Diese Mitteilung, welche mit allen möglichen Zutaten im Lande herumgetragen worden ist, trug den Stempel vollster Unglaubwürdigkeit an der Stirne. Wenn von „Klosterbrüdern" etwas derartiges geschehen wäre, so müßte doch die Militärbehörde in der Lage sein, die Sache authentisch

klarzustellen. Aber keine militärische Behörde hat ein Wort davon gemeldet. Statt dessen ein völlig unbegründetes Gerede: eine ungenannte Krankenpflegerin soll von einem ungenannten Offizier in Löwen gehört und einem ungenannten Dritten in Rotterdam erzählt haben, daß in einem ungenannten Kloster in Löwen im Keller die Leichen von fünfzig deutschen Soldaten gefunden worden seien, die „anscheinend" von Klosterbrüdern getötet worden waren. Auf energische Vorhaltung von katholischer Seite hat inzwischen auch die „Tägl. Rundschau" zugeben müssen, daß sie keinerlei Beweis für ihre Behauptung zu erbringen vermag. Solcher und ähnlicher Gerüchte sind aber bereits eine Menge im Umlauf und haben an manchen Orten zu unerfreulicher Hetze gegen den katholischen Klerus geführt. In zahlreichen Fällen ist durch amtliche Erklärungen festgestellt worden, daß es sich bei den Ausstreuungen dieser Art um haltloses, jeder tatsächlichen Unterlage entbehrendes Gerede handelte.

In ein besonderes Kapitel gehören die Verdächtigungen, welche gegen den Klerus von Elsaß-Lothringen ausgestreut worden sind. Hier liegt die Sache auch viel ernster. Wenn ein Geistlicher im Elsaß oder in Lothringen französische Truppen begünstigt, oder feindliche Handlungen gegen deutsche Truppen begangen hätte, so würde er sich des Landesverrats schuldig gemacht haben. Im Oberelsaß sollen nun eine Anzahl Geistlicher landesverräterische Handlungen begangen haben und deshalb erschossen worden sein. So hieß es in allerhand Mitteilungen vom Kriegsschauplatz, welche in die Zeitungen übergegangen sind. Eine solche von einem im Felde stehenden Kleriker ausgehende Mitteilung hat sogar in einem unbewachten Augenblicke in der Hast und Hetze des Redaktionsbetriebes in der „Köln. Volkszeitung" Unterschlupf finden können, weil die Redaktion annahm, daß der Verfasser Selbsterlebtes berichte. Es stellte sich aber heraus, daß auch dieser Kleriker lediglich vom Hörensagen berichtet hatte, ohne in der Lage zu sein, irgend welche tatsächliche Unterlage für seine Mitteilung zu geben. Die „Köln.

Volkszeitung" hat das in loyaler Weise selbst sofort festgestellt und damit die betreffende Mitteilung zu ihrem Teile vollständig ausgeräumt.

In sehr energischer Weise hat dann das bischöfliche Ordinariat von Straßburg des oberelsässischen Klerus sich angenommen und vom Generalkommando des 15. Armeekorps ist daraufhin unterm 29. August dem Bischof von Straßburg bescheinigt worden, „daß Fälle, wonach Geistliche sich während der Kämpfe des 15. Armeekorps im Oberelsaß einer Unkorrektheit schuldig gemacht hätten, mir nicht bekannt geworden sind". Wenn solche Fälle vorgekommen wären, so hätte doch zunächst das Generalkommando Kenntnis davon erlangen müssen. Und der Bezirkspräsident des Oberelsaß v. Puttkamer hat auf Anfrage der „Köln. Volkszeitung" mitgeteilt, daß Verfehlungen von Geistlichen nicht zu seiner Kenntnis gekommen seien. In einer öffentlichen Kundgebung hat im Anschluß daran das bischöfliche Ordinariat Straßburg erklärt: es sehe sich „veranlaßt, gegen die Urheber und Verbreiter solcher Verdächtigungen strafrechtlich vorzugehen" und zu diesem Zwecke alle Diözesanen aufgefordert, „ihm die Personen und Blätter, die unbegründete Anklagen gegen die katholische Geistlichkeit in Umlauf setzen oder verbreiten, mit dem notwendigen Beweismaterial anzuzeigen".

Ebenso entschieden ist das Erzbischöfliche Ordinariat von Freiburg zum Schutze der Geistlichen vorgegangen, da die leichtfertigen Ausstreuungen auch nach Baden verbreitet worden waren. Die Folge war eine Kundmachung der amtlichen „Karlsruher Zeitung", in der es hieß: „Auch die Großherzogliche Regierung ist der Ansicht, daß die vaterländische Gesinnung der badischen katholischen Geistlichkeit über jeden Zweifel erhaben ist, und daß Angriffe der vom Erzbischöflichen Ordinariat bezeichneten Art auf unsere Geistlichkeit aufs tiefste zu bedauern und zurückzuweisen sind."

Damit dürfte speziell den Verdächtigungen elsässischer Geistlichen ein Ende gemacht sein. Wer solche Verdächtigungen weiter ausspricht oder verbreitet, ohne tatsächliche Beweise



beibringen zu können, kennzeichnet sich selbst als leichtfertigen Verleumder und muß als solcher behandelt werden. Bei fast all den nur auf Gerüchten fußenden Erzählungen in Feldpostbriefen oder von Mund zu Mund fehlen aber regelmäßig die Angaben des Ortes, der Zeit und der Name der Geistlichen, so daß sie auf ihren tatsächlichen Hintergrund niemals nachgeprüft werden konnten. Es trifft meist zu, was bei der täglichen Pressebesprechung im Reichstag mit den Vertretern des Generalstabes, des Reichsmarineamtes, des Auswärtigen Amtes und des Oberkommandos in den Marken der Vertreter des Auswärtigen Amtes von Mumm gegenüber dem Hinweis eines Teilnehmers aus der Zentrumspresse auf diese unfaßbaren Erzählungen mit aller Entschiedenheit wörtlich erklärte: „Es steht schon jetzt fest, daß die meisten dieser Geschichten erfunden, erlogen und erstunken sind."

Inzwischen hat der Deutsche Kaiser selbst des deutschen katholischen Klerus sich angenommen. Am 29. August nahm, wie die „Köln. Volkszeitung" mitzuteilen ermächtigt ist, der Kaiser in einer dem Abte Ildefons Herwegen von Maria-Laach im Großen Hauptquartier gewährten Audienz Anlaß, sich über das Verhalten einzelner Mitglieder des ausländischen Klerus im Verlauf des gegenwärtigen Krieges zu äußern. Abt Herwegen versicherte dem Kaiser, daß derartige Vergehen von Geistlichen gewiß von niemand schärfer verurteilt und schmerzlicher beklagt würden, als vom deutschen katholischen Klerus. Derselbe sei Sr. Majestät und der heiligen Sache des Vaterlandes von ganzem Herzen ergeben. Der Kaiser nahm diese Versicherung mit großer Befriedigung auf und sagte lebhaft: „Herr Abt, davon bin ich felsenfest überzeugt."

Es ist bei diesen haltlosen Ausstreuungen wohl vor allem Klatschsucht und Leichtfertigkeit im Spiele.

Wenn jemals das Wort galt, daß Deutschland den Frieden unter den Bekenntnissen so notwendig hat, wie das tägliche Brot, so trifft es besonders zu in der gegenwärtigen ernstesten Stunde deutscher Geschichte. Darum noch ein Mal: Discite moniti!

* * *



Unmittelbar vor der Drucklegung des vorstehenden Artikels hat nun die Militärbehörde zu der hier behandelten Frage Stellung genommen. Es ist das geschehen in einer vom 23. September datierten Bekanntmachung, welche das stellvertretende Generalkommando des 7. Armeekorps (General Frhr. von Bissing) an die Zeitungsredaktionen gerichtet hat. Darin heißt es:

„In der Presse haben in letzter Zeit wiederholt unbestätigte Gerüchte über die Beteiligung katholischer Geistlicher an Greueltaten in Belgien Verbreitung gefunden. Bisweilen sind an diese Nachrichten Kommentare und Bemerkungen in gehässiger Form gegen die katholische Geistlichkeit als solche geknüpft worden, die geeignet waren, einen großen Teil der Bevölkerung zu verletzen, und deshalb erregte Erwiderungen hervorgerufen haben. Ich habe bereits wiederholt Veranlassung genommen, teils in allgemeinen Erlassen, teils in Verfügungen und Maßnahmen aus Anlaß besonderer Fälle gegen ein solches Unwesen aufzutreten. Um es nicht jedesmal von neuem aufzurühren, ist von einem Zwange zum Widerruf im einzelnen möglichst abgesehen worden. In ausdrücklicher Übereinstimmung mit der Stellungnahme des stellvertretenden Generalstabes der Armee warne ich die Zeitungen im Bereiche des 7. Armeekorps hierdurch nochmals, durch Artikel solcher Art die Einigkeit der Bevölkerung zu stören. In jedem ferneren Falle werde ich gemäß meiner Verfügung vom 27. 8. ds. J. nunmehr die Beschlagnahme der schuldigen Zeitungen verfügen und sie unter Zensur stellen.“

General von Bissing bezieht sich in seiner Bekanntmachung ausdrücklich auf die „Stellungnahme des stellvertretenden Generalstabs der Armee“. Danach ist anzunehmen, daß eine dem Vorstehenden entsprechende Verfügung durch sämtliche Generalkommandos an alle Zeitungen ergangen ist, bezw. noch ergehen wird.

Hoffentlich wird diese Kundgebung für die Folge den an so vielen Stellen veröffentlichten Verdächtigungen gründlich

ein Ende machen. Wo ruhige Überlegung und Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühl nichts ausrichten, da wird wohl die nachdrückliche Mahnung und damit verbundene Strafandrohung ein Übriges tun.

Viel Schaden ist schon angerichtet worden, Fahrlässigkeit, Leichtgläubigkeit und Bosheit haben durch Verbreitung unkontrollierbarer Gerüchte, haltlosen Geredes, maßloser Übertreibungen und offenbarer Unwahrheiten in manchen Kreisen eine Stimmung erzeugt, die dem einmütigen Zusammenwirken aller, das in dieser erregten Zeit so notwendig ist, in keiner Weise förderlich sein konnte.

Die „Köln. Volkszeitung", welche in erster Reihe die Aktion zum Schutz des katholischen Klerus gegen die gekennzeichneten Veröffentlichungen geführt hat, spricht der hohen militärischen Stelle Dank aus, daß sie jetzt ihre Autorität im Sinne des konfessionellen Friedens eingesetzt hat. Sie hat damit bewiesen, daß sie nicht nur die rein militärischen Waffen schneidig zu wahren versteht, sondern auch das hohe Gut des Friedens unter den Bürgern der verschiedenen Bekenntnisse mit Entschiedenheit zu wahren entschlossen ist.

L.

Kürzere Besprechungen.

1. Fritz Kern, Dante. Vier Vorträge zur Einführung in die Göttliche Komödie. Tübingen (Mohr) 1914. 150 S.

Die Einführung sagt uns, daß das Büchlein schon vor mehreren Jahren aus einem Vortragszyklus entstanden ist, daß es nicht in Wettbewerb mit gelehrten Werken über Dante treten will, und daß die einzig wirkliche „Quelle" für Dante eigentlich doch Dante selbst ist. — Damit zeichnet der Verfasser selbst sein Büchlein aufs beste. Dante spricht zum großen Teil selbst. Es galt nun nur die schwere Kunst des Weglassens zu üben, das Wesentliche herauszuheben und die nötigen Verbindungslinien zu ziehen. So ist eine vortreffliche Einführung in die Geisteswelt eines der gewaltigsten und zugleich zartesten Menschen entstanden. Geistvoll und in anmutender Sprache hat der Verfasser es verstanden an Hand der Komödie Zeit und Menschen zu zeichnen. An der Vortrefflichkeit des Büchleins ändern einige Kleinigkeiten nichts, die ich gerade deshalb herausstellen möchte, weil das Werkchen wirklich vortrefflich ist. — Es dürfte (S. 38) etwas zu viel gesagt sein, daß unser Verstand das Verhältnis von Schuld und Sühne nicht erkennen kann. Ist ferner wirklich nur das Mitgefühl die Grundlage organisierter menschlicher Gemeinschaft? (S. 97). Ist nur das Geistige wirklich? (ebd.). Leider muß der Asket (S. 125) immer noch seine Individualität opfern. Daß kurz vor der Schlußvision Dantes die Verse aus Faust: „Wer darf ihn nennen? . . . zitiert worden, ist recht unbegründet. Man kann ihnen in diesem Zusammenhang einen rechten Sinn unterlegen, allein im Faust besagen sie etwas ganz anderes. Zur Beatriceallegorie wären in einer zweiten Auflage noch die Studien von Krebs in der 3. Vereinsschrift der Görresgesellschaft 1913 heranzuziehen. Rh.



2. **Ein Glaubensheld der modernen Zeit: Contardo Ferrini,** o. ö. Professor des römischen Rechts an der Universität Paris. Nach der Biographie von Dr. Carlo Pellegrini übersetzt von Dr. Alois Henggeler. Mit einem Bildnis. 8° (VIII und 140 S.) Freiburg 1914, Herdersche Verlagshandlung Mk. 1.80; geb. in Leinwand Mk. 2.50.

In Band 152 S. 207 ff. erschien eine ausführliche biographische Skizze über Professor Contardo Ferrini; diese gründete hauptsächlich auf die Schrift, welche der Postulator des Kanonisationsprozesses Dr. C. Pellegrini in italienischer Sprache herausgegeben hatte. Gleichzeitig war damals darauf hingewiesen, daß eine deutsche Ausgabe dieser Schrift bevorstehe. Die angekündigte Übersetzung ist nunmehr erschienen und zwar ist sie besorgt worden durch den Schweizer Dr. Alois Henggeler, der sich bereits durch Publikationen auf dem Gebiete der vaterländischen Kirchengeschichte bestens bekannt gemacht hat. Was die biographische Seite des handlichen Bändchens betrifft, so dürfte es genügen, auf den oben genannten Aufsatz in diesen Blättern hinzuweisen. Im Anhange gibt der Übersetzer in dankenswerter Weise eine Zusammenstellung der Schriften Ferrinis, dessen Bild beigefügt ist.

LI.

Der Stand der Frauenbewegung nach den Kongressen des letzten Jahres.

(Juni 1913—Juni 1914.)

(Schluß.)

Besondere Gelegenheit, um den Stand der Frauenbewegung kennen zu lernen und zu beurteilen, boten die groß angelegten Kongresse von interkonfessionell liberaler Seite im Mai dieses Jahres. Rom war zum Schauplatz ausersehen. Dort tagte vom 5.—14. Mai die Generalversammlung des internationalen Frauenbundes, der, 1888 gegründet, statutengemäß jedes fünfte Jahr eine Generalversammlung hält. Unmittelbar darauf, 16.—23. Mai, wurde wieder in Rom der von Italienerinnen einberufene „internationale Frauenkongreß“ gehalten. Der gleichgesinnte liberale „Bund österreichischer Frauenvereine“ veranstaltete endlich in Wien eine Art Nachfeier der zu Rom gehaltenen Tagungen vom 24.—28. Mai. „Im Anschluß an die beiden römischen Kongresse“, so berichtete die Neue freie Presse vom 24. Mai, „soll diese Tagung den Zweck verfolgen, das Ausland mit der in Österreich herrschenden Frauenarbeit bekannt zu machen.“

Die auf der Generalversammlung des Frauenweltbundes vertretenen 22 Länder hatten 470 Delegierte gesendet. Deutschland war durch Gertrud Bäumer, Helene Lange und Alice Salomon und Österreich durch Marianne Hainisch vertreten Das Fragengebiet, das der Weltbund zu bearbeiten sich be-



müht, ist auf neun ständige Kommissionen verteilt, deren Einzelaufgaben der Reihe nach sind: Friedensbestrebungen — Finanzen — Presse — gleiche Moral für beide Geschlechter, bezw. Kampf gegen die Prostitution — Volkshygiene — Rechtsstellung der Frau — Frauenstimmrecht — Erziehung — Ein- und Auswanderung. Es ist kaum anders zu erwarten, daß die einzelnen z. T. gleichzeitigen Kommissionssitzungen, bei denen schon die Sprachenfrage den internationalen Teilnehmerinnen Schwierigkeiten bereitete, nicht besondere Anziehung bieten konnten. Der Bericht der Frau Minna Lauer, die sich in der „Frauenbewegung" (Nr. 10, 11) als „Beobachterin und Kritikerin" äußert, ist der ganzen Tagung nicht sehr günstig und legt den Beratungen wenig praktischen Wert bei. Ihre subjektive Auffassung wird aber durch die Urteile der italienischen Presse betätigt. Diciamo subito, heißt es z. B. im „Corriere d'Italia" vom 8. Mai über diesen Convegno quinquennale femminile „che le discussioni in queste cariose manifestazioni di femminismo straniero quasi non esistono. L'oratrice parla; generalmente racconta di certe sue speciali osservazioni su un limitato campo, rivelando quello che si potrebbe fare in esso in favore delle donne, le altre sorridono approvando."

Unwillkürlich wird man bei den Verhandlungen und Veranstaltungen dieses Kongresses mit seinen vielen Reden an den internationalen Stimmrechtskongreß in Budapest 1913 erinnert. Die Präsidentin Lady Aberdeen trat mit großer Sicherheit und Eleganz auf. An Glanz ließ das ganze Schauspiel nichts zu wünschen übrig. Aber an tiefem Eindringen in die zur Behandlung vorgelegten Fragen, an praktischen Ergebnissen, die jeder Teilnehmerin klar machten, was nun eigentlich zu tun sei, fehlte es.

„Vergebens hoffte der Zuhörer auf kraftvolle Töne, auf ein tieferes Eingehen, auf eine energische Darstellung. Wo es dennoch einmal hervortrat, da horchte man, wie erleichtert und wie vom Banne befreit, auf, doch dies ging bald wieder unter



in einem Fluß allgemein gehaltener Worte." Noch bedenklicher ist es, wenn die Berichterstatterin weiter sagt: „Der Eindruck war und blieb, daß diese Frauen, die dort mit allem Ernst, das geben wir gern zu, alle diese so schwerliegenden Fragen zu erörtern sich bemühten, doch in einer Welt leben, die es verhindert, in eine ganz andere Welt, das ist in die des ringenden und kämpfenden Volkes, hineinzublicken. Niemals ist mir so klar geworden, wie in dieser Tagung von Rom, daß diese Welt dieser Frauen niemals sich in die Seele derjenigen versetzen kann und wird, die unten seufzen, leiden, kämpfen und ringen. Das soll kein Vorwurf sein — es ist nur eine Konstatierung des Resultats der Beobachtung. Platonisches Mitempfinden, theoretische Beurteilung und ideologische Auffassung den gewaltigen Problemen der Gegenwart gegenüber ohne prinzipielle Stellungnahme dazu — das ist die Signatur der vom Weltbunde gewiß unsäglich mühevoll vollbrachten Kleinarbeit" („Frauenbewegung", 1. Juni 1914).

Unter dem nicht gerade klaren Ausdruck: „prinzipielle Stellungnahme" versteht die Berichterstatterin das politische Wahlrecht, das für ihr radikales Blatt „Frauenbewegung" das Ceterum censeo der Frauenfrage ist, und das ihrer Ansicht nach seitens des internationalen Frauenbundes zu wenig betont worden ist. Sie macht ihm daher weiter den Vorwurf, daß er sich „nur mit sozialen Fragen" und zu wenig mit Politik befasse. „Politik," sagt sie, „verlangt Taten, Eingreifen in das wirkliche Leben, verlangt das Erfassen aller Zusammenhänge, verlangt Teilnahme am öffentlichen Leben, vor allem Teilnahme am Volksleben und Volksempfinden, verlangt in erster Linie Stellungnahme auf Grnnd von Prinzipien zu den Fragen der Gegenwart."

Wahr ist in diesen Worten, daß bei den Frauen „der oberen Zehntausend" nicht selten das lebendige Band zu schwach ist oder ganz fehlt, das sie mit den hilfsbedürftigen Frauen des Volkes schwesterlich vereinigt; daraus erklärt sich oft der Mangel an praktischer Energie. Es ist aber ein Irrtum, daß zunächst und allein die Politik dieses Band zu



schlingen versteht. Bei den Sozialdemokraten mag dies der Fall sein; bei den katholischen Frauen erklärt sich die Teilnahme am Volksleben aus einem höheren, festeren Grunde. Bei den sozialdemokratischen Frauen wirkt die gemeinsame Not einigend, wie auch die Gegnerschaft gegen die bestehende Gesellschaftsordnung und die daraus hervorgehende Hoffnung auf eine neue Zeit. Die katholischen Frauen dagegen, denen Bildung und Stand die Pflicht sozialer Hilfe nahelegt, sehen im Lichte des Glaubens in ihren bedrängten Mitmenschen ebenbürtige Kinder Gottes. Geburtsadel, Reichtum und Geistesbildung wird ihnen im Vergleich mit der Würde der Gotteskindschaft in dem Maße Nebensache, als das christliche Glaubensleben ihnen zur zweiten Natur geworden. Daher verbindet eine wahre Interessengemeinschaft die sog. höheren mit den niederen Ständen. Vor Gott, an den Stufen des Altars, an der Kommunionbank, schwindet der soziale Vorrang; die christliche Fürstin fühlt sich durch dasselbe Glaubensleben und Hoffnungsstreben liebevoll mit ihrer letzten Magd zur gemeinsamen Verantwortlichkeit vor Gott verbunden. So erklärt sich der Unterschied, der sich dem Beobachter zwischen der Tagung des internationalen Frauenbundes in Rom und dem oben erwähnten Wiener katholischen Frauentage aufdrängt. Die Baronin von der Weese z. B. sprach in Wien mit der Liebe einer wahren Mutter von den verwahrlosten Kindern der Großstadt, als sie die Mithilfe der Frau bei der religiösen Erziehung schilderte, und ihr Vortrag wirkte fesselnd und hinreißend, als sie aus der Erfahrung heraus den herzlich vertraulichen Ton zwischen der Katechetin und ihren verwahrlosten Schützlingen empfahl. Den gleichen Eindruck empfand man, als Baronin Fenner die Not der Kellnerinnen schilderte und praktische Vorschläge zur Besserung machte. Als Baronin Irma Apor das „Laienapostolat am Kranken- und Sterbebette“ schilderte, hat wohl manche stille Träne sich heimlich über ein und die andere Wange geschlichen; das Referat enthielt keine Spur von rührseliger Sentimentalität, aber es berichtete treuherzig Tatsachen des



christlichen Opfersinnes. Das eben fehlt bei den offensichtlich glänzenden römischen Kongressen und darauf beruht die Berechtigung der angeführten Kritik, obgleich in mancher sozialen Frage sich die Tagung von Rom mit der in Wien berührte; dort, um mit dem kürzesten Ausdruck diesen Unterschied zu begründen, war die Religion ausgeschaltet, hier beherrschte der katholische Glaube die Arbeiten. Dabei darf freilich zugunsten der römischen Tagung die große Schwierigkeit nicht übersehen werden, die in der Internationalität und für viele im Gebrauche einer fremden Sprache lag. Manche Angelegenheit ist zur Sprache gekommen, die das allgemeine Interesse in hohem Grade verdient. So wurde in der Auswanderungsfrage zum Schutze der Sittlichkeit und zur Bekämpfung des Mädchenhandels die Forderung nach weiblichen Angestellten laut, die als „Schiffsmatronen" den sittlich Gefährdeten Schutz gewähren sollten. Der katholische Raphaelverein sowie der internationale katholische Mädchenschutz kann solche Anregungen nur dankbar begrüßen und unterstützen.

Es ist unmöglich, hier auch nur einen gedrängten Überblick über die Verhandlungen zu geben, die auf Grund der angeführten Kommissionseinteilung im großen Saale des Hôtel du Quirinal geführt wurden. Nur zwei seien hervorgehoben, die mehr als die übrigen eine lebhafte Debatte hervorriefen. Dies war der Fall in der Stimmrechtsfrage. Die bereits angedeutete Ähnlichkeit mit dem Budapester Kongreß trat hiebei stark hervor. Die amerikanische Predigerin Annie Shaw, die dort den Kongreß eingeleitet hatte, führte hier den Vorsitz. Die Delegierten der Länder, die bereits die politische Gleichberechtigung der Frauen haben: Australien, Norwegen, Finnland, zehn kleine Staaten der nordamerikanischen Union erstatteten Berichte, die selbstverständlich begeistert gehalten waren und zum Teil in Apologien ausklangen. Die redefertige Amerikanerin wußte einen vollen Erfolg zu erzielen, indem sie auch die nichtdelegierten Teilnehmerinnen zur Abstimmung über die Stimmrechtsresolution veranlaßte. Unmittelbar auf das Gebiet der großen Politik



begab sich sodann die Versammlung in der Kommissionsberatung über die Herbeiführung des Weltfriedens im Sinne der bekannten, kürzlich verstorbenen Bertha v. Suttner. Zu dem Rufe: „Die Waffen nieder!" kam es allerdings nicht. Man begnügte sich, zu beraten, wie die Frauen bei internationalen Konfliktsfällen Einfluß auf die Regierungen zu Gunsten des Friedens üben könnten. Die Rechnung wurde hiebei ohne den Wirt gemacht. Es wurde auch nicht klar, wie das geschehen sollte. Die einzige Möglichkeit, für den Weltfrieden zu wirken, bleibt doch schließlich die Verbreitung der Friedensreligion des Christentums; die Anerkennung des Dogmas bezw. der Tatsache von der Erbsünde wird dabei vor Enttäuschungen bewahren. Um die Frauen selbst für die Friedensidee zu begeistern, wurden zum Teil kleinliche Mittel vorgeschlagen, z. B. die Kinder vom Soldaten- oder Kriegspielen abzuhalten.

Die Schlußsitzung fand in der großen Universitätsaula statt. Die Französin Avril de St. Croix sprach hier noch warm über die Mißbräuche in Kinderarbeit, während Gertrud Bäumer die Heimarbeiterinnenfrage behandelte. Bezeichnend ist, daß die Schlußansprache von der Predigerin Rev. Annie Shaw gehalten wurde.

Alles in allem trug die große Tagung vorwiegend englisch-amerikanischen Charakter. Nicht wenige Italiener fühlten sich hierdurch in ihrem Nationalgefühl verletzt. In den Zeitungen wurde von einem „Fremdenkongreß" geredet. Als die Italienerin Dora Melegari über die Frauenberufe in Italien in der Sprache der Versammlung französisch geredet hatte, hieß es im Corriere d'Italia: »Qualcuno aveva sperato che almeno questa rappresentante della nostra nazione parlasse la lingua nostra, ma anch' essa dalle regole del convegno è costretta ad usare il francese.« Es ist auffallend, daß auf eine so ausgiebige Tagung wie die des internationalen Frauenbundes unmittelbar in derselben Stadt, die fast ebenso große des internationalen Frauenkongresses folgte, zumal die meisten der



ausländischen Teilnehmerinnen an jener sich auch an dieser beteiligten. Ein genügender Grund hierfür ist für Fernerstehende nicht ersichtlich. Fast hat es den Anschein, als ob durch diesen zweiten römischen „Frauenkongreß" nur dem italienischen Nationalgefühl Rechnung getragen und so ein gewisser Gegensatz zu dem ersteren hergestellt werden sollte. Da jedoch, wie bemerkt, viele ausländische Delegierte der früheren Generalversammlung auch bei diesem neuen Kongreß lebhaft mitwirkten, so ist an einen wirklichen Gegensatz kaum zu denken. Die bereits erwähnte Beleidigung der „Italianità" kam jedoch deutlich zum Ausdruck, indem der Zentralrat des Vereins Dante Alighieri eine Erklärung veröffentlichte, worin er sein Bedauern über die Zurücksetzung der italienischen Sprache ausdrückte.[1])

Auch den Gegenständen nach bestanden zwischen beiden Tagungen viele Berührungspunkte, so daß man sich wieder fragen konnte, wozu der neue Kongreß gehalten würde. Andererseits war diesbezüglich doch auch ein gewisser Gegensatz zu bemerken. Ein bestimmter konservativer Zug war dem Kongresse eigen; vom politischen Stimmrecht und sonstigen Emanzipationsbestrebungen war wenigstens im Programm nicht die Rede, das im Palazzo delle Belle Arti behandelt werden sollte. Die mütterliche Aufgabe der Frau im Hause, zumal in der Kinderpflege, die Säuglingssterblichkeit, die soziale Hilfe gegen den Pauperismus, die modernen Frauenberufe wie die Polizeiassistentin, die Wohnungsfrage, bezw. die Gartenanlagen in der Großstadt, die Frauenarbeit und insbesondere Heimarbeit, die Auswanderung, die Gesundheits-

1) „Il Consiglio, udite le comunicazioni della Presidenza in riguardo alla non inclusione dell'italiano tra le lingue ufficiali del Consiglio Internazionale delle Donne adunatosi in Roma nei giorni scorsi e presa notizia della parte inadeguata per la lingua italiana nel Congresso Internazionale Femminile inauguratosi il 16 corrente; deplora che in tali manifestazioni non si sieno debitamente tutelate le alte ragioni dell'italianità."

pflege, schließlich das Freiwilligenjahr der Mädchen usw. u. a. Gegenstände der Sektionsberatungen wie der Plenarsitzungen. Die Berliner „Frauenbewegung“ bezeichnet daher die Tagung als „diesen Kongreß der Rührseligkeit und Nächstenliebe ..., wo sich organisatorisches Ungeschick und unzeitgemäße Philanthropie paarten“. Genugtuung verschafft dieser Berichterstatterin nur, daß trotz aller Vorsichtsmaßregeln doch unter großem Beifall für das Stimmrecht eine scharfe Lanze seitens einer Mailänder Juristin gebrochen wurde. In Wirklichkeit hat dieser zweite römische Kongreß eher mehr und besser gearbeitet als der erste, wenn ihm auch derselbe oben geschilderte liberale Charakter anhaftete. Die Beratung über den Pauperismus, worin auch einem Manne, dem Advokaten Lanzillo, das Wort gewährt wurde, zeigte ein verständnisvolles Eingehen auf eine brennende Zeitfrage. Aus Deutschland nahmen Gertrud Bäumer, Alice Salomon, Adele Schreiber lebhaften Anteil. Ohne feste Prinzipien und ohne eine einheitliche, objektive Weltanschauung freilich schwankte auch diese Tagung zwischen unsicheren Meinungen hin und her.

Der Wiener „internationale Frauentag“ war, wie bereits bemerkt, eine Art Echo der römischen Kongresse, zumal des ersten. Daher wurden vorwiegend amerikanische Töne dort gehört. Die Ehrenpräsidentin des internationalen Frauenbundes, Mrs. Wright-Sewall aus Amerika, war vielleicht die interessanteste Persönlichkeit, die unter den zwölf verschiedenen Nationen angehörenden Frauen sich eingefunden hatte. Sie machte der Präsidentin des Bundes österreichischer Frauenvereine, Marianne Hainisch, die zweifelsohne persönlich unter den liberalen Frauen Österreichs ehrenvolle Anerkennung verdient, doch ein zu großes Kompliment mit den Worten: „Wir haben nicht gehört, daß in Österreich so etwas wie eine Frauenbewegung existiert. Aber der Name ihrer Präsidentin, M. Hainisch, ist uns bekannt, ja sogar populär geworden, sie gehört der ganzen Welt, sie ist für uns die österreichische Frau.“ Das Ziel der Frauen-

bewegung entwickelte dieselbe Rednerin in der Festversammlung echt amerikanisch folgendermaßen:

„Wir wollen nicht von der Vergangenheit reden, die Frauenbewegung lebt in der Gegenwart, und die Gegenwart ist viel schöner als die Zukunft. Das Höchste, was wir Menschen kennen, ist das Gefühl zur Allgemeinheit, das Gefühl, daß der Mensch zum Menschen gehört. Das ist Internationalismus. Dieser Internationalismus der Frauen ist von Amerika ausgegangen, und das ist gut so; denn was ist der Amerikaner? Ein Gemisch aus allen Völkern der Erde. Wir alle, Mann und Frau, wir brauchen mehr Güte. Und deswegen können wir sagen: Die Zukunft ist das einzige Land, das groß und weit und frei genug ist, für unsere Bestrebungen. Und wir können schon heute sagen, daß in der Zukunft es keinen Menschen mehr geben wird, der zu seiner Frau sagen wird: „Du bist gemacht, um unter meinen Füßen zu bleiben." Und die Frauen werden nicht mehr sagen: „Aller Idealismus ist für mich gemacht." Die Frauen brauchen viel Bildung und Kultur, und der Mann viel Reinheit des Denkens, und Mann und Frau müssen das Leben verehren lernen, Mann und Frau müssen gleich sein, gleich in Recht und Pflicht, in Menschlichkeit und allgemeiner Güte, damit in Zukunft Gott sagen könne: „Ihr, jetzt seid ihr mein Bild."

Im Sinne dieses etwas phantastischen Internationalismus erklärte die serbische Delegiertin Poprowitsch, „daß die Feindschaft der Männer die schwesterliche Zuneigung und herzliche Freundschaft nicht stören könne, die zwischen den Frauen Österreichs und Serbiens bestehe". Inzwischen hat die schreckliche Mordtat von Serajewo den nüchternen Kommentar zu dieser Phrase gegeben.

Über Phrasen ist auch der eigentliche Frauentag kaum hinaus gekommen, der hiermit eng an die Seite des internationalen Stimmrechtskongresses 1913 in Budapest tritt. Da der Wiener Frauentag eigentlich nur ein Gelegenheitskongreß für die von Rom über Wien zurückkehrenden Delegierten war, muß eine billige Kritik eine gewisse Nachsicht



üben. Immerhin durfte sowohl bei der „Jugendversammlung“ wie bei der „außerordentlichen Generalversammlung des Bundes österreichischer Frauenvereine“ mehr erwartet werden. Der Mangel an Grundsätzen und Disziplin trat unliebsam zutage. In der sog. „Jugendversammlung“ verbreitete sich die Vorsitzende der deutschen Landeskommission für Kinderschutz und Jugendfürsorge in Mähren Frau Roller über die Stellung der modernen Frau zur Jugenderziehung. Indem sie auf den Geburtenrückgang und die Kindersterblichkeit und Verwahrlosung hinwies, machte sie richtig den Zerfall der Familie für diese Erscheinungen verantwortlich. Daß der Zerfall der Familie aber seinen tieferen Grund in dem Mangel an religiösem Pflichtgefühl habe, ließ sie unberührt. Daher schlug sie zur Besserung der Verhältnisse nur vor eine entsprechende gütige und kluge Änderung der Armen- und Berufsvormundschaftsgesetze; dieselbe könnte alle hilfsbedürftigen Kinder zu lebensfreudigen Menschen machen. Der Eifer der Rednerin wandte sich besonders gegen den, oder wie sie sagte, gegen das Zölibat; dieses sei das unmoralischste und unmenschlichste Gesetz der Gegenwart, und alle Frauen müßten sich einmütig gegen dasselbe wenden, das eine fabelhafte Schande darstelle. Ihre schließliche Aufforderung an die Jugend, sozial tätig zu sein, gab in der Diskussion einer Dame Anlaß, darzutun, daß „die heutige Jugend ihre eigenen Wege gehe, die die Eltern nicht mehr recht verstehen. Trotzdem müssen die Eltern die Bestrebungen der Jugend fördern. Dies werde freilich vielen Müttern schwer, die noch in einer ganz anderen Epoche erzogen wurden. Schon deshalb aber müssen die Mütter ihren Kindern helfen, damit die Jugend einmal besser an ihre Mutter denke, als manche der heutigen Mütter an ihre Mütter denken, die brave, gute Frauen und die besten Mütter waren, aber von Jugend- und Frauenbewegung so gar nichts wüßten.“ Ein Herr Friedländer verlangte, „daß der Familie das Recht auf Erziehung genommen werden solle. Die Erziehung der Jugend müsse der Staat besorgen, die Familie aber nicht“.

Nach dem Bericht der „Zeit“ löste diese Forderung zugleich „Heiterkeit, Beifall und Widerspruch“ aus. Die ganze Uneinigkeit der Versammlung, bei der zuletzt noch unter stürmischem Beifall „die Notwendigkeit des Frauenstimmrechts“ betont wurde, ist hierdurch zutreffend gekennzeichnet.

In der „Generalversammlung“ klangen die Berichte der einzelnen Kommissionen in die oberflächliche Bildung der Mädchen aus. Ergötzlich war es, daß Mrs. Wright-Sewall bei dieser Gelegenheit die amerikanischen Frauen gegen den Vorwurf, daß sie zu viel trinken, in Schutz nahm. Die Versammlung zeitigte schließlich den Beschluß, entsprechend dem Angriff auf den Zölibat in der „Jugendversammlung“ „eine intensive Propaganda gegen das Zölibat der staatlichen und Privatbeamtinnen zu eröffnen“.

Die sehr ausführliche Berichterstattung in der „Neuen freien Presse“ und in der „Zeit“, die sich auf genaue Angabe der Namen der meisten auswärtigen Delegierten erstreckt, hat weitere bedeutsame Reden oder Verhandlungen nicht zu verzeichnen gehabt. Viel mehr Zeit wurde der Besichtigung sozial-humanitärer Institute und sonstiger Sehenswürdigkeiten gewidmet. Die „N. fr. Presse“ schildert da am ausführlichsten den Besuch der Teilnehmerinnen in dem neuen Schulinstitut des „israelitischen Mädchenunterstützungsvereins“, während die „Zeit“ hervorhebt: „Eine aus hundert Damen bestehende Gruppe, in der Mehrzahl Französinnen und Schweizerinnen, besichtigte das Israelitische Altersversorgungsheim und den Israelitischen Mädchenunterstützungsverein in der Seegasse. Besonderes Interesse erregte der alte jüdische Friedhof, der durch Herrn Salo Kohn den Damen gezeigt wurde, durch seine historische Denkwürdigkeit.“ Von der Besichtigung eines der großartigen Krankenhäuser oder Erziehungsanstalten, worin katholische Ordensfrauen tätig sind, wird nichts berichtet.

Überblicken wir den hier gebotenen Auszug aus der Chronik der Frauenkongresse seit Jahresfrist, so zeigt sich uns den Richtungen nach dasselbe Bild, das sich in der



Frauenbewegung schon seit Jahrzehnten mehr und mehr gestaltet. Die sozialdemokratischen Frauen und die katholischen Frauen sind in fortschreitender tatkräftiger Entwicklung zu internationaler praktischer Tätigkeit begriffen. Die sogen. bürgerlichen Frauenorganisationen mit internationalem Charakter veranstalten großartige Schaustellungen, die aber wegen Mangel an einheitlicher, gefestigter Weltanschauung an tatsächlichem Einfluß verlieren. Die sozialdemokratische Internationale weiblicherseits erhebt am nachdrücklichsten den Ruf nach politischer Gleichberechtigung. Hierin geht ihre Haupttätigkeit auf. Auf katholischer Seite hat sich diese Forderung noch nie offen und allgemein hervorgewagt, wenn auch einzelne hie und da mit ihr liebäugeln; je mehr im katholischen Geiste sozial und karitativ gearbeitet wird, desto mehr verschwindet sie, wie dies der II. österreichische katholische Frauentag gezeigt hat. Sowohl die katholische wie die sozialdemokratische Frauenbewegung steht mit dem Volke in Fühlung mit dem bedeutsamen Unterschiede, daß diese nur einen Teil der Gesellschaft umfaßt und fast nur die Proletarierin als ihr Rekrutenkontingent ansieht, während jene die Frauen aller Stände im christlichen Geiste zu vereinen strebt. Der liberalen Frauenbewegung dagegen fehlt der lebendige Zusammenhang mit dem eigentlichen Volke. Den katholischen Frauenbünden steht sie fremd und abgeneigt gegenüber; im übrigen schwankt sie mit ihrem Streben nach politischer Betätigung unstet zwischen Sozialdemokratie und bürgerlichem Liberalismus. Die „Österr. Frauenwelt“ (1914, S. 217) erklärt demnach sehr zutreffend: „Ein Zusammenarbeiten der katholischen Frauen mit den liberalen auf wirtschaftlichem Gebiete ist nun einmal nicht möglich, da die Grundanschauungen und Arbeitsmethoden zu weit auseinandergehen.“

Gerade vor zehn Jahren, am 3. Juni 1904, tagte in Berlin der internationale Frauenbund. Der Verlauf desselben veranlaßte damals die bestverdiente Baronin Gordon, ihre Broschüre „Fingerzeige für die katholische Frauenbewegung“ herauszugeben. Dieselbe ist auf die Gründung



des „Katholischen Frauenbundes" in Deutschland 1904 nicht ohne Einfluß geblieben. In diesem Jahre fand am 3. Juni in Berlin der 10. Verbandstag „Katholischer Vereine erwerbstätiger Frauen und Mädchen Deutschlands" statt. Kann sich derselbe auch nicht mit den großen Kongressen, die zu erwähnen waren, vergleichen, so verdient er doch mit seinen 100 Delegiertinnen zur Vertretung von 179 Stimmen sicher erwähnt zu werden. Es gereicht dem liberalen „Jahrbuch der Frauenbewegung" 1914 zur Ehre, daß es (S. 153) auch diesen Verband mit seinen 10 Arbeiterinnen-Sekretariaten und 31 000 Mitgliedern erwähnt. Der genannte letzte Verbandstag beschäftigte sich vornehmlich mit der Förderung der „Gesundheit und Sittlichkeit". Die gesundheitliche Gefährdung der erwerbstätigen Frauen, die sittlichen Gefahren, worauf das letzte Hirtenschreiben des deutschen Episkopates vom 20. August 1913 hingewiesen hat, und der Wohngesetzentwurf waren hiernach der Gegenstand eingehender Erwägungen. Die lebhaften Diskussionen zeigen die genaue Vertrautheit mit den Bedürfnissen des modernen praktischen Lebens. Der enge Anschluß an die Kirche und den religiössittlichen Geist, der den Verbandstag beseelte, verlieh den Beratungen den Ernst und die praktische Bestimmtheit, die in anderen Versammlungen so oft vermißt werden. Wie ganz anders z. B. wurde hier über Geburtenrückgang und Kindersterblichkeit gesprochen als in der oben erwähnten „Jugendversammlung" der internationalen Wiener Tagung!

Der gedrängte Überblick über die Frauenbewegung des letzten Jahres zeigt trotz seiner Lückenhaftigkeit, wie viel auf dem Spiele steht und wie viel darauf ankommt, ob die heranwachsende weibliche Jugend im sozialdemokratischen, im liberalen oder im christlich-katholischen Geiste erzogen wird.

LII.

War der spanische Generalinquisitor Eberhard Nidhard ein ehrgeiziger und habsüchtiger Streber?

Von Bernhard Duhr S. J.

II.

Außer den Urteilen der Gesandten über die Absichten Nidhards besitzen wir auch noch andere wichtige Zeugnisse.

Da ist vor allem das Zeugnis des Kaisers Leopold, der durch seine stete Verbindung mit seiner Schwester, der Königin, und dem Beichtvater selbst, über alles genau unterrichtet war. Leopold hat die guten Absichten Nidhards nie bezweifelt, ihn wiederholt gegen Verläumdungen in Schutz genommen und seine große Genugtuung über die Erhebung zum Kardinalat ausgesprochen.

Als er letztere vernommen, schreibt er am 15. Juni 1672 an Pötting: Ich bekenne es, daß ich es gern vernommen, quia tot et tam irrationalibus persecutionibus haec palma debebatur. Ich meine, diese Zeitung werde die Königin gern verstanden haben. Und ebenso am 29. Juni: Virtus premitur sed non deprimitur et bona causa semper triumphat und habe es ihm wohl von Herzen vergunnt ut ex nigro ruber evaserit.[1]) Und vorher, am 20. April 1672 hatte er die Hoffnung ausgesprochen, das Kardinalat werde Nidhard jetzo nit ausbleiben und wünsch es ihm wohl von Herzen quia revera per tot persecutiones quae ipsi vix non sanguinem expresserunt bene meretur colore sanguineo seu purpureo honorari.[2])

Als in einem frühern Stadium Nidhard versucht hatte, Spanien zu verlassen, war der Kaiser durchaus dagegen.

---

1) Pribram II 238, 243 f.

2) A. a. O. II 225. Über die schon 1669 geplante Promotion später mehr.



Er schreibt darüber am 2. Mai 1663 an Pötting: P. Neidhardt hat mir unlängst geschrieben, daß etliche alldort vermeinten, daß er selbst mit der Infantin herauskommen solle. Ich aber thue diese Proposition für eine burla und eine furberia spagnola halten, denn weil man siehet, daß er, P. Neidhardt allda, ja auch sogar bei dem König selbsten ziemlich viel gelten thue, als wollten sie ihn mit diesem schönen Praetext von dorten wegbringen. Und weilen ich merke, daß gedachter P. Neidhardt hierzu auch ziemlich disponirt ist, ich aber solche Proposition auf kein Weis approbiren kann ex multis capitibus, primarie aber daß, wenn der König sterben sollte, die Königin keinen hätte, mit dem sie recht vertraulich umgehen könnte, hab also Euch dieses zu dem Ende schreiben wollen, daß Ihr den Pater allda data occasione capace macht, daß dieses auf kein Weis rathsam wäre.[1])

Noch wichtiger und entschiedener ist das Zeugnis der Königin, die nach allen gleichzeitigen Berichten ein Spiegel jeglicher Tugend war, wenn ihr auch aus übergroßer Herzensgüte die Gabe der Entschlossenheit zu notwendigen scharfen Maßregeln fehlte. Seit ihrem 13. Lebensjahre kannte sie Nidhard genau (1647 war er ihr Beichtvater und Instruktor geworden); sie hatte ihn in Glück und Unglück erprobt; sie fand an ihm in den spanischen Hofcabalen und politischen Intriguen die einzige feste Stütze. Ihr volles unbeschränktes Vertrauen begleitete ihn in die ihr abgezwungene Entfernung: auch jetzt überhäufte sie ihn mit Ehren und Geschenken aller Art, und ruhte nicht, bis sie ihn mit dem Purpur geschmückt sah. Es ist ausgeschlossen, daß eine so lautere, klarblickende Persönlichkeit wie Maria Anna einen ehrgeizigen und habsüchtigen Streber so gewertet und geehrt hätte.

Von Wichtigkeit in der Beurteilung Nidhards ist weiterhin ohne Zweifel das Zeugnis seiner Obern. Schon die Berufung von der Professur in Graz auf den schwierigen Posten am Wiener Hofe im Jahre 1647 beweist, daß Nidhard das

1) Pribram I, 13.



volle Vertrauen seiner Obern besaß. Dies Vertrauen hat er — soweit die noch vorhandenen Briefe erkennen lassen — zeitlebens nie verloren.

So schreibt z. B. der Ordensgeneral Oliva am 20. Febr. 1666 an Nidhard: Obgleich ich im Gebrauch des rechten Armes durch eine schwere Verletzung sehr behindert bin, konnte ich es doch nicht unterlassen, Ew. Hochwürden eigenhändig zu beglückwünschen für eine so große und standhafte Demut trotz der Ueberhäufung mit sovielen Ehren. Ueberaus gefreut hat mich der Brief vom 14. Dezember (1665) in welchem Ew. Hochwürden mir mitteilen, mit welchem Nachdruck Sie die Königin gebeten, auch nur den Schatten der Würde des Groß-Inquisitors von Ihnen fern zu halten. Ueber diese Gesinnung äußert der General seine große Freude.[1])

Einige Monate später, am 7. Juli 1666, spricht sich Oliva in einem Briefe an Nidhard ähnlich aus: Ich umarme den großen Sohn des hl. Ignatius wegen seiner ungebrochenen Standhaftigkeit in Zurückweisung der ihm aufgedrungenen Ehrenstellen. Ew. Hochwürden mögen furchtlos die Groß-Inquisition abschütteln und überzeugt sein, daß Sie hier durch die Zurückweisung einer solchen Würde glorreicher bestehen werden als dort die vorzüglichsten Männer durch deren Annahme.[2])

Und in dem Rundschreiben, das Oliva über die Erhebung Nidhards zum Groß-Inquisitor am 30. Oktober 1666 an die Provinziale des Ordens sandte, betont er:

Lange zwar hat der gute Pater mit ungebrochener Standhaftigkeit fast ein Jahr lang sowohl in Folge seines eigenen Tugendstrebens als auch ermutigt durch meine Briefe gewissenhaft Widerstand geleistet. Er hat sich der Königin zu Füßen geworfen und versucht, Ihre Majestät von Ihrem Plan abzubringen, so daß er, wie er mir wiederholt geschrieben, der Ueberzeugung lebte, er sei durchgedrungen und von aller Gefahr be-

1) Quam ardenter deprecata sit a Regina umbram ipsam supremae Inquisitionis. Epistolae nostrorum 44. Die Archivalien ohne Angabe des Fundortes befinden sich im Ordensbesitz.

2) Codex de rebus Card. Nidhardi.



freit. Aber unsere Hoffnungen waren eitel, und wir mußten uns dem Stellvertreter Gottes (Alexander VII) unterwerfen, dessen Befehl wir auf keine Weise zu hindern vermochten. Den einzigen Trost finde ich in der Ueberzeugung, daß die hervorragende Klugheit und Tugend des Paters nun mehr um so größeren Nutzen der Kirche und der spanischen Monarchie bringen wird.[1])

In einem spätern Rundschreiben vom 28. Dez. 1671, in dem Oliva die Erhebung Nidhards zum Titular-Erzbischof von Edessa mitteilt, stellt der General fest, daß P. Eberhard 1) dem Plane ihn auf den bischöflichen Stuhl von Girgenti (Sizilien) zu erheben, entschiedenen und erfolgreichen Widerstand geleistet, 2) die Annahme einer Titularkirche verweigert und mit größter Bereitwilligkeit den Verzicht auf die Stelle eines spanischen Gesandten angeboten, 3) nur infolge eines päpstlichen Befehles das Kleid der Gesellschaft abgelegt und die erzbischöfliche Würde angenommen habe. Das Gebet der Gesellschaft verdiene der neue Erzbischof ganz besonders wegen seiner unvergleichlichen Liebe zur Gesellschaft; das Kleid derselben habe er nur mit Betrübnis und unter Tränen abgelegt, so daß alle zum Mitleid bewegt worden.[2])

Als dann endlich die früheren Bemühungen der Königin, P. Nidhard den Purpur zu verschaffen, mit Erfolg gekrönt wurden, betonte Oliva in einem weiteren Rundschreiben vom 21. Mai 1672 von neuem die hervorragende Tugend des Erwählten. In seinem Amte als spanischer Gesandter habe er sich durch Klugheit, Frömmigkeit und Hochherzigkeit gegen die Armen hervorgetan und der Gesellschaft stets die unwandelbarste Treue bewahrt.[3])

Aus diesen Briefen des Generals geht schon klar hervor, welche Stellung Nidhard zu seiner Erhebung zum Groß-Inquisitor, Erzbischof und Kardinal eingenommen hat.

1) Cop. Deutscher Wortlaut bei Poeschl Eberh. Nidhard 13.

2) Cop. Deutscher Wortlaut bei Poeschl 31 f.

3) Cop. Vgl. Poeschl 33.

Wir müssen aber noch einen Augenblick dabei verweilen, weil man hier besonders verwerflichen Ehrgeiz finden wollte.

Nach den zuverlässigsten gleichzeitigen Berichten steht es fest, daß Castrillo, um seinen Einfluß bei der Königin zu stützen und zu stärken, die Erhebung des P. Nidhard zum Großinquisitor betrieben hat.[1]) Auch Ranke hat das betont: „Ausdrücklich auf den Rat des Präsidenten von Castilien (Castrillo) wurde Nidhard Groß-Inquisitor."[2])

In dem Dekrete der Königin vom 22. September 1666 an Castrillo heißt es: In Folge der durch lange Kenntnis erprobten Tugend und Gelehrsamkeit des P. Everard Nitard, meines Beichtvaters, habe ich ihn zu bewegen gesucht, die Last des General-Inquisitors auf sich zu nehmen. Derselbe hat zwar dazu durchaus keine Neigung gezeigt, sondern oft und oft sich entschuldigt; trotzdem habe ich in Rücksicht darauf, daß ein solches Amt nicht lange unbesetzt bleiben kann, es im Interesse des Königs und der Krone für sehr zuträglich erachtet, meinen Beichtvater P. Ever. Nitard zum General-Inquisitor zu ernennen wegen seiner Tüchtigkeit, seines Eifers und seiner Selbstlosigkeit. Es mögen also die notwendigen gewöhnlichen Schritte zur Bestätigung in Rom geschehen, außerdem ein ausdrücklicher Befehl des Papstes an Nitard erwirkt werden, weil er das Gelübde abgelegt, keine Würde anzunehmen.[3])

Selbst ein so tüchtiger Diplomat wie Lisola knüpfte große Hoffnungen an diese Erhebung. Am 20. Jan. 1666 schreibt er an den Kaiser:

Ich hoffe, daß in Folge dieser Promotion alles besser gehen wird und der Beichtvater seine ausgezeichneten Absichten (optimas intentiones) ausführen wird. Vor dieser Erhebung hatte er die Entschuldigung, daß er sich nach seinem Institut nicht in die Politik einmischen dürfe, und dadurch war er auf

1) Vergl. Mignet, Negociations I, 408.

2) Ranke, Die Osmanen und die spanische Monarchie 502. Zur Charakteristik Castrillos vergl. Lisola, 15. August 1665 bei Pribram I, 162.

3) Codex de reb. Nidhardi. Vergl. Poeschl 12.



dem Wege sich und auch uns zu verderben. Andere arbeiteten nicht mehr voran, in der Meinung, daß er selbst alles tue, er selbst aber hielt sich wegen dieses Skrupels fern von der Politik, und so blieb alles in der Schwebe. Mit der Ausräumung dieses Hindernisses werden wir nun sehen, ob die Dinge besser werden.[1])

Auch der Kaiser, der sonst nicht für die Promotion war, meinte in einem Briefe an Pötting vom 28. Oktober 1666: daß P. Neidhardt Inquisitor general geworden, beruhet auf sich selbst, multa tamen bona facere poterit pro religione, regione et domo nostra. Daß viel darwider murren, no me espanto, porque tiene dos faltos muy grandes (a los Espannoles) teatín (Jesuit) y estrangero.[2])

Trotzdem muß die Erhebung Nidhards als ein großer Fehler bezeichnet werden. Abgesehen davon, daß auch jetzt die Unentschlossenheit der Königin, die Unzuverlässigkeit der Minister und der ausführenden Beamten blieb, war die Erhöhung eines Jesuiten zu einem der einflußreichsten Posten nur zu sehr geeignet, vielfachen Neid zu erregen und durch diesen unschönen Kitt die sich sonst entgegenstehenden Parteien im Kampfe gegen den Großinquisitor zu einigen. Das Bellen der Feinde konnte, wie auch Oliva in seinem Briefe vom 7. Juli 1666 betont, dadurch nur noch heftiger werden. Je einflußreicher und weittragender die äußere Stellung war, um so leichter mußten sich die Angriffspunkte darbieten. Von dem Standpunkte der Gesellschaft Jesu aus war die Annahme dieses mit allen Funktionen eines Staatsministers verbundenen Amtes durchaus abzulehnen, denn diese Würde als solche, sowie die dadurch geforderte Teilnahme an der ganzen Politik verstieß gegen das Institut. Das wußte auch Nidhard. Deshalb weigerte er sich durchaus, und erst als Alexander VII. durch Breve vom 15. Oktober 1666 ihn von seinem Gelübde (Annahme einer Würde) dispensiert und

1) O. Klopp, Fall des Hauses Stuart I, 382.

2) Pribram I, 258.



ihm in Kraft des Gehorsams die Annahme befohlen hatte, fügte er sich.[1]) Wenn einige Jesuiten, wie Lisola gehört haben will, zur Annahme gedrängt, so haben sie sehr kurzsichtig gehandelt, denn der augenblickliche Vorteil einer solchen Machtstellung wog die daraus sich ergebenden Nachteile und die Verletzung eines sehr wichtigen Grundsatzes des Instituts beiweitem nicht auf.

Als Nidhard Madrid verließ, folgte ihm das große Wohlwollen der Königin auch weiterhin. Zuerst ernannte sie ihn zu ihrem außerordentlichen Gesandten in Rom, nicht weil irgend eine besondere Aufgabe vorlag, sondern um seine Person zu ehren.[2]) Den Charakter als Inquisitor-General behielt er einstweilen bei, denn so unterschreibt Nidhard in den folgenden Briefen. Im Jahre 1671 betraute ihn die Königin mit der interimistischen Leitung der ordentlichen Gesandtschaft in Rom. Infolgedessen schrieb der dortige spanische Gesandte Marques Astorga am 3. November 1671 an die Königin:

Da Nidhard die Geschäfte der ordentlichen Gesandtschaft in Rom interimistisch übernehmen soll und sich, wie die Erfahrung zeigt, Schwierigkeiten beim Papst erheben werden, ihn im Kleide eines Jesuiten zuzulassen, habe er den Papst im Namen der Königin für Nidhard um ein Patriarchat oder Erzbistum in parte infidelium gebeten. Der Papst habe kein Patriarchat frei, wolle aber ein Erzbistum geben. Nidhard wolle aber nicht das Kleid der Gesellschaft ablegen und habe deshalb Schwierigkeiten erhoben. Da seine Gründe den Papst aber nicht von seinem Vorhaben abwendig gemacht, habe derselbe Nidhard unter dem Gehorsam befohlen, das Erzbistum anzunehmen. Nunmehr habe Nidhard gehorcht, wie es seine Pflicht war.[3])

So wurde Nidhard, wie wir schon vernommen, Titular-

1) Wortlaut des Breves im Codex de rebus Nidhardi.
2) Königin an Nidhard Mai 1669. Simancas Estado 3113.
3) Original Simancas Estado 3113.



Erzbischof von Edessa und von jetzt an unterschreibt er sich Arbpo de Edessa.

Auch die Erhebung zum Kardinalat war ein Erweis des unwandelbaren Wohlwollens der Königin. Wie Pötting am 30. August 1669 berichtet, hatte die Königin bereits um diese Zeit Nidhard dem Papste für den Spanien reservierten Kardinalshut vorgeschlagen. Der Kaiser sprach darüber am 21. September 1669 seine Billigung aus: Die Promotion des Neidhardt ad cardinalatum ist einmal nit unbillig, denn einmal verdient er, daß er cum reputatione zu Rom bleibe.[1]) Aber dieser Hut wurde damals, wie Pötting am 19. Oktober dem Kaiser meldet, „unverantwortlicherweise" dem P. Nidhard weggeschnappt.[2]) Im Jahre 1671 ließ die Königin den P. Nidhard wiederum für ein »capelo« vorschlagen. Diesmal erreichte sie trotz aller Gegenminen ihr Ziel im Mai 1672. Von zwei vom Papste in pectore reservierten Biretten verlangte Spanien eines, weil Frankreich eines bekommen sollte und bei der letzten Promotion von drei Kardinälen Spanien übergangen worden. Dafür, als eine Ehrensache für Spanien, mußte Nidhard als spanischer Gesandter seine ganze Kraft aufbieten. Am 7. Mai 1672 sandte er einen langen Bericht über eine Audienz beim Papste, worin dieser eingewilligt von den zwei reservierten Kardinalsbiretten eines einem Spanier zu verleihen. Am 16. Mai meldet er dann der Königin ohne ein Wort des Dankes seine eigene Ernennung.[3])

Unter demselben Datum schreibt der General Oliva an die Königin, er habe über die Erhebung Nidhards zum Erzbischof von Edessa getrauert, nachdem das aber einmal geschehen, freue er sich über dessen Erhebung zum Kardinal. Sein Amt als Gesandter habe Nidhard mit allgemeinem Beifall verwaltet und dabei soviele glänzende Eigenschaften

1) Pribram II 47. 2) Pribram II 53 f.

3) Original Simancas Estado 3133, dort die ganze hierauf bezügliche Korrespondenz.



entfaltet, daß er keinem der berühmtesten spanischen Minister nachstehe: ein wahres Wunder bei einem Manne, der zwischen den Klostermauern fern von allen Geschäften und aller Politik aufgewachsen sei.[1])

Um Nidhard vollständiger charakterisieren zu können, bedürften wir vor allem seiner Privatbriefe, aber diese sind meist verloren gegangen oder wenigstens bis jetzt nicht aufgefunden. Immerhin besitzen wir eine Reihe von Briefen Nidhards, die nicht unwichtige Beiträge zu seiner Charakteristik liefern.

Gegen die leidenschaftlichen Anklagen Don Juan's antwortete Nidhard am 25. Oktober 1668 in Form eines Briefes an die Königin, der viel verbreitet wurde.[2]) Er geht in ruhigem, versöhnlichem Sinne die Anklagen durch. Besonders verweilt er bei der Anschuldigung, wodurch Don Juan Nidhards Tyrannei und verdammenswerte Bosheit beweisen will, nämlich durch die Einkerkerung des Bruders seines Sekretärs. Nidhard zeigt, daß er von derselben gar nichts gewußt.

Wir erfahren hier, daß er am 13. Oktober von 4—7 Abends in Conseil war, dann nach Hause ging und dort die gewöhnlichen Audienzen gab. Hierauf schloß er sich ein, um die Matutin des folgenden Tages zu beten, und arbeitete bis 10 Uhr seiner Gewohnheit gemäß. Gegen die Anklage,

---

1) Original Simancas Estado 3133.

2) Copia de una consulta que hizo el Sennor Inquisidor General, Confessor de la Reyna nuestra Sennora. Respondiendo a una carta que escrivio a Su Magestad el Sennor Don Juan en 21. de Octobre de este anno, satisfaciendo a los cargos que le hazo en ella. Madrid, 25. Oct. 1668. 11 Bl. fol. Ein gebr. Exempl. British Museum Egerton 327. In französischer Übersetzung in Relation des differents arrivez en Espagne entre D. Jean d'Autriche et le Cardinal Nitard Paris (Barbin) 1677 I, 231—204. Die Ausgabe in einem Bande Cologne (Marteau) 1677 ist ein schlechter Pariser Nachdruck. Zur Kritik vergl. oben S. 476 f.

daß er wie eine wilde Bestie Mallados[1]) habe erwürgen lassen, betont er:

Kaiser Ferdinand III., der Vater der Königin, habe ihn berufen; der verstorbene König habe der Königin oft zu erkennen gegeben, daß er mit seiner (Nidhards) Haltung zufrieden sei, und ihn oft seines Vertrauens gewürdigt in Dingen, die seinen Dienst betrafen und ihm die Verteidigung des Geheimnisses der Unbefleckten Empfängnis aufgetragen. Europa und Amerika sind darüber unterrichtet durch meine Werke über diesen Gegenstand.[2]) Es wird also nicht schwer sein, die Welt davon zu überzeugen, daß soviele Gunstbezeugungen und soviele Zeichen des Vertrauens mich gewissermaßen würdig meines Amtes gemacht oder wenigstens meine wenigen Verdienste und mein geringes Vermögen ersetzt haben. Ich könnte hier beifügen, daß Ew. Majestät die Gnade gehabt, mich mehr als 24 Jahre in Ihrem Dienste zu dulden und nie mir die Erlaubniß geben wollten, mich zurückzuziehen, obgleich ich mit der ganzen Aufrichtigkeit meines Herzens darum gebeten und wiederholt diese Bitte erneuert habe. Stets haben Ew. Majestät befohlen, ja wenn es erlaubt zu sagen, mich bei der Liebe zu Gott gebeten, nicht mehr davon zu sprechen und Sie in Ihrer Einsamkeit nicht zu verlassen und Ihr meinen weiteren Beistand zum Troste Ihrer Seele zu leihen. Das sind nicht die ersten Gnaden und die einzigen Gunstbezeugungen, die meine Vorfahren und ich von den Fürsten dieses erhabenen Hauses Oesterreich, den Vorfahren Ew. Majestät, erhalten haben. Ich habe authentische Patente, die ich Ew. Majestät gezeigt, die beweisen, daß zur Zeit Maximilians I, des Vaters Philipp I, Mitglieder meiner Familie sowohl in der Armee als im Reichsdienste in Italien und anderswo beträchtliche Aemter innegehabt.

An der Hinrichtung Mallados, dem in aller Form Rechtens der Prozeß gemacht worden, habe er gar keinen Anteil.

Don Juan hatte behauptet, daß er „durch die Ver-

1) Ueber die Hinrichtung Mallados vergl. Pribram I, 388 ff.

2) Ueber diese Schriften näheres bei Poeschl 40 ff.

treibung dieser Pest“ (Nidhards) die armen Untertanen von den Lasten befreien wolle, an denen Nidhard Schuld sei. Nidhard dreht nun zuerst den Stiel um und zeigt, welche enorme Geldforderungen Don Juan früher und auch jetzt wiederum für seine Reise nach Flandern erhoben habe.

Die starke Steuerbelastung der Bürger und Bauern war einer der wundesten Punkte in der spanischen Verwaltung, und es macht Nidhard alle Ehre, daß er zu deren Linderung den Hebel angesetzt hat. Freilich mußte er sich gerade dadurch bei den steuerfreien Granden viele Feinde machen.[1])

Einige Jahre vor seinem Tode hat der verstorbene König — so führt Nidhard aus — mich in die Junta de medios berufen, da ihm mein Eifer für die Entlastung seiner Untertanen bekannt war. Wie er sich hier neuen Auflagen entgegengestemmt, das bewiesen die Protokolle. Seit dem Tode des Königs ist keine neue Auflage mehr gemacht worden, weil ich dieselben stets mit aller Entschiedenheit bekämpft habe. Ew. Majestät können bezeugen, daß ich nach dem Tode des Königs beständig darauf gedrängt, eine Kommission einzusetzen, um die Mittel zu suchen, die bestehenden Abgaben besonders auf die notwendigen Lebensmittel wie Getreide, Wein, Fleisch usw. herabzusetzen. Ew. Majestät haben dieser meiner Bitte entsprochen und die tüchtigsten Finanzmänner in diese Kommission berufen. Die Beschlüsse wurden durch andere hintertrieben. Nidhard ruft die Mitglieder der Kommission zu Zeugen auf, daß er alles daran gesetzt, die besonders harten Ergänzungsabgaben (Quiebras de Millones) vor allem für die Armen abzuschaffen, aber durch die schlechte Finanzlage des Staates sei alles zu Schanden geworden. Ferner habe er sich dagegen ausgesprochen, daß man den Privaten die Hälfte ihrer früher bewilligten jährlichen Renten abziehe, die Minister hätten aber

1) Auch Ranke, Die Osmanen und die spanische Monarchie (502), betont diese Bemühungen Nidhards und meint: „Diese Maßregeln konnten ihn nicht beliebt machen“.



anders entschieden und ihnen sei die Königin gefolgt.[1]) Schon gleich bei seiner Ankunft in Spanien sei er erstaunt gewesen über die Art und Weise der Erhebung der Abgaben, und er habe nichts anders gewünscht, als sofort die dabei üblichen Erpressungen abzuschaffen. Er habe dem König das Gutachten eines erfahrenen Finanzmannes überreicht, in welchem dieser eine einzige Steuer (Einkommensteuer?) vorschlug, die zugleich mit der vollständigen Entlastung des Volkes verbunden gewesen. Nach dem Tode des Königs habe er die Königin gebeten, dieses Gutachten prüfen zu lassen und eine Kommission habe sich lange damit beschäftigt. In dieser und allen anderen Kommissionen habe er mit Nachdruck dahin gearbeitet, doch das Volk nicht noch mehr zu belasten, und zu gleicher Zeit gedrängt, so viele überflüssige Ausgaben abzuschaffen, indem man nicht allein die Gehälter der Beamten des Königlichen Hauses herabsetze, sondern auch die Vergabungen an Minister und andere Beamten. Dem Vorschlage Don Juans und einiger Minister, bei Ankunft der indischen Flotte 6 Millionen, die verschiedenen Privatleuten gehörten mit Beschlag zu belegen, habe er sich mit aller Kraft widersetzt, weil dadurch nicht allein ein Raub an Privatgut begangen, sondern auch vielen anderen die Subsistenzmittel genommen worden, abgesehen davon, daß man so den Handel Indiens mit Spanien ruiniert und den mit anderen Nationen geschädigt hätte.

Aus dieser Verteidigungsschrift spricht eine Persönlichkeit, die sich ihrer reinen Absichten, ihres Rechtes und ihrer durch königliche Gnade verliehenen Würde bewußt ist. Dasselbe ist der Fall in einer weiteren Schrift, deren Angaben teilweise nur von Nidhard selbst herrühren können und deren Ausgabe wohl von einem vertrauten Freunde herrührt. Es ist der sehr selten gewordene Bericht über die Abreise des P. Juan Everardo aus Spanien.[2])

---

1) Bei dem Staatsbankrott im Jahre 1664 wurden alle nach dem Jahre 1634 verliehenen Staatsrenten um 50% gekürzt.

2) Relacion puntual y verdadera de la salida del P. Juan Everardo, Confessor de la Reyna nuestra Sennora, el Lunes

In diesem Bericht wird u. a. ausgeführt: Als die Regierung beschlossen hatte, Don Juan nicht scharf entgegenzutreten, sah der Beichtvater klar ein, daß er verloren sei. Er verdoppelte deshalb die früheren inständigen Bitten bei der Königin, um seine Verabschiedung zu erhalten. Die Antwort der Königin waren Tränen und Zeichen des größten Schmerzes über den Vorschlag. So beschloß Nidhard, wie er selbst sagte, sich der Vorsehung zu überlassen. Man verbreitete nun das Gerücht, Montag den 25. Februar werde die Abreise des Beichtvaters erfolgen. Don Juan forderte die Abreise für diesen Tag: wenn er nicht durch die Türe weggehe, werde er durch das Fenster entfernt werden, und Don Juan selbst werde diese Exekution besorgen. Am Sonntag den 24. Februar warf sich der Beichtvater, nachdem er die Beicht der Königin gehört, dieser zu Füßen und bat sie mit Rücksicht auf ihre Autorität, die Ruhe des Hofes und die Sicherheit seiner eigenen Person und der Gesellschaft Jesu, ihm die Abreise zu erlauben; dieselbe sei unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht allein rätlich, sondern notwendig. Die Königin antwortete unter Tränen, er möge nicht mehr davon sprechen, sie denke darüber anders. Der Beichtvater erwiderte: man könne kein Ziel erreichen, wenn alle Mittel zur Erreichung desselben fehlten. Die Königin habe es nicht für gut befunden, eines der von ihm vorgeschlagenen Mittel zu gebrauchen. Aber damit sie nicht glaube, sein Wunsch, den Hof zu verlassen, entspringe Mangel an Eifer für ihren Dienst oder der Furcht vor dem Tode oder vor einer anderen Gewalttat, so werde er sich in seine Wohnung begeben und nicht mehr dem Staatsrat beiwohnen: selbst wenn er vom Pöbel in Stücke zerrissen werden sollte, werde er ohne könig-

---

25. de Febrero deste anno de 1669 fol. Wahrscheinlich nach dieser spanischen Folioausgabe veranstaltete P. Bouhours die spanisch-französische Quartausgabe Relation de la sortie d'Espagne du Père Everard Nitard Jesuite Confesseur de la Reine et Inquisiteur general. Sur un Imprimé Espagnol envoié de Madrid. Paris Morbe-Cramoisy 1669. 32 p. 4°. (München, Staatsbibl.)

lichen Befehl Madrid nicht verlassen. Darauf ging der Beichtvater in seine Wohnung und brachte die Nacht im Gebete und mit Ordnung seiner Papiere zu. Der königliche Rat beschloß in einer langen Beratung, der Königin die Verabschiedung des Beichtvaters vorzuschlagen. Unter Tränen gab die Königin schließlich nach. Die Vorhaltungen des Admirals von Castilien, daß der Beichtvater nicht genug Tatkraft und Vertrauen auf seine Freunde, selbst nicht auf die Väter der Gesellschaft gezeigt, wies Nidhard als unrichtig zurück. Den Patres, die ihm auch zur Abreise rieten, antwortete er, er fürchte nicht den Tod, den er schon lange erwartet, und verlange keinen anderen Schutz, als den seines Gewissens. Er klage nicht über seine Gegner, die vielleicht in guter Meinung handelten. Am schmerzlichsten sei ihm, daß die Gesellschaft Jesu, seine Mutter, aus diesem Anlaß verfolgt werde: dabei traten ihm die Tränen in die Augen. Der Kardinal von Aragon und der Graf Pennaranda überbrachten die Erlaubnis der Königin zur Abreise, die Nidhard sofort, als seinen Wünschen durchaus entsprechend, annahm. Der Kardinal von Aragon bot ihm für die Reise 1000 Pistolen und Pennaranda einen Wechsel von 30 000 (?) Dukaten an. Aber er wollte das Geld nicht annehmen: er sei als armer Religiose gekommen und wolle als solcher weggehen. Den Beamten der Inquisition gab er die letzten Weisungen und erklärte ihnen: allgemein werfe man ihm vor, er habe zu große Schwäche gezeigt und nicht die nötigen Mittel gegen bestehende Mißstände angewandt, aber er habe oft die Königin darauf aufmerksam gemacht und ihr verschiedene Mittel vorgeschlagen. Die Königin habe sich infolge ihrer angeborenen Güte zu keinem entschiedenen Schritte entschließen können. Seine Reise nahm Nidhard nach Biskaia, um dort Loyola, die Geburtsstätte des hl. Ignatius, zu besuchen. Die Relation schließt mit den Worten: Der Erfolg, den das Volk in dieser Sache gehabt hat, läßt hoffen, daß, wie sein Lärm die Minister zur Einwilligung in einer so schwierigen Sache gebracht, derselbe nun viel leichter sie zu einer so gerechten Sache bringen wird, wie die Verminderung der Zölle zu sein scheint. Letzteres war



stets der Herzenswunsch Nidhards gewesen, wie wir bereits oben vernommen.

Aus dieser Zeit besitzen wir auch einige vertrauliche Briefe Nidhards an den Ordensgeneral Oliva. Am 1. Februar 1669 dankt er dem General für dessen Trostbrief in den Verfolgungeu und fügt bei: Für mich wäre es das größte Glück, mich in die Ruhe eines religiösen Hauses zurückziehen zu können, wie ich es schon bei verschiedenen Gelegenheiten Ew. Hochwürden mitgeteilt habe, aber die Rücksicht auf die Königin hält mich zurück.[1]) Nachdem die Königin am 25. Febr. in seine Entlassung eingewilligt, schrieb Nidhard am 28. Febr. von St. Augustin, 6 Meilen von Madrid, an Oliva:

Der furchtbare Sturm, der im Oktober des verflossenen Jahres von Don Juan d'Austria gegen mich entfesselt worden, ist so gewachsen, daß ich aller Hilfe beraubt aus Liebe zum allgemeinen Wohl mit dem Propheten Jonas gesagt: wenn meinetwegen dieser Sturm sich erhoben, so werfet mich ins Meer. Nach langem Widerstreben und nur durch die Gewalt gezwungen, hat endlich die Königin nachgegeben und mir unter großen Ehren und Gunstbezeugungen die Wahl gelassen, entweder nach Wien oder nach Rom zu gehen in der Eigenschaft eines außerordentlichen Gesandten. Aus verschiedenen Gründen habe ich Rom als Reiseziel vorgezogen, aber das Amt eines Gesandten demütig abgelehnt, und ich hoffe von der Königin davon befreit zu werden. Inzwischeu werde ich meine Reise fortsetzen und bald mit Gottes Beistand Ew. hochw. Paternität sehen und umarmen. Bei der Liebe Christi und der Liebe zu unserer Mutter der Gesellschaft Jesu bitte ich so dringend als ich vermag Ew. hochw. Paternität, ohne den geringsten Verzug den hl. Vater nachdrücklich zu beschwören, daß er mir doch keine andere kirchliche Würde übertrage, auch wenn die Königin darum bitten sollte. Die Königin hat mir nämlich mitgeteilt, daß ich Sr. Heiligkeit für das Cardinalat genannt und vorgeschlagen

---

1) Original Codex de rebus Nidhardi.

sei; ich fürchte sehr, daß Ihre Majestät Ihre Absicht erreichen wird, wenn nicht der Papst durch die Bitten Ew. hochw. Paternität und meine Bitten davon abgehalten wird. Ich opfere in dieser Absicht meine Messen und Gebete auf und rufe Ew. hochw. Paternität und alle Mitglieder der Gesellschaft zu Hilfe. Mein einziger und heißester Wunsch ist, in der Ordens-Zelle, aus der ich gegen meinen Willen herausgezogen wurde, in stiller Abgeschiedenheit den übrigen Teil meines Lebens zuzubringen und Gott zu dienen. Der Brief ist lateinisches Diktat, die eigenhändige Unterschrift lautet: Reverendissimae Paternitatis Vae Humillimus et obsequentissimus in Christo servus et filius Eberardus Nidardus Inquisitor Hispaniarum Generalis.[1])

In einem P. S. zu diesem Briefe schreibt Nidhard, daß er die Kopie eines Briefes an die Königin beilege, wodurch er sie auf jede mögliche Weise von ihrer Absicht abzubringen suche. Der Brief ist vom 1. März 1669 und enthält die allerdringendste Bitte, ihn mit einer kirchlichen Würde in Rom verschonen zu wollen, weil er nicht anders wünsche, als im Verborgenen den übrigen Teil seines Lebens Christus zu dienen fern vom Geräusch der Welt und noch mehr fern von den Höfen: er nehme Gott zum Zeugen für die Wahrheit dessen, was er sage.

Im Mai 1669 schreibt Nidhard von Genua an Oliva:

Am 6. Mai sei er in Genua angelangt und mit großer Liebe von den Patres aufgenommen worden; die Briefe vom 13. März, 26. und 30. April habe er dort vorgefunden, er danke für die große väterliche Liebe. In einem eigenhändigen Zusatz zu dem Briefe vom 15. Mai schreibt er: Nicht mehr die Stunden, sondern die Augenblicke zähle ich, bis mir erlaubt ist, meinen geliebtesten Vater zu umarmen. Ich hoffe, daß dies bald sein wird, besonders wenn die Briefe, die ich von Madrid erwarte, in der richtigen Form ausgefertigt sind. Ich habe bisher meine Reise al incognito gemacht und werde sie auch so fortsetzen, bis ich etwas anders aus den Madrider Briefen erfahre.[2]) Endlich am 19. Mai 1669 kam Nidhard vor Rom

1) Orig. Codex de rebus Nidhardi.

2) Original Mediol. 96.



an. Unter diesem Datum schreibt er Ex port. Burghes. an Oliva: Ich habe keine Ruhe, weil ich fern vom Zentrum verweile, von dem ich bis jetzt gewaltsam zurückgehalten worden. Ich werde die Verzögerung nicht mehr länger ertragen, sondern mit Gewalt beseitigen, und wenn nicht heute, so doch wenigstens morgen Abend die Stadt incognito betreten. Als Fremder bitte ich um Gastfreundschaft und zwar einzig von Ew. hochw. Paternität, deren Liebe gegen alle und besonders gegen mich meine Bitte gewiß nicht abschlagen wird.[1]) Auch in diesem Brief unterschreibt sich Nidhard noch als Inquisitor Generalis Hispaniarum.

Bald darauf nahm Nidhard seinen Aufenthalt in dem Colleg von Tivoli.

Von dort schreibt er am 5. Dezember 1669: Von allem Streben nach kirchlichen Würden wisse er sich vollständig frei, und in der Kenntnis der Verhältnisse habe er ohne Prophetengabe voraussagen können, was der General ihm am 3. Dezember mitgeteilt.[2]) Ich empfinde durchaus keinen Schmerz darüber und beneide die Promovierten nicht, sondern wünsche ihnen von Herz Glück und allen Segen von Gott. Für die Freunde wird es ein großer Schmerz, für die Schwankenden Verwirrung, für die Gegner ein großer Triumph sein. Dem Herrn stehe und falle ich, und ich bin gerade soviel als ich in den Augen Gottes bin, dem ich einzig zu gefallen wünsche.[3])

Aus der spätern Zeit liegt noch vor ein Schreiben Nidhards vom 29. Oktober 1671 an Oliva:

Heute sei ein außerordentlicher Kurier angekommen mit Depeschen, in welchen die Königin ihm einstweilen die Geschäfte des Botschafters übertrage. Ihre Gründe seien derart, daß er unmöglich ablehnen könne; er habe sich für verpflichtet gehalten, dies sofort dem General mitzuteilen und werde nächstens persönlich weitere Mitteilungen machen.[4])

---

1) Cod. de rebus Nidh.

2) Wahrscheinlich, daß Spanien bei der Promotion nicht berücksichtigt worden.

3) Orig. l. c. 4) Orig. Epistolae Extern. 5.



Über die Erhebung zum Kardinalat (1672) wurde bereits früher berichtet. Vertrauliche Briefe aus dieser Zeit liegen nicht vor. Dafür besitzen wir aber den Wortlaut des Testamentes, das der Kardinal am 8. Dezember 1680, an seinem 73. Geburtstage, zwei Monate vor seinem Tod († 1. Februar 1681) verfaßte.[1]) Dasselbe ist in mehrfacher Hinsicht für seine Charakterisierung wichtig.

Im Eingang betont der Kardinal, daß er in Ermächtigung zweier Bullen Clemens X. vom 21. und 23. Juli 1672 verfüge; dann bittet er inständig und demütig den barmherzigen Gott, ihn trotz seiner Unwürdigkeit in die Zahl der Auserwählten aufzunehmen. Mein Leib soll nicht geöffnet und einbalsamiert und ohne allen Pomp in die Kirche des Römischen Profeßhauses gebracht werden; dort werden ohne alle Insignien usw. die Exequien mit derselben religiösen Einfachheit gehalten, wie es bei den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft Sitte ist. Den hl. Vater bitte ich dringend, diesem meinem Wunsche willfahren zu lassen. Den P. General bitte ich inständig, er möge mir für mein Grab einen Platz in der Kapelle unseres hl. Vaters Ignatius zu dessen Füßen gestatten, damit ich von dem, den ich im Leben mit kindlicher und herzlichster Liebe geliebt, auch im Tode nicht getrennt werde. Als Universalerben bestimme ich das römische Profeßhaus der Gesellschaft Jesu, der ich mich durch Gottes Barmherzigkeit am 6. Oktober 1631 in der österreichischen Provinz angeschlossen habe.

Hier fügt der Kardinal ein schönes Zeugnis für die Gesellschaft Jesu bei, das bei seiner unabhängigen Stellung und seinen vielen Erfahrungen in verschiedenen Provinzen auf kritischen Wert Anspruch machen darf.

Er fährt nämlich fort: Das wunderbare und wahrhaft himmlische Institut der Gesellschaft habe ich immer inständig geliebt; ich wünschte nur, wie es meine Pflicht gewesen, dasselbe mit größerem Eifer befolgt zu haben. Ich fand darin glühenden Eifer für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen,

1) Kop. in Codex de rebus Card. Nidhardi.

genaue Beobachtung der Regeln, Demut fern von allem Ehrgeiz, einen freudigen und fast blinden Gehorsam, eine bei Angehörigen so verschieden gearteter Nationen seltene große brüderliche Eintracht, vorzügliche Pflege jeglicher Wissenschaft, andauerndes nnd unermüdliches Tugendstreben und um anderes zu übergehen eine wunderbare Gleichförmigkeit in Nahrung, Kleidung und Wohnung.

Es folgen nun die einzelnen Legate, die ebenfalls charakteristisch sind.

Dem allerheiligsten Sakrament in der Kirche des Profeßhauses schenke ich das goldene mit vielen und kostbaren Diamanten verzierte Kreuz, das die Königin von Spanien, mein Beichtkind von ihrer frühen Jugend an, mir bei meiner Erheburg zum Kardinalat geschenkt hat; ich wünsche, daß es mit einem goldenen Faden an der Monstranz befestigt wird. Dem Noviziatshaus St. Anna in Wien, in welchem ich die beiden Noviziatsjahre zu meinem großen Troste verlebt habe, vermache ich als Zeichen meiner Dankbarkeit eines von den beiden violetten mit Goldfäden durchwirkten Meßgewändern. Dem Colleg von Leoben in Steiermark, in dem ich das dritte Probationsjahr absolviert, hinterlasse ich das andere Meßgewand von derselben Farbe und Arbeit. Dem Colleg von Graz, in dem ich den Beruf erhalten und alle meine Studien absolviert und durch einige Jahre die höheren Studien gelehrt, das rote Meßgewand mit Silberblumen. Dem Colleg zu Tivoli, wo ich während meiner Verfolgung acht Monate gewohnt, vermache ich den ganzen Totenornat und 50 römische Skudi zur Verteilung unter die Stadtarmen. Dann folgen Vermächtnisse für die Ignatiuskapelle im Profeßhaus zu Rom und in dem Schloß zu Loyola. Dem Noviziat von Madrid, wo ich als Beichtvater der Königin 16 Jahre zu meinem großen Trost gewohnt und mit der Hilfe von Almosen eine neue Kirche gebaut, hinterlasse ich meine sogenannte Kapelle. Außerdem sollen die ca. 2000 spanischen Dukaten, die ich für die Vollendung des Turmes dieser Kirche gegeben, zur Vollendung der Kapelle in diesem Turm und der Darstellung des Geheimnisses des Gebetes des

Herrn im Ölgarten, das ich von Kind an innig verehrt, verwendet werden.[1]) Demselben Noviziat vermache ich meine Bibliothek und meine übrigen Habseligkeiten, die ich bei meiner Abreise dort zur Verwahrung zurückgelassen. Nach Aufzählung mehrerer Geschenke an den Papst, den General, den spanischen und deutschen Assistenten heißt es weiter: Dem Bruder Michael de Bustos schulde ich sehr viel, da er mir durch 20 Jahre mit besonderer Liebe beigestanden und in meinen Verfolgungen treu bei mir ausgeharrt. Wenn der Bruder nach Spanien zurückkehren will, soll mein Erbe ihm 200 Scudi als Reisegeld auszahlen. Auch bitte ich den P. General und die übrigen Obern der Gesellschaft für den guten Bruder in jeder Beziehung gut zu sorgen. Für seine Diener, die Nidhard stets als seine Söhne betrachtet, bestimmte er außer dem laufenden Monatssold einen zweiten Monatssold. Seinem Bruder, Baron Leopold Teoph. Everard von Neidhard, vermachte er einen großen Kristallspiegel, seinem Neffen Joh. Bapt. Everard von Neidhard zwei kostbare Spiegel und Bilder, seinem Großneffen und Patenkind Leopold Everard einen goldenen Ring mit einem Smaragden und kleinen Diamanten[2]), seine Bibliothek in Rom, mit Ausnahme der spanischen Bücher, über die P. General nach Belieben verfügen kann, dem Colleg in Linz (Oberösterreich). Für hl. Messen zu seiner Seelenruhe verfügt er nichts, weil er auf die unvergleichliche Liebe der Gesellschaft, seine geliebte Mutter rechnet, mit der sie ihrer verstorbenen Söhne zu gedenken pflegt. Als Exekutor des Testaments bestimmt er den General und die fünf Assistenten der Gesellschaft.

Wir fassen zusammen: ob Nidhard in der durchaus verworrenen und allseitig schwierigen Lage am spanischen Hofe immer das Richtige getroffen und die notwendige Energie zu scharfen Maßregeln bekundet — seiner Natur

1) Über diese Kirche vgl. Jos. Braun „Spaniens alte Jesuitenkirchen" (1913) 90 und „Kultur" XIV (1913) 81.

2) Dieser Bruder und die Neffen waren am 25. Sept. 1673 durch den Kaiser in den Freiherrnstand erhoben worden. Vgl. Pöschl 35.

nach war er kein Gewaltmensch — mag dahingestellt sein; ob er die Königin für Gewaltmaßregeln gewonnen hätte — selbst ihr kaiserlicher Bruder vermochte das nicht — ist mehr als zweifelhaft; sicher ist, daß die Anklage auf ehrgeizige und habsüchtige Streberei vor dem Richterstuhle der Geschichte nicht bestehen kann.

LIII.

Christliche Völkersolidarität und Völkerkrieg.

Das Christentum hat, durch Lehre und Beispiel, den Gedanken der Solidarität: der gegenseitigen Verpflichtung in die Welt gebracht. Das einzelne Gesellschaftsglied ist dem anderen verbunden und die Gesamtheit muß für ihre einzelnen Glieder einstehen. Keiner ist in der Gesellschaft isoliert, einer ist auf den anderen angewiesen, allen obliegt die Aufgabe, sich zum wechselseitigen Nutzen und zur gegenseitigen Hilfe die Hände zu reichen.

Die Solidarität der Gesellschaftsglieder ist nicht nur ein schöner Gedanke, sie ist nicht nur eine soziale, sondern zugleich eine ernste religiöse Pflicht, begründet im Hauptgebote des Christentums. Der Einzelne hat sein Recht und seine berechtigten Interessen zu wahren, allein er darf diese Rechte und diese Interessen niemals bis zur Schädigung des Nächsten ausdehnen. Er muß den Zweck des Ganzen im Auge haben, er muß für das vergewaltigte Recht seines Nebenmenschen wie für sein eigenes eintreten. Das Prinzip des „Gehenlassen", das Prinzip der freien, schrankenlosen Konkurrenz: des wirtschaftlichen Kampfes ums Dasein ist mit der Idee der christlichen Solidarität unvereinbar.

Was für die einzelnen Individuen gilt, das gilt auch für die Völker, für die Masseninividuen. Auch die einzelnen Völker und Staaten sind, in mehr oder minder hohem



Grade, aufeinander angewiesen,[1]) auch die Völker haben ein Interesse und eine Pflicht, daß wie ihr Recht, so auch nicht das Recht eines Nachbar- und Brudervolkes frivol mit Füßen getreten werde. Besonders haben die großen, die christlichen Staaten eine politisch-moralische Verpflichtung zu verhindern, daß das Recht und der Besitz eines kleinen Landes durch einen beutelustigen Raubstaat grundlos angegriffen, geschmälert oder gänzlich vernichtet werden. Vor allem dürfen die Staaten eines und desselben Kontinentes, welche nach Geschichte und geographischer Lage einen Völkerbund darstellen, niemals dulden, daß ein einzelner dieser Staaten, besonders der schwächeren, dem ungerechten Angriffe und der Vernichtung durch ein fremdes Volk schutzlos zum Opfer falle.

Der Gedanke der Solidarität der christlichen Völker fand seine schönste, wenn auch nicht volle Verwirklichung in der Glanzperiode des Mittelalters. Die christlich-abendländischen Völker waren gleichsam zu einem Bruderbunde zusammengeschmolzen, die nationalen Kämpfe, wie das Heidentum sie fortgesetzt sah, waren verschwunden. Der allgemeine christliche, der katholische Gedanke hatte die Schranken der Nationalität überwunden. Es gab wohl noch erbitterte Fehden, es gab Kämpfe der Geschlechter und Städte, aber es gab keine nationalen, keine Völkerkriege. Und selbst Überfälle, Fehden und lokale oder territoriale Kriege waren durch den Gottesfrieden der Kirche und den Landfrieden des Reiches und der Provinzen mehr und mehr eingeschränkt. Und wenn gegen ein mittelalterliches Volk ein Angriff vom Osten oder Süden nahte, da war das ganze christliche Abendland einig im Kampfe und in der

1) „Die Staaten sind auch in ihrem Verkehr untereinander moralische und darum verantwortliche Individuen und somit ebenso aufeinander angewiesen und verpflichtet wie die einzelnen Menschen, die in ihrem Schoße leben.“ (A. M. Weiß O. Pr., Soziale Frage und soziale Ordnung. 3. Aufl. Freiburg i. Br. 1896. S. 1009.)



Verteidigung der Rechte und des Besitzstandes des angegriffenen Gliedes der abendländischen Völkerfamilie.

Schön drückt Novalis[1]) die auf dem Boden des einen Glaubens gegründete Solidarität der abendländischen Völker aus: „Es waren schöne Zeiten, wo Europa ein christliches Land war, wo eine Christenheit diesen menschlich gestalteten Weltteil bewohnte. Ein großes gemeinschaftliches Interesse verband die entlegensten Provinzen dieses christlichen Reiches. Ohne große weltliche Besitztümer lenkte und vereinigte ein Oberhaupt die großen politischen Kräfte." — Doch die Glaubenseinheit Europas brach und mit ihr ging die Solidarität der sich christlich nennenden Völker unter. Mit der religiösen Umwälzung des 16. Jahrhunderts kam die Spaltung der abendländischen Christenheit, und mit der Spaltung wuchs ein maßloser Haß empor. Die christlich-abendländische Völkerfamilie verlor das Gefühl der Solidarität aller ihrer Glieder. Die Völker griffen zum Schwerte, ein dreißigjähriger Krieg verschiedener Stämme und Nationen verwüstete den Boden Deutschlands, ein neues Staatensystem trat an die Stelle des alten. Statt der früheren Einheit und Solidarität der Völker Europas wurde ein politisches Gleichgewichtssystem angestrebt, d. h. es trat ein mechanisches Prinzip an die Stelle des ehemaligen organischen, christlichen und moralischen. Die mit den letzten Nachwirkungen des Heidentums verschwundenen nationalen Kriege zeigen sich wieder, gleich dem wiederaufgelebten, keine Solidarität der Individuen kennenden heidnisch-römischen Rechte. Seit das Kreuz kein Einigungszeichen mehr war, wurde das Schwert zum Zwietrachtssymbol der Nationen.

Es kam die große Revolution, welche die ursprünglich christlichen Ideen der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" in eine Farce verkehrte und sie mittelst des Henkerbeiles zu verwirklichen strebte. Und der große Sohn der

1) Vgl. J. v. Weiß, Weltgeschichte. 3. Aufl. Graz 1892. Bd. VII. S. 629.

Revolution, der kleine Korse, gab endlich auch dem der christlichen Völkersolidarität gefolgten System des europäischen Gleichgewichtes den Todesstoß, warf die ihrer christlichen Mission entwöhnten Völker wie Kartenblätter durcheinander und schuf Europa in ein einziges Kriegslager um.

In harter Prüfungszeit der Völker schien die Idee und Pflicht der Solidarität der Völker wieder aufzuleben. Die europäischen Fürsten und Völker einigten sich zu gemeinsamer Unterstützung und zu gemeinsamem Kampfe gegen den Despoten Europas. Und der Einigkeit und der Verbindung entsproß der Sieg und die endgiltige Befreiung aus dem korsischen Joche.

Im Gefühle der Dankbarkeit gegen den Lenker der Völker und in der Überzeugung, daß nur die Anwendung der Grundsätze des Christentums in der Politik den Frieden, das Recht und das Glück der Staaten festigen und fördern könne, wurde im Jahre 1815 die Idee der „Heiligen Allianz“ geboren.

Allein die schöne Idee blieb eine Idee. Die seit der Reformation vollzogene Spaltung der Völker und die ihr folgenden Ereignisse und Einflüsse wirkten zu tief und nachhaltig, als daß der Gedanke einer „Heiligen Allianz“, eines neuen Familienbundes der europäischen Völker zur Tat werden konnte. Die Solidarität der abendländischen Staaten vermochten selbst das schwerste Unglück und die längsten Prüfungsjahre nicht wieder zu verwirklichen. Im Gegenteil, das neunzehnte Jahrhundert erweiterte die die Staaten trennende Kluft weiter als je, schuf schroffe wirtschaftspolitische Gegensätze und entwickelte als Beweis und Zeichen des unheilbaren Risses und des wachsenden Mißtrauens den bereits im 17. Jahrhundert aufgekommenen Militarismus: die Strafe des Abfalles der Staaten von den christlichen Grundsätzen. Es kam das heidnische „Nationalitätsprinzip“. Nicht mehr das historische Recht, nicht mehr die Religions-, sondern die Rassenangehörigkeit sollte künftig die Politik und Ländergruppierung bestimmen. Mit



dem rückläufigen Nationalitätsprinzip verband sich das „Nichtinterventionsprinzip“, und mit ihm war der volle Gegensatz zur einstigen Völkersolidarität geschaffen. Wie auf wirtschaftlichem Gebiete, nach liberal-manchesterlicher Doktrin, der Einzelne für sich steht, wie nach derselben Doktrin nur das „Recht“ des Stärkeren gilt, so geht auch auf politischem Gebiete Macht vor Recht, und ist der Schutz des Rechtes durch eine andere Macht ausgeschlossen. Mag ein christliches Brudervolk durch eine fremde Nation abgeschlachtet werden — auf Grund des modernen Nichtinterventionsprinzipes muß, falls nicht wichtige politische Beweggründe zu einem anderen Verhalten zwingen, strikte Neutralität beobachtet werden. Eine christliche Völkerfamilie mit wechselseitigen Rechten und Pflichten, eine als lebendigen Organismus aufgefaßte Menschheit kennt der moderne und liberale Geist nicht mehr.

Einen beschämenden Beweis für die verlorene Einigkeit des sich christlich nennenden Europa und eine ebenso beschämende Befolgung des Nichtinterventionsprinzipes bot uns u. a. der spanisch-amerikanische Krieg des Jahres 1898 dar. Der geldstrotzende amerikanische Riese überfällt ohne den Schatten eines Rechtes das relativ kleine und ehrwürdige, nun schwach gewordene Spanien; das natürliche Rechtsgefühl des Volkes ist auf das tiefste empört und verletzt über die von der wirtschaftlichen Raubgier diktierte Vergewaltigung des Erbes einer Witwe und Waise — allein die europäischen Staatenlenker müssen dem frivolen Raubanfalle mit verschränkten Armen zusehen, sie dürfen nicht „intervenieren“, um die schlechten Handelsbeziehungen zu dem rücksichtslosen Amerika nicht noch mehr zu verschlechtern. Denn die materiellen Interessen bestimmen neben dem Siedegrad der nationalen Leidenschaften heute in allererster Linie die Beziehungen zwischen den einzelnen Staaten.

Es gibt kein Europa mehr! äußerte einst der für Österreich verhängnisvoll gewordene Staatsmann Friedr. Ferdinand v. Beust. Es gibt, präziser ausgedrückt, in Beziehung auf die Mehrzahl der Leiter der internationalen Politik kein



christliches Europa mehr, und das Resultat dieser Entchristlichung ist der Völkerkrieg, der heute Europa in seinen Grundfesten erschüttert und eine völlig veränderte Gestaltung des hundertjährigen politischen Baues ankündigt.

Der heute die abendländische Welt in Feuer und Blut tauchende Völkerkrieg ist äußerlich eine Folge des von serbischen Regierungsorganen begünstigten Mordes von Serajewo, eine Folge der sich entladenden Spannung zwischen Rußland und Österreich und ein Werk des „zur Vernichtung Deutschlands und Österreich-Ungarns" sich anschickenden sogenannten Dreiverbandes. Der Krieg ist aber nach seinen weiter zurückliegenden, sittlichen und tieferen Gründen eine Folge der seit Nicolo Machiavelli und seinen Nachfolgern immer mehr und zuletzt völlig morallos gewordenen Politik. „Macht geht vor Recht!" ist der Gedanke groß genannter Staatsmänner geworden, und dieser Gedanke mußte die fruchtbarste Aussaat für den Militarismus und dessen üppiges Wachstum sein. Ein leitender deutscher Staatsmann (Bülow) hat es „wiederholt gelassen ausgesprochen, Recht und Moral hätten in der Politik überhaupt ‚nichts zu suchen'".[1])

Eine Politik nicht nur ohne, sondern gegen die Moral! — Man muß angesichts der Kriege und Kriegserklärungen der letzten zwei Dezennien, insbesondere bezüglich Rußlands und Englands, Tolstoi zustimmen, daß „in den leitenden Kreisen keine Spur von irgend einer Religion zu finden ist".[2]) Man hörte und konstatierte aus den Präludien zu dem gegenwärtigen Kriege einen Tiefstand des Rechtsgefühles und des Empfindens für persönliche Verantwortung, der fast beispiellos in der Geschichte dasteht. Die Staatsmänner Serbiens und Rußlands, Frankreichs und Englands haben in gewissenloser Weise einen in seinen Folgen unabsehbaren Weltkrieg heraufbeschworen und zum Teile

---

1) J. E. Frhr. v. Grotthuß, Aus deutscher Dämmerung. 3. Aufl. Stuttgart 1909. S. 27.

2) Das Ende eines Zeitalters. Deutsch von K. Holm. München 1906. S. 5.

persönlich zum Kriege gehetzt, der sie tief unter die ungebildeten, in unseren Gefängnissen inhaftierten Verbrecher stellt und fort stellen wird.

Der Völkerkrieg hat außerdem gezeigt, daß praktisch die Bestimmungen des Völkerrechtes nicht mehr existieren. Hier ein von Männern mit blutbefleckten Händen regiertes Serbien, das keinen der mit dem nördlichen Nachbarstaate abgeschlossenen Verträge hält und die Politik des Meuchelmordes als die ersprießlichste erachtet; dort ein noch immer in der Barbarei des asiatischen Ostens steckendes Rußland, das über diese verbrecherische Politik seine schützenden Fittiche breitet und das jeden ihm unbequemen Staatsmann der Balkanstaaten von der öffentlichen Schaubühne verschwinden läßt; hier ein demokratisch regiertes Frankreich, das ohne Kriegserklärung den Krieg eröffnet und ein Belgien, welches die Zivilbevölkerung gegen Kriegsrecht kriegsmäßig ausrüstet; dort ein England, das ohne politische und stichhaltige Veranlassung, einzig aus wirtschafts-egoistischen Gründen, dem im Stillen lange vorbereiteten Überfalle über Deutschland und Österreich sich beigesellt und sich, zum Zwecke der Sicherung der Handelssuperiorität, mit Mongolen verbindet, das völkerrechtlich verbotene Geschosse in Masse verwendet und deutsche Handelsschiffe in neutralen Häfen vernichtet. Von Rechts- und Kulturfortschritt zu reden klingt heute wie Ironie, außer man hat den Fortschritt auf einer jäh zum Abgrund führenden Ebene im Auge.

Wir hoffen und wünschen, daß der Völkerkampf zum Siege des Rechtes, das diesmal in sonnenheller Schrift auf dem unbefleckten Schilde Deutschlands und Österreichs leuchtet, führen, daß eine dauernde Niederlage der Rechts- und Friedensbrecher dem internationalen Rechte eine festere Grundlage als bisher schaffen möge. Wir wünschen, daß dem Völkerkriege der Völkerfrieden und diesem endlich eine neue Solidarität der christlichen, unter das Symbol des Kreuzes statt des Schwertes sich stellenden Nationen folgen möge. Das neunzehnte und zwanzigste Jahrhundert sah das Anwachsen

des den Bestand aller Reiche und die kulturellen Errungenschaften aller Jahrhunderte bedrohenden und belastenden Militarismus und des die Völker bis zum glühenden Hasse entzweienden Nationalismus; möge der Rest des Jahrhunderts uns eine Politik der Entwaffnung, Entlastung und Versöhnung bringen! Mögen die Regierenden nach hundert Jahren den Beschluß der drei den Friedensstörer Europas niederringenden Monarchen vom 26. September 1815 zur Tat machen: „von jetzt an sowohl in der Verwaltung ihrer Länder, als auch in ihren Beziehungen zu einander sich allein von den Vorschriften der christlichen Religion, nämlich der Gerechtigkeit, der christlichen Liebe und des Friedens leiten zu lassen".

LIV.

Reims, Soissons, Laon und die Landschaft der Aisne-Oise.

Zahllos sind die Gasthöfe aus alter Zeit, welche das Schild „Zum goldenen Löwen" führen. Und wer in der Welt der Touristen, die einmal der berühmten Kathedrale von Reims zustrebten, kennt nicht einen der bekanntesten dieser Gasthöfe: „Au Lyon d'Or", dicht neben dem berühmten Bauwerk, so daß man nur ein paar Schritte zu machen braucht, um an die Fassade zu gelangen, vor welcher sich jenes unscheinbare, kleine und alte Reiterstandbild der Jungfrau von Orleans erhebt, vom Rost der Zeit angeschwärzt? In Frankreich hat man das Wortspiel gemacht: „Au lit on dort" — und es gibt gelehrte Forscher, welche den Ursprung jenes Wirtshausschildes in dieser Selbstverständlichkeit suchen.

Es ist in den letzten Jahren rings um die Kathedrale viel gebaut worden. So liegt die breite Front des Platzes, links dem Denkmal der Jungfrau, neu und modern vor uns; der Jahrhunderte alte Bau, der noch vor einiger Zeit

dort stand, ist niedergelegt. Doch steht, unfern der Kathedrale und dem „Löwen", wohlerhalten das „Maison rouge", in dem in den Tagen der Krönung Königs Karl VII., Vater und Mutter der Jungfrau von Orleans auf Kosten der Stadt — in Paris würde man sagen: „aux frais de la princesse" — gewohnt haben. Das Stadtarchiv besitzt noch die Rechnung.

Niemand wird hier eine Schilderung der Fassade der der Kathedrale, geschweige dieser selbst, erwarten. Beethoven allein würde eine solche Aufgabe mit Erfolg gelöst haben, denn hier trifft mehr als irgendwo anders das Wort zu, daß „Architektur gefrorne Musik" sei. Man muß diese an mächtigen und prächtigen Figuren reiche, überreiche Fassade entweder im hellen strahlenden Glanz der Mittagsonne, im Scheine des Mondes oder im Geflimmer der Sterne gesehen haben, alsdann gewinnen alle diese Figuren Leben. Beim Eintritt in das mächtige Bauwerk fällt zunächst die gewaltige Weite und Breite des Chors auf. Die Anlage ist aus der Absicht der Erbauer herausgetreten; die Krönungsfeier und die große Zahl der dabei Anwesenden hat dazu aufgefordert. Seit der Krönung Karls VII. hat hier keine bedeutende Veränderung stattgefunden, es ist alles so wie an dem Tage, als Johanna d'Arc an der Seite des Königs auftrat. Es ist unmöglich, an solcher Stelle sich die Vergänglichkeit alles Strebens nicht vor Augen zu stellen. Was hat die Geschichte Frankreichs von der Herrlichkeit der französischen Monarchie übrig gelassen? Graf Joseph de Maistre mag von seinem prächtigen Standbild in Chambery herüber blicken (der Gedanke reicht über Berg und Land) und diese Kathedrale möchte ihm als der wunderbare Grabstein vorkommen, der sich auf seinen: „Considerations sur la France" erhebt.[1])

1) Eines Tages suchte ich in einer alten Straße in Paris, in dem Häusergewirr hinter dem Hotel de Ville und der Rue de Rivoli, nach den Resten des Baues, in welchem der Richter der Jungfrau von Orleans in Rouen, der Bischof Cauchon, gestorben ist; der-

Es gibt andere Orte im französischen Land, welche das Bild der Johanna d'Arc besser vor die Gedanken stellen als die Kathedrale, als die Basilika in Saint Denis und selbst als der Marktplatz in Rouen, wo es kaum noch möglich ist, vor der Metzgerbude, wo der Scheiterhaufen stand und die Inschrift steht, sich die Geschichte zu vergegenwärtigen. Die beste Stelle zum Gedenken ist vielleicht jene bescheidene Kapelle an der von Paris nach Saint Denis führenden Straße, wo eine unscheinbare Inschrift kündet, daß Johanna dort vor ihrem Angriff auf Paris ein paar Minuten geweilt hat. Da ist alles so, wie es in alter Zeit war, kein Pfeiler, kein Gestühl, fast kein Bild ist hinweggenommen oder verändert und über allem liegt der Hauch der Demut, welcher nichts fremder ist als die laute Glorifizierung auf Märkten und Straßen, um gar nichts zu sagen von jener reklamehaften Anpreisung, wie sie von Maurice Barrés betrieben wird.

Beim Weitergehen in dem gewaltigen Dom, der wie ein hoher Eichwald uns umgibt, erklingt die Orgel mit wundervollem Ton, ein Kunstwerk aus dem Jahr 1481 und nächst dem Taufbecken, von welchem die Legende berichtet, daß es bei der Taufe Königs Chlodwig war, wohl der älteste Zeuge aus großer Vergangenheit im Dom selbst. Die Statuen und die schönen, kunstvollen Fenster mit prächtigen Malereien sind minder alt. Die Gemälde von Tizian, Tintoretto und Mutian (Christus vor Magdalena, Christi Geburt, Fußwaschung), welche ehemals die Wände zierten, sind von der Regierung fortgenommen und in die Museen gebracht worden. Dafür sind an der Epistelseite moderne Gemälde, kunstvoll und von großem Umfang, angebracht; darunter eines, das den Einzug des Kardinals Langénieux in Jerusalem darstellt.

---

selbe, der sie auf den Scheiterhaufen schickte. Als ich gefunden, was von dem Haus noch übrig ist, sagte ich der Concierge, die mich nach dem Begehr frug, daß ich Cauchon's wegen komme. Sie mißverstand die Sachlage und protestierte: „Nein, Sie kommen vergebens, ich bin seit zwanzig Jahren Concierge hier und niemals hat ein Monsieur Cauchon hier gewohnt."

Der Kardinal hat sein Grab hinter dem Hochaltar, wo eine schöne Tafel von seiner Laufbahn und seinem Wirken kündet. Die Gobelins erreichen zwar an Kunst und Zahl nicht jene der Kirche von St. Remi, bieten jedoch dem Betrachter seltenen Genuß. Wer aber von den Kunstschätzen der Kathedrale einen Begriff erhalten will, der findet Erfüllung in der Schatzkammer. Da stehen vor seinen Augen die Werke aus Gold, Silber, Email, Elfenbein, aus Holz, Seide und Goldstoff, welche die Jahrhunderte hinterlassen haben und welche unsere Zeitgenossen, namentlich die Kunstkenner, in Erstaunen versetzen. Im Schatz der Kathedrale zu Sens habe ich Kunstwerke von gleicher geschichtlicher Bedeutung gesehen, der Schatz der Basilika in Cléry (bei Orléans) birgt vielleicht mehr (moderne) Kostbarkeiten, aber an Schönheit der Ausführung, an Kunstwert, an geschichtlichem Interesse geht nichts über den Anblick im Schatz zu Reims. Bescheiden wir uns damit, die berühmte Ampel (Sainte Ampoule) zu nennen, welche das Öl zur Krönung der Könige enthält. In der goldenen Kapsel, welche den Verschluß der Ampel bildet, leuchtet in hellrosa Farbe ein Stück Glas: es bedarf nicht mehr, um uns den heiligen Remigius, ja selbst St. Nicasius in die Gedankenwelt zu rufen. Die Geschichte von Reims tut sich auf. Auf dem Platz, wo sich die Kathedrale erhebt, stand jene alte Kirche, auf deren Schwelle i. J. Jahre 407 der Bischof Nicaius von den stürmenden Vandalen erschlagen wurde. Nicht ganz neunzig Jahre später, am 25. Dezember 495, tauft St. Remigius den siegreichen König der Franken Chlodwig, seine zwei Schwestern und an dreitausend Krieger. Als der Bote säumte, welcher das Chrysam zur Salbung bringen sollte, sah der Heilige plötzlich, wie eine weiße Taube vom Himmel herabschwebte; sie trug das Gefäß mit dem Salböl und seitdem sind alle Könige hier gekrönt worden, mit Ausnahme von Heinrich II. und Ludwig XVIII. Erst die französische Revolution machte ein Ende. Am 5. Oktober 1793 wurde die heilige Ampel auf der „Place Royale“ vor der Statue Königs Ludwig XV. zerschlagen. Es gelang, ein



Stück davon zu retten und eine königliche Kommission stellte am 26. Februar 1819 dessen Echtheit fest. Genau nach dem Vorbild der alten wurde alsdann eine neue Ampel hergestellt, welche bei der Krönung Königs Karl X. diente. Die berühmte Ampel ist ein Fläschchen von der Größe und Dicke eines Daumens, von hellrosa Farbe, Fassung und Verschluß aus schwerem Gold. Alle anderen Insignien der Königswürde werden hier aufbewahrt und fast alles ist von schwerem Gold, reich mit Edelsteinen ausgelegt.

Reims hat zu allen Zeiten die Schrecken des Krieges gekannt. Die Stadt ist im Jahr 577 von Chilperich, im Jahr 719 von Karl Martell zerstört worden und im Jahr 990 von Karl von Lothringen, dem Gegner von Hugo Capet. Im elften Jahrhundert hat sie im Lauf von 59 Jahren nicht weniger als vier schwere Belagerungen ausgehalten. Im Jahr 1359 gelang es, den König Eduard von England, der mit einem Heer von hunderttausend Mann heranzog, zurückzuschlagen. In allen Kämpfen wurde die Stadt hart mitgenommen.

Das heutige Reims bietet das Bild einer reichen und belebten Provinzstadt. Freilich, von dem Hasten und Drängen wie in Paris ist keine Spur, alles geht gemächlich seinen Gang. Im Mittelpunkt der Stadt, auf der Place royale, die sonst nichts besonderes bietet, erhebt sich das hohe Bronzedenkmal König Ludwigs XV. mit einer Inschrift, deren loyale monarchische Gesinnung in dem heutigen demokratischen Land zunächst befremdlich anmutet. In ganz Frankreich trifft man nicht so viel inschriftliche monarchische Loyalität, wie an dieser Stelle, es sei denn in dem fernen Montpellier, wo auf dem berühmten Platz „Perou", im Angesicht des Meeres und der Pyrenäen, sich ein ähnliches stattliches Reiterstandbild des Königs Luwig XIV. erhebt.

Ein paar Straßen mit einigen altertümlichen, architektonisch interessanten Häusern führen zu dem Hotel de Ville. Ein nicht sehr weitläufiger, schmucker Bau, in dessen oberen Räumen sich ein Museum und vor allem neben der Bibliothek,



eine Bildergalerie befindet, reich an berühmten Bildern und wertvollen Porträts. Nicht weit von dieser Stelle liegt das Geburtshaus des Stifters der christlichen Schulen in Frankreich, La Salle (im Lande hochangesehen), und auf nicht ausgedehntem Raum eine Anzahl historisch denkwürdiger Gebäude. Hier gelangt man alsbald in den modernsten und belebtesten Teil der Stadt; viel Verkehr, schöne Läden, Restaurants und Kaffeehäuser. Nach dem Bahnhof führt eine stattliche Straße, an deren Ausgang sich die Reste des Kunstwerks aus Römerzeit erheben, das dem Augustus gewidmet war. Nicht so bedeutend wie die Zeugen aus jenen Tagen, die wir in Nimes, Orange und Arles betrachten, aber gut erhalten und von schöner Anlage umgeben. In entgegengesetzter Richtung gelangt man in den älteren, für die Art der Bewohner charakteristischen Stadtteil. Überall schöne Häuser mit Anklängen an den Stil der Renaissance, wenig Verkehr, alles behäbig, ruhige Eleganz. Auf einem großen, runden Platz das Standbild eines Generals aus der Epoche Napoleons I. Alsdann erreicht man eine Parkanlage, die schmuckvoll ausgeführt ist und in Blumenpracht, mit hohen Bäumen und vielen Teichen und Brunnen sich darstellt.

Den Weg durch alte und enge Straßen und Gassen vermeidend, nähert man sich auf schönem modernen Promenadenweg, der auch zu den Champagnerkellereien von Pommery führt, dem vielleicht ältesten Bauwerk von Reims, das jedenfalls älter als die Kathedrale ist, der prächtigen Kirche Saint Remi. Sie liegt an der Peripherie der modernen Stadt, fast einsam; Kinder spielen auf den Straßen ringsum. Kaum gibt es zwischen Maas und Pyrenäen ein geschichtlich bedeutenderes Bauwerk, denn Notre Dame in Paris ist ein Werk Philipp Augusts, der Louvre das Werk späterer Zeiten. Saint Denis allein mag sich an die Seite von Saint Remi stellen. Im Jahr 1041 in der heutigen Form vollendet, wurde sie im Jahr 1049 von Papst Leo X. persönlich geweiht. Das Grab des hl. Remigius würde allein

genügen, den Ruhm dieser Stätte zu begründen. Sie hat im Verlauf der französischen Revolution stark gelitten; noch heute erblickt man allenthalben die Spuren der Verheerung, doch steht das Ganze mit ungemindert gewaltigem Ausdruck da. Die zahlreichen Gobelins bilden einen alten, kostbaren Schmuck des Gebäudes und eine Statue des schon erwähnten La Salle gilt als Kunstwerk.

Wer den Blick auf Saint Remi, die Kathedrale und das ganze Städtebild von Reims voll genießen will, der begebe sich auf den so oft in der französischen Literatur genannten und gefeierten Berg bei Reims (montagne de Reims), der sich in der Richtung nach Epernay und, weiter, Chateau Thierry zeigt: langgestreckt, von anmutigem Umriß, bedeckt mit Weinbergen. Wenn die helle Sonne auf diesen Höhen liegt und mit warmen Strahlen Reims verklärt, mögen die Gedanken und die Vergleiche lange suchen, ehe sie ein Bild von gleicher ruhiger Anmut erhaschen. Wir erblicken die Stadt in dem weiten Becken gelagert, das, wie die umringenden Hügel (Kalkformation), mit Weingelände geschmückt ist. Das Bild folgt dem rechten Ufer der Vesle und dem Verbindungskanal Marne—Aisne.

Vielleicht ist es erlaubt, an dieser Stelle ein Wort zu den Meldungen über die angebliche „Zerstörung der Kathedrale von Reims" beizufügen. Zunächst sind alle Nachrichten unverbürgt. Keine einzige genaue und glaubhaft erschienene Mitteilung liegt vor. Die Feinde des deutschen Reiches haben ein Interesse daran, die Dinge so schlimm als möglich hinzustellen, um Deutschland die Verantwortung für die Erhaltung oder Zerstörung eines Kunstwerks beizumessen, welches vielleicht nirgends in der Welt mehr und höher geschätzt wird als gerade in Deutschland. Es ist da, wo es angebracht war, schon bemerkt worden, daß Frankreich Reims zur Festung gemacht hat, wodurch Frankreich selbst den Bestand der Kathedrale im Kriegsfall bedroht und in Frage gestellt hat. Sodann liegen Nachrichten aus militärischer Quelle vor, welche bekunden, daß die französischen Generale



die Türme zu Beobachtungsposten gemacht und mit Kundschaftern besetzt haben. Wenn also die Kathedrale in der Tat Schaden gelitten hat, so ist es offenbar einzig und allein die Schuld der Franzosen. Weiter ist es nicht überflüssig zu bemerken, daß jegliche Entrüstung des amtlichen Frankreich über Beschädigung oder Zerstörung der Kathedrale, im Licht der Tatsachen betrachtet nichts als Komödie ist, berechnet, Deutschland in den Augen der Welt herabzusetzen. Wenn es von dem Willen der Combes, Clémenceau, Briand, Barthou in vergangenen Jahren abgehängt hätte, so würde wahrscheinlich nicht nur die Kathedrale von Reims, sondern keine einzige Kathedrale, Basilika, Kirche oder Kapelle in Frankreich aufrecht stehen, es sei denn als Staatsgebäude irgendwelcher Art und seines Schmuckes an Kunstwerken beraubt. Wer es bezweifeln möchte, der blättere in dem Buch: „Das Elend der Kirchen in Frankreich" (La grande pitié des églises de France) von Maurice Barrés und überzeuge sich, was an Zerstörung von Kirchen und Kathedralen, an Vernichtung von Kunstwerken in den letzten Jahrzehnten alles von seiten der Behörden unter Billigung der Regierung geschehen ist. Die prächtige Basilika in Saint Denis, das wichtigste Zeugnis in der Geschichte des alten Frankreich, ist im Inneren und im Äußeren so gröblich vernachlässigt, daß man von Verfall reden kann. Die herrliche Kathedrale in Sens scheint in ihrem beraubten Zustand Anklage gegen alle Franzosen zu erheben: gegen die einen wegen ihres Treibens, gegen die anderen wegen des Geschehenlassens. Der alte stattliche Dom in Le Puy (en Velais), der von der Römerzeit an, durch alle Epochen der französischen Geschichte, seine bedeutende Rolle spielte, stellt sich heute als ein konservierter Schutthaufen dar, trotz der mächtigen Notre Dame de France, die auf der Bergspitze darüber schwebt. Saint André, die herrliche Kathedrale in Bordeaux, erblickt man mit vollständig kahler Fassade. Saint Croix, ebendort, verfällt. Die ehemalige Kathedrale von Bordeaux, Saint Seurin, auf deren Hauptaltar Karl der Große das Hifthorn (Oliphant)



des bei Ronceval gefallenen Roland niederlegte, in deren Krypta viele Krieger in ihren Steinsärgen schlafen und welche unter den architektonisch und historisch interessantesten Bauten an erster Stelle steht, ist derartig vernachlässigt, daß man von Verfall reden kann. Die berühmte Basilika in Cléry bei Orléans, seit Ludwig XI. aus allen Teilen des Landes besucht, stützt mit Mühe und Not die Mauern. Saint Etienne in Toulouse, die berühmte Kathedrale Saint Sernin ebendort, sind stumme Zeugen gegen die Regierung der Republik und die Behörden. Die Kathedrale in Marseille ist zwar neu und schön, allein es fehlt an Mitteln, das Innere zu vollenden, so weit die künstlerische Ausstattung in Betracht kommt. Die Pariser Kirchen sind in einem Zustand, welcher der französischen Regierung, da es sich um Kunstbauten handelt, zum Vorwurf gereicht. Ein Teil des Frontispice von Saint Sulpice ist eines Tages heruntergestürzt; es ist zwar hergestellt, aber dafür steht der eine Turm seit Jahren unter Gerüst. Saint Eustache, Sainte Madeleine, Saint Leu, Saint Nicolas, Saint Merry und viele andere tragen die Spuren der Armut und selbst des drohenden Verfalls der Mauern. Wäre nicht die Fürsorge der Gemeinden, es stände von alledem vielleicht nichts mehr da. In Senlis ist erst im vorigen Jahr der Dachstuhl der uralten, aus der Karolingerzeit stammenden, architektonisch bedeutenden Kirche Sainte Frambourg eingestürzt. Die Fassade der Kirche Saint Germain l'Auxerrois in Paris ist völlig verwittert.

Es ist zu beachten, daß die berühmte, herrliche Kathedrale in Reims zum mindesten in der skulpturenreichen Fassade der Erneuerung in jedem Fall bedarf. Die große Christusfigur wird dem Einfluß der Witterung höchstens noch ein paar Jahre widerstehen, wenn bis dahin nicht für Erneuerung gesorgt wird. Glaubt man, daß die französische Regierung dieses Werk unternehmen wird? Die Freunde der Kathedrale haben nicht die Mittel dazu, und selbst wenn sich ein Komitee bildete, welches die Mildtätigkeit von ganz Frankreich und der Welt anriefe, so wird, bis die Mittel auf-



gebracht sind, die Zeit ihr zerstörendes Werk getan haben.

Wenn also die Kathedrale schwer gelitten haben sollte, so würde nur das erfolgen, was ohnehin hätte erfolgen müssen: das Werk der Erneuerung. Dem stehen keinerlei Schwierigkeiten anderer als finanzieller Art im Wege. Die Pläne der Kathedrale sind genau bekannt, sie liegen in der Pariser Bibliothek in vielen Exemplaren und allen Dimensionen. Die Abbildungen der Fassade, jeder einzelnen Figur, sind so zahlreich und so genau, daß die Nachbildung ein Leichtes sein würde. Und wenn man sagen wollte, es handle sich darum, „gerade das Alte zu bewahren", so ist die Entgegnung einfach: die französische Regierung hat das meiste zur Zerstörung beigetragen; treten nicht besondere Impulse ein, so wird die Zeit die herrliche Fassade binnen kurzem zerstören.

All dies erwogen, kann man nur mit Bedauern an den Feldzug der Heuchler und Verleumder denken, welcher Deutschen die Verantwortung für all dies aufbürden will. Es ist sonderbar, daß auch im Ausland Männer von Ansehen sich dem anschließen. Was soll man insbesondere zu Ferrero, dem bekannten italienischen Geschichtsschreiber, sagen? Ferrero ist selbst ein Meister der Zerstörung auf seinem Gebiet. Wie hat er den Dom verwüstet, den ältere Geschichtsschreiber um den Charakter Roms und seiner Frauen aufgebaut haben? Wie hat er die Fassade zerstört, mit welcher die Geschichte die Herrschertugenden und den Bürgersinn des Kaisers Augustus geschmückt hatte? Diesen Dom und diese Fassade hat, neben vielen anderen, die Feder Ferreros gründlicher zerstört, als jemals ein Werk vernichtet worden ist. Es wäre leichter, die Kathedrale in Reims, selbst wenn heute nur ein Trümmerhaufen davon übrig wäre, in stolzer Herrlichkeit, schöner als jemals seit Philipp August, aufzubauen, als die zerstörenden Darstellungen Ferreros von Rom und seinen Männern und Frauen zu entfernen. . . .

Von den Thürmen der Kathedrale in Reims hat man einen Rundblick, dem nach keiner Richtung eine Bewegung,



ein Bild entgehen kann. Über die Hügel und Thäler hinweg schweift das Auge im Norden nach Laon, La Fère, Anizy-le-Château und fernab zu den waldigen Höhen von Coucy-le-Château. Südlich liegt Soissons, in der Runde Craonne, Sissonne, Neufchatel.

In der Entfernung von nur vier Kilometern nach Norden erblickt man das (in den Gefechtsberichten genannte) Dorf Betheny. Es hat etwa siebenhundert Einwohner; die Häuser, niedrig, zeigen von Wohlhabenheit, die Straßen sind gewunden. In der Nähe, westlich vom Kanal der Aisne, liegen die Dörfer Champigny und Saint Brice et Courcelles, von denen das erstgenannte nicht mehr als ein Flecken ist, das andere mag an tausend Bewohner haben. Die Straßen öffnen sich in den beiden entgegengesetzten Richtungen: Reims und Laon. Die Orte liegen, was beiläufig bemerkt sei, zwischen Reims und dem (von den deutschen Truppen jüngst eroberten) Fort Brimont. Ein ganzer Kranz von Dörfern, groß und klein, selten mehr als etwa sechshundert Einwohner zählend, breitet sich in der anderen Richtung zu Füßen von Reims aus: Bézannes, Ormes, Thillois, Tinqueux, Trois Puits, Thaissy, St. Léonard, Cormontreuil.

Das Gelände um Betheny ist im Feldzug 1870/71 von dem 8. Armeekorps, unter den Generalen von Manteuffel und von Goeben, gleich nach dem Fall von Metz, durchschritten worden auf dem Zug nach Compiègne, von wo es bald nach Amiens und Bapaume ging. Das 68. Regiment ist durch Betheny marschiert.

Die im Bereich des Flüßchens Vesle, des Aisne-Kanals und der Suippes gelegene Landschaft ist wellig und mit Hügelketten gesäumt. Man ist hier auf dem Weg in der einen Richtung nach Laon, in der anderen nach Soissons.

Das in den Gefechtsberichten erwähnte Örtchen Craonelle liegt im Weingelände bei dem Dorf Craonne mit etwa tausend Einwohnern. Man ist hier näher bei Soissons als bei Reims und die Entfernung bis Laon beträgt nur zwanzig Kilometer. In der Runde liegen die Dörfchen Oulches,



Bassogne, Jumigny, Vauclerc, la Ville au Bois. In weitem Umkreis erscheinen an der Peripherie: Soissons, weiter Chauny, Anizy-le-Château, Coucy-le-Château, in anderer Richtung die schon erwähnten Laon, La Fère, Sissone, Neufchatel. Überall welliges Land, oft von Hügeln besetzt und mit einem Gewirr von Wasserläufen.

Wir sind im südlichen Teil des Departements der Aisne, der charakteristische Unterschiede gegen den Norden aufweist. Während in Norden eine scheinbar endlose Ebene von N. nach S. zieht, dehnt sich hier ein bergiges, von vielen Hügeln bedecktes Land aus. Die Hügelketten ziehen von S.O. nach N.W. und die höchsten Punkte ragen 150 Meter über die Ebene. Hier und da tritt die Höhe plötzlich auf, wie bei Laon, das isoliert in der Ebene erscheint, auf einer Anhöhe von etwa 100 Metern. Man weiß, daß auf dieser Höhe die Aufstellung des fränkischen Heeres angenommen wird, welches den Gothen den vernichtenden Stoß gegeben hat. Noch höher sind die Hügel bei Soissons und weiter bei Chateau Thierry. Erst im Norden von Vervins verschwinden die Hügelketten, dennoch ist auch dort das Land wellig mit oft schroff abfallenden Tälern.

Der reiche Humusboden, welcher auf der kreidigen Unterschicht lagert, ergibt üppige Vegetation, welche in der feuchten Luft gedeiht. Vielleicht gibt es nicht viele Landschaften, wo Flüsse und Kanäle eine relativ so wichtige Rolle spielen und wo die Romantik der Ufer eindrucksvoller ist. Man erblickt die schönsten Landschaftsbilder, welche das Wandern über Fluß und Hügel verschönern. Von den Kanälen kommen hier (außer dem Somme—Schelde-Kanal) in Betracht: der Crozetkanal von der Somme zur Oise, die Kanäle von Manican, der Oise, der Ardennen, la Fère, Somme, Sambre—Oise, Aisne—Marne.

Am bedeutendsten ist der Flußlauf der Aisne. Aus der Maaslandschaft kommend (die Quelle ist bei dem Dorf Soulières) und die Ardennen durchwandernd (fahrbar bei Chateau Porcien), betritt der Fluß das Departement der



Aisne bei Neufchatel, erreicht auf 100 Kilometer langem Lauf den Ort Attichy, wo er sich der Oise nähert. (Mündung in die Oise 1 Kilometer von Compiègne.) Von allen Seiten strömen der Aisne die Gewässer zu; von rechts: Miette und vierzehn Bäche; von Links achtzehn Flüßchen, darunter (bei Bailly) die Vesle, gespeist vom Marton. Ferner die Flüßchen Suippes, Retourne, Crise und Vendry.

Man stelle sich das Gewirr von Flüssen, Bächen und Kanälen vor.

Die Oise betritt diese Landschaften zwischen den Orten Mondrepuis und Quiercy, eine Strecke von 150 Kilometer von O.N.O. nach W.S.W.; von Chauny an schiffbar. Unterwegs nimmt sie nicht weniger als 22 Zuflüsse von rechts auf, darunter den Noirieux, 30 Kilometer lang. Von links: Ton, 40 Kilometer, gespeist von Flüßchen des Goujons, Serre, 80 Kilometer; Vilpion, Hertaut, Souche, Chambry, Lette mit dem Zufluß Ardon (60 Kilometer). Auf einer Strecke von 50 Kilometern fließt die Marne zwischen den Orten Trèloup und Croultes. Ihr wichtigster Zufluß in dieser Gegend ist der von links kommende Mézi, gespeist von den Flüßchen Melun und Dhuis. Von O. nach W. fließt, hundertfach gewunden, der Ourcq, zwischen Villarsdel im Wald von Ris bis über La Ferté Milon hinaus, mit den Bächen Clignon und rû de Savières.

Zwischen diesen Hügeln und Wasserläufen aller Art dehnen sich mehr als 12 Hauptstraßen mit etwa 800 Kilometern aus, ferner 30 Departementsstraßen mit rund 1000 Kilometern und an 2000 Vizinalwege mit an 20000 Kilometern. Für Eisenbahnverbindung ist reichlich gesorgt. Die wichtigsten Punkte sind Laon, La Fère, Reims, Chateau, Thierry, St. Quentin, wo sich die Anschlüsse nach allen Richtungen ergeben.

Das Klima ist gemäßigt, die vorherrschenden Winde sind Nord- und Südwinde. Nur das hochgelegene Laon hat kühlere Luft. Bei den Orten Nouvion, Audigny, Aubenton, Villequier, Villers, Cotterets, Retz, gibt es noch viel Wald;



Eichen, Buchen, Birken. Die Gewässer sind überreich an Fischen und Krebsen. Viel Wild, darunter Hochwild. Die Schafzucht besitzt gute Rassen. In den Thälern der Oise und Serre werden schöne Pferde gezüchtet. Geflügel- und Gemüsezucht sind entwickelt. In Frankreich sind die Bohnen von Soissons und der Braisne berühmt und ebenso die Artischoken von Laon und Chauny. Es gibt an 500 Jahrmärkte in 72 Gemeinden.

Im alten Frankreich waren diese Landschaften eine Stütze der Königsmacht und der Kirche. Die Geschichte bezeugt die hervorragende Rolle des Erzbistums Reims, der Bistümer Laon und Soissons. Ein protestantisches Konsistorium mit an zwanzig oder mehr Pfarstellen hat in Moneaux bestanden; es ist mir nicht bekannt, ob diese Organisation sich in den Stürmen der neuen Gesetzgebung erhalten hat; der Hauptpunkt der Organisation war in St. Quentin.

Soissons (das unter den Kämpfen sehr gelitten haben soll) tritt in der Mitte des schönen Tals der Aisne vor unsere Augen, in anmutigem Landschaftsbild. Die fast modernen Straßen und selbst die gotische Kathedrale lassen nicht die Bedeutung vermuten, welche Soissons in der Geschichte Frankreichs hatte. Einst war die Stadt ein Hauptsitz der Merowinger und der Karolinger. Vor ihren Mauern schlug i. J. 833 Karlmann das Heer der Normannen, worauf der Friedensvertrag von Bailly folgte. Bis 1185 herrschten die Grafen von Vermandois, die als die letzten Nachkommen Karls des Großen galten. Im späteren Mittelalter herrschte das Haus Bourbon Condé und in den Kriegen der Spanier litt die Stadt oft. In der Geschichte der französischen Kirche sind die Blätter von Bedeutung, auf welchen die Namen der Heiligen: Firmin, Vaast, Quentin, Valerius und Riquier stehen. Im Jahre 1728 fand ein europäischer Kongreß hier statt, welcher sich eine Aufgabe gestellt hatte, die auch in heutiger Zeit allgemeines Interesse finden würde: die Ausgleichung der Gegensätze unter den Staaten Europas.

Kriegszeiten sind für Soissons nichts Neues. 1814 wurde



die Stadt von den Franzosen umstritten, viermal wurde sie erobert. Die alten, vom Herzog von Mayenne erbauten Mauern standen damals noch zum Teil. In der Geschichte des Deutschen Reiches ist Soissons bekannt als die Stätte, wo Ludwig der Fromme in der Abtei St. Médard gefangen gehalten wurde. An den Überbleibseln der Abtei St. Jean des Vignes sah man noch eine prächtige Fassade und die Bibliothek rühmte sich eines Bestandes von 25000 Bänden.

Es mag noch ein Wort über Laon gesagt sein, das von Bedeutung ist. Im Feldzug von 1814 wollte Napoleon die Stadt besetzen, doch waren ihm die Preußen zuvorgekommen. Seine Anwälte behaupten, dieser Umstand hätte den Feldzug gegen ihn entschieden. Woher der Name des Ortes? Laon ist das keltische Wort für „Höhe“ und zuerst tritt es in die Geschichte mit dem heiligen Beatus, der da oben in einer Zelle, wo sich heute die Zitadelle befindet, gewohnt haben soll. Im Jahre 407 hat sich Laon gegen die Vandalen, 451 gegen die Hunnen unter Attila behauptet. Aber dem Frankenkönig Chlodwig öffnete es die Tore, wahrscheinlich auf Verwendung des hl. Remigius. Brunhild lebte hier nach dem Tod des Königs Siegbert und schuf die Abtei St. Vincent. Die berühmte Abtei St. Jean, wo eine Tochter Karls des Großen und zwei Königinnen Äbtissinnen waren, ist eine Schöpfung der Gräfin Salaberg. So groß das geistliche Ansehen war, nicht immer blieb es auf solcher Höhe. Als i. J. 1673, auf Wunsch des Königs, Etienne Joseph La Fare, ein Sohn des Dichters, zum Bischof ernannt wurde, regten sich die Kritiker. Duclos wollte auf den Grabstein des verschwenderischen, in Schulden gestorbenen Prälaten die Worte schreiben:

„Ici gît un prélat prodigue mémoire
Qui sans cesse empruntait et jamais ne rendit.
S'il est, Seigneur, dans votre gloire,
Ce ne peut être qu'à crédit.“

Laon, die Vaterstadt des deutschen Königs Lothar, besitzt kaum noch rühmenswerte Merkwürdigkeiten. Die alte

Kathedrale ist verbrannt, die heutige datiert von 1112, sie besitzt weite Verhältnisse, aber die Architektur läßt zu wünschen übrig. Sie ist mit Geldern gebaut worden, welche in ganz Frankreich und in England gesammelt waren. Nur das Portal verdient besondere Aufmerksamkeit; schließlich möge noch der Bibliothek gedacht sein.

Weiter durch das Land streifend, langen wir, in hügeligem und waldigem Gelände, in Anizy-le-Château an; einst eine Schenkung von Chlodwig an St. Remigius und bekannt, weil dort 1814 die bei Laon geschlagene französische Armee einen Stützpunkt fand (in der Nacht vom 10. auf 11. März). Über die Flüßchen Ardon und Lette hinweg erreichen wir La Fère an der Oise, seit dem Jahr 958 in der Kriegsgeschichte bekannt; 1814 von den Preußen genommen, hat es sich nach Waterloo lange behauptet. Der in der Schlacht bei Jarnac (bekannte Episode in den französischen Religionskriegen) gefallene Condé, Führer der protestantischen Partei, war hier geboren. Die Stadt liegt in anmutigem, landschaftlichem Rahmen, an der Oise, beim Einfluß des Flüßchens Serre.

Soll ich noch die Notizen aus meinem Tagebuch über St. Gobain (mit berühmter Glasfabrik), Notre Dame de Liesse, La Ferté Milon mit seiner mächtigen Burgruine auf romantischem Hügel, Château Tierry, von Weinhügeln umringt, der Geburtsort des Dichters Lafontaine, vortragen? Es würde stets dasselbe Bild sein von Tal und Berg, Weingelände und waldigen Hügelketten, von, wie silberne Schlangen dahinziehenden Flüßchen und Bächen.

Doch bei Coucy-le-Château möchte ich einen Augenblick verweilen. Dort traf ich auf waldiger Höhe eine Schwadron Lanzenreiter, die ihrem Corps als Kundschafter vorausgeschickt waren, denn in dieser Gegend und weit hinaus haben Jahr für Jahr Übungen und Manöver der Truppen stattgefunden. Man findet nicht leicht — auch nicht im deutschen Harz — eine Gegend, welche soviel Zauber enthält. Auf hohem Berg die Ruinen der mächtigen Burg der Enguerrand de Coucy, welche Ludwig von Orleans einst so



aufbauen lassen wollte, wie er Pierrefond aufgebaut hat. Donjon und Seitenmauern stehen noch aufrecht, auch die Kapelle ist zu erkennen, sonst aber haben die Leute, welche Mazarin zur Zerstörung hergeschickt hat, ganze Arbeit getan. Auch hier ist, von der Zeit der Ritterfehden und der Fronden ganz abgesehen, überall Kriegsluft; nicht fern, bei dem Örtchen Moulin-la-bataille befindet sich eines jener historischen Schlachtfelder, wo Rom den anstürmenden Heeren der Franken erlag. Kilometerweit begleitet uns der Wald, bis wir das sonnige Tal erreichen, wo es nach Noyon, nach Senlis und Compiègne weiter geht.

LV.

Stimmungsbild aus Holland.

(Eingesandt.)

Der schreckliche Weltkrieg, der Europa in Flammen setzt, traf uns wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Die Masse unseres Volkes hatte keine blasse Ahnung von der Gefahr, die unserem Lande drohte. Sie war starr vor Schrecken — die sofortige Mobilmachung, der rasche Aufmarsch der Truppen nach der deutschen und belgischen Grenze, die peinliche Ungewißheit, wo zunächst der Kampf entbrennen werde, der mögliche Bruch unserer Neutralität, die Stockung im Handel und Verkehr, die drückende Geldkrisis in allen Schichten der Bevölkerung wirkten betäubend und verwirrend auf die Massen. Gott sei Dank! unsere Regierung wurde nicht nervös und bewahrte kaltes Blut. Sie traf mit Entschiedenheit die nötigen Maßregeln, um das Volk tunlichst zu beruhigen.

Kaum war der Völkerkrieg entbrannt, als die Verletzung der belgischen Neutralität erfolgte. Ein vielseitiger Schrei der Entrüstung im ganzen Lande! Gewalt geht also über Recht, hieß es teilweise auch in der katholischen Presse und man ging an einzelnen Stellen so weit, den Kaiser



Wilhelm des Bruches seines die Neutralität Hollands betreffenden Wortes zu beschuldigen. Allmählich legte sich in den mehr führenden und besonnenen Kreisen der Sturm der Entrüstung, als man zur Einsicht kam, daß die Deutschen zum Durchbruch gezwungen wurden, wenn ihnen nicht die Franzosen und Engländer zuvorkommen sollten. Ob dieser Grund moralisch stichhaltig ist, lassen wir dahingestellt. Wenn dereinst alle Akten bekannt sein werden, wird nach aller Wahrscheinlichkeit das Urteil zugunsten der deutschen Regierung lauten. Aus zuverlässiger Quelle wurde bereits beim Ausbruche des Kampfes gemeldet: „Nach unzweifelhaften Zeugnissen sind am 3. August d. J. in Belgien bereits französische Dragoner gewesen; französische Offiziere waren in Erfüllung der Äußerung des französischen Generals de Lacroix wochenlang vorher in der Lütticher Festung zur Instruierung der Besatzung tätig. Das alles hat dem Selbständigkeitsgefühl der Belgier keinen Abbruch getan." [1]) Als die schreckliche Verwüstung von Löwen und die Hinrichtung so vieler unschuldiger Menschen bei unsern Nachbarn bekannt wurde, als unsere Grenzplätze von belgischen Flüchtlingen überschwemmt wurden, die allerlei Gerüchte von deutschen Greueltaten in Umlauf setzten, da traf die Sympathie für die Deutschen ein gewaltiger Stoß, die leider in vielen Fällen bei dem Volke in Haß ausartete. Man wolle berücksichtigen, daß unsere Südprovinzen, Nordbrabant und Limburg teils durch den wirtschaftlichen Verkehr, teils durch starke Familienbande mit ihren Nachbarn auf sehr freundschaftlichem Fuße stehen. Das tiefe Mitleiden mit ihren schwergeprüften Freunden und Verwandten verleitete sie zu unglaublichen Beschuldigungen gegen die deutsche Heeresführung. Die Hetzpresse von Havas und Reuter fand in Belgien den richtigen Nähr-

---

1) Die inzwischen der Öffentlichkeit übergebenen in Berlin vorher bekannten gravierenden Belastungen der belgischen, französischen und englischen Regierungen scheinen dem Herrn Einsender noch nicht zur Verfügung gestanden zu sein. Die Red.

boden. Auch der öftere Hinweis in deutschen glaubwürdigen Blättern, daß die Verwüstung und der Tod so vieler Unschuldigen größtenteils verursacht sei durch das Eingreifen der Zivilbevölkerung in den Kampf, wollte nicht viel fruchten.

Man wird anerkennen, daß unsere katholische Presse im großen ganzen sich bemüht, streng die Neutralität zu beobachten. Dieser lobenswerte Eifer kann aber leicht, ohne es zu wollen, der vollen Wahrheit Abbruch tun. Allerdings legt unsere geographische Lage zwischen den Krieg führenden Großmächten uns die schwere Pflicht auf, es im eigenen Interesse mit keinem zu verderben. Allein das Schweigen darf nicht unter allen Umständen unsere Richtschnur sein. Mit vollem Rechte darf man von der Presse erwarten, daß sie bei ihren Lesern aufklärend wirkt und sich nicht durch die schrecklichen Begleiterscheinungen des Krieges beeinflußen lassen darf. Die tiefer liegenden Ursachen des Krieges, sowie die Schuld an diesem Kriege wird seit dem Ausbruch des schrecklichen Kampfes in vielen Blättern wenig eingehend behandelt. Die Tatsache, daß Deutschland den Krieg nicht gewollt hat und jetzt um seine Existenz kämpft, sowie die allgemein bekannte Friedensliebe des Kaisers, die durch die diplomatischen Dokumente befestigt ist, sollte in unserer Presse mehr zur Geltung kommen. Was soll man sagen, wenn ein hervorragendes Blatt durch seinen Korrespondenten aus Deutschland von der anmaßlichen (natürlich unwahren) Nachricht der Übersendung einer deutschen Denkschrift an das Kardinalskollegium spricht, und nicht nur anmaßlich findet er die Denkschrift, sondern er bezeichnet sie auch als lächerlich? Vor einigen Wochen meldete die „Reichspost" in Wien, daß der leider dahingeschiedene hl. Vater Pius X. den Krieg Österreichs gegen die Serben als einen gerechten Krieg anerkannt habe. In demselben Blatte wurde diese Mitteilung als eine vermutliche Legende betrachtet, obgleich die Nachricht nie dementiert wurde. — Solche Aussprüche sind Entgleisungen, die man nicht erwarten und für möglich halten sollte.



In dem Kampfe der Österreicher gegen die Serben und Russen stehen unsere Landsleute selbstredend an der Seite des Dreibundes. Obgleich aber die heimtückische Ermordung des Thronerben und seiner Gemahlin, sowie die empörende Haltung von Rußland um Vergeltung schreit, leuchtet noch manchem sonst ruhigen Beobachter in Holland die direkte Notwendigkeit der Kriegserklärung, wie es scheint, nicht genügend ein. Daraus erklärt sich auch das mangelnde Verständnis für die Gefahren, die der katholischen Kirche im Osten drohen, falls der Dreibund nicht als Sieger aus dem Weltkrieg hervortritt.

Wer von einer höheren Warte den Kampf im Osten betrachtet, der verlangt sehnlichst, daß die Moskowiter, die Träger der schismatischen griechischen Kirche, in ihrem Vormarsch nach Konstantinopel endlich für immer zurückgedrängt werden. Sie sind die mächtigsten Gegner unserer Kirche und durch ihren Einfluß weit gefährlicher als die Türken. Wer das hl. Land kennt, kann uns aus eigener Anschauung dieses Urteil bestätigen. Sollte das griechische resp. russische Kreuz auf der Aja Sophia erscheinen, dann wehe unseren Glaubensgenossen auf dem Balkan und im Morgenlande. —

Es ist ein tragisches Verhängnis, ja eine traurige Tatsache, daß in diesem Völkerkrieg die Katholiken Frankreichs an der Seite der grimmigsten Feinde der Kirche stehen. Der unselige Revanchetrieb hat sie auf Leben und Tod an die Moskowiter gefesselt. Als im Jahre 1853 der Zar Nikolaus die Türken aufforderte, Jerusalem seiner ausschließlichen Obhut zu überlassen, da trat Frankreich gegen dieses frevelhafte Verlangen in die Schranken und rettete zum Heil und Dank der ganzen Christenheit nach langem Kampfe Jerusalem aus den Tatzen des nordischen Bären. — Und heute steht die älteste Tochter der katholischen Kirche an der Seite der Schismatiker! Welche Ironie des Schicksals! Welch ein trauriges Bild!

I. W. B.



LVI.

Zur Psychologie des Krieges.

Wer sich jener Worte des Kaisers Mark Aurel erinnert: „Felix est respublica ubi aut philosophi imperant aut imperantes philosophantur“. spürt, wie mit erdrückender Gewalt der Anblick der Gegenwart sich auf Geist und Herz niedersenkt. Es scheint, daß die Hand aller gegen alle erhoben ist und des gewaltigen Ringens ist kein Absehen, weder nach Raum noch nach Zeit.

Wenig mehr als zwei Mouate sind ins Land gegangen, seit Kaiser Wilhelm II., Hand in Hand mit den deutschen Fürsten, an die Spitze des deutschen Volkes trat und mit dem Rufe, der einem Eidschwur glich: „Ich kenne keine Parteien mehr. Ich kenne nur noch Deutsche!“ das Kriegsbanner entfaltete und unter dem begeisterten Zuruf des ganzen Volkes in den Sattel stieg. Seitdem ist der andrängende Feind an den Grenzen in blutigen Schlachten geworfen worden; eine Viertel Million feindlicher Soldaten sind gefangen, zahlreiche Waffen und Trophäen erobert worden. Mit einem Heldenmut, der von keinem Beispiel in der Geschichte übertroffen wird, haben die Söhne aller deutschen Stämme ihr Blut vergossen und ihr Leben dahingegeben. Welche Inschrift wollte man einem Denkmal geben, das bestimmt wäre, diesen hohen Todesmut zu rühmen?

Es mag erlaubt sein darauf hinzuweisen, daß alle Unterschiede von Rang und Stand und was sonst die Menschen trennt, seit dem Beginn des Krieges ausgelöscht scheinen, wenigstens soweit als das Getöse des Kampfes reicht. Fast in derselbe Stunde wird gemeldet, daß drei Helden aus dem Fürstenhaus Lippe auf dem Felde der Ehre gefallen sind, daß der Sohn des Kaisers verwundet ist, daß ein Führer der Arbeiter den Heldentod gestorben



ist, und gleicher Mut fürs Vaterland zu sterben beseelt die Katholiken und die anderen, reich und arm, im Soldatenrock.

Wendet man, weil die Aufgabe des Beobachters und Chronisten es so verlangt, einen Augenblick den Blick von diesem ergreifenden Bild ab und richtet man den Blick auf den politischen Hintergrund, so weit er auch im Hintergrund liegt, so kann man den Eindruck gewinnen, daß dem langjährigen Getriebe auf den Tummelplätzen des Ehrgeizes und der Interessen urplötzlich halt geboten ist. Nichts ist mehr sichtbar noch hörbar von den Plänen und Maßregeln, welche der sogenannten Ostmarkenpolitik das Mal aufgedrückt haben. Die Preußen polnischen Blutes werden zur Verteidigung ihres Bodens und ihres Glaubens gegen den Russen aufgerufen, und sie folgen mit Begeisterung dem Ruf. Nirgends ist mehr die Rede von dem Gegensatz gewisser Kreise gegen die katholische Bevölkerung. Verstummt ist das Rufen wie das Gemurmel, welches Maßregeln gegen die Sozialdemokratie begehrte. „Es soll der Sänger mit dem König gehen. Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen." Was von dem Sänger gesagt wird, kann sich auf jeden von uns beziehen.

Es ist als ob ein Höherer das Machtwort gesprochen und fast dem gesamten Getriebe der inneren Politik das Dementi gegeben habe, in so sichtbarer Form, daß das Bild der Wendung klar vor die Augen der Welt tritt. Eine neue Epoche klopft an, deutlich vernehmbar trotz des Lärms der Waffen und der Schlachten. Von dem alten Geiste scheint zu gelten, was einstmals der Bischof von Reims dem Chlodwig zurief: „Beuge dein Haupt, Sigambrer, verbrenne, was du angebetet, und bete an, was du verbrannt hast."

In einer Rede, welche vor kurzem der Professor von Wilamowitz-Möllendorf in Berlin gehalten hat, tritt einem die Bemerkung entgegen, daß „unsere Diplomatie vollständig gescheitert sei". Der Schwerpunkt der Rede liegt nicht in diesem Satz. Die Rede sollte vielmehr als Beispiel dienen zur Erneuerung der Reden Fichte's an die deutsche Nation. Ohne daran eine Controverse zu knüpfen (und



eher wünschend, dieselbe zu vermeiden), sei die Rede hier deshalb angeführt, weil jener Satz sagt, was keiner gern sagt; besonders heute, wo das Bestreben sein muß, alle Rekriminationen zu vermeiden.

Wenn die Diplomatie scheitert, so ist es nicht immer ihre Schuld. Retz war ein größerer Diplomat als Mazarin, und doch blieb dieser Meister. Man irrt wohl nicht, wenn man Talleyrand als den ansieht, bei dem die meisten zünftigen Diplomaten ihr Vorbild, soweit es angeht, suchen wollen. Talleyrand's Kunst bestand darin, sich den Menschen und den Dingen anzupassen; — er war, um ernst und bündig zu reden, das Werkzeug einer höheren Macht, wie alle Menschen.

Wer auf dem Markt Kritik an der Diplomatie übt, dem darf man die Frage stellen: welche Diplomatie hätte befolgt werden müssen, um den Ereignissen eine andere Wendung zu geben als die, welche sie genommen haben?

Noch ist unvergessen jene eindrucksvolle Sitzung des preußischen Herrenhauses, als Freiherr von Mirbach in einer Rede, welche sich gegen einen Vertreter der Großbanken und der Großindustrie, v. Gwinner, wandte, von der letzten Unterredung, die er mit dem Fürsten Bismarck hatte, berichtete: „Der Fürst sah mich lange und prüfend an: ‚Sie sind noch jung genug‘, sagte er, ‚um die allertraurigsten Dinge zu erleben . . . .‘“

Diese Reminiszenz findet ihre Ergänzung und Beleuchtung, indem man das Bild der Bismarck'schen Politik ins Auge faßt. Deren Hauptzüge sind bekannt: möglichste Isolierung Frankreichs, Bündnis mit Österreich-Ungarn, Freundschaft mit Rußland, Pflege guter Beziehungen mit England. Diese Grundzüge sind, als diplomatisches Programm, auch von den folgenden Kanzlern übernommen worden, und vor allem hat Kaiser Wilhelm II. alles getan, was irgend möglich war, um Freundschaft mit Rußland und England zu pflegen. Es ist bekannt, mit welcher Wärme der Kaiser für Rußland eintrat, als dasselbe im Verlauf des Krieges mit Japan

schwer geprüft wurde. Was England angeht, so ist während des Krieges in Südafrika der Vorschlag Frankreichs und Rußlands, eine europäische Koalition gegen England zu schaffen, lediglich an der Ablehnung seitens Deutschlands gescheitert.

Will man der deutschen Diplomatie Gerechtigkeit erweisen, so darf man nicht übersehen, daß das Feld, auf welchem die Diplomatie Bismarcks 1861 bis 1878 gewirkt hatte, ein völlig verändertes Aussehen inzwischen erhalten hatte. Menschen und Dinge hatten sich gewaltig verändert. Wie grundverschieden sind die Länder: Deutschland, Frankreich, England, Rußland des Jahres 1914 von den Jahren 1861 bis 1870. Welch grundverschiedene Ziele hat sich die Energie der Nationen vorgenommen, von welch' andern Art sind die Männer im Rat der Länder.

In Deutschland stellt der Zolltarif des Jahres 1878 die Schwelle einer neuen, völlig anders gearteten Entwicklung dar. Der wohltätigen Wirkung der Schutzzollpolitik, vor allem im Bereich der Landwirtschaft, schloß sich im späteren Stadium die Ausbreitung der Konventionen, Kartelle, Syndikate an. Die Kolonialpolitik hatte zur Folge den Ausbau der Kriegsflotte, welche zugleich als ein Postulat des gewaltig entwickelten deutschen Ausfuhrhandels erschien. Auf allen diesen Gebieten entstanden Reibungsflächen mit England. War es unvermeidlich, daß sie zum Konflikt führten?

In seinem von den Zeitungen veröffentlichten Schreiben an den Norweger Björnson bemerkt der Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg zutreffend, daß England stets der Gegner der jeweilig stärksten Kontinentalmacht war, Spaniens, Hollands, Frankreichs. Immerhin hatten sich auch hier die Dinge geändert; der Welthandel Englands ruhte auf festen Säulen; sein Kolonialreich erscheint beinahe unbegrenzt. Der Kampf um die Hegemonie stellte sich heute minder zwingender dar als in der Vergangenheit; ein Zusammenwirken Deutschlands und Englands schien nicht ausgeschlossen.

In der Tat schien man in England wie in Deutschland die Bahn des Entgegenkommens zu betreten; zwar erließ England den sogenannten marchandize marks act („Made in Germany“), allein zu derselben Zeit liehen die englischen Bankiers und Banken bedeutende Kapitalien nach Deutschland, von welchen wohl der größte Teil bei der Entwicklung der deutschen Industrie geholfen hat. Als England dieses Geschäft aufgab, weil es das Kapital zu Hause gebrauchte, trat Frankreich an seine Stelle. Durch ein Jahrzehnt, bis 1911, haben die französischen Banken große Kapitalien bei den deutschen Banken angelegt.

Die Wendung trat hier um das Jahr 1911 ein, äußerlich sich an den sogenannten „Agadirfall“ anlehnend. Die Erörterung über Marokko war von solcher Lebhaftigkeit, daß sie dauernde Verstimmung hinterließ. Die Voraussetzungen zu der Wendung waren aber bereits vorher gegeben. Mit der Trennung von Staat und Kirche hatten die Politiker und Publizisten in Frankreich ihr politisches Kapital erschöpft. Welche zugkräftige Wahlparole wäre ihnen noch geblieben? Keine — außer derjenigen des Revanchekrieges. Vielleicht hat zu Anfang keiner den Krieg gewünscht, aber man hatte doch wieder ein Cheval de Bataille. Die Redensarten von der Größe, der Macht, den Pflichten Frankreichs hörten sich stets gut an. Immer und immer wiederholt, legten sich diese Vorstellungen wie ein Nebel auf die Geister. Schon im Jahr 1910 konnte man sagen, daß in Frankreich die Mobilisierung der Geister vor sich gehe.

Zur gleichen Zeit erschloß sich Rußland im weitesten Umfang den französischen Kapitalanlagen; nicht nur die Staatsanleihen kommen hier in Betracht, sondern auch die Industrieanlagen, unter denen Kriegsbetriebe eine große Rolle spielen: die Eisenbahnbauten, welche viel französisches Geld absorbierten, sind zu nicht kleinem Teil von strategischem Charakter. An all diesen Geschäften hat die französische Finanz viel Geld verdient; an der Finanz die Publizistik und beide rissen das Publikum fort. Von Geldanlagen in





Kriegsbetrieben bis zu Reden über Krieg ist es nicht sehr weit. Namentlich dann nicht, wenn die Publizistik (Zeitungen, Zeitschriften, Bücher), wie in Frankeeich, dafür sorgen, daß die Meinungen im Volk über die Waffenmacht Rußlands ins Ungemessene gesteigert werden.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß kapitalistische Interessen außerordentlich viel dazu beigetragen haben, das Wirken derer, welche den Frieden wollten, zu untergraben und schließlich illusorisch zu machen; man bemerkt die Spuren ihres Einflusses in allen Ländern.

Darf man die Rolle, welche persönlicher Ehrgeiz spielt, übersehen? Delcassé, Barthou, Briant, Poincaré, um nur die bekanntesten zu nennen, Iswolski, Edward Grey haben in ihren Darlegungen und Mitteilungen so viel Subjektives angebracht, daß man an den Spruch erinnert wird: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit."

Daß Advokaten und Publizisten, daß Männer von, wie man in Frankreich sagt, einer „mentalité litéraire" die Waffenmacht Rußlands zu hoch einschätzten, braucht nicht zu befremden. Wer wankte oder schwankte, wurde von der Publizistik angespornt, welche auf die Gefolgschaft Rußlands eingeschworen war. Die russische Allianz war der Lebensodem der führenden Politiker in Frankreich geworden. Sie mußten fürchten, allen Kredit im Land zu verlieren, falls sie Rußland auf halbem Weg verließen. In Petersburg andererseits schätzte man die Kraft Frankreichs, Offensiv- oder Defensivkraft hoch genug, um darin eine Garantie gegen größere Gefahren zu erblicken. Im schlimmsten Fall, meint man an der Newa, wird Frankreich die Zeche bezahlen.

In einer derartig schwankenden Situation erschien die Stellungnahme Englands als entscheidend. Den seither veröffentlichten Schriftstücken und Telegrammen reiht sich ein in Berlin aufgefangener Bericht des belgischen Gesandten in Petersburg an den belgischen Minister des Auswärtigen in Brüssel an; hier wird klar zum Ausdrucke gebracht, daß Deutschland eifrig und ernsthaft bestrebt war, den Frieden



zu erhalten und daß die Haltung Englands die Entscheidung Rußlands und demzufolge Frankreichs für den Krieg gebracht hat.

Bei aller Verstimmung, welche die Politik der Schiffs- und der anderen Kartelle, die Konkurrenz unter den Banken, die Ausfuhrscheine, Differenzen im Bereich der Politik (Kolonien, Bagdadbahn u. a.) in England geschaffen haben mögen, stellt dieselbe doch nicht den Faktor dar, welcher den Ausschlag gegeben haben wird. Dem führenden Minister des Auswärtigen, Sir Edward Grey, erschien die schwebende Kontroverse als ein Mittel, um, mit dem möglichst geringen Aufwand von Kraft seitens Englands, die Schwächung Rußlands, Frankreichs und Deutschlands zu erreichen. In der Rede, in welcher er seine Politik vor dem Parlament rechtfertigte, tat er den Ausspruch: „Ich glaube nicht, daß am Ende des Krieges die territoriale Ausdehnung der verschiedenen Mächte viel anders sein wird als heute." Was wäre das anderes als die Ermattung, die zwecklose Ermattung aller Mächte, ausgenommen England, das als tertium gaudens erschiene?

Die am 4. September in London zwischen England, Frankreich und Rußland geschlossene Konvention, wonach diese Mächte sich verpflichten, keinen Separatfrieden zu schließen, (angeblich soll auch Japan dem beigetreten sein), bringt das Interesse Englands beinahe drastisch zum Ausdruck. Immer unter der Voraussetzung, daß England seine Flotte und sein Territorium intakt erhalten kann, hat England ein Interesse daran, den Krieg lange hinaus zu ziehen. Wer nach der möglichen Dauer des Krieges fragt, muß dort die Lösung des Problems suchen. Es ist deshalb und aus anderen Gründen müssig, die Frankreich und Rußland betreffenden Möglichkeiten zu erörtern. In Frankreich deuten fast alle Symptome auf die Absicht eines hartnäckigen und langen Widerstandes; indessen die Franzosen sagen selbst, c'est toujours l'imprévu qui arrive.

Eine der interessantesten Wahrnehmungen in diesem Krieg ist der Eifer, der entfaltet wird, um die öffentliche



Meinung zu gewinnen. Das alles ist so interessant, daß man eigenes Kapitel darüber schreiben möchte. England, Frankreich, Rußland sind mit allen erdenklichen Mitteln bestrebt, die Neutralen für sich zu gewinnen. Die Vereinigten Staaten, Italien, die Türkei, die Balkanstaaten sehen sich in der stürmischsten Weise umworben.

Die fast allgemeine Verbreitung der englischen und französischen Sprache in der ganzen Welt, die Vorliebe, welche man in allen nichtdeutschen Ländern der englischen und französichen Literatur entgegenbringt, das Vorherrschen eines gewissen „demokratischen“ Geistes in der Welt, — alles das und manches andere gibt unseren Feinden einen gewaltigen Vorsprung. Auf einen Menschen, welcher jenen die Friedensliebe unseres Kaisers in helles Licht stellenden Telegrammwechsel zwischen Kaiser und Zar und Kaiser und König Georg liest, oder der von den Erklärungen des Reichskanzlers Kenntnis erhielt, kommen wohl an die hunderttausend Menschen, welche die Darstellungen unserer Feinde, das Gedicht des Engländers Kipling: „The Hun is at the gate“ und anderes Derartiges lesen.

Die deutsche Publizistik, auch die Tagespresse hat niemals Schritt mit dem Einfluß und der Verbreitung der englischen und französischen Presse gehalten. Zwar ist dieselbe im Niedergang, allein die Macht, welche sie sich in den vergangenen Zeiten der parlamentarischen und geistigen Kämpfe erworben hat, besteht zum großen Teil fort. Nun hat man in Berlin und an anderen Orten des Reiches die Absicht bekundet, alles zu tun, um die Einflußsphäre der deutschen Presse auszudehnen und sie in der Welt eine der englischen und französischen Presse ähnlichen, wenn nicht gar gleichkommende Rolle spielen zu lassen. Bei diesen Bestrebungen stehen wir aber leider am ersten Anfang. Möge ein glücklicher Krieg auch hierin uns vorwärts bringen.

LVII.

Kürzere Besprechung.

Wie ist die Oberpfalz lutherisch geworden? Für den sinnenden Geist, der sich gerne in die Vergangenheit versenkt, gehört die Frage wohl zu den interessantesten: Wie ist es möglich gewesen, daß das Herzvolk Europas sich von 1517 ab so rasch von der alten Kirche losgesagt hat? Wie ist es gekommen, daß bei den deutschen Stämmen die widersprechendsten dogmatischen Aufstellungen ohne besonderen Widerstand Eingang gefunden haben? Für einen kleinen Strich unseres bayerischen Vaterlandes, für die Oberpfalz, hat Dr. Götz die Lösung dieser heiklen Frage übernommen.[1])

Wer je einmal Gelegenheit hatte, die Aufzeichungen des Kanonikus Johann Vogt durchzulesen, welcher im Jahre 1480 die Diözese Eichstätt im Auftrage des Bischofs Wilhelm von Reichenau visitierte, der findet es begreiflich, daß ein Klerus, welcher sich aus aller Herren Länder rekrutierte, welcher ungescheut der Sinnlichkeit, der Trunksucht fröhnte, nicht zu heldenmütigem Widerstande gegen eine Lehre geschaffen war, welche seine bisherige Lebensführung vor der Welt rechtfertigte und mit dem Mantel der Gesetzmäßigkeit umkleidete. Wenn aber das Salz der Erde faul war, womit sollte gesalzen werden? Welchen Erfolg konnte die religiöse Unterweisung des christlichen Volkes in Predigt und Katechese haben, wenn der Dorfpfarrer an wissenschaftlicher Bildung kaum etwas höher stand als der Geringste aus der Gemeinde? Welchen Seeleneifer mochten wohl Priester entwickeln, die den Mittelpunkt der katholischen

---

1) Die religiöse Bewegung in der Oberpfalz von 1520 bis 1560. Auf Grund archivalischer Forschungen von Dr. Johann Bapt. Götz, Stadtpfarrer und kgl. Distriktsschulinspektor in Freystadt (Bayern). Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung 1914. XVI, 208 S.

Kultur, das allerheiligste Altarssakrament in solch wegwerfender Weise behandelten, wie Götz nach Vogt erzählt? Wo sollte das Volk Glaubensmut sich erholen, welches gewohnheitsmäßig nur einmal im Jahre die hl. Kommunion empfing?

Die Klöster standen in sittlicher Führung vielfach nicht höher als die Pfarrhäuser. Der Abt von Ensdorf, Sebastian Sintersperger, 1521 gewählt, ließ Frauenspersonen, von denen drei als sein „Anhang" mit Namen genannt werden, ins Kloster ein und aus, der Prior hatte im Dorfe eine Konkubine und erbrach die Opferstöcke in der Kirche. In Walderbach führte der Abt Kaspar Grienberger, gewählt am 14. Juni 1539, ein höchst skandalöses Leben; er begnügte sich nicht mit einer Konkubine, sondern hatte es sogar mit mehreren Frauenspersonen zu tun. Abt Agmann von Waldsassen, welcher 1540 die Verwaltung von Walderbach übernahm, hatte seiner Konkubine zu Nittenau ein Haus gekauft; sie stand mit ihren Kindern an seinem Sterbebette: 6. Oktober 1547. Die jüngeren Mönche in Kastl hatten Büchse und Wehr in ihren Zellen, vernachlässigten das Chorgebet und das Messelesen; nächtlicherweile gingen sie aus dem Kloster; Wenzeslaus Eschenbeck, welcher die Pfarrei Pfaffenhofen versah, lebte im Konkubinate und führte in seiner Kirche die neue Lehre ein. Ehrenvoll hielten sich die Franziskaner in Amberg und auf dem Mönigerberge bei Neumarkt; Der Zugang war freilich ein so geringer, daß 1555 nur noch ein einziger Ordensbruder im letztgenannten Klösterlein vorhanden. Die Frauenklöster zu Gnadenberg und Seligenporten gaben in wildbewegten Zeiten ein herrliches Beispiel treuer Kirchlichkeit und sittlicher Vornehmheit. In den „Bezirkstädten" Weiden, Cham, Nabburg, Neumarkt hatten die Bürger schon seit längerer Zeit allerlei Klagen und Beschwerden gegen die Geistlichkeit und deren kirchenrechtlich begründete Sonderstellung; kein Wunder, daß die religiöse Bewegung, welche das allgemeine Priestertum proklamierte, in den Städten sofort lauten Widerhall fand. Freilich wohl nicht mit Unrecht betonte das Gutachten des Kapitels Neumarkt: Die Geistlichen hätten sich auch über die Weltlichen zu beklagen; denn in den Städten würden



sie von den Bürgern, auf dem Lande von den Vögten beschwert; auch hier wäre eine Reform notwendig.

Seit dem Hausvertrage von Pavia 1329 bildete die Oberpfalz einen Bestandteil der Kurpfalz, infolge des Landshuter Erbfolgekrieges wurde aus Teilen der südlichen und westlichen Oberpfalz mit der ehemaligen Grafschaft Sulzbach die junge Pfalz an der Donau, Pfalz-Neuburg geschaffen 1505.

Welche Stellung nahmen nun die Gebieter der Oberpfalz der lutherischen Bewegung gegenüber ein?

Der Kurfürst Ludwig V., 1508—1544, welcher in Heidelberg seinen Sitz hatte, blieb wohl für seine Person und äußerlich zeitlebens bei der alten Kirche, innerlich aber sympathisierte er mit der neuen Lehre; er duldete evangelische Prediger in seinem Lande und ließ nur dann gegen sie einschreiten, wenn sie „aufrührerisch" predigten. Er war dem Trunke sehr ergeben und hielt sich in Margareta von der Lay eine Mätresse; bei den Fürsten aber stand er dennoch im höchsten Ansehen.

Sein Bruder Friedrich war Statthalter in der Oberpfalz und baute sich in Neumarkt eine schöne Residenz; er führte ein lockeres Leben und machte gerne Schulden. Sein Hofprediger war Bucer, sein Rat und Kanzler der berüchtigte Dr. Fuchssteiner. Die bischöfliche Gewalt legte er lahm durch das landesherrliche Plazet. Auf dem Reichstage zu Regensburg 1541 befürwortete Friedrich die Kommunion unter beiden Gestalten und die Priesterehe; in Neumarkt empfing er selbst am 11. Februar 1543 das protestantische Abendmahl; 1546 lud er die oberpfälzischen Stände ein, gleich ihm die Lehre Luthers anzunehmen. Doch im nächsten Jahre versöhnte sich der Kurfürst wieder mit Kaiser Karl V. und nahm das Interim an.

Genau das gleiche widerliche Spiel mit der Religion trieb die Regierung, welche in Amberg untergebracht war: sie klagte über sittenlose Geistliche, nahm aber Widerspenstige in Schutz, wenn der Bischof einschreiten wollte; sie befahl, neugläubige Pfarrer unbehindert zu lassen, auch wenn niemand, wie in Kastl, oder höchstens zwölf Personen, wie in Pfaffenhofen, nach Luthers Lehre verlangten.



Dieser Halbheit, diesem Hin- und Herschwanken machte Ottheinrich von Neuburg ein Ende, dem nach Friedrichs Ableben die Oberpfalz als Erbe zugefallen war: 26. Februar 1556; er führte, wie 1542 in der jungen Pfalz, so 1556 am 4. April in der oberen die lutherische Lehre ein und ließ im folgenden Jahre die Prediger und Gemeinden darnach visitieren.

Der neuen Kirchenordnung folgte wie anderwärts auch in der Oberpfalz die Einziehung der noch vorhandenen Kirchengüter. Anfangs 1557 wurden 1041 1/2 rheinische Gulden und 193 Kronen an Gold, 330 Mark 12 Lot 3 Quintlein an goldenen und vergoldeten Kleinodien nach Heidelberg gesendet. Die verschiedenen Steine, echte und unechte, die an diesen Kleinodien gewesen waren, sowie das silberne Trinkgeschirr der Klöster: 111 Mark 15 Lot 1 1/8 Quintlein schwer, wurden in zwei Truhen zu Amberg aufbewahrt. Im Sommer 1558 folgte dann der Befehl, sämtliche Kirchenkleinodien und Ornate des Landes genauestens zu inventarisieren; die Klöster gingen allmählich in den Besitz des tiefverschuldeten Ottheinrich und seines Nachfolgers Friedrich III. über.

So ist die Oberpfalz durch die Pflichtvergessenheit eines wissenschaftlich und moralisch tiefstehenden Klerus einerseits, durch die Habsucht und Herrschsucht verschuldeter Fürsten und charakterloser Räte anderseits der alten Kirche entfremdet worden.

Greding. Ad. Hirschmann.



LVIII.

Die Epoche Pius' X.

Der vielstimmige Chor der öffentlichen Meinung über Pius X. ist schnell verstummt. Der herzzerreißende Lärm des Weltkrieges übertönt notwendig jede andere Äußerung. Immerhin haben die Urteile der Presse aller Parteien und aller Länder dankenswertes Material zur Genüge geliefert, um mit einer gewissen Sicherheit, ohne unbescheiden der Geschichtsschreibung vorzugreifen, über das elfjährige Pontifikat des großen Armen auf St. Petrus' Stuhl zu reden. Trotz der Parteien Gunst oder Ungunst wird sein Bild in den Hauptzügen nicht in der Geschichte schwanken. So verschieden, ja zum Teil feindlich sich die Vertreter der verschiedenen Weltanschauungen zum Christentum, zu Kirche und Papsttum stellen mögen: darin kommen, von bedeutungslosen Thersitesschülern abgesehen, alle überein, daß Pius X. persönlich ein willensstarker, charaktervoller, tieffrommer und edler Vertreter der römischen Kirche von seltener Größe war. Von diesem Zugeständnis ausgehend werden wir in Anbetracht der einschneidenden, seinem Pontifikat eigenen Maßnahmen von einer Epoche Pius' X. reden dürfen und zwar im strengen historischen Sinne des Wortes. Natürlich kann damit nicht ein bereits abgeschlossener, charakteristisch hervortretender Zeitraum gemeint sein, sondern ein neuer Zeitabschnitt, den Pius X. eingeleitet hat und der in Zukunft seinen Namen als Kennzeichen tragen wird.





Die Berechtigung zu dieser Behauptung liegt in der Losung „Omnia instaurare in Christo“, womit Pius X. nachdrücklich in seiner ersten Enzyklika vom 4. Oktober 1903 das Ziel seines Strebens bezeichnet hat. Dieselbe ist derart in die Tat umgesetzt worden, daß die nächste Zeit notwendig davon beeinflußt sein wird, so wie sich dadurch andererseits zwischen Pius X. und seinen letzten Vorgängern ein bemerkenswerter Unterschied herausstellt.

Selbstverständlich kann von einer Gegensätzlichkeit zwischen Leo XIII. und Pius X., die man hie und da zu konstruieren versucht hat, keine Rede sein. Jede ernst zu nehmende Betrachtung der Päpste und des Papsttums auch von gegnerischer Seite muß zur Überzeugung führen, daß die Traditionen der römisch-katholischen Kirche fest geschlossen sind. Auch die selbständige Persönlichkeit der jeweiligen Träger der Tiara kann und wird daran nichts ändern. Wer in Leo XIII. nur den Diplomaten und in Pius X. nur den religiösen päpstlichen Seelsorger sieht, kennt weder den einen noch den andern. Der glanzvolle Pontifikat Leos XIII. zeigt z. B. durch die Belebung des Rosenkranzgebetes, durch die Jahrhundertweihe an das göttliche Herz Jesu, durch die Fürsorge für die theologischen Studien, durch die energischen Versuche, zumal die älteren Orden zu neuer Blüte zu bringen, daß ihm die religiöse Hebung der Katholiken nicht gleichgültig war. Wird Pius X. mit Recht der eucharistische Papst genannt, so darf doch nicht vergessen werden, daß gleichsam der Schwanengesang Leos XIII. die große Enzyklika Mirae caritatis vom 28. Mai 1902 über die Eucharistie war, die eine dogmatisch-asketische Vorbereitung auf die eucharistischen Dekrete Pius' X. darstellt.

Der „Seelsorger“ aber auf dem päpstlichen Throne hat wahrlich nicht vergessen, daß er die Sache Christi auch den Regierungen dieser Welt gegenüber zu vertreten hatte. Seine Politik war nach seinem herrlichen Worte das Kreuz. Gelegentlich der Eingriffe der französischen Gewalthaber in die Rechte der Kirche äußerte er sich: „Ich bin kein Diplomat



und habe keine irdische Macht; *aber ich bin der Stellvertreter Christi.* Um dessen Sache handelt es sich; deshalb vertraue ich auf ihn, er wird alles gut machen." So wollte Pius X. kein Diplomat im gewöhnlichen Sinne sein, aber er verstand es pflichtmäßig, die Diplomatenkünste zu besiegen. „Der Papst kann," so schrieb er im Beginn seiner Regierung, „vom Lehramt des Glaubens und der Sitten, das er auszuüben hat, die Politik einfach nicht trennen."

Daß der große Leidenspapst Pius IX., der fromme Liebling der katholischen Völker, nicht in Gegensatz zu Pius X. gebracht werden kann, braucht nicht erörtert zu werden. Dagegen kann vielleicht der außerordentlich lange und an einzigartigen Ereignissen reiche Pontifikat Pius' IX. gegen eine „Epoche Pius' X." geltend gemacht werden. Der Syllabus Pius' IX., das Vatikanische Konzil, der Verlust des Kirchenstaates, der Aufschwung der Missionen allein scheinen zu genügen, um vielmehr mit Pius IX. eine neue Epoche der Kirchengeschichte zu beginnen, in der auch Pius X. und die nächste Zukunft eingeschlossen ist. Gleichwohl bedeutet die Regierung des großen Dulders Pius IX. mehr einen Abschluß der aufsteigenden Entwicklung, den das Papsttum seit der Revolution und der Neuordnung Europas seit dem Wiener Kongreß nach außen hin genommen hat. Leo XIII. hat diesen Aufschwung zur vorläufigen Vollendung gebracht und namentlich in seinen großartigen Enzykliken die Bedeutung der Kirche und des Papstes für die Entwicklung der Menschheit zusammenfassend festgestellt. Er konnte *zum Teil* ernten, was Pius IX. unter Tränen gesät hatte.

Auf dieser Grundlage hat nun Pius X. als wahrer Reformpapst in epochemachender Weise die *Erneuerung des übernatürlichen christlichen Lebens in der Welt* in Angriff genommen. In der Trauerrede, die Dr. F. X. Mütz im Dome zu Freiburg i. Br. am 25. August ds. Js. hielt,[1]) heißt es diesbezüglich S. 9 sehr richtig:

1) Erschienen unter dem Titel: Papst Pius X. Gedenkblatt von F. X. Mütz. Freiburg, Herder. Mit einem Bildnis 12°. 1914.

„Sein Vorgänger Leo XIII. hat durch seinen weitschauenden Blick, durch die tiefgründige Behandlung der weltbewegenden religiösen, sozialen und politischen Fragen die Kirche Gottes nach außen groß und herrlich gemacht. Über seine Regierung hörte man sprechen: Sehet da die katholische Kirche, schon so vielmal tot gesagt, wie leuchtet sie hinein in die Welt! Sie gleicht der Stadt auf dem Berge, die kühn und stolz hinausschaut in die tief unter ihr liegende Ebene mit ihren Flüssen und Seen. Alle Augen sind auf sie gerichtet.

Pius X. denkt mehr nur daran, daß dem äußeren Glanze die innere Heiligkeit nicht fehle. Er will die Kirche Gottes im Inneren reinigen, läutern und schmücken, damit sie als Braut Jesu Christi in glänzendem Tugendschmucke erscheine und Gottes Wohlgefallen besitze."

In einem Worte ausgedrückt dürfte das epochemachende Streben Pius X. genannt werden: Wiederherstellung des übernatürlichen Glaubenslebens. Die erste Tat nach dieser Richtung mußte ein intensives Eintreten für die Reinheit des Glaubens sein. Der „aus dem Glauben lebende Christ" hat ein sehr empfindliches Gefühl zur Unterscheidung zwischen Wahrheit und Irrtum, ähnlich wie der gesunde Mensch schnell Zuträglichkeit und Schädlichkeit der Nahrung unterscheidet. Der gesunde Leibesorganismus sucht instinktmäßig die schädlichen Einflüsse auf sein Wohlbefinden sofort abzuwehren, während der krankhafte mehr minder für dieselben unempfindlich wird. Wer genötigt ist, in Fieberluft zu leben, gewöhnt sich schließlich bis zu einem gewissen Grade an die Fiebertemperatur. Das Zurückdrängen der lebendigen Glaubensüberzeugung aus dem öffentlichen Leben durch Unglauben und Naturalismus in den sog. katholischen Ländern, die offizielle politische Gleichstellung der Häresie mit der katholischen Wahrheit in gemischten Gegenden hat dieselbe Wirkung im religiösen Leben des Menschen. So konnte sich da und dort die Meinung von der Möglichkeit „einer allgemeinen christlichen Basis" bilden und der Interkonfessionalismus praktisch wie schließlich auch theoretisch das katholische



Glaubensleben abschwächen. Entkirchlichung, Entklerikalisierung, Relativismus, religiöser Evolutionismus arbeiteten daran, den Abgrund zwischen katholischer Kirche und Häresie, zwischen Glauben und Unglauben scheinbar zu überbrücken, und hatten schließlich den proteusartigen Modernismus gezeitigt. Pius X. verurteilte nicht blos lehramtlich diese gefährlichen Verirrungen, sondern traf praktische Vorkehrungen gegen die Ausbreitung der Seuche. Wie notwendig sie waren, zeigte die Aufnahme der päpstlichen Verordnungen, auch in gewissen katholischen Kreisen, die sich als angesteckt verrieten, indem sie die Ansteckungsgefahr und -Symptome für nicht vorhanden erklärten. Die „Kreuzzeitung" verdient in ihrem Nachruf das Lob, klarer gesehen zu haben, da sie schrieb: „Als Papst setzte er sich das Ziel ‚Alles in Christus zu erneuern'. Seine Lebensarbeit galt der strengen Durchführung der Lehren und Grundsätze der katholischen Kirche . . . Wir haben gegen verschiedene seiner Kundgebungen und Anordnungen, so vor allem gegen die Borromäus-Enzyklika, Stellung nehmen müssen, geben aber gern der Überzeugung Ausdruck, daß nur Glaubenseifer und die Überzeugung, im Besitze der ausschließlichen Wahrheit zu sein, Pius X. zu Schritten und Wendungen getrieben haben, gegen die wir uns zur Wehr setzen mußten." Nun würde die katholische Kirche in dem Augenblicke aufhören zu existieren, da sie die Überzeugung aufgäbe, die ganze christliche Glaubenswahrheit ausschließlich zu besitzen. Der Katholik aber ist mindestens innerlich schon von der Kirche abgefallen, der diese Überzeugung nicht teilt. Die „Kreuzzeitung" wird also jeden kirchentreuen Katholiken an der Seite Pius X. sehen müssen. Die Sorge der Kirche bezw. jedes Papstes und Bischofs wird es fort und fort sein müssen, die von Pius X. begonnene Erweckung des Zartgefühls bezüglich der Glaubenswahrheit fortzusetzen. Leo XIII. hat der Hauptsache nach wiederholt dasselbe gesagt,[1]) was Pius X. betont hat. Wenn dieser

1) In der Enzyklika Immortale 10. Februar 1880: Sed perniciosa illa ac deploranda rerum novarum studia, quae saeculo XVI

einen Widerspruch hervorrief, den sein Vorgänger 25 Jahre früher nicht gefunden hatte, so liegt der Grund hierfür in der inzwischen eingetretenen Abschwächung des Glaubensbewußtseins, die infolge der Versuche, einen „Ausgleich mit der Zeit" herbeizuführen, sich eingestellt hatte. Der scharfe Schnitt, den Pius X. als operierender Arzt durch sein Auftreten gegen den Modernismus vornahm, hat den Heilungsprozeß dieser Zeitkrankheit eingeleitet. Kein Kenner der Verhältnisse wird aber zu behaupten wagen, daß die Heilung bereits eingetreten ist. Seine Nachfolger werden hoffentlich das ernten, was der Feuereifer Pius X. gesät hat, und eine übernatürliche, freudige Glaubenskraft, eine fides intrepida in der Kirche sehen, worin die Epoche Pius X. ihren Höhepunkt erreichen dürfte.

In dieser Sorge für die Reinheit der Glaubenslehre hat Pius X. auch die Bemühungen Leos XIII., die Prinzipien des hl. Thomas v. Aquin in der philosophischen und theologischen Bildung zur Geltung zu bringen, energisch fortgesetzt. Der Beginn seines Pontifikats ist diesbezüglich durch das Breve „Ita praecipuis laudibus" vom 23. Januar 1904 ebenso ausgezeichnet, wie der Schluß durch das Dekret vom 29. Juni 1914 zunächst für Italien. In diesem Sinne wird die Epoche Pius X. thomistisches Gepräge tragen. Um die Bedeutung dieser Dekrete zu erfassen, genügt es, an Friedrich Paulsens „Philosophia militans" 1901 zu erinnern.

Ein charakteristisches Merkmal in diesem übernatürlichen Glaubensleben scheint eine neue Blütezeit der biblischen Studien bilden zu sollen. Liegen auch hier die Keime der Bewegung im Pontifikate Leos XIII., so hat doch erst Pius X. mit seiner praktischen Tatkraft selbständig diesen Keimen zu starkem Wachstum verholfen. Die Denkmünze

excitata sunt etc. In der Enzyklika Diuturnum 29. Juni 1881: Revera illam, quam Reformationem vocant, cuius adiutores et duces sacram civilemque potestatem novis doctrinis funditus oppugnaverunt, repentini tumultus et audacissimae rebelliones praesertim in Germania consecutae sunt etc.



des 9. Jahres seines Pontifikats (1912) zeigt nach seiner Bestimmung das von ihm errichtete Bibelinstitut unter dem Bilde des Weinstockes entsprechend dem apostolischen Schreiben „Vinea electa“ mit den Gestalten des Moses und des Petrus als den Wächtern des Weinstockes. Welche Förderung den biblischen Studien der Auftrag Pius X. an den Benediktinerorden, eine verbesserte Ausgabe der Vulgata herzustellen, wie das Studiendekret Quoniam in re biblica auf lange Zeit hinaus bringen muß, liegt klar zu Tage. Auch die Exegese wird sich genötigt sehen, von einer neuen Epoche Pius X. zu reden. Insbesondere zeigt dies ein Blick auf die durch das Dekret Lamentabili verurteilten 65 Sätze. Ein Vergleich mit dem Syllabus Pius IX. tut den großen Unterschied der wissenschaftlichen Strömungen zwischen 1864 und 1907 dar. Während dort nur ein einziger Satz (Nr. 7) den Inhalt der Bibel zum Gegenstand hat, beschäftigt sich nahezu die Hälfte der Sätze des neuen Syllabus mit biblischen Fragen. Nachdem der Protestantismus von dem einen Extrem der Überschätzung der Bibel in das andere der Unterschätzung geraten ist, tritt die Kirche als die mächtige Verteidigerin der übernatürlichen Offenbarung in der Schrift auf. In der nächsten Zukunft wird hauptsächlich die Frage „Was hältst du von der Bibel?“ den Unterschied zwischen Glauben und Unglauben offenbaren; eine Epoche Pius X. wird aber diese Zukunft sein, weil er im Anschluß an seine Vorgänger praktisch das Bibelstudium den Forderungen der Zeit entsprechend zu beleben gesucht hat.

Die Gefahr der Alltäglichkeit lähmt erfahrungsgemäß leicht die Lebenskraft auch der erhabensten Einrichtungen. Der tote Mechanismus ist nicht der letzte Feind der kirchlichen Regierung und Heilsvermittlung. Überlebte äußere Formen können das Leben hindern, sich neu zu gestalten; aber auch lebenvermittelnde Gebräuche können durch die Geistlosigkeit der kirchlichen Organe zur toten Schablone herabgewürdigt werden. Diesem Übel hat Pius X. mit seiner Energie zu steuern gesucht und Einrichtungen getroffen, die, für Jahr-



hunderte berechnet, neues Leben aus mancher Ruine hervorbringen können. An erster Stelle muß hier das Riesenwerk der Kodifikation des kanonischen Rechtes erwähnt werden, das durch das Motu proprio vom 19. März 1904 in Angriff genommen wurde. Kaum eine andere Wissenschaft läuft so sehr Gefahr, den lebendigen Geist über dem toten Buchstaben zu vergessen, als die Jurisprudenz. Die kirchliche Rechtswissenschaft ist gegen diese Gefahr auch nicht gefeit. Als praktischer, eifriger Seelsorger vom Tage der Priesterweihe an hat Pius X. die mannigfachen Bedürfnisse der Zeit diesbezüglich wie wenig andere erkannt und demgemäß eingegriffen. Die Neuordnung der Ehegesetzgebung, die der vollendeten Kodifizierung vorausgegangen ist, allein genügt schon, um von einer Epoche Pius X. zu reden. Ist es ihm nicht vergönnt gewesen, wie ein zweiter Gregor IX. die Einführungsbulle des neuen kanonischen Rechtsbuches zu publizieren, so wird doch sein Name als Vater des neuen Corpus iuris canonici eine einzigartige Stelle auf Jahrhunderte hinaus behaupten.

Als Hilfspriester, als Pfarrer, Kanonikus, Bischof und Patriarch hat er zu gut erfahren, wie viel, um nicht zu sagen alles, auf die Persönlichkeit des Seelsorgers ankommt. Opferfreudiger Apostel und Missionär muß wenn je, so besonders heute jeder katholische Priester sein, wenn er seine Pflicht erfüllen will. Durch festgesetzte Amtsstunden allein kann der Priester als geistlicher Beamter nicht genügen. Beständige persönliche Fühlung mit seiner Gemeinde, väterliche selbstlose Liebe mit dem Echo des kindlichen Vertrauens seitens der Pfarrkinder, sind die Vorbedingung einer wahren Nachahmung des guten Hirten. Der Gesetzesparagraph von dem parochus inamovibilis, der sehr gute Gründe für sich hat, kann doch, einseitig beobachtet, diese Conditio sine qua non lahmlegen. Daß dies leider nicht selten der Fall ist, wußte Pius X. nur zu gut. Ein Pfarrer, der mit oder ohne seine Schuld außerstande ist, seine Gemeinde heilsam zu beeinflussen, mag dem Buchstaben nach seine Pflicht

erfüllen; das christliche Leben wird unter seiner Amtsführung erstarren. Daher antizipierte Pius X. auch in diesem Punkte das neue Kirchenrecht und ließ am 20. August 1910 das Dekret Maxima cura publizieren. Die amotio parochi oeconomica seu disciplinaris wurde damit zum Gesetz erhoben, „ut Ecclesia posset, nulla interiecta mora, novae huius disciplinae beneficio frui".[1]) Der unfähige Pfarrer kann sich danach gegen den Bischof nicht mehr hinter seine Inamovibilität verschanzen. Daß der Papst das Richtige getroffen, ergibt sich nicht zuletzt daraus, daß ausgesprochen kirchenfeindliche Zeitungen auf einmal für die „bedrohten" Pfarrer aufzutreten sich erlaubten. Wahr ist freilich, daß Pius X. laut und öffentlich seinen Schmerz über gewisse Priester geäußert hat, die vergessen hatten, was der Papst bedeutet.

Den Höhepunkt dieser kirchenrechtlichen Maßnahmen zur Neubelebung veralteter Einrichtungen bildete die Neuordnung der päpstlichen Kurie. Die Konstitution „Sapienti concilio" vom 29. Juni 1908, wodurch diese zeitgemäße Reform eingeführt wurde, ist wahrlich nicht der letzte Umstand, der von einer Epoche Pius X. zu reden berechtigt. Eine so gewaltige Umgestaltung der päpstlichen Kongregationen, um den Geschäftsgang den Zeitverhältnissen anzupassen, war ein Bedürfnis der Zeit. Es gehört aber die starke Hand des Seelsorgepapstes dazu, um dem Werke Sixtus' V. seit dem Jahre 1588 die neue Form zu geben.

Sein ganzes priesterliches und väterliches, vom apostolischen Seeleneifer durchglühtes Herz hat Pius X. in die Exhortatio ad clerum catholicum vom 4. August 1908 ausgegossen, die seinen Dank für die Glückwünsche zu seinem goldenen Priesterjubiläum darstellen soll. Zu Gunsten „der katholischen Völker" entwirft er hier das Ideal des katholischen Priesters, dem jeder Seelsorger nachstreben soll. Priesterliche Heiligkeit fordert der Papst im Namen Christi

1) Vgl. Archiv für kath. Kirchenrecht. 91 Bd. 1911. 145 ff. 497 ff.



von den Hirten der Herde Christi und gibt die Mittel dazu an. In den außerordentlichen Nöten der Zeit sieht er einen besonderen Ansporn für jeden Priester, mit einer mittelmäßigen Pflichterfüllung sich nicht zufrieden zu geben. Ernste, strenge, zum Teil klagende Worte sind es, die Pius X. in diesen ergreifenden Mahnungen gebraucht. In jedem Worte aber klingt seine väterliche Milde und Liebe mit. Die ganze priesterliche Askese von den Pastoralbriefen des Weltapostels an liegt hier kurz gedrängt vor: sie ist im Stande ein wahrhaft erneutes Priestergeschlecht zu bilden. Dasselbe wird umso mehr die Epoche Pius X. darstellen, als der Papst mit seiner Persönlichkeit vorbildlich diese Mahnungen veranschaulicht hat. Nichts fordert er vom Klerus, was er nicht von der Primiz an selbst geübt hat.

Die Bildung eines Klerus, der mit dem ernsten Streben nach Selbstheiligung den Anfang in der christlichen Erneuerung der Welt macht, war überhaupt eine beständige Hauptsorge des Papstes. In seiner ersten Enzyklika an die Bischöfe des Erdkreises vom 4. Oktober 1903 legt er in den wärmsten Worten den Oberhirten die Sorge um ihr Seminar ans Herz. Sein väterliches Herz konnte durch die besondere Fürsorge für einen einzigen hoffnungsvollen Priester ganz in Anspruch genommen werden, wie dies z. B. bei dem Tode des Germanikers Coassini[1]) hervortrat. Die Hebung der italienischen Seminare beschäftigte ihn ganz besonders.

Nach dem im Evangelium begründeten und in der Kirche stets festgehaltenen Prinzip muß der Priester vor allem ein Mann des Gebetes sein. In seiner angeführten Exhortatio hat Pius X. diesen Grundsatz neu eingeschärft. Er griff aber auch diesbezüglich epochemachend ein, indem er den Klerus mit einer Neuordnung des liturgischen Gebetes überraschte, wie sie seit Pius V. nicht mehr erlebt worden war. Der Geist des Kirchenjahres, der durch die vielen auf

1) F. Ehrenberg S. J., Zum Priesterideal. Charakterbild des jungen Priesters Johannes Coassini. Freiburg 1914. S. 272.



Sonntage verlegten Feste zurückgedrängt worden war, sollte wieder zur vollen Kraft kommen. Die Schriftlesung und die lebenspendende Vertrautheit mit dem apostolischen Gebetbuch der Kirche, dem Psalterium, war gleichfalls durch diesen Umstand im Brevier beeinträchtigt worden. Pius X. hat nun durch seine Bulle Divino afflatu vom 1. Nov. 1911 diesen Übelständen derart abgeholfen und eine so tief greifende Reform des Breviers angeordnet, daß jede Geschichte der Liturgik mit seinem Namen eine neue Epoche zu beginnen hat.

Gilt die angestrebte Verinnerlichung des Klerus mittelbarer Erneuerung der Völker in Christus, so hat Pius X. nicht zuletzt auch unmittelbar auf das katholische Volksleben in einer Weise einzuwirken gestrebt, daß in dieser Beziehung ihm niemand eine epochemachende Bedeutung absprechen kann. Ein Papst, der als Bischof von Rom dem römischen Volke predigte, war bis auf Pius X. unerhört. Wieviel der Religionsunterricht des Volkes zumal in Italien zu wünschen übrig läßt, wußte er allzu gut. Seine Enzyklika „Acerbo nimis" vom 15. April 1905 drückt schon im ersten Worte aus, wie tief der Papst die Unwissenheit in der Religion beklagte und wie sehr er eine Besserung wünschte.

„Erneuerung der Welt in Christus" im intensivsten Sinne sah aber Pius X. in der Hinführung der katholischen Völker zur Kommunionbank. Die Dekrete, womit er die öftere und tägliche Kommunion, vom zarten Kindesalter an, zu einem Lebenselement des christlichen Volkes zu machen strebte, brauchen hier nicht angeführt zu werden. Ein eucharistisches Geschlecht hat er damit heranzubilden begonnen. Es beginnt mit ihm wirklich eine neue Epoche in der inneren Kirchengeschichte, die durch die Kommunion das Wort des des Weltapostels: „Ich lebe, doch nicht ich lebe, sondern Christus lebt in mir", zum Wahlspruch der Christenheit macht. Damit wird aber auch Pius X als der eucharistische Papst stets in der Geschichte bekannt bleiben. Die Innigkeit und Innerlichkeit im katholischen Volksleben, die unverkennbar mit der Einwirkung Pius X. auf die Seelsorge begonnen



hat, wird, wie wir zuversichtlich hoffen, zunehmen. Die Erneuerung des kirchlichen Glaubenslebens, das in dem eucharistischen Opfer und der praktischen Teilnahme der Gläubigen daran seinen Höhepunkt erreicht, wird nicht zuletzt auch durch den Ernst und die Not der Zeit gefördert werden. Ein glaubensstarkes, hoffnungsfreudiges und liebewarmes Geschlecht dürfen wir ohne optimistische Übertreibung erhoffen. Das wird die Epoche Pius X., die Frucht seiner Gebete, Mühen und Tränen, darstellen.

Aug. Rösler, C. SS. R., Mautern.

LIX.

Zur Afralegende.

Von Dr. Andreas Bigelmair, Hochschulprofessor in Dillingen a. D.

Die Existenz einer hl. Afra, die in Augsburg für Christus das Martyrium erlitten, ist nicht zu bezweifeln. Sie ist verbürgt durch einen Kult, der in die Zeiten der römischen Provinz Rhätien hinaufreicht und in Venantius Fortunatus und im Martyrologium Hieronymianum seine klassischen Zeugen hat. Ums Jahr 565 ist Venantius Fortunatus von Ravenna aus durch Oberitalien und Deutschland zum Grabe des hl. Martinus nach Tours gezogen und hat dabei Augsburg berührt; in seiner etwa ein Jahrzehnt später verfaßten poetischen Lebensbeschreibung des hl. Martinus hat er der Stadt gedacht, „bei der der Lech und die Wertach fließen, in der die Gebeine der hl. Martyrin Afra zu verehren sind“. Und die große nach den Tagen des Kalenders geordnete Zusammenstellung von Martyrern- und Heiligennamen aus dem Ende des 6. oder Anfang des 7. Jahrhunderts, die unter dem Namen Martyrologium Hieronymianum geht, gedenkt in ihren verschiedenen Rezensionen bereits der Festesfeier der Heiligen in den Tagen vom

5.—7. August. Die Angabe ist vermutlich einem alten, oberitalienischen Kalender entlehnt, da Augsburg der Metropole Aquileja oder Mailand zugehörte.

Aber damit sind auch die sicheren Angaben erschöpft. Näheres über die Lebensumstände und das Martyrium der Heiligen versprechen zwei Dokumente zu bieten, die handschriftlich seit dem achten Jahrhundert auftauchen und die man als die conversio und die passio bezeichnet. Die conversio erzählt, daß Afra mit ihrer Mutter Hilaria und ihren Dienerinnen in Augsburg das Gewerbe einer Dirne ausübte, aber durch den Wanderbischof Narcissus und dessen Diakon Felix mit den Ihrigen zum Christentum bekehrt wurde; ihr Onkel Dionysius ward Bischof der neuen Augsburger Kirche. Die passio bietet sodann das Verhör der Christin Afra vor dem heidnischen Richter und ihren Martertod durch Verbrennung auf der Lechinsel bei Augsburg. Die passio ist übrigens in zwei Fassungen erhalten, einer längeren und einer kürzeren, welch letztere erst durch handschriftliche Funde der neuesten Zeit zu einer greifbaren Größe geworden ist. Abgesehen von kleineren formellen Divergenzen unterscheidet sich die kürzere von der längeren dadurch, daß sie von der Mutter Hilaria und den Dienerinnen und ihrem Martyrium nichts berichtet. Seit fünf Jahren ist hiezu durch Goussen noch die Kenntnis von einer armenischen Version getreten, die inhaltlich sich im wesentlichen mit der kürzeren passio berührt, formell aber anders gestaltet ist und auch charakteristischer Momente ermangelt.

Der Streit über die Entstehungszeit und den geschichtlichen Wert dieser Dokumente ist ein sehr alter, insofern schon seit humanistischer Zeit immer wieder Bedenken auftauchten, ist aber besonders in neuer und neuester Zeit lebendig geworden. Von der conversio ist heute fast durchweg anerkannt, daß sie ein Produkt des siebten oder achten Jahrhunderts ist und auf Glaubwürdigkeit kaum Anspruch machen kann. Dagegen ward die passio von Duchesne, Sepp u. a. für ein aus Originalakten geflossenes oder



wenigstens solchen zeitlich nahestehendes und damit im wesentlichen glaubwürdiges Dokument gehalten. Krusch dagegen erklärte, daß auch die passio nur ein Produkt der fränkischen Zeit sei und daß ihr wesentlicher Inhalt, Afra sei eine Dirne gewesen, darauf zurückzuführen sei, daß in verschiedenen Handschriften des Martyrologium an die Seite der hl. Afra eine hl. Venerea gerückt wurde und dieser Eigenname vom Schreiber der Legende der hl. Afra als Appellativum gefaßt wurde. Eine Reihe von Forschern sind Krusch gefolgt.

Referent suchte vor einigen Jahren in einer größeren Abhandlung über die Afralegende[1]), nach der Skizzierung der eben erwähnten grundlegenden Dokumente zunächst ein Bild über die mit dem neunten Jahrhundert einsetzende Verbreitung des Kultus der Heiligen, weiter ein Bild über die Verbreitung und Ausgestaltung der Afralegende bis zu Meisterlin und Wittwer an der Schwelle der Neuzeit zu geben. Dabei ergab sich unterm andern auch die Tatsache, daß die Angaben der Passio und Conversio sich in Augsburg selbst nur schwer durchzusetzen vermochten. So wurde in einer Augsburger Tradition das Martyrium der Heiligen entgegen der bestimmten Notiz in der Passio in die vordiokletianische Zeit verlegt; die ältesten Formen des Augsburger Bischofskataloges nennen als ersten Bischof nicht den von der Conversio als solchen angeführten Dionysius, sondern den in fränkischer Zeit lebenden Zosimus, der sodann zuerst mit Dionysius identifiziert wird, später hinter denselben an die zweite Stelle tritt; im ältesten Augsburger Kalender von 1010 wird der Martyrin und der anderen „Jungfrauen“ gedacht, und noch in ein paar anderen späteren Augsburger Martyrologien wird Afra als Jungfrau bezeichnet. Weiter suchte Referent die Streitfrage bis zur Gegenwart herab zu verfolgen und kam zu dem Resultat: die neu entdeckte arme-

1) A. Bigelmair, Die Afralegende. In: Archiv für die Geschichte des Hochstifts Augsburg. I. Bd, Dillingen 1910, S. 139—221.



nische Version ist nur eine spätere Bearbeitung der lateinischen Passio, die vielleicht auf eine mündliche Mitteilung zurückgeht. Von den lateinischen Dokumenten ist das älteste die kürzere Passio; doch gehört auch sie schon der fränkischen Zeit an, und ihr wesentlicher Inhalt geht auf das Martyrologium Hieronymianum zurück; der Name der antiochenischen Martyrin Venerea, den dasselbe in seinen Rezensionen am selben Tage, dem 7. August, wie Afra verzeichnet und in manchen Handschriften, speziell im Codex Bernensis neben Afra rückt (In provincia retia civitate agusta Afrae. Veneriae), ward vom Legendenschreiber irrtümlich als Appellativ gefaßt, und hat ihm Anlaß zu seiner Erzählung vom Dirnengewerbe der Heiligen gegeben. Die Conversio ist etwas später verfaßt; sie hatte den Zweck, zu zeigen, daß Afra zur Zeit ihres Martyriums nicht mehr Dirne war, als die sie in der kürzeren Passio vor dem Richter erscheint; aus dem gleichen Grunde wurden in die kürzere Passio einige Zusätze eingefügt und so die längere Passio geschaffen. Neben der Existenz der Heiligen darf jedoch vielleicht der Tod durch Verbrennung auf historische Glaubwürdigkeit Anspruch machen, insofern der Ort des Martyriums auf eine gute Überlieferung zurückgehen könnte und seine Lage vor der Stadt auf diese Todesart weist, ferner höchst wahrscheinlich die Begräbnisstätte, die ohnehin in der Gegend eines alten Friedhofes liegt. Für die Identität des in Augsburg in der St. Ulrichskirche verehrten Leibes der Heiligen lassen sich Gründe und Gegengründe anführen.

Nur vereinzelt war der Widerspruch, der sich gegen diese Ausführungen erhob. Er ging aus von **Lübeck** und **Sepp**. Lübeck[1]) glaubte vor allem dem armenischen Martyrium eine höhere Bedeutung zuweisen zu dürfen. Doch beschränkte er sich im wesentlichen darauf, zu erklären: „Die mittelalterliche Legendenform hat denn doch ein ganz anderes Gesicht." Das ist natürlich etwas subjektiv. Der Bollandist

1) **K. Lübeck** in: Theologische Revue X (1911), Sp. 340.

Poncelet hat den Ausführungen des Referenten ohne weiteres zugestimmt[1]), desgleichen Weyman[2]), Anrich[3]), Cauchie[4]); und Hauck meint denn auch, „daß darüber kaum eine Meinungsverschiedenheit bestehe, daß die armenische Version wertlos sei; sie sei mittelalterlich".[5]) Etwas ausführlicher hat Sepp seinen Widerspruch begründet.[6]) Aber Diekamp[7]) findet seine Gründe zwar beachtenswert, aber bei weitem nicht so überzeugend, wie die von ihm für die Authentizität des Martyrium Polycarpi ins Feld geführten. Und er verweist dabei auf die Arbeit von Riedner[8]), die der Referent hiemit mit Freude zur Anzeige bringt.

Riedner, der schon früher in den Streit eingegriffen, erklärt im Vorwort, daß er lediglich für die breite Schicht der Nichtfachleute geschrieben habe, die sich Interesse für geschichtliche Fragen bewahrt haben. Aber die ganze Methode ist eine streng wissenschaftliche. Der Verfasser untersucht zunächst die Grundlagen, näherhin die lateinischen Texte, weiter das Verhältnis der lateinischen Texte zu einander, geht sodann zur armenischen Fassung über und prüft am Schluß die Echtheitsfrage.

Die Resultate sind folgende: Eine sorgfältige Textvergleichung und allgemeine Grundsätze legen es nahe, daß von den beiden lateinischen Passiones die kürzere die ältere

---

1) A. P. in: Analecta Bollandiana XXX (1911), p. 366 s.

2) C. W. in: Historisches Jahrbuch der Görresgesellschaft XXXII (1911), S. 149 f.

3) Anrich in: Theologische Literaturzeitung XXXVII (1912) Sp. 15 f.

4) M. A. Cauchie in: Revue d'histoire ecclésiastique XII (1911) p. 582 s.

5) A. Hauck in: Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche XXIII (1913; Ergänzungen und Nachträge), Art.: Afra, S. 15 f.

6) B. Sepp, Das Martyrium Polycarpi nebst Anhang über die Afralegende, Regensburg 1911.

7) Fr. Diekamp in: Theologische Revue XII (1913) Sp. 539.

8) Otto Riedner, Der geschichtliche Wert der Afralegende. Kempten und München, Kösel 1913. 8°. VI u. 86 S. ℳ 1,50.

ist. Die armenische Version ist spät; ihr fehlt jeder selbstständige und individuelle Zug. Der Inhalt bietet verschiedene Unwahrscheinlichkeiten, z. B. die Redeart der Angeklagten; die Überlieferung in den zwei armenischen Handschriften ist eine späte. Wahrscheinlich ist die Version zu der Zeit entstanden, da der Kardinal Konrad II. von Wittelsbach, Erzbischof von Mainz, im Auftrag Kaiser Heinrichs VI. dem armenischen Fürsten Leo II. zum Dank für die Dienste, die er Barbarossa geleistet, die Königskrone überbrachte. Damals mag, vielleicht bei Gelegenheit der Übergabe von Reliquien, mündlich ohne schriftliche Vorlage die Afralegende erzählt worden sein. Ihre Form hat noch gewisse Beziehungen zur kürzeren Passio. Als Quelle der Afrabiographie ergibt sich das Martyrologium Hieronymianum, beziehungsweise, wie namentlich ein vielfach in den Handschriften der Legende vorhandener Zusatz mit Heiligennamen nahelegt, eine jener zahlreichen Bearbeitungen und Auszüge aus demselben, wie sie noch heute sich erhalten haben und auch in Augsburg nicht fehlten. Die Zusammenstellung Afra Veneria erachtete der Hagiograph, im Bedürfnis, eine Legende für die verehrte Heilige zu schaffen, für wertvoll, und so entstand in der zweiten Hälfte des siebenten oder in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts die kürzere Passio. Im achten Jahrhundert wurde sie zur längeren Passio erweitert, gleichzeitig mit der Abfassung der Conversio. So besitzt die Afralegende zwar keine geschichtliche Glaubwürdigkeit, aber das Ergebnis bedeutet in gewissem Sinne eine Ehrenrettung Afras.

Und dabei wird es sein Bewenden haben, wenn nicht neue handschriftliche Funde weitere Aufklärung bringen. Im vorigen Jahre hat Euringer[1]) aus der 1874 gedruckten armenischen Auswahl von Biographien von Martyrologien der Heiligen, aus der Goussen die armenische Version der

1) S. Euringer, Die Passio des hl. Januarius von Benevent und seiner Gefährten. In: Theologie und Glaube V (1913), S. 369—74.

Afralegende entnommen, auch die zweite der dort aufgenommenen drei abendländischen Passiones übersetzt, nämlich die Passio des hl. Januarius von Benevent, und namentlich aus zwei griechischen Akkusativformen in ihr geschlossen, daß sie eine griechische Vorlage gehabt habe. Das ist möglich und wahrscheinlich. Und da dieselbe armenische Handschrift, der der Text der Januariuspassio entstammt (Cod. 17 in San Lazzaro bei Venedig), auch die Afralegende mit der gräzisierenden Form Afras enthält, legt sich die Vermutung nahe, daß auch die armenische Afralegende aus einer griechischen Vorlage geflossen sei. Doch ist diese Vermutung unberechtigt. Die drei abendländischen Passiones sind wohl kaum auf demselben Wege nach Armenien gelangt. Denn die eine Passio, die des hl. Stephanus von Rom, findet sich im Cod. 1014, die des hl. Januarius im Cod. 17, und die der hl. Afra in Cod. 17 und Cod. 1554. Cod. 1554 ist aber der älteste und bietet den Namen unserer Heiligen in der lateinischen Form Afra. Von einer griechischen Vorlage fehlt jegliche nachweisbare Spur. Sie könnte auch ihrerseits wieder nur eine Übersetzung einer lateinischen Passio sein: denn in der römischen Provinz Rhätien, in der das Martyrium Afras stattfand, wurde lateinisch gesprochen.

Auf die Entstehung der Legende in der Zeit, da Augsburg und Alemannien bereits dem fränkischen Reiche eingegliedert waren, deutet vielleicht auch der in der Conversio angeführte Name des ersten Augsburger Bischofes Dionysius. Denn Dionysius war der Name des in Frankreich hochverehrten ersten Bischofs von Paris. Und dem entspricht es, daß in einem abgekürzten Sakramentar in der Bibliothek von Rouen (Ms. A 566), das wahrscheinlich zur Abtei St. Denis gehörte, ein Meßkanon sich findet, der bei dem Gebete Nobis quoque peccatoribus auch die Namen Genovefa und Afra nennt.[1])

1) L. Delisle, Mémoire sur d'anciens sacramentaires, Paris 1886, p. 294.



Entbehrt demnach die Afralegende der historischen Glaubwürdigkeit, so ist es — abgesehen von der Existenz und dem Orte des Martyriums — sehr schwer, weitere Nachrichten über die Heilige zu gewinnen. Von Interesse wäre es, zu wissen, ob die zitierte Stelle bei Venantius Fortunatus A martyris Afrae oder, wie einige Handschriften aufweisen, virginis Afrae gelautet hat. Aber als das Wahrscheinlichere muß martyris gelten. Denn das Martyrium (dessen Tatsächlichkeit bei Afra durch das Martyrologium Hieronymianum gesichert ist) galt als etwas so Großes, daß auch Venantius Fortunatus dasselbe kaum unerwähnt lassen wollte.

LX.

Das Nationale im Glauben und Ritus.

I.

Daß Aberglauben und Zauber keine streng zu trennenden Gebiete sind, ist eine langvertraute Anschauung. Man hat das Verhältnis der beiden zueinander in gewisse Formeln zu zwingen versucht, indem man z. B. den Zauber als den in die Praxis umgesetzten Aberglauben bezeichnete und damit stillschweigend die Priorität der Theorie annahm — übrigens eine Voraussetzung, die ganz in der Richtung der rationalisierenden Religionswissenschaft lag und ohne langen Disput wie ein Axiom galt und als Arbeitshypothese alles beherrschte und nötigenfalls vergewaltigte. Heute würde man eher dazu neigen, den Aberglauben als eine aus den zauberischen Handlungen abstrahierte Dogmatik zu betrachten — mit der gleichen Einseitigkeit. Gibt es in der Tat viele Beispiele, wo Aberglaube und Zauber innige Berührungen zeigen, so stehen diesen m. E. noch mehr Fälle gegenüber, in denen diese Berührung in nichts anderem besteht als in der Ge=



meinsamkeit der Geisteshaltung, in der Aberglauben und Zauber erwachsen sind.

Nur schwer können sich manche entschließen, diese Geisteshaltung als eine nicht abnorme anzuerkennen. Nur schwer, und das trotz offenkundiger Schwierigkeiten, die sich daraus für andere Gebiete gleichzeitigen Geisteslebens ergeben. Die „abstruse Wissenschaft" war nach diesen auf etwas gänzlich Leeres basiert und nur von der Nachtseite des Erkenntnisvermögens erleuchtet.[1]) Solchen Behauptungen gegenüber hat man — nicht bloß wegen ihrer Stilwidrigkeit — oft auf den rationalen Gehalt im Ritus und Glauben hingewiesen. Allgemeine Prinzipien hat man hier noch nicht gegeben; es ist das auch nicht möglich und könnte nur von Schaden sein, solange die Einzelbetrachtung das Material nicht durchdrungen und gesichtet hat. Dieser Rückstand der Forschung ist bedauerlich; denn ohne Zweifel wird diese in den weitaus meisten Fällen eine Ehrenrettung der bewußten „Nachtseite":

Wir beginnen mit einem der merkwürdigsten Dokumente deutschen Aberglaubens, das sich in Convolut Nr. 32 der Königl. Bibliothek zu Berlin befindet und zu Nutz und Frommen aller Gläubigen einem Flugblatt mit dem vielversprechenden Titel angehängt ist:

„Erschreckliches Exempel und grausame Thaten, welche geschehen seyen in dem Fürstenthum Saltzburg, durch den erschrecklichen und Welt-bewusten Hexen-Meister, dem Zauber-Jäckel und seinem Anhang 1721":

„Diese haben mit der Hexen-Königin einhellig bekennet, wie sie Menschen und Vieh verzaubern und bekommen können, wie folget:

Erstlich, wer ungesegnet aufstehet, und aus dem Hause gehet, können sie ganz verderben.

2. Wer ungewaschen ausgeht, den können sie Aussätzig machen.

1) Parthey, Zwei Zauberpapyri des Berliner Museums. Abh. d. Berl. Akad. 1865. S. 118, 119.

3. Wann Braut und Bräutigam mit dem lincken Fuß erst über die Hauß- oder Kirchen-Schwelle treten, können sie machen, daß keins das ander lieb haben kann.

4. Wenn die Frau in ihren 6. Wochen ihre Milch weg giebt, Und bekommt sie ein Zauberer können sie Mutter und Kind verderben.

5. Wann am Sonnabend Eyer oder Schmaltz werden weggeliehen, können sie machen, daß keines im Hause ruhen und schlaffen kan.

6. Wann am Freytag Brodt aus dem Hause weggeliehen, können sie allerley Ungeziefer ins Hauß machen.

7. Wann das Kehrich liegen bleibt, haben sie drey Pfenning davon.

8. Wann man Mist führet, und den ersten Haufen aufschlägt und sagt nicht dazu das walt Gott, haben sie davon 3. Groschen.

9. Wann Schüssel, Löffel, Teller, Töpfe über Nacht ungewaschen stehen bleibt, haben sie von jedem Stück 2. Pfennig.

10. Wann über Nacht Mistgabel, Hacken, Schauffel, Aexte, Grabscheid, Rechen, nicht verwahret wird, hätten sie in 24. Stunden vom Stück 1. Pfennig.

11. Wann die Weiber melcken, Seichtug oder Butterfaß über Nacht unter freien Himmel stehen oder liegen lassen, können sie die Hälfte von der Milch abzaubern.

12. Wer aus dem Bad geht, und sein Badtuch ungewaschen liegen läßt, und kommt ein Zauberer darzu, können sie einen gantz verderben.

13. Wann man die Füße gewaschen, und das Wasser über Nacht stehen lassen, haben sie einen Groschen, oder können denselben krumm oder lahm machen."

Milieu wie Stufe der Gesittung ergibt sich aus den Worten selbst. Dem Kenner wird es gewiß nicht entgehen, daß es sich bei diesen Punkten nicht etwa um ausnahmsweisen Aberglauben handelt, sondern um Ansichten, die in gleicher oder nur wenig modifizierter Form sich in andern Gegenden überreich belegen lassen, wie schon aus Wuttkes



Werk über Deutschen Aberglauben sich zeigen ließe. Unser Dokument unterscheidet sich nur dadurch von ähnlichen Angaben, daß seine „Paragraphen" nicht aus dem Munde der Gläubigen selbst, sondern aus dem Munde von Leuten stammen, die in ihrer Ausnahmestellung von den angedrohten Schädigungen sich befreit glauben und diese über andere, nicht zu ihrem Bunde gehörige Menschen verhängen können. Und das ist wirklich interessant. Es wird dadurch ein Verhältnis von Gesetzgeber und Untertanen geschaffen; daß dieses nur ein angemaßtes ist, ändert an der Tatsache nichts; denn wir sehen ja, dieses Verhältnis wird faktisch von den „Untertanen" anerkannt und gefürchtet; sie wehren sich dagegen, und zerstören es, indem sie ihre Gesetzgeber dem Tode überantworten.

Wer sind diese Gesetzgeber, welche Gesetze geben sie, welche Strafen verhängen sie? In nichts unterscheiden sie sich, was ihre soziale Stellung betrifft, von den andern Dorfbewohnern; ein körperlicher Defekt, der beim Nächsten unangenehme Gefühle auslöst, kann sie zu Hexen gestempelt haben, wie z. B. Papst Pius IX. das Malocchio infolge seiner schielenden Augen[1]) zugeschrieben wurde. Alte Frauen, denen gegenüber die Wissenschaft am längsten auf dem Standpunkt sich erhielt, wie ihn Volksglaube und mönchische Theorien geschaffen, waren bald mit dem Titel „Hexe" bedacht. Und wir haben keinen Grund daran zu zweifeln, daß eine große, sehr große Anzahl dieser Hexen tatsächlich glaubten, daß sie das wären, wofür man sie hielt; teils weil sie wünschten, dies zu sein, teils weil sie der von ihrer Umgebung auf sie eindrängenden Suggestion nicht wider-

1) Hierin beruht das „Nationale" des Gelehrtenaberglaubens (M. Grünbaum, Gesammelte Aufsätze zur Sprach- und Sagenkunde. Berlin 1901, 108). „Wenn die römischen Frauen, während sie vor dem Papst niederknieen, den Daumen und kleinen Finger ausstrecken, so ist es, weil der Papst als Gettadore gilt, dessen Blick an und für sich Schaden bringt." Das dürfte doch nur für Pius IX. gelten.

stehen konnten — betrogene Betrüger, wie das Altertum die Zauberer nannte. Ebensogut oder noch besser als ihre Mitmenschen kannten sie alles, was nützen und was schaden konnte, und beachteten mit peinlichster Scheu die Praktiken und Observanzen, die Jahrhunderte zum Schutze des Lebens und Eigentums herausgebildet hatten. So gern sie bei Krankheitsfällen von Menschen und Vieh gesehen waren, so gefürchtet waren sie im Grunde. Und rang sich einmal die Überzeugung ihrer Bösartigkeit durch, dann wurden sie Opfer des Hasses. Nur in einzelnen Fällen wird man von einer bewußt organisierten Tätigkeit dieser Leute sprechen dürfen; im allgemeinen war ihre Tätigkeit genau so improvisiert wie der Glaube, dessen Suggestion sie erlegen. Danach bestimmt sich auch Charakter und Wert obiger „Paragraphen". An sich sind sie allgemeiner Volksglaube, den natürlich auch die Hexen teilten. Dadurch aber, daß sie, die doch anerkannte Bösewichte waren und deshalb in diesen Dingen doch Bescheid wissen mußten, diesen Glauben auch teilten, gewann dieser neue Kraft und Verbindlichkeit. Was man gewissermaßen in den Wald gerufen hatte, scholl heraus, und das Echo wurde als Orakel angenommen und verehrt. Caesars Gallier waren nicht die einzigen, die das zu erfahren pflegten, was sie eben wünschten. Wer an diesem Glauben bisher gezweifelt hatte, wurde durch das Geständnis der Unglücklichen aufgerüttelt: wer ihn kannte und sich an ihn hielt, nahm mit Genugtuung von dieser Betätigung wie von der Sanktionierung desselben Kenntnis: jeder Glaube wirkt umso stärker, je sinnfälliger er selbst ist und je besser er verbürgt ist. Und letzteres bedeutet die Funktion der Hexen.

Sehen wir nun die „Paragraphen" auf ihren rationalen Gehalt an; es leuchtet uns unmittelbar ein, wenn wir überlegen, welches die Konsequenzen einer Befolgung dieser selbstgegebenen und aus anderen Händen wieder empfangenen Vorschriften sein müssen. Es ist gewiß nicht zuviel gesagt, wenn wir sie kurz als Schutz der Sitte und Ordnung charakterisieren; daher ihre Bedeutung, daher die Kraft,



welche sie bis in unsere Tage und noch für lange Zeiten lebendig erhält. Die christliche Sitte wird gewahrt durch die Vorschrift des Morgengebets (1) und der guten Meinung bei der Arbeit (8); die Reinlichkeit im Hause und in der Wirtschaft betreffen die weiteren Angaben. Die Besonderheit der Einschätzung des Gewinnes der Hexen d. h. richtig verstanden, des Verlustes der Besitzer ist schwierig in ihrer Isoliertheit zu erkennen: ich kann mir wohl denken, daß dies ein Produkt der Tortur ist.

Hier liegt das Rationale auf praktischem Gebiet und ist mit Händen zu greifen. Der Aberglaube ist hierbei nur die schützende Schale für den wertvollen Kern der Gesittung, überdies nur lose und kaum organisch mit dem zu Schützenden verbunden; er gibt sich als das, was er ist, als eine den Zeitideen entsprechende Zufallmotivierung für Dinge, die ihrer kaum bedurft hätten. Schwieriger gestaltet sich das Problem dort, wo nicht der praktische Wert, sondern die bloße Geschichte uns die Genesis des Glaubens und des Ritus erklären muß. Dies ist der Fall bei der vielerörterten Sitte der Römer, beim Opfer nach einheimischem Ritus (Romano ritu) das Haupt zu verhüllen. Bereits im Altertum begegnen wir verschiedenen Erklärungen dieses Brauches; der Antiquar Varro, der alles auf Einsetzung und Einführung zurückleitete, erklärte dies nach Festus (S. 432, 3 Lindsay) daraus, daß Aeneas, der Stammvater des Juliergeschlechts, gelegentlich eines Opfers das Haupt verhüllte, um nicht von Ulixes gestört zu werden;[1]) sympathischer ist uns die Auffassung des von ihm abhängigen Kommentators Servius (Aen. III 407), der die Verhüllung davon herleitet, „damit sich während der Kulthandlung den herumschweifenden Blicken keine Zerstreuung darbiete."[2]) Das ist gewiß eine rationale Erklärung des

1) Italici auctore Aenea velant capita, quod is, cum rem divinam faceret in litore Laurentis agri Veneri matri, ne ab Ulixe cognitus interrumperet sacrificium, caput adoperuit, atque ita conspectum hostis evitavit.

2) ne se inter religionem aliquid vagis offerret obtutibus.



Ritus, und wir zweifeln nicht daran, daß diese Auffassung wie noch mehr das Gefühl, von dem sie getragen war, außerordentlich viel zur Erhaltung dieses Ritus beitrug. Dabei hat man sich jedoch nicht beruhigt, sondern in Verbindung mit verwandten Tatsachen eine längere Geschichte dieses Ritus herauszustellen versucht. H. Diels[1]) wies auch darauf hin, daß der römische Flamen einen Hut (pileus) aus dem Felle des Opfertieres trug, der diese Verhüllung bewirkte; auf letzteren Umstand hin glaubte er innere Beziehungen zwischen Opfernden und Opfer annehmen zu müssen und zwar solche der Substitution: der Opferer „tritt so an die Stelle des Opfers und eignet sich die Versöhnung an, die das stellvertretende Tier durch seinen Tod bei der Gottheit bewirkt hat". Gleicherweise wies er darauf hin, daß der von denselben Autoren berichtete „Ritus des Umbindens von Wolle abgeschwächt ist aus der ursprünglichen Verhüllung": aus der Verhüllung wurde ein bloßes Umwinden mit einem Wollfaden, der aus der Wolle des Opfertiers gefertigt wurde.[2]) Diese Erklärung, so tief sie auch geht und so ansprechend sie wegen ihres schönen psychologischen Gehaltes ist, kann dem wirklichen Sachverhalt nicht gerecht werden; ich will hier nicht allgemeine Bedenken gegen den erst christlicher Dogmatik entstammenden Begriff der Substitutionsopfer entwickeln; hier, wo es sich um eine Substitution der Opfernden selbst handelt, scheitert Begriff wie Erklärung an der inneren Unmöglichkeit. Wir brauchen aber auch wirklich nicht auf so tiefe Motive zu rekurrieren; wie Helbig[3]) gezeigt hat, war der pileus einst Bestandteil einer alten Volkstracht; diese, einst in Italien weit verbreitet, hatte sich nur bei besonderen Kategorien der Gesellschaft und der Lebensumstände forterhalten — bei denen hinwiederum, die zu dem Kult in engster Beziehung standen. Diese Kopfbedeckung bestand ursprünglich ganz und gar aus Tierfell, wohl nicht not-

1) Sibyllinische Blätter, Berlin 1830, 122 f.

2) fiebat ex lana hostiae. Isidor. Etym. XIX 30,5.

3) Über den pileus der alten Italiker, Münch. Akad. 1880, 487.

wendig aus dem Fell des Opfertieres, mit alleiniger Ausnahme der Priester, weil es bei ihnen, die vom Opfer lebten — vielleicht fielen auch ihnen, wie bei den Griechen, die Felle der Opfertiere zu[1]) — das natürlich Gegebene war. Als diese Tracht anderen Moden wich, welche der Kulturfortschritt mit sich brachte, indem z. B. anstelle des Felles wollene Bedeckungen beliebt wurden, und mit der Zeit auch diese anderen Moden zu weichen hatten, war es natürlich, daß der Priester nach wie vor seinen pileus aus dem Felle des Opfertieres machte und ihn so gewissermaßen zum Amtsabzeichen schuf. Da er aber neben den Freigelassenen der einzige war, der überhaupt noch diesen trug, so mußte die Gelehrtenansicht aufkommen, daß der pileus auch ursprünglich nur aus dem Felle des Opfertieres verfertigt wurde, und man bemüht sich, innere Beziehungen zwischen Opfer und Opfernden, die doch in ihrem Ursprung rein zufällige, durch äußere kulturelle Umstände bedingt waren, zu suchen und zu finden: das Resultat ist die von Diels geistreich kombinierte, von Samter[2]) gebilligte Idee der Substitution.

Fälle dieser Art sind in der Tat nicht so selten und sie werden im allgemeinen wenig beachtet; wo man sich mit ihnen abfinden muß, greift man lieber mit Umgehung historischer Erwägungen auf naheliegende psychologische oder mystische Motive zurück. Es wird eine Gruppe von Schlagwörtern geschaffen, angeblich zur Klassifizierung der Glaubensanschauungen und Riten; in Wirklichkeit aber sollen gleich diese die Erklärung bieten. Der Unfug mit diesen geht recht weit; man denke nur einmal an die überreiche Anwendung, welche die von A. Dieterich ins Licht gerückte Vorstellung der „Mutter Erde“ findet: man fühlt bei dem Gelehrten die Freude heraus, wie man so ohne viel Kopfzerbrechen und schlagend kurz weite Gebiete des religiösen Lebens „er-

1) Hermes XVL (1919) 623.

2) Familienfeste der Griechen und Römer, Berlin 1901, 37, 111.

klären" kann. Nur eines vermissen wir dabei: klare Begriffe und die Begründung.

Wir führen einen weiteren, dem obigen verwandten Fall an und zwar aus den Ringsitten. Mit dem Tragen des Ringes sind bei Griechen und Römern gewisse Sitten verbunden: bei bestimmten Gelegenheiten muß er abgelegt werden, wie beim Schlafe und bei der Mahlzeit; ebenso wurde er Sterbenden abgezogen. Die Pythagoräer hatten sogar das Verbot, überhaupt Ringe zu tragen. Um diese merkwürdigen Ansichten zu begründen, erfanden bereits Gelehrte des Altertums die Behauptung, daß diese Übung deswegen zu Recht bestände, weil der Ring eine Art Fessel sei, welche die Seele behindere, und dieser Gedanke wurde in ziemlicher Gedankenlosigkeit von Neueren aufgegriffen und nachgesprochen. Heckenbach[1]) hat noch am gewissenhaftesten diese Ansicht geprüft und versuchte aus ihr sowohl kulturhistorische Elemente zu schälen, als auch konsequent die Praxis zu erklären. Er schloß aus dem (symbolischen) Bindecharakter, der dem Ringe nach seiner Ansicht zuzuerkennen sei — ich denke, unter dem Einfluß von J. Lipperts Auseinandersetzung über die Genesis des deutschen und slavischen Ringes —, daß dessen älteste Form ein um den Finger geschlungener Faden war; das ist methodisch ein einwandfreier, ja ein glänzender Schluß, da jedes Symbol eine ihm entsprechende Realität voraussetzt. Doch ergibt sich aus einer genaueren Betrachtung die Haltlosigkeit des Schlusses, wie der Voraussetzungen, auf denen er beruht. Gewiß sind uns aus bildlichen Darstellungen aus dem Altertum Fäden, die um einzelne Glieder geschlungen sind, wohlbekannt;[2]) bezeichnenderweise finden sich diese aber, soweit das Material zu einem Urteil berechtigt, nie am Finger und haben außerdem Knoten; letzteres ist

1) De nuditate sacra, Gießen 1911, 70 ff.

2) P. Wolters, Faden und Knoten als Amulett in: Archiv für Relig. VIII (1905) Beiheft S. 1 ff. — Js. Scheftelowitz, Das Schlingen- und Netzmotiv im Glauben und Brauch der Völker, Gießen 1912.



wichtig, da wir uns mit angeblich abergläubischen Ansichten auseinanderzusetzen haben, die jede Kleinigkeit hoch werten, und weil anderseits diese Knoten sehr gut in der Metalltechnik nachgeahmt werden konnten: tatsächlich begegnen wir ihnen an Metallringen nie. An diese um die Gelenke geschlungenen Fäden knüpfen zweifelsohne die Hals- und Armringe (bezw. Ketten) an, die ja auch in ihrer Form auffallend an ihren Ursprung erinnern. Die Fäden, welche ursprünglich der Verschönerung des Menschen dienten, wurden bei gesteigerter Kultur und gesteigerten Ansprüchen in gefälligerem und kostbarerem Material nachgeahmt. Jedoch hatte man schon frühzeitig mit ihnen den Glauben verbunden, daß sie zum Wohlsein des Menschen beitrügen; so pflegt jede Zeit, entsprechend der in ihr herrschenden Grundstimmung, die Existenz und die Notwendigkeit ihrer Sitten und Bräuche zu rechtfertigen; der Grund, weshalb man Fäden und Ringe trug, mußte ausfindig gemacht werden — nicht, weil diese Sitte ein „quälendes Problem" war, über das man nachgrübelte, sondern, weil die Eltern der neugierigen Frage des Kindes, das diesen Schmuck anlegte, eine Antwort schuldig war und diese Antwort weiteren Generationen als Glaube und Lehre der Ahnen weiter übergeben wurde. Wir finden es jetzt durchaus verständlich, daß auch jene Zeit, welche Gold- und Silberketten trug, noch die Fäden kannte; was an dem ursprünglichen Faden Schmuck war, hatte den Fortschritt der Kultur mitgemacht; was an ihm magischreligiös war, war in seinem Wachstum stecken geblieben oder sogar verkümmert, und ein Eigenleben lebten nur die an ihn sich heftenden Ideen: die Spaltung der Gebrauchsformen entsprach ganz der Auffassung. Der Glaube blieb an der ursprünglichen Form haften und wurde in dem Augenblick, als die andere rationalisierte Form (als bloßer Schmuck) neben sie trat und der verschiedenartige Charakter beider Sitten den Trägern zu Bewußtsein kam, Aberglaube.

Mit diesen Gelenkringen hat jedoch unser Fingerring nichts zu tun. Noch mehr; er kann nichts damit zu tun



haben, denn er ist fremdes Kulturgut, während die Gelenkringe bodenständig zu sein scheinen. Homer wenigstens, der in Beschreibungen von Schmuck schwelgt, kennt keine Ringe, wie dies nach dem Zeugnis des Plinius bereits dem Altertum aufgefallen war.[1]) Und erinnern wir uns, daß die Pythagoräer, welche fast durchweg alten Volksglauben und Volksbrauch dogmatisieren, keine Ringe tragen wollen, dann ist uns auch die Lösung des Problems gegeben. Daß Ringe nicht getragen werden, ist demnach nur das Weiterleben der alten Kultur, welche die Ringe nicht kannte. Wenn sich dieser Brauch nur in bestimmten Kreisen und weiter schließlich nur für bestimmte, im Leben jedoch besonders markierte Anlässe erhalten konnte, so entspricht das ganz dem Kummerleben, das diese Überlebsel zu führen pflegen. Wir verstehen auch, wie man die Anregung erhalten konnte, überhaupt nach Erklärungen zu greifen; daß diese Erklärungen im Grunde weiter nichts als Anwendungen von Kollektivideen sind, bedarf wohl erst keiner besonderen Darlegung.

Man sieht bereits, daß eine wirkliche Erklärung nur in der Darlegung der geschichtlichen Entwicklung bestehen kann; diese Methode wird nie Anklang finden und man wird ihr die Verkennung der psychologischen Momente zur Last legen. Denn es ist um so vieles bequemer, einfach auf den „tiefsten" Grund hinzuweisen, um alles schön klar und erklärt im Scheine dieses „Schlaglichts" zu erblicken.

Da wir nun einmal beim Ringe sind, wird es wohl der Mühe wert sein, die Geschichte des Trauringes zu erzählen. S. Reinach[1]) erklärt mehrere Legenden des Altertums (z. B. die Sage vom Ring des Polykrates), in denen der Ring in Verbindung mit dem Meere eine Rolle spielt, aus einer Ehe, welche die betreffenden Machthaber mit dem Meere eingingen. Er erinnert als an ein erklärendes Ana-

1) W. Helbig, Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert. Leipzig 1887, 59.

2) Cultes, mythes et religions II 214 ff.



logon an die bekannte Zeremonie, welche der Doge von Venedig alljährlich vollzog, indem er einen Ring ins Meer warf; diese Zeremonie deutete man als Ehe mit dem Meer. Die Deutungen Reinachs scheitern an der Voraussetzung: wir wissen im Altertum gar nichts über den Gebrauch des Ringes als Trauring, der uns ganz geläufig ist, und überdies ist die Deutung der venetianischen Sitte eben auch nur eine, und dabei nicht gerade besonders einleuchtende. Einer Art Trauring begegnen wir allein bei den Römern[1]); es war ein eiserner Ring, den der Bräutigam der Braut übergab. Hierbei muß man sich erinnern, daß ursprünglich in Rom, geradeso wie in Lakedaimon, eiserne Ringe getragen wurden. Wie im Orient, so wurde auch in Rom der Ring bei einem Kauf als Pfand (arra) hinterlegt; die römische Sitte ließe sich demnach auf ursprünglichen Brautkauf leiten und wir hätten den Ring als arrabo amoris (Unterpfand der Liebe, Plautus Mil. 957), als Produkt einer verfeinerten Gesittung zu betrachten, die alte Lebensformen mit sich weiter trug und einen neuen symbolischen Sinn ihnen unterlegte. Daß diese Darlegung keine leere Konstruktion ist, beweist am besten die noch in historischer Zeit bestehende, wenn auch da schon im Schwinden begriffene Form der Eheschließung als Coemtio (Kauf), bei der der Bräutigam als Coemtionator figurierte.[2]) Erst viele Jahrhunderte später bürgerte sich wohl infolge Verschmelzung anderer Sitten der jetzt übliche Ringwechsel ein.

---

1) Marquardt-Mann, Privatleben der Römer 41.

2) A. Roßbach, Untersuchungen über die römische Ehe, Stuttgart 1853, 72.

LXI.

Die moderne Literatur als Gottsucherin.

Von Franz Zach.

Es geht eine Sage von der verlorenen Kirche. Tief im dunklen Wald liegt sie in stiller Einsamkeit. Kein Weg führt zu ihr, nur schweigende Wildnis, tiefatmende Ewigkeit. Doch Begnadete hören den dumpfen Klang ihrer Glocken — und dann wird eine Sehnsucht laut in ihrer Brust, immer lauter, und vergessene Götter steigen auf mit segnenden Händen. Und sie suchen in der Waldwildnis nach dem Heiligtum, sie singen und in ihre Lieder klingen die Glocken der verlorenen Kirche. . . .   .

Man sagt uns: die Glocken, sie rufen nicht mehr — die Lieder der Suchenden sind verstummt. In unserer Zeit mit ihrem blendenden Licht ist kein Platz mehr für seligen Glauben, kein Raum für die Rätsel der klingenden Seele, für die Glockenklänge der verlorenen Kirche.

So sagt man — aber es ist nicht wahr. Wer ein feines Ohr hat für die Stimmen der Zeit, der hört sie heute wieder klingen durch die Waldwildnis der Zeit — die Glocken der verlorenen Kirche und die Sehnsuchtslieder der suchenden Waller. Ein Sehnen ist erwacht nach einer Weltanschauung, die dem ringenden Suchen ernster Geister einen Halt gewährt, die Mut und Stärke im Handeln und demütige Seelengröße im Dulden verleiht. Aus den Versen der Lyriker, aus den Romanen der Epiker, aus den Symbolen und Allegorien der Dramatiker fühlt man sie heraus, diese Sehnsucht nach Ewigkeitswerten. Vor gar nicht langer Zeit hat in der Literatur eine Bewegung eingesetzt mit dem Kampfgeschrei: „Zurück zur Natur“ — nun ist diese Bewegung bereits bei dem Friedensworte: „Zurück zu Gott“ angelangt. Nur der große Schwarm der Genießenden klammert sich noch



immer an die alten Götter: Weltlust und sinnliche Schönheit — aber die Ernsteren suchen bereits nach einem neuen Gott. Die moderne Literatur ist zur Gottsucherin geworden.[1])

Der verläßlichste Gradmesser einer Zeit ist die Lyrik — und die moderne Lyrik hat wieder religiöse Klänge. Wer sich davon überzeugen will, wie sehr der religiöse Gedanke in unserer Moderne wieder auflebt, der lese die Lieder, die der hessische protestantische Pfarrer Karl Ernst Knodt aus der modernen Lyrik gesammelt und in einem starken Bande unter dem Titel „Wir sind die Sehnsucht" herausgegeben hat. Es ist diese Liederlese ein ergreifendes Dokument von dem erhöhten Händeausstrecken nach all dem unerreichbar Schönen, Wahren und Guten, von dem heutigen Heimweh nach Gott. Vereinzelte Klänge dieser Gottessehnsucht begegnen uns überall in der heutigen Lyrik. Leider ist der Gott, den die meisten suchen, ein pantheistischer Gott. Das ist eben die Tragik des modernen Gottsuchens — man hat das richtige Verhältnis zu Gott und Welt verloren und nun saugen die Dichter ihren „Lebenssaft aus dem vergifteten Quell einer zügellosen, pantheisierenden Neuromantik". Und so gibt es in der modernen Lyrik viel ohmächtiges, mystisches Gestammel, viel „vage Empfindung übermenschlicher Schicksalsgewalten und dumpfe Ahnung der Daseinsmysterien". Und viele sind es, die mit M. Susmann (siehe: „Das Wesen der modernen deutschen Lyrik") träumen: Die Religion in ihrer alten objektiven Form sei überwunden und ihr Weiterleben nur in der künstlerisch subjektiven Form der lyrischen Dichtung möglich. Viele, die mit ihr meinen: Die Lyrik von Nietzsche, Hoffmannsthal und besonders von Stephan George erfülle bereits für unsere Zeit die Funktionen der Religion in durchaus befriedigender Weise. Daß diese ästhetisierende Romantik kein ehrliches Streben nach dem Licht, sondern nur ein „tändelndes Suchen nach dem Leuchtenden" ist, bedarf keines

1) Ich habe diesen Gedanken weiter ausgeführt in meinem Büchlein „Das religiöse Sehnen und Suchen unserer Zeit", 2. Band der Sammlung „Ideal und Leben" (Schöningh, Paderborn). Pr. 1 M.



weiteren Beweises. Und doch ist auch diese Dämmerpoesie des Mystischen ein Zeichen für den religiösen Zug der Zeit. Das Gottsuchen ist nun einmal modern geworden, und so ist es für manchen Lyriker ein Sport für die Stunden des Gefühlsüberschwanges.

Dieser traumhafte Ästhetizismus, der dem Menschen keinen wirklichen Trost in schweren Stunden zu geben vermag, ist aber nur eine Seite der modernen Weltanschauungslyrik, die Schattenseite. Wir haben auch eine ernste Gottsucherlyrik, die sehr entfernt ist von jenem betrunkenen Monismus, der Religion und Sinnlichkeit gleichsetzt und Gott und Welt und Mensch in chaotischer Gärung zusammenschmilzt, eine Gottsucherlyrik, die Gott als persönlich erkennt und innerlich erlebt, wenn auch die Vorstellungen und Gedanken von Gott und all die stillen Wunder des Lebens neuerdings Werte der Dichtkunst geworden sind.

Der Typus dieser Gottsucherlyrik ist Gustav Schüler, der mit seinen Werken „Auf den Strömen der Welt zu den Meeren Gottes" und „Gottsucherlyrik" in allen ernst gerichteten Kreisen mit religiösem Empfinden das größte Aufsehen erregt hat. Er ist so recht der Dichter des Heimwehs nach Gott. „Herabgebetet muß der alte Gott aus seinen Himmelsfelsenfesten werden, und ewig eingeschmiedet in die Menschheit werden." Prächtig charakterisiert er unser „religiöses" Zeitalter in „Zu Gott":

„All unsere Zeit ist ein Geschrei nach Gott.
Wer Ohren hat, der muß das Tosen hören.
Ein Rufen, untermischt mit gellem Spott,
Ein Sturm von Stimmen, Welten zu empören.

Wie rast der Schrei und stößt durch unsere Zeit!
Ihr Geister auf! Die Nacht ist nicht zu tragen. —
In Not und Zorn und tiefbestürztem Streit
Die schweren Finsternisse zu zerschlagen!

Die Angst um Gott schlägt schütternd auf uns ein,
Und jeder Schritt weint auf nach seinen Wegen,
Fast fleht am Menschheitswege jeder Stein:
Kommt denn den Suchern noch kein Licht entgegen?



Vorausgestürmt! Es ist wie eine Schlacht!
Was heut nicht wurde, daß es morgen werde! —
Wir reißen doch aus sturmergrimmter Nacht
Ein wegerhellend Schimmern auf die Erde!"

Von den leisen Hauchen einer anhebenden Sehnsucht bis zum wilden Schrei wahnsinnigen Verlangens, von Akkorden tiefster Gottesliebe bis zu zersetzenden Disharmonieen verzweifelnden Höhnens, von brünstiger Sinnenglut bis zur stillen Reinheit einer gottgeretteten Seele reichen die Register seiner Töne.

Voll seligem Finderglück singt er:

„Ich habe Gott gesucht und fand ihn nicht.
Ich schrie empor und bettelte ins Licht.
Da, wie ich weinend bin zurückgegangen,
Faßts leise meine Schulter: Ich bin hier.
Ich habe dich gesucht und bin bei dir.
Und Gott ist mit mir heimgegangen."

Schülers Lieder sind Offenbarungen einer ringenden Menschenseele, die sich durch alle Hindernisse mit elementarer Kraft hindurchwühlt und die Menschen zu gleichem Kampf und Sieg aufruft. Seinen Dichtergenossen ruft er zu:

„Dichter, ich beschwöre euch, singt vom Licht!
Laßt die Finsternis und laßt die Not!
Schlagt die Flügel, die der Sturm fast bricht,
Adlermächtig in das Morgenrot!

Jauchzt dem Tag und bringt ihm, wenn er naht,
Eurer Seelen hellen Freudenschrei,
Daß er herrlich werde für die Tat,
Daß er ganz voll Licht der Frühe sei.

Daß die Allerärmsten ihre Hand
Von Lichtwogen überbadet sehn.
Übers alte heilige Erdenland
Muß das Licht doch als Erlöser gehn!"

Seit Novalis und Paul Gerhardt hat man solche Gottsucherlieder nicht mehr gehört. Ist er auch oft unklar und sich selbst widersprechend, so ist dieser Ringende doch ein ehrlicher Kämpfer. Aber auch seine Religiosität ist nur



Gefühlsstimmung, wenn auch echt und ohne Heuchelei. Es fehlt ihm der Untergrund einer realen Kirche, und so ist auch er einer von jenen modernen Gottsuchern, die draußen vor den Mauern der alleinseligmachenden Kirche herumirren in der Wüste, ohne anzuklopfen an ihrer Pforte.

Die Sehnsucht nach dem Ewigen ist es, die den modernen Menschen wieder auf den Weg drängt, auf dem er Gott zu finden hofft. Diese Sehnsucht ist die Not vieler geworden. Diese steuerlose Sehnsucht — ohne Weg und ohne Ziel, sie ist die Seele unserer Zeit und der modernen Lyrik.

Auch in der modernen Romanliteratur sind die Wellenschläge der religiösen Bewegung deutlich bemerkbar. Fast in allen Romanen ernsterer Art findet sich ein religiöser Unterton, religiöse Dialoge und Dispute sind sehr beliebt. Mit Vorliebe befassen sich die modernen Romanschriftsteller mit den Problemen: Seele, Gewissen, Herzensfrieden. Das religiöse Empfinden dringt durch allen Rationalismus siegreich durch. Die Nöten der Zeit sind groß, das gequälte Menschenherz schreit nach Gott.

„Wo anders denn innerhalb ganz kleiner konfessioneller Zirkel hatte es vor 30, vor 20 Jahren religiöse Dichtung gegeben? Was war den Poeten die Religion anders sonst, denn eine ungefähre Stimmung, die sich in Allegorien und Parabeln entlud? Wem ist damals in einem Roman ein Zitat aus der Bibel, ein Wort Jesu, ein evangelisches Gleichnis untergekommen? Und heute? Es ist, als ob man plötzlich zum erstenmale eingesehen hätte, welche Quelle edelster Poesie durch die heiligen Bücher strömt, und als ob man in der Entdeckerfreude sich nun gar nicht genug daran täte, die Neuigkeit aller Welt zu erzählen. Man brüstet sich förmlich mit Ausführungen aus der heiligen Schrift und man greift mit einer Vorliebe nach biblischen Stoffen, die beinahe an das 15. und 16. Jahrhundert erinnert" — so schrieb der berühmte Literarhistoriker Anton Schönbach im Jahre 1905. Und seitdem sind diese Worte noch mehr Wahrheit geworden.



Es ist geradezu erstaunlich, welchen Raum die moderne Dichtung den großen Ewigkeitsproblemen gibt.

Die interessanteste Erscheinung in der religiösen Bewegung der Gegenwart aber ist das lebhafte Interesse an der Person Jesu. Die Gestalt Jesu schreitet durch Drama, Lyrik und Roman unserer Tage. Ich erinnere nur an Hauptmanns „Versunkene Glocke“ mit ihrer dunklen Messiasidee, an „Hanneles Himmelfahrt“, in das die Heilandsgestalt hineinspielt — das einzige Licht, das die hier geschilderte Trübsal erhellt, geht von der Gestalt des Herrn aus. Auch aus dem größten biblischen Drama der Moderne, aus Sudermanns „Johannes“, weht die große Ahnung einer neuen Zeit, die den Erlöser erwartet. Ja einzelne Dichter, wie Rosegger (J. N. R. J. Frohe Botschaft eines armen Sünders), Frenssen (Hilligenlei), haben das Jesuproblem sogar in heiß umstrittenen Romanen behandelt. Wohl ist in all diesen Werken die Heilige Schrift ganz willkürlich umgeformt nach der Methode der protestantischen Bibelforscher und uns nur eine romantische Verklärung des „Menschen“ Jesu geboten — aber als Zeitdokumente sind sie doch immerhin bedeutsam, weil sich in ihnen der moderne Jesukult wiederspiegelt — jener Kult, der das Werk von der Person Jesu zu trennen und die Person Jesu in scharfen Gegensatz zur Dogmatik und zum Kirchentum zu setzen sucht. Die Moderne möchte eben einen recht liebenswürdigen und überaus milden Jesus haben, einen Jesus, der nichts befiehlt und nichts verbietet, der nur Liebe ist und vor allem kein Gott.

Die Begeisterung aber, mit der diese romanhaften Jesubücher von der Leserwelt aufgenommen worden sind, ist ein schlagender Beweis für das religiöse Bedürfnis unserer Zeit. Man muß Karl Busse zustimmen, wenn er schreibt: „Man spürt überall in der ganzen heutigen Dichtung das Wehen eines Geistes, der sich gut verträgt mit dem tiefsten Sinn und Wesen des Kinderfestes Weihnachten. Vor 10 oder 15 Jahren hätte das noch niemand gedacht. Wir sind seither einen weiten Weg gegangen, der vom Übermenschen zum



Menschen geführt hat. Die neu ansteigende Jugend ist nicht mehr jenseits von Gut und Böse, und Materialismus wie Naturalismus haben vor der großen religiösen Sehnsucht, vor den lockenden Hornrufen der Romantik fast jede Bedeutung verloren. Das Christentum ist wieder an der Tagesordnung. Es ist kein Zweifel darüber, von wannen der Wind weht. Der Geist unserer neuesten Dichtung ist dem Geist verwandt, in dem die Menschheit Weihnacht feiert."

Zahlreiche Menschen hat die Sehnsucht nach Gott erfaßt. Der verlorene Sohn hat Heimweh nach dem Vaterhause. Die Dichter ziehen gleichsam als Herolde der Sehnsucht nach Gott den Gottsuchern voran. Unsere moderne Dichtung ist voll von Himmelsheimweh. Ja, die religiöse Bewegung beginnt in der Literatur von ganz Europa eine bedeutende Stelle einzunehmen — seit Jahren schon. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur die bedeutendsten Werke aus Frankreich, England und Rußland zu lesen.

Die religiöse Frage beginnt von den Herzen Besitz zu ergreifen. Wie wäre es sonst möglich, daß jetzt auf einmal Stücke, die auf dem Untergrunde mittelalterlicher Oster- und Weihnachtsspiele gearbeitet sind, überall Beifall finden! In diesem Zusammenhange wäre sogar Vollmöllers „Mirakel" zu nennen. Legionen von Büchern, die sich mit religiösen Fragen beschäftigen, wirft der Buchhandel jährlich auf den Markt. Man braucht nur ihre Titel zu lesen, um zu merken, wohin sie zielen: „Der Kampf um die Weltanschauung", „Der Weg zu Gott", „Neue Pfade zum alten Gott", „Der alte Weg zum alten Gott", „Im Kampf um Gott und um das eigene Ich", „Von Nichts zum Glauben", „Von der Renaissance zu Jesus", „Der Weg zu Gott, unserm Vater", „Ich suchte dich, Gott". Diese und ähnliche Buchtitel zeigen deutlich, wie sehr die Geister sich abarbeiten an den großen Fragen des Lebens. Wie stark die Produktion in Schriften über Weltanschauungsfragen ist, kann man am besten sehen, wenn man das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" regelmäßig durchsieht. Die



meisten dieser Weltanschauungsbücher sind freilich nur Ausgeburten des Subjektivismus, aber sie sind doch Zeichen der Zeit.

Es ist kein Zweifel, es geht heute ein Sehnen durch die Welt, ein Sehnen nach etwas, was sich nur in der Religion findet. „Es gab wohl nie eine Zeit, in welcher der Unglaube so kühn und stolz sein Haupt erhob wie heute; und doch auch wieder war selten eine Zeit so sehr vom Sehnen nach Religion und Glauben erfüllt wie die heutige.“ Was Eduard v. Hartmann vor mehr als dreißig Jahren schrieb, gilt heute erst recht. Was ist von diesem modernen Gottsuchen zu halten? — Die gegenwärtige Wendung zur Religion schon als eine Rückkehr zum positiven Christentum anzusehen, wäre ein verhängnisvoller Irrtum. Im Gegenteil, man muß sich sorgfältig hüten, diese rückläufige Bewegung der antireligiösen Strömung mit einer direkten Stärkung des kirchlichen Bewußtseins zu verwechseln. Man will wieder Religion haben — aber von der alten Kirche will man nichts wissen. Die modernen Gottsucher wollen den Weg zu Gott allein, ohne Kirche, finden. Es fehlt vielfach die Tiefe und der Ernst bei diesem Gottsuchen. Die Religion ist vielen nur ein poetisches Gefühl, man faselt vom „religiösen Erleben“ und geht damit dem Ernst der Wirklichkeit aus dem Wege. Aber trotzdem dürfen wir das moderne Gottsuchertum nicht übersehen oder gar geringschätzig verachten. Das hieße das Kind mit dem Bade ausgießen. Will man nicht an Gottes Vorsehung und an der Menschheit verzweifeln, so muß man in dem religiösen Sehnen und Suchen unserer Zeit den langsam heraufdämmernden Morgen einer besseren Zeit erkennen, die Adventstimmung einer kommenden großen Erneuerung. Noch ist es ein Wandern ohne rechtes Ziel. Sollen diese modernen Gottsucher wirklich den Heimweg finden in das verlorene Vaterhaus Gottes, so müssen sie zu den wahren Gottsuchern (Konvertiten) in die Schule gehen, um Ernst und Tiefe für ihr Suchen zu lernen. Dann müssen sie

auch ihren stolzen Verstand beugen vor der Offenbarung Gottes und die Wahrheit rücksichtslos — auch gegen das eigene Ich — dort suchen, wo sie wirklich zu finden ist. Vor allem müssen sie demütig betend suchen. Erst wenn die Sehnsucht nach Gott im heißen Gebete sich hinaufschwingen wird zu des Himmels Höhen, dann wird Gottes Gnade herniedersteigen in die suchenden Seelen.

LXII.

Lehren und Konsequenzen des Weltkrieges.

Von Dr. Hans Rost, Augsburg.

Der Weltkrieg 1914 wird nicht nur die Landkarte der Erde verändern und große weltpolitische Umwälzungen nach sich ziehen, sondern er wird insbesondere im Reiche wichtiger Ideen und Lebensfragen eine umstürzende Wirkung ausüben. Was aus dem Schoße der Zukunft sich herausgestalten wird, bleibe hier unerörtert. Es ist auch schon eine dankenswerte Aufgabe, zu untersuchen, welche Hoffnungen, welche Kulturerwartungen, welche nach Geltung ringenden Reformgedanken der Krieg bereits zerstört, welche Fragen er geklärt, welche Probleme er jetzt schon gelöst hat.

Die tiefste Ursache des Weltkrieges ist die Gewinnsucht Englands. England wollte es nicht mehr länger ertragen, daß Deutschland auf dem Weltmarkte eine immer stärkere Rolle spielt, daß die Seeherrschaft Englands mit ihrem in Anspruch genommenen Monopolcharakter durch das Deutsche Reich eine immer bedrohlicher werdende Konkurrenz erhält. Der nackteste Egoismus Englands ist die Triebfeder zu dem Kriege gewesen. Oder, wie deutsche Nationalökonomen in Verehrung und Wertschätzung diese englischen Wirtschafts-



grundsätze formulierten: das Prinzip des höchstmöglichen Gewinns hat den Weltkrieg aufgerollt. Das Prinzip des höchstmöglichen Gewinns ist die Lebensader des englischen Handels und der englischen Geldmagnaten. Dieses Prinzip kennt keine Voraussetzungen und keine einengenden Schranken, weil es den Erwerb zum Kerninhalte des Lebenszweckes macht, weil es namentlich in der Auffassung des protestantischen Puritanismus den Gelderwerb zum Selbstzweck erhoben hat. Da dieses Prinzip des höchstmöglichen Gewinns durch die Konkurrenz Deutschlands, das mit seinem Handelsumsatz in die Reihe der ganz großen Handelsstaaten seit Jahren schon eingetreten ist, eine schwer empfundene Schädigung erfährt, hat die englische Geldmacherpolitik dem Deutschen Reiche den Untergang geschworen.

Das Alpha und Omega der englischen Politik macht die Geldsucht aus und das Bestreben, andere wirtschaftlich emporstrebende Völker niederzuhalten. Im Herbste 1897 brachte die „Saturday Review" einen aufsehenerregenden Artikel, der in der Erklärung gipfelte, daß, wenn Deutschland morgen aus der Welt vertilgt würde, es übermorgen keinen Engländer gäbe, der nicht umso reicher sein würde, und der mit den Worten schloß: „Germaniam esse delendam". Und als Deutschland vor etwa zehn Jahren seine Flotte vergrößerte, schrieb, wie Fürst Bülow in dem Buche „Deutschland unter Kaiser Wilhelm II." mitteilt, eine angesehene englische Revue: „Wenn die deutsche Flotte vernichtet würde, wäre der Friede Europas auf zwei Generationen gesichert." Alle diese Forderungen entspringen dem rücksichtslosen Prinzip des höchstmöglichen Gewinns, das in seinen letzten Konsequenzen den Krieg aller gegen alle heraufbeschwört, wie er nun in der Tat zum Weltkrieg geworden ist.

Dieses Prinzip des höchstmöglichen Gewinns kennt vor allem keine moralischen Bedenken. Die englische Politik hat jegliche Moral ausgeschaltet. England huldigt dem machiavellistischen Standpunkte, wonach der Zweck d. h. die

absolute Erhaltung seiner beherrschenden Meeresstellung ihm jedes Mittel erlaubt. „Es ist vor allem," schreibt die „Deutsche Revue" im Oktoberheft 1914, „die Lüge erlaubt, wenn dadurch dem Gegner Abbruch geschieht, aber auch im diplomatischen und Handelsverkehr gilt die Treue, ein Versprechen nichts, wenn dadurch der eigene Vorteil gefördert wird. Nach englischem Recht verfällt dem Strafrichter, wer im Kriegsfalle irgendeinen abgeschlossenen Privatvertrag erfüllt, wer irgendeine Zahlung leistet, die er einem Bürger des bekriegten Landes schuldig ist; alle durch internationale Vereinbarung geregelten Patentrechte sind England gegenüber wirkungslos; die Internationalität und Neutralität des Suezkanals im Kriegsfalle wird nicht innegehalten, Kriegsschiffe in neutralen Häfen angegriffen usw." Für England sind alle völkerrechtlichen Vereinbarungen hinfällig, sobald sie seinen Zwecken zuwiderlaufen. Da in der englischen Politik keine Moral anerkannt wird, ist es auch gestattet, Dumdumgeschosse anzuwenden und die nichtkämpfende Bevölkerung niederzumachen, wie der Engländer Archibald Hurd und einige Zeitungen soeben es fordern, um dem Feinde den denkbar größten Schaden zuzufügen, damit der Zweck des Sieges, diktiert vom Grundsatze des höchstmöglichen Gewinns erreicht wird. Zu diesem Zwecke hat England auch seine Verbündeten gewonnen, die es skrupellos zu seinem Vorteile ausnützt. Dem Engländer ist es gleichgültig, wer auf dem Kontinent den Sieg davon trägt; die Hauptsache ist, daß sich alle Kontinentalmächte gegenseitig müde machen. „Wir Deutsche führen seine Sache geradeso gut wie die Russen und Franzosen. Es spielt für ihn ja gar keine Rolle, ob da einige hunderttausend Mann englischer Truppen dabei mitwirken und umkommen. Das Opfer mußte man schon bringen, um die andern sogen. Verbündeten auf den Bündnisleim zu locken." Auch seine eigene Flotte hält England zurück, und wartet ab, ob oder bis sich Englands liebe Verbündeten oder deren Feinde oder beide verblutet haben. Dann wäre am Ende „die Beseitigung der deutschen



Flotte" ohne Schwertstreich erreichbar. „Wenn nicht, na, dann muß die eigene Flotte eben herbeikommen und die Beseitigung der deutschen Flotte vollziehen. Ob Frankreich, Belgien und Rußland dabei tödlich getroffen ins Grab sinken oder zur Unbedeutendheit herabsinken, ist ja dem englischen Politiker gänzlich gleichgültig, wenn nicht geradezu willkommen. Bündnistreue in der Politik ist ihm Unsinn." England hat kalt lächelnd die Russen und die gelbe Rasse gegen das Germanentum ins Feld gerufen, nur um seine Zwecke zu erreichen. England treibt also eine moralwidrige Politik und es hat die Frage in der Praxis verneint, ob selbst in der Politik die Moral als ein wichtiger Kulturbestandteil bestehen bleiben soll. Mit erschreckender Klarheit erkennt die Kulturwelt des 20. Jahrhunderts, welchen Tiefstand die Politik Englands einnimmt, da es mit einem Schlage alle guten Meinungen von seiner Kulturhöhe und Kulturverfeinerung wie Seifenblasen zerrissen hat. Die Politik Englands ist moralfrei: das ist die erste wichtige Erkenntnis des Weltkrieges.

Die ganze Verwerflichkeit dieser Politik und dieses Prinzips des höchstmöglichen Gewinns vom völkerpolitischen und moralischen Standpunkte aus liegt zu Tage. Eine Nation, die dieses Prinzip zur Grundlage ihrer wirtschaftspolitischen Anschauungen und Handlungen gemacht hat, ist eine Riesengefahr für die ganze Welt, zumal wenn es sich um ein so mächtiges Handelsvolk wie die Engländer handelt. Schon aus dieser Erwägung geht hervor, daß England der Feind Deutschlands, ja der Feind aller übrigen handeltreibenden Völker ist. Wenn Deutschland um dieses verwerflichen Wirtschaftsprinzips willen England als seinen größten Feind betrachten muß, so darf es naturgemäß dieses abscheuliche Prinzip nicht sich selbst aneignen. Bis zur Stunde hat das deutsche Volk im friedlichen Wettbewerb seinen Platz auf den Weltmärkten sich erobert und niemals hätte es unseren Kaiser, unsere Regierung und unser Volk danach gelüstet, den englischen Weltmarktskonkurrenten mit den Waffen in der Faust



niederzuringen. Das deutsche Volk wird von dem Wirtschafts-prinzip: Leben und Lebenlassen beherrscht. Wenn es infolge seiner Qualitätsarbeit als erfolgreicher Konkurrent auf dem Weltmarkte sich durchgesetzt hat, so trägt daran seine innere Tüchtigkeit, sein technisches und kulturelles Können, seine Solidität im Handel und Wandel die Schuld. Gegenüber diesen Fähigkeiten, die auch nach dem Weltkrieg sich die Weltmärkte weiterhin erobern werden, wird das Prinzip des höchstmöglichen Gewinns auf die Dauer unterliegen.

In Anbetracht dieses verwerflichen und den Weltfrieden gefährdenden Prinzips ergibt sich die logische Notwendigkeit, dieses Wirtschaftsprinzip überall auszurotten, wo es sich eingefressen hat. Auch in Deutschland haben Lehrer der Nationalökonomie, die alles Heil in der wirtschafts- und sozialpolitischen Beziehung von England erhofft und ihre Lehren mit dem Geiste der englischen Anschauungen von Wirtschaftlichkeit und Erwerb beseelt haben, sich dieses Prinzip des höchstmöglichen Gewinns zu eigen gemacht. Da es seitens England zum Weltkriege geführt hat, wird es nicht mehr angängig sein, es auch künftighin zur Hauptgrundlage der Nationalökonomie zu machen.

Eng verbunden mit diesem Prinzip ist die Lehre vom Freihandel. England als Land des Freihandels und als Lehrmeister dieses Wirtschaftsprinzips hat jetzt im Weltkrieg Fiasko gemacht und die ganze Verkehrtheit desselben vor aller Augen erwiesen. Dem Freihandel zuliebe hat England seine eigene selbständige Bauernschaft vernichtet, weil es in seinem imperialistischen Gedankengang stets damit rechnete, aus seinen Kolonien und aus der übrigen Welt die erforderlichen Nahrungsmittel an Getreide, Fleisch usw. billiger als durch die Eigenproduktion im Lande einführen zu können. Da London ein gewaltiger Konsument und fast kein Produzent an Lebensmitteln ist, wird die Ernährungsfrage für diese Hauptstadt und für das ganze Land bei länger dauerndem Kriege zu einem brennenden Problem. Schon melden die Zeitungen, daß das Gefrierfleisch aus Argentinien und Australien



nicht mehr so pünktlich und in den gewohnten Mengen eintrifft. Die Unterbindung der Handelsschiffahrt durch den Weltkrieg übt naturgemäß auf die in der Hauptsache durch das Ausland erfolgende Ernährung einen tiefgreifenden Einfluß aus, der unter Umständen, namentlich wenn die deutschen Kreuzer englische warenbeladene Handelsschiffe in den Meeresboden rammen, zu einem großen Verhängnis werden kann. Wird der Freihandel für England sonach große Nachteile im Gefolge haben, so wäre Deutschland, wenn es den Lockungen und Doktrinen mancher Professoren gefolgt wäre, jetzt während der Dauer des Krieges einfach dem Verderben preisgegeben. Die Einführung des Freihandels in Deutschland hätte wie in England eine außerordentlich starke Einschränkung des Körnerbaues und eine Ausdehnung der Viehwirtschaft zur Folge gehabt. Die Leistungsfähigkeit und die intensive Wirtschaftsmethode unserer heutigen Landwirtschaft hätte beim Freihandelssystem sich verringert. Der Hinweis, wir könnten ja aus Argentinien, Mesopotamien, Rußland alle erforderlichen Mengen von Getreide einführen, wird jetzt in seiner ganzen Verkehrtheit klar, da Deutschland vom Weltkabel abgeschnitten, von allen Seiten umdroht und nur auf den Handelsverkehr einiger neutraler Staaten angewiesen ist. Dank unserem Schutzzollsystem ist unsere Landwirtschaft über schwierige Wirtschaftskrisen hinweggekommen und hat sich zu einer solchen Selbständigkeit und Leistungsfähigkeit emporgerungen, daß wir unter gar keinen Umständen ausgehungert werden können. Diese Hoffnung gehört zu den vielen Hoffnungen, mit denen sich England in diesem Kriege betört. In Wirklichkeit haben wir voraussichtlich im Jahre 1914 einen Überschuß an Roggen, Hafer, Roggen- und Weizenmehl, Graupen, Gries usw. gegenüber früheren Ernten von 1'100,000 Tonnen zur Verfügung. An Weizen, Gerste, Hülsenfrüchten und Reis fehlen allerdings 3½ Millionen Tonnen Körner. Allein der Weizenbedarf kann durch den Roggenüberschuß ersetzt werden, außerdem steht die Weizeneinfuhr aus Dänemark, Schweden, Rumänien und über



Italien und Holland völkerrechtlich offen. Die beiden letzteren Länder können auch Reis einführen. Den Mangel an Gerste wird die Bierbrauerei zu spüren bekommen, also ein Produktionszweig, der keine Nahrungs- sondern nur Genußmittel schafft. Als ganz vorzüglich und gesund darf unsere Kartoffelernte bezeichnet werden, die infolge der eintretenden Verringerung der Brennereien in größerem Maße dem menschlichen Konsum zugeführt werden kann. Ebenso vorzüglich ist unsere Obst- und Zuckerrübenernte. Noch viel besser steht es um unseren Viehstand, der zurzeit außerordentlich reich und leistungsfähig ist. Hier tritt auch eine große Entlastung ein, insoferne als Frankreich und Belgien unsere Krieger mit Vieh versorgen müssen. Bis zum Termin der nächsten Ernte ist also zu einer Besorgnis um die Ernährung unseres Volkes keinerlei Anlaß geboten. Diese günstige Lage unserer Landwirtschaft und damit der Hauptfrage der Volksexistenz verdanken wir unserem Schutzzollsystem. In Dankbarkeit schauen wir auf die entschiedene Beibehaltung dieses Systems durch unsere besonnenen, nicht theorielüsternen Regierungsbehörden und Parlamentarier zurück, welche den Freihandel als ein die deutschen Wirtschaftsinteressen schädigendes Prinzip erachten und auf der Schutzzollpolitik das wirtschaftliche und nationale Wohl und Wehe unseres Volkes aufbauten. Der Weltkrieg hat die Törichtkeit des Freihandels für Deutschland erwiesen. Unsere Hochschulprofessoren, die das englische Freihandelssystem als Quelle aller wirtschaftspolitischen Weisheit vom Katheder herab verkündeten, werden auf Grund der Lehren des jetzigen Krieges umlernen und das für Deutschland förderliche und nützliche Wirtschaftssystem des gemäßigten Schutzzolles anerkennen müssen. Auch wird das Freihandelsargument bei den Reichstagswahlen seitens der Sozialdemokraten, Freisinnigen und Liberalen, das Geschrei von Brotwucher in Zukunft verstummen müssen, da Deutschland im Kriegsfalle beim Freihandelssystem zwar Kanonen im Felde, aber die Hungersnot im Lande haben würde. Auch für die Zeit des Friedens hat die Schutzzollära dem



deutschen Volke nur Segnungen gebracht, indem ein kräftiger, leistungsfähiger Bauernstand eine nicht zu teuere Volksernährung gewährleistete, sodaß unter der Herrschaft des Schutzzollsystems unsere Ein- und Ausfuhr auf den Wert von 19 Milliarden Mark sich steigerte, daß die Lebenshaltung in allen Bevölkerungsschichten sich hob und daß Hand in Hand mit der intensiven Hygiene die durchschnittliche Lebensdauer des Deutschen sich um fünf Jahre gegen das Jahrzehnt 1870—80 vermehrte. Der Krieg hat die Richtigkeit der zahlreichen für das Schutzzollsystem ins Feld geführten Argumente bestätigt und mit erfreulicher Zuversicht kann das deutsche Volk auf die Möglichkeit seiner Selbsternährung und seine nur geringfügig gestörte Unabhängigkeit vom Ausland hinweisen. Diese erfreuliche Lehre aus dem gegenwärtigen Kriege ist zugleich eine Entschädigung für die wütenden Angriffe der Freihandelspolitiker auf die Vertreter des Schutzzollgedankens und ein beweiskräftiges Argument gegen die künftigen Versuche zum „Abbau" unseres bewährten Schutzzollsystems.

Eine schwere Erschütterung durch den Weltkrieg hat auch das Ideengebäude der Sozialdemokratie erlitten. Mit blitzlichtartiger Klarheit hat sich in den Tagen der Kriegserklärungen ergeben, daß die Zukunftshoffnungen des internationalen Sozialismus lediglich als Utopien noch aufgefaßt werden dürfen. Schon zu Friedenszeiten sind aus dem Dogmenglauben der Sozialdemokratie wichtige Bestandteile herausgebrochen, die nur mehr noch der Geschichte des sozialdemokratischen Parteiprogramms angehören. Die sogenannte Verelendungstheorie, wonach unter der Herrschaft des Kapitalismus ein ungeheures Proletariat entstehen und eine wachsende Verarmung der Volksmassen eintreten müsse, wird angesichts der materiellen Aufwärtsentwicklung gerade auch der unteren Bevölkerungsschichten kaum mehr von einem sozialistischen Theoretiker aufrecht erhalten. Ebenso hat auf Grund der Betriebszählungsergebnisse die sogen. Konzentrationstheorie schwer Schiffbruch erlitten, indem

sowohl in der Landwirtschaft, wie im Gewerbe neben der Entwicklungstendenz zum Großbetrieb die Kleinbetriebe zahlenmäßig gewachsen sind. Der Weltkrieg hat zu diesen erledigten Theorien eine Reihe weiterer zertrümmerter Illusionen hinzugefügt.

Nach einem Programmsatze des Gothaer Kongresses vom Jahre 1875 hat die sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands die Pflicht, „die Verbrüderung aller Menschen zur Wahrheit zu machen". Dieser Weltverbrüderungsgedanke sollte erreicht werden durch internationale Kongresse, durch republikanisch-demokratische Regierungssysteme, durch Weltstreik, durch Verweigerung der Ausgaben für Heer und Flotte, durch Bekämpfung und Abschaffung des Militarismus und durch andere Maßnahmen mehr. Die Hoffnuug der international organisierten Sozialdemokratie ging dahin, in allen Ländern der Erde möchten die Anhänger der Sozialdemokratie derart erstarken, daß durch ihren Einfluß der Krieg eine Unmöglichkeit werden würde. Noch vor Ausbruch des Weltkrieges haben süddeutsche sozialdemokratische Blätter in vollem Ernste darauf hingewiesen, daß die rote Internationale den Krieg verhindern werde. Diese Hoffnungen sind heute vollständig zusammengebrochen. Das gesteht die sozialdemokratische „Schwäbische Tagwacht" in einem längeren Artikel glatt zu mit den Worten:

„Wenn es schon beim Beginn des Krieges keinem Zweifel unterliegen konnte, daß die Internationale in ihren Grundfesten wankte, so hat der Aufruf, den belgische und französische Sozialdemokraten an das deutsche Volk erlassen und die Antwort, die der deutsche Parteivorstand darauf gegeben hat, den letzten Schleier von der Tatsache gezogen, daß die Internationale zertrümmert am Boden liegt. Es darf und soll nicht bestritten werden, daß die Antwort des deutschen Parteivorstandes herausgefordert worden war, aber sich bemühte, den Riß nicht tiefer zu ziehen, als die notwendige Abwehr erforderte. Das ist für jeden deutschen Parteigenossen ein Trost, allein, wenn er sonst jenen Gedanken von der internationalen



Solidarität des Proletariats in seiner ganzen Erhabenheit erfaßt hat, doch nur ein magerer Trost. Der Zusammenbruch eines gewaltigen Gebäudes, für dessen Errichtung seit nunmehr gerade einem halben Jahrhundert unsere großen Vorkämpfer den kostbarsten Schweiß ihrer Hirne und ihrer Hände geopfert haben, bleibt eine erschütternde Tatsache, über die man nicht mit diesem und jenem Trostgrunde, noch weniger mit wohlfeilen Redewendungen und am wenigsten mit pharisäischem Gebaren hinwegkommen kann."

Die deutsche Sozialdemokratie hat in dem Augenblick des Kriegsausbruches um kein Haar anders sich verhalten, als alle übrigen, bürgerlichen Parteien. In der Reichstagssitzung vom 4. August erlebte die Welt das für Deutschland hocherfreuliche, für die Programmsätze der roten Internationale aber denkwürdige Schauspiel, daß namens der Sozialdemokratie der Abgeordnete unter theoretischen Vorbehalten erklärte: „Wir lassen in der Stunde der Gefahr das Vaterland nicht im Stich." Und im Anschluß an diese denkwürdige Erklärung stimmten die sozialdemokratischen Vertreter einstimmig für sämtliche Vorlagen und insbesondere für den Kriegskredit in der Höhe von fünf Milliarden Mark. Und die „Münchener Post" schrieb in einem Artikel: „Jetzt, da Deutschland ringsum von gehässigen Feinden bedroht, das Volk in seiner Existenz auf das höchste gefährdet ist, haben grundsätzliche Bedenken zu schweigen, mußte zum Zwecke einer begeisterten Erfassung der höchsten Volksaufgabe die so ausgezeichnet gefügte Organisation des deutschen Heeres mit jenem Elan erfüllt werden, ohne den auch der beste Generalstab mit den zahlreichsten Truppen keine erfolgreiche Verteidigung führen kann. Deutschland, Deutschand über alles! Das will auch die Sozialdemokratie!" Die internationale Sozialdemokratie, die den Abrüstungsgedanken auf ihrem Programm hat und den Krieg und seine Attribute, Heer und Marine, durch Budgetverweigerung aus der Welt schaffen zn können glaubte, ist nicht imstande, einen Krieg zu verhindern. In der Stunde der

höchsten Gefahr, als russischer Despotismus, französische Rachsucht und englische Gewinnsucht über uns herfielen, da hat die deutsche Sozialdemokratie nicht versagt und die Hoffnungen, namentlich in Frankreich, auf Aufstände und Unruhen durch unsere Sozialdemokratie sind zu Wasser geworden. Unsere Sozialdemokraten bringen mit Geld und Blut die gleichen Opfer, wie alle übrigen Volksgenossen. Der ideale Traum der Kriegsverhütung durch die rote Internationale ist durch den Krieg als eine vollendete Utopie erwiesen worden. Oder wie J. Bloch im Heft 16 der Sozialistischen Monatshefte schreibt: „Die deutsche Sozialdemokratie ... verabschiedete frühere Axiome, deren Geltungslosigkeit nun erkannt wurde."

Diese Haltung, dieser Umschwung der Sozialdemokratie, die bisher der schärfste Gegner aller militärischen Forderungen war und die internationale Abrüstung predigte, kann nicht ohne Rückwirkung auf ihre Anhängerschaft, sowie auf die regierenden und sonstigen politischen Kreise bleiben. Der bisher vom Recht und der Notwendigkeit des Antimilitarismus überzeugte Sozialdemokrat sieht aus dem Lehrgebäude der Sozialdemokratie einen weiteren dogmatischen Eckstein herausbrechen, der ihm für die Gestaltung eines glücklicheren Zukunftstaates unentbehrlich erschien. Das Programm des Zukunftsstaates mit seinen glückbringenden Verheißungen ist wieder um eine Illusion magerer geworden. Diese Annäherung bezw. Aneignung der bürgerlichen Auffassung über die Kriegsnotwendigkeit und seine finanzielle Vorbereitung durch die Sozialdemokratie hat zwischen ihr und den bürgerlichen Parteien eine trennende Mauer endgiltig niedergerissen. Wenn künftig im Reichstage Forderungen für Heer und Marine gestellt werden, dann kann die Sozialdemokratie dieselben mit dem Argument ihres Antimilitarismus und der Rücksichtnahme auf das internationale Interesse nicht mehr ablehnen. Niemand aber wird es auch in Zukunft wagen können, unter Hinweis auf die Sozialdemokratie von vater-



landslosen Gesellen sprechen zu wollen. Die nationale Haltung derselben im gegenwärtigen Kriege wird ohne Zweifel dazu beitragen, seitens der Regierungen ein besseres Verhältnis zur Sozialdemokratie anzubahnen und berechtigten wahl-, sozial- und wirtschaftspolitischen Forderungen noch mehr als bisher entgegenzukommen. Gleichzeitig wird den bürgerlichen Parteien und ihrer Presse noch mehr als bisher die Pflicht erwachsen, durch Aufklärung in den breitesten Volksschichten die Sozialdemokratie ihres utopistischen Nimbus zu entkleiden und einen großen Teil ihrer Anhängerschaft durch Belehrung und praktische sozialpolitische Maßnahmen in die bürgerlichen Lager zurückzuführen.

Der Krieg hat auch die polnische und elsaß-lothringische Frage aufgerollt. Mit noch viel größerer Schärfe wird den wenigen nationalistischen franzosenfreundlichen Elementen auf den Leib gerückt werden müssen, während andererseits die fast ausnahmslos vortreffliche Haltung der elsaß-lothringischen Bevölkerung während der Mobilmachung und des Krieges in vielen Punkten ein weiteres Entgegenkommen der regierenden Kreise notwendig machen wird. Daß die bisherige Polenpolitik verfehlt war, hat u. a. der Umstand bewiesen, daß jetzt während der Dauer des Krieges der lange Jahre verwaiste erzbischöfliche Stuhl von Gnesen-Posen so rasch eine Besetzung fand und daß in der Polenpolitik künftig manche Umänderungen stattfinden sollen. Vor dem einen großen Fehler wird man sich in Zukunft aber erst recht hüten müssen, in Elsaß-Lothringen bezw. in seinen eventuell neu hinzukommenden Gebietsteilen, sowie in etwaigem belgischem Gebietszuwachse und in Polen die Germanisierungsbestrebungen mit Protestantisierungs- und Verpreußungstendenzen identisch zu machen. Die Hinneigung zum Deutschtum in Elsaß-Lothringen hätte ohne Zweifel in den vierzig Jahren der Reichszugehörigkeit bei Zuhilfenahme von süddeutschen und vorwiegend katholischen Beamten — eben entsprechend dem Konfessionsbevölkerungsprozentsatze der Reichs-



lande — ganz andere Fortschritte gemacht, als dies bis zur Stunde der Fall ist.

Auch auf kulturellem Gebiete hat der Krieg viele herrschende Ideen entweder in ihrer Richtigkeit bestärkt oder in ihrer Schädlichkeit klar erwiesen. Wenn das Deutschtum in dem gegenwärtigen Weltkriege Sieger bleibt, dann hat die deutsche Mutterschaft und Vielkindrigkeit über das Zweikindersystem und die Unsittlichkeit des Neomalthusianismus den Sieg davongetragen. Denn es bedarf keines Beweises, daß nur eine volksstarke Nation im Kampfe Sieger bleiben kann. Wenn wir an beiden Fronten, im Osten und Westen, gegen Russen, Japaner, Franzosen, Belgier, Engländer, Senegalneger und Indier mit Zuversicht den Krieg haben aufnehmen können, so verdanken wir dies dem Umstande, daß Deutschland ungeachtet auch bei uns eingedrungener neomalthusianistischer Tendenzen jährlich seinen Volksreichtum um 800000 bis 900000 Menschen vermehrt, während Frankreich einen Geburtenzuwachs von 20000 Menschen schon als ein günstiges bevölkerungspolitisches Ereignis preist und froh ist, wenn die Zahl seiner mehr als fünf Millionen Familien mit keinem oder nur einem Kinde nicht noch größer wird. Der Krieg hat mit größter Klarheit gezeigt, daß Ideen wie das Zweikindersystem an den Rand des Abgrunds führen, daß alle militärische Bereitschaft und kriegstechnische Ausstattung vergebens ist, wenn nicht gleichzeitig ein starker Volksreichtum, ein überschüssiges Soldatenmaterial die Grundlage der nationalen Verteidigung bilden kann. Die deutsche Mutter, die Söhne hat, die ist die Siegerin in den Schlachten, ihr gebührt der Siegeslorbeer, während die französische Rentnerfamilie mit dem verlorenen, meist einzigen Sohne am Grabe ihrer Hoffnungen, am Grabe einer untergehenden Nation steht. Deutschlands Kinderreichtum ist seine Kraft, Frankreichs Kindermangel sein Ruin. Selbst den schlimmsten Fall eines siegreichen Frankreich angenommen, wäre Frankreich gleichwohl eine geschlagene Nation. „Millionen," schreibt der Soziologe Professor Dr. Stein in „Nord und Süd",



„tatkräftiger, zeugungsfähiger, die Fortpflanzung sichernder Menschenleben wären unrettbar verloren, und das ohnehin entvölkerte Frankreich wird nicht bloß seiner jetzigen, sondern auch der kommenden Jugend beraubt.“ Da auch in Deutschland in bedrohlicher Weise die Anzeichen der Unsitten des Zweikindersystems sich in den letzten Jahren gemehrt haben, wäre es im Interesse der Volksmoral und der Waffentüchtigkeit des deutschen Volkes erforderlich, diese neomalthusianistischen, völkermordenden Tendenzen in unserem Volke auszurotten und der alten deutschen Keuschheit und Einfachheit in der Lebensführung wieder volles Bürgerrecht zu verschaffen. Vielleicht rüttelt der Krieg die Gewissen namentlich der hier schuldbetroffenen oberen Zehntausend auf, die in Luxus, Verweichlichung und nicht selten Unsittlichkeit den Quellen des Lebens den natürlichen Lauf unterbunden haben.

Der Krieg hat ferner manche Kulturhoffnung gründlich zerstört, die aus der zunehmenden Fürsorge der Kulturvölker für Leib und Leben, aus dem Weltverbrüderungsgedanken erwachsen waren. Die zahlreichen Kongresse und Bemühungen um die Verwirklichung einer großen Kulturgemeinschaft der Menschheit, namentlich der Glaube an den allgemeinen Weltfrieden sind an dem harten Stein des Weltkrieges wie Glas zerschellt. Es ist heute noch gar nicht abzusehen, welche auf Grund dieser internationalen Beziehungen entstandenen Kulturwerte auf Jahrzehnte hinaus, vielleicht für immer verloren gegangen sind. Der Glaube an die Kultur als erste und einzige Trägerin des Menschheitsglückes ist zerronnen. Konnte man hoffen, daß die aufsteigende Kultur die menschlichen Daseinsbedingungen zu bessern in der Lage wäre, so muß die Kulturmenschheit des 20. Jahrhunderts mit Unbehagen, aber in rücksichtsloser Klarheit wahrnehmen, daß die Kulturstufe der heutigen Menschheit gegen frühere Jahrhunderte keine Fortschritte gemacht hat. Glück und Friedensbedürfnis sind Momente, denen die heutige Kultur weniger denn je gerecht wird. Der

Krieg vollends hat die Sehnsucht unserer Seele nach einem friedfertigen Zusammenleben der Nationen verstummen gemacht. Die Schaffung von materiellen und geistigen Werten, Wechselburchdringung der Völker mit Kulturerrungenschaften, der Austausch materieller und kultereller Güter aller Art, der Kulturgedanke allein ist nicht imstande gewesen, einen Weltbrand zu verhüten, der soziale mühselig geschaffene Werte für immer vernichtet, soviel furchtbares Elend über Millionen von Menschen heraufbeschwört und den Fortschritt der Gesamtmenschheit auf lange Zeit hinaus zurückwirft. Wir müssen sogar die Wahrnehmung machen, daß mit unserer Kultur das Raffinement der Grausamkeiten, die Furchtbarkeit der Wirkungen der Kriegstechnik gestiegen, die Humanität gesunken ist. Denn Völker, die auf den Ehrennamen Kultur Anspruch machen, dürfen nicht im Kriege verwundeten Soldaten die Beine absägen, die Augen aushacken, die Zunge ausreißen, Gefangene wie Hunde behandeln; Grausamkeiten, zu welchen kaum die Wilden fähig sind. Das Völkerrecht, das eben ein ungeschriebenes Recht der allen Kulturvölkern gemeinsamen Anschauungen über Humanität und Kriegsführung ist, darf nicht zu einer bloßen Utopie herabsinken, wenn anders nicht ein jäher Sturz aus einer geglaubten Kulturhöhe als unwiderlegbare Tatsache festgestellt werden soll. Der Krieg hat gezeigt, daß es mit dem allgemeinen hohen Kulturniveau als einer überall angenommenen Errungenschaft bei den Völkern Europas schlecht bestellt ist, und daß die größten Unterschiede zwischen den einzelnen Nationen heute angenommen werden müssen. Und wenn man gar die Forderungen des Christentums inbezug auf Nächstenliebe und Völkerfrieden als Maßstab an unsere Gesamtkultur anlegt, so sind wir von der Hoffnung auf Weltfrieden und Menschheitsglück weiter entfernt wie zu irgend einer Zeit der Weltgeschichte.

Diese auf allgemeine Menschheitsverbrüderung hinzielenden Ideale der menschlichen Vergesellschaftung werden auf unabsehbare Zeiten eben Ideale des menschlichen Verlangens



bleiben müssen. Soweit diese Ideale ausschließlich auf dem Fundamente der Kultur aufgebaut waren und bleiben, wird auf ihre Verwirklichung nach menschlicher Berechnung kaum je zu hoffen sein. Denn die Kultur allein reicht für solche ideale Menschheitsforderungen nicht aus. Die Religion des Christentums allein kann den allgemeinen Weltfrieden verbürgen. Das Christentum gestattet den Krieg, wenn er zum Schutze der nationalen Lebensinteressen unbedingt erforderlich ist. Dieser gerechte Grund hat Deutschland und Österreich-Ungarn in den Weltkrieg verwickelt. Englands krämerhafte Gewinnsucht und sein Konkurrenzneid sind Motive der Ungerechtigkeit und widersprechen mit ihrer skrupellosen Moral den Forderungen des Christentums.

Die Vertiefung der Lehren und Grundsätze des Christentums bleibt daher die wichtigste Forderung für alle Völker der Erde nach Beendigung des Krieges. Dies ist die allerwichtigste Lehre aus dem jetzigen Weltkriege. Kein Volk ist davon ausgenommen. Das deutsche Volk hat seine religiöse Vertiefung zum Teil schon während des Krieges in Angriff genommen. Der Krieg ist für viele Tausende ein Erwachen aus religiöser Gleichgültigkeit, ja selbst eine Umkehr aus der Abneigung gegen die Religion geworden. Das deutsche Volk war in dem Stadium seines materiellen Reichwerdens vielfach zur Abkehr von Gott und Religion verleitet worden. Atheistische Bestrebungen griffen mit Erfolg um sich. Die Simplicissimuskultur hatte zum Teil ein Volk von Spöttern, Zotenreißern und Ungläubigen um sich geschaffen. Da kam der Krieg und mit ihm das Elend und der Tod. Und da erkannten viele Tausende, daß die Gottesleugnung und der Materialismus nicht ausreichen für die Überwindung des Krieges mit seinen Leiden und seinen Todesschrecken. Die Kirchen wurden wieder gefüllt; Sozialdemokraten und Männer, die jahrelang den Gnadenmitteln fern geblieben waren, nahten sich nach der Aussage von Geistlichen überall zu Hunderten den Beichtstühlen, um ihr bisheriges Leben abzuschließen, ihre Gottes- und Kirchengleichgültigkeit abzu-

werfen, um Trost und Mut zu schöpfen und die beruhigende Gewißheit zu erhalten, bei Gott im Himmel einen verzeihenden Vater zu haben, der den gefallenen Sünder und den gefallenen Krieger in Liebe aufnimmt. Ströme von Tränen sind zur Zeit der Mobilmachung in den Beichtstühlen geflossen, aber auch Ströme von Trost und Zuversicht sind in die Herzen der beichtenden Soldaten hineingeflossen. Die Segnungen der katholischen Kirche haben auch den Hinterbliebenen ihr Leid leichter gemacht und Gott ist zu Ehren gekommen, wie es selten ein Ereignis zu wege bringt. Durch den Krieg hat Gott alle Menschen an ihre Abhängigkeit von seinem Willen in sehr eindrucksvoller Weise erinnert. Hatte nicht der Freidenker Horneffer vor kurzem noch verkündet, es sei notwendig, Gott aus unserem Leben auszustreichen! „Wie ein Märchen aus altersgrauer Zeit“, schrieb gleich nach dem Kriegsbeginn die München-Augsburger Abendzeitung in Nr. 220 vom 9. August, „deucht uns heute die Kunde von einem gewissen ‚Komitee Konfessionslos‘, das eine sogen. Kirchenaustrittsbewegung im vorigen Herbst und Winter in Szene setzte, um unserem lieben deutschen Volke weis zu machen, es brauche keinen Gott! Und heute? Heute schreit dasselbe Volk nach Gott, und Gott hört sein Rufen, und wie vom Sturm zerstoben ist aller Lästerer Schwarm!“

Unser Volk hat wieder beten und glauben gelernt. Unsere Kinder beten für ihre Väter, in den Kirchen betet das Volk für seine Krieger und unsere Soldaten beten in den Schützengräben, wenn der Donner der Granaten über sie dahinrollt. Diese Glaubenserneueruug eines erheblichen Volksteiles ist ebenfalls eine erfreuliche Lehre und Folge des Krieges. Jetzt, wo soviele Menschen den Tod erleiden müssen, ist allein noch der Glaube ein Trost und Halt gegen die Verzweiflung. Der Christ erblickt in dem gefallenen, mit seinem Gotte versöhnten Soldaten nicht bloß den Helden, den die Gloriole der Hingabe fürs Vaterland schmückt, sondern auch den Christen, der sein Erdenwallen im Jenseits bei Gott fortsetzt. Was hat die atheistische Kultur diesem



Troste gegenüberzustellen? Soll der gefallene Soldat im Weltenplane weiter nichts bedeutet haben, als ein kurz flackerndes Licht, welches das Schicksal des Krieges für immer zu einem Nichts auslöscht? Soll das Glücksverlangen in der Menschenbrust mit dem zwar heldenhaften, aber doch nur irdischen Zwecken dienenden Tode beendet sein? Wahrlich, der Tod so vieler junger Menschenleben auf den Schlachtfeldern ist ein klarer Beweis für die Unsterblichkeit der Seele, für die Notwendigkeit des Glaubens, für das Glück der Religion.

So löst der Krieg Probleme, um deren Richtigkeit die Menschheit jahrzehntelang sich heiß bemüht, er klärt Fragen, die für viele unklar oder unberührt gewesen sind, er schüttelt falsche Anschauungen und Irrtümer ab und zeigt der Menschheit wieder die richtigen Bahnen, von denen sie in allzu großem Kulturenthusiasmus und in mangelnder Gottesliebe abgekommen ist. Das sind Segnungen des Krieges, die ohne ihn nicht in so großer Klarheit und von so vielen Augen erkannt worden wären. Die Kultur und die letzten Menschheitsziele werden von den Lehren des Krieges beleuchtet und Sache der Zukunft ist es, den Fortschritt zu den Höhen der Menschheit aus diesen Erkenntnissen abzuleiten.

LXIII.

Wie kam die Koalition zustande?

Graf Schuwaloff, als er russischer Botschafter in Berlin war, sagte einmal zum Fürsten Bismarck: „Vous avez le cauchemar des coalitions." (Sie leiden am Alb der Koalitionen.)

Die Sorge Bismarcks angesichts der Möglichkeit europäischer Koalitionen gegen das Deutsche Reich war schon in der letzten Zeit des Feldzugs 1870/71, in Versailles, erkennbar. Sie trat deutlicher auf, nachdem Fürst Gortschakoff vom Berliner Kongreß 1878 heimgekehrt war. Im folgenden Jahr, 1879, deutete Gortschakoff in der Unterhaltung mit einem französischen Publizisten den Gedanken an eine Koalition gegenüber Deutschland an. Die Briefe des Grafen v. Gontaut-Biron, französischer Botschafter in Berlin, deuten die Versuche, die in dieser Richtung, zunächst auf dem Gebiet der Stimmungen gemacht wurden, als auch die Besorgnisse Bismarcks an. Es gibt auf dem Gebiet der neueren „Memoirenliteratur" kaum etwas inhaltlich interessanteres, in der Form fesselnderes als die Briefe Gontauts.

Nachdem im Jahre 1882 Fürst Gortschakoff von der Leitung der russischen Politik zurückgetreten war, spann sein Nachfolger, Herr von Giers, denselben Faden; bald nach seiner Übernahme der Geschäfte ließ er in einem in Brüssel erscheinenden französischen Blatt, das seinen Interessen diente, den Gedanken an ein russisch-französisches Bündnis entwickeln. Es kam die Zeit, in welcher der russische General Skobelew keinen Anstand nahm, in Trinksprüchen und anderen Äußerungen auf einen Krieg Rußlands gegen Deutschland anzuspielen.

Es war dem russischen Botschafter in Paris, Freiherr von Mohrenheim, vorbehalten, dem Gedanken des russisch-



französischen Bündnisses die diplomatische Form zu geben. Kurze Zeit nach diesem Werk trat er, von Krankheit heimgesucht, aus der Laufbahn und beschloß sein Leben in Pau, angesichts des unvergleichlichen Panoramas der Pyrenäen, das niemals herrlicher geschildert worden ist, als von der Poesie Lamartines und der Prosa Taines. Mohrenheim hat in dieser Höhenluft sein Grab gewählt; er ruht in der Nähe von Pau auf dem hochgelegenen Kirchhof des berühmten Wallfahrtsortes Lourdes. Wer würde an dieser von düsterer Schönheit verklärten einsamen Stätte, welche sich zu den Gipfeln der Pyrenäen zu erheben scheint und eines der schönsten Täler beherrscht, so daß der Ort friedlich-schöner erscheint als die von Dante gerühmten Totenfelder am Aliscans — wer hätte hier die Ruhestätte des Mannes gesucht, dessen Tagewerk heute in einen Weltkrieg ausklingt?

Mohrenheim hatte beim Spinnen der Fäden einen Mitarbeiter, der vielleicht mehr Geräusch gemacht als Arbeit getan hat; der russische Militärattaché in Paris, General Baron von Fredericks. Er hat in den Militärkreisen, in den politischen Kreisen an der Seine viel zu der Hoffnung und dem Vertrauen, welche die Franzosen auf Rußland setzten, beigetragen. Lieferten andere ihm die Partitur, — er machte die Musik und fehlte es an Harmonie, war die Melodie nicht gut, so behielt das Sprichwort Recht: „Wer gerne tanzt, dem ist leicht gepfiffen." Es war die Zeit, als die russische Armeeleitung die Gewehre für das russische Heer in Frankreich bestellen wollte. Man kann nie wissen, was in solchen Dingen Politik und was Geschäft ist. In jedem Fall war der Vorgang ein Symptom.

Während der Verwaltung des Fürsten Bismarck ist die Politik der an einem russisch-französischen Bündnis zum Kriegszweck arbeitenden Kreise nicht zum Ziel gekommen. Bismarck hatte den 1879 geschlossenen, 1885 erneuerten Bund mit Österreich-Ungarn in Harmonie mit der deutsch-russischen Politik erhalten. Ein Mittel dazu fand er in dem sogenannten „Rückversicherungsvertrag" mit Rußland, der den

Zweck hatte, Irrtümer zwischen den Mächten (Deutsches Reich, Österreich-Ungarn, Rußland) zu verhindern und der in den vier Hauptstücken bekannt war. Das vornehmste Mittel, dessen sich Bismarck bediente, war die Pflege des Vertrauens in Petersburg.

Sein Erfolg auf diesem Gebiete erklärt die Entschiedenheit und Selbständigkeit der Haltung und Sprache, welche er im Verkehr mit England bekundete, mit dem er übrigens die denkbar besten Beziehungen zu unterhalten glücklich bemüht war, so daß er sowohl in Petersburg als in London Ansehen und Einfluß ohne Schmälerung besaß und behielt.

1890 schied Bismarck aus dem Amt. Es ist später gesagt worden, „englische Zeitungen" hätten den Rücktritt Bismarcks vorbereitet, ohne daß man jemals einen Beweis für diese Ansicht erbracht hätte.

Graf Caprivi richtete seine Politik auf ein sehr gutes Einvernehmen mit England, ohne daß er es dabei an der Pflege der überlieferten Beziehungen mit Rußland fehlen ließ. Gleichwohl ließ er den „Rückversicherungsvertrag" verfallen. 1889 erschien Kaiser Wilhelm II. bei der mächtigen Flottenschau in England, wo der Prinz von Wales, der spätere König Eduard VII., den Toast ausbrachte auf: „das stärkste Heer und die stärkste Flotte, um den Frieden der Welt zu erhalten". Lord Salisbury, der führende englische Staatsmann, ließ in seinem Organ, der „Morning Post", erklären, England und Deutschland müßten in der Welt zusammenstehen. Der 1889 auftretende „Naval Defence-Act" hatte die Verstärkung der englischen Flotte im Auge, dergestalt, daß sie jederzeit die See gegen die Flotten von zwei anderen Mächten halten konnte; diese beiden anderen Mächte waren: Frankreich und Rußland. Es folgten am 17. Juni 1890 der Helgoland- (Sansibar-) Vertrag, durch welchen England die Insel Helgoland an Deutschland abtrat; kurz vorher hatte Wilhelm II. in Anwesenheit des Prinzen von Wales eine Aufsehen erregende Rede gehalten.



Von der Newa her begann ein kühler Wind zu wehen. Der Besuch, den Kaiser Wilhelm dem Zaren in Narwa abstattete, verlief glänzend, aber er verhinderte nicht, daß die russische Presse Verstimmung kundgab. Hohe russische Orden wurden dem Präsidenten der französischen Republik, Carnot, und dem französischen Minister des Auswärtigen verliehen. Der französische Kriegsminister Ferron erhob sich zu einem Trinkspruch auf die „armée-soeur“. Die Pariser Banken schlossen den russischen Anleihevertrag betreffend 400 Millionen Franken.

1891 vollzog sich die Formulierung der Pläne, welche eine Allianz zwischen Rußland und Frankreich bezweckten. Kaiser Wilhelm hatte einen Besuch in England gemacht. Nicht lange nachher fuhr die französische Flotte unter dem Admiral Gervais nach Kronstadt. Auf den dortigen Festen hörte der Zar stehend die „Marseillaise“ an.

Noch war kein Vertrag unterzeichnet. Dennoch wurde berichtet, Bismarck hätte den Ausruf getan: „Der russische Draht ist zerrissen.“ Es folgten einige Dienste, welche die französische Politik Rußland in Egypten (Finanzverwaltung) und Bulgarien erwies. Es war die Zeit, in welcher die Differenzen zwischen Frankreich und Italien die Blicke anzogen; 1891 der Zollkrieg zwischen beiden Ländern. Der Leiter der italienischen Politik, Marquis Rudini, schien vor allem bestrebt, mit England Hand in Hand zu gehen; in der Hauptsache im Hinblick auf das Mittelmeer.

Was man unter den Vorgängen in jenen Tagen als Annäherung zwischen Frankreich und England bezeichnet hat, gehört in den Bereich der Geschäfte und hat mit der Diplomatie als „Kunst“ wohl nur mittelbar zu tun; jedes „erfolgte Geschäft“ erleichtert die Stellung zwischen zwei Parteien. England und Frankreich schließen 1890 das Sansibar-Madagaskar-Abkommen; der Westen der Sahara bis zum Tschadsee kam an Frankreich; die Verbindung zwischen Algier und Senegambien war hergestellt. Den von der Türkei an Eng-

land gerichteten Wunsch, Egypten zu räumen, beantwortete England ablehnend.

Die Angelegenheiten Deutschlands treten in den Vordergrund. Kaiser Wilhelm hatte den Sultan in Konstantinopel besucht; 1888 war die Konzession der Anatolischen Bahnen mit der Option Diarbekir-Bagdad erteilt wordeu; in demselben Jahr hatte Zar Alexander III. in der Unterhaltung mit dem Fürsten Bismarck an diesen die Frage gerichtet: „Et Constantinople?“ 1890 wurde der deutsch-türkische Handelsvertrag geschlossen.

Es folgten die Handelsverträge des Deutschen Reiches mit ihren Begleiterscheinungen, darunter erregte Debatten, welche im Ausland, in Rußland und in England aufmerksam beobachtet wurden, — der Zollkrieg mit Rußland. An der Newa gab man sich ferner den Anschein, als ob die preußische Polenpolitik verstimme.

Das 1887 von Bismarck an die Deutsche Reichsbank erlassene Verbot, russische Papiere zu beleihen, bestand noch. Die Wirkung des Verbots war in Petersburg kaum bemerkbar. Man hatte dort den festen und ausgiebigen Halt an den französischen Banken. Ein Umstand, der damals noch nicht die Bedeutung hatte, welche er nachher erlangte, als Milliarde auf Milliarde französischen Geldes nach Rußland strömte und einen nach allen Seiten mächtigen Interessentenkreis in Paris und in Petersburg schufen, der sich in die Hände arbeitete und zu welchem später auch englische Interessenten traten.

1892 erschien der Großfürst Konstantin in Nancy, an der deutschen Grenze, wo er in Miene und Wort den französischen Kriegsgedanken schürte. Dasselbe tat der Präsident der französischen Republik, als er der Erinnerungsfeier an die Ereignisse des Jahres 1870 im Pantheon beiwohnte.

So begleitet vollzog sich die Vorbereitung des Bündnisses zwischen Frankreich und Rußland und im Jahre 1894 erfolgte die Unterzeichnung. Zu den Präludien gehören der Besuch der russischen Flotte unter dem Admiral Avellan in



Toulon und vielleicht auch die Rede, welche Zar Alexander bei der Grundsteinlegung im Hafen von Libau hielt, der Besuch des Zaren in Kopenhagen.

Alle diese Vorgänge schufen viel Bewegung, zumal die Zeitungen nicht aufhörten den Reichskanzler v. Caprivi anzuklagen, daß er „Rußland mit Gewalt zu Frankreich hingezwungen hätte". Auch der Helgoland-Sansibar-Vertrag wurde getadelt. Wieviel an solcher Kritik auf Rechnung dieser oder jener Auffassung der ausübenden Politik kommt, wieviel auf Rechnung der Gegnerschaft in der inneren Politik, wer will es entscheiden?

Ereignisse von großer Bedeutung treten in schneller Folge auf. In England wurde die konservative Regierung gestürzt (1892). Gladstone kam wieder zur Macht und 1894 begab sich Lord Rosebery als Gesandter in besonderer Mission nach Petersburg, um an einer Verständigung zwischen Rußland und England über die Angelegenheiten in Mittelasien zu arbeiten. In England sah man ungern das Erscheinen von zwei deutschen Kriegsschiffen in der Delagoa Bai.

Am 1. November 1894 schied Zar Alexander III. aus dem Leben. Die Ermordung des Präsidenten der französischen Republik, Carnot, erschütterte die Welt. Die Werkmeister der russisch-französischen Allianz waren von der Bühne abgetreten. Der französisch-italienische Zwist ging vorüber; bei den Columbusfesten im Jahre 1897 erschien eine französische Flotte unter dem Admiral Rieunier im Hafen von Genua und König Humbert von Italien begab sich an Bord des französischen Admiralschiffs. Diesem Schritt entsprechend klangen die Reden.

Seit 1890 stand an der Spitze der deutschen Flotte der Admiral Graf Monts und das Gewicht, welches die Flotte in der Politik darstellte, nahm schnell zu. Mehr als zuvor wendete man in England den Blick auf diese Entwicklung. Kaiser Wilhelm wies in einer Rede am 28. Januar 1896 auf die Aufgaben Deutschlands in der Welt hin und erweckte damit an der Themse eine Aufmerksamkeit,



welcher die „Times“ Ausdruck gab. Es folgen die Vorgänge, welche sich der Erinnerung unter den Namen: das englische Kongo-Abkommen, Cecil Rhodes, die Chartered-Company, das Gold von Transval darbieten. Großes Aufsehen machte zumal in England der Trinkspruch des deutschen Generalkonsuls in Johannisburg an Kaisers Geburtstag 1895. Der Einfall Jameson's in die Burenrepublik brachte die Dinge ins Rollen.

Chamberlain, dessen Einfluß in England auf dem Zenith stand, gab in einer für die Entwicklung der Politik wichtigen Stunde die Erklärung ab, daß England zur See die erste Stellung (paramount power) gehöre. Die Fußfassung Deutschlands in Kiautschau gab der englischen Aufmerksamkeit neuen Anstoß. Lord Rosebery deutete in öffentlicher Rede auf die Steigerung der wirtschaftlichen Konkurrenz Deutschlands. Er war — vorher und vielleicht damals — ein häufiger und intimer Gefährte des Grafen Herbert Bismarck, dem seine Bekannten nicht die Gabe „der schönen Fassung herber Wahrheiten und der angenehmen Gegnerschaft“ zuerkennen. In der Diplomatie spielen das persönliche Moment und die Psychologie eine wichtige Rolle.

Deutlicher und schärfer gelangte ein Gegensatz Englands zu Deutschlad zum Ausdruck: „Krieg ist das Ergebnis von Handelsstreitigkeiten. . . . Wir ziehen nicht in den Krieg aus sentimentalen Gründen . . .“ — heißt es in einer Schrift, welche dem Lord Charles Beresford zugeschrieben wurde. Die „Saturday Review“ führte aus, daß es sich bei „der Gegnerschaft zwischen England und Deutschland um ein Objekt im Werte von fünf Milliarden Mark jährlich handle. . . . Jeder Engländer würde, nach der Ausschaltung Deutschlands, reicher sein. . . .“

Um die Meinung des Fürsten Bismarck über diese Dinge zu vernehmen, schrieb der englische Publizist Sidney Whitman an ihn. Fürst Bismarck ließ durch seinen Schwiegersohn Graf Rantzau die folgende Antwort schreiben: „Der Fürst bedauert, daß die Beziehungen zwischen Deutsch-



land und England nicht besser sind, als sie eben sind. Bedauerlicherweise weiß er kein Mittel dagegen, da das einzige ihm bekannte, das darin bestehe, daß wir der deutschen Industrie einen Zaum anlegen, nicht verwendbar ist." In dieser unzweifelhaft ironischen Form spricht Fürst Bismarck die Überzeugung aus, daß die schnelle Entwicklung der deutschen Industrie der Hauptgrund oder der einzige Grund der (damals keimenden) Gegnerschaft Englands zu Deutschland sei. Mit Recht. Ein Zaum für die deutsche Industrie? Ein Zaum dient nicht zum Aufhalten, sondern zum Lenken des Renners, der bei leichter, federnder Zügelführung willig folgt.

Einige Zeit vorher war Graf Zedlitz-Trützschler Minister und alle Welt erkannte ihm verdientermaßen großen Einfluß in der inneren Politik zu. Wenn er die Leitung derselben übernommen hätte? Als er, der Unterrichts-Minister, den bekannten Schulgesetzentwurf vortrug, erhob sich mit einem Schlag von allen Seiten ein bedeutender Lärm gegen ihn; man lief Sturm gegen seine Stellung in der Regierung. Dabei waren am eifrigsten die Vertreter der Banken, der Industrie, samt ihren Trabanten in Politik und Presse. Die Absichten des Grafen Zedlitz auf dem Gebiet der Schule hätten nicht gereicht, eine solche Opposition zu schaffen; sie waren der Vorwand. Wenn aber ein Staatsmann aufstand, welcher die Zügel der wirtschaftlichen Entwicklung ergriff und den Zaum mit leichter Hand führte, dann wäre es vielleicht weniger heftig gegangen mit der Entwicklung der großen Vermögen, der Agiotage, der Banken-Conzentration, der Kartele usw. — Dann wäre der Zaum, von dem Fürst Bismarck sprach, dagewesen, und vielleicht wäre bei anderer Entwicklung, nicht minder vorteilhaft für das deutsche Volk der Gang der Dinge ein anderer geworden. Graf Zedlitz, im Jahr 1892 aus der politischen Laufbahn geschieden, scheidet (Oktober 1914) aus dem Leben inmitten des Getümmels des Weltkrieges.

Man wird sagen, daß Fürst Bismarck der Schöpfer der



industriellen Entwicklung Deutschlands ist (Zolltarif 1878.) Ja, aber er hat auch verstanden, den Zaum anzuwenden, bevor das Wettrennen im vollen Gang war. Man braucht nur an die später zurückgezogene Börsensteuervorlage und an die Entstehungsgeschichte des „Vereins mit dem langen Namen“ zu erinnern. Von damals bis zum Sturz des Staatssekretärs Grafen Posadowsky (1907), ist ein langer Weg der Entwicklung „ohne Zaum.“

Im Jahre 1897 trat Herr von Tirpitz an die Spitze der Flotte und gleich darauf kam das Programm der Hochseeflotte. Eine Flut von Denkschriften beschäftigte sich nicht nur mit Flottenfragen, sondern hauptsächlich mit der gewaltigen Entwicklung und den noch weit größeren Erwartungen der deutschen Industrie usw. eingehend, in stolzer Sprache und in einer Weise, welche die Aufmerksamkeit des Auslandes fesselten, nicht minder als jene des Inlandes. Eine zahlreiche, eifrige und rücksichtslose Presse begann ein Konzert, angesichts dessen sich eine oft der guten Formen ermangelnde Polemik, an welcher das Ausland teilnahm, erhob. Das Buch des amerikanischen Kapitän Mahan über Politik und Seemacht wurde ins Deutsche übersetzt und überall gepriesen und verbreitet. Nicht zu vergessen den Flotten-Verein und die Agitation, die sich um ihn sammelte.

Mit berechtigtem Stolz wurde in vielen Denkschriften und auch in Reden der glänzende Aufschwung der deutschen Volkswirtschaft vorgetragen. Unter die besten und beachtenswertesten solcher zusammenfassenden Darstellungen gehört die Rede, welche der Staatssekretär v. Delbrück im Januar 1913 im Parlament gehalten hat. Mit so großem Stolz und so großer Freude wir diese Darstellungen und noch mehr die daran geknüpften Erwartungen für die Zukunft lesen, so ist doch der Eindruck, den dieselben im Ausland erregt haben, nicht zu übersehen. In England, in Frankreich, in den Vereinigten Staaten erhob man scharfe Blicke zu diesem Adlerflug.



1896 hatte Zar Nikolas mit der Zarin in Cherbourg, Paris und im Lager von Châlons Besuch gemacht, allein die Begegnung des Zaren mit Kaiser Wilhelm ging voraus (in Berlin) und folgte (Darmstadt, Wiesbaden). Als im Jahr 1897 Kaiser Wilhelm, von einem Besuch in Kronstadt und Petershof heimkehrend, in Berlin von dem zuverlässigen „Freund im Norden“ sprach, sah man die Dinge im erfreulichen Lichte, zumal auch Kaiser Franz Josef 1897 in St. Petersburg war. Italien und England näherten sich einander auf der Linie ihrer Mittelmeer-Interessen.

Im Anfang des Jahres 1897 war Freiherr v. Marschall, der die Geschäfte der auswärtigen Politik geleitet hatte, zurückgetreten, um bald darauf als Botschafter nach Konstantinopel zu gehen. Herr v. Bülow übernahm die Geschäfte. Der Gegensatz zwischen Rußland und England im Osten hatte sich betont; die Fortschritte Rußlands in Korea mißfielen. In London strebte man nach einer Anlehnung an Deutschland. Balfour und Chamberlain gaben diesem Wunsch deutlichen Ausdruck; die Opposition nahm einen minder freundlichen Standpunkt ein. Damals fanden Verhandlungen zwischen Deutschland und England bezüglich der portugiesischen Kolonien statt (wenn auch v. Bülow Mitteilungen darüber ablehnte) und im Dezember 1898 hielt Chamberlain die berühmte Rede in Wakefield, wo er mit Bezug auf England und Deutschland sagte: „Wir können uns verständigen.“ Der Sieg Kitcheners bei Atbara gab Kaiser Wilhelm Veranlassung, der Königin von England seinen Glückwunsch auszusprechen.

Warum hat der damalige Leiter der deutschen auswärtigen Politik die dargebotene Hand Englands nicht ergriffen? Die meisten Beobachter antworten: weil v. Bülow das hergestellte gute Verhältnis zu Rußland nicht gefährden wollte.

Seit fast einem Jahrzehnt hatte Frankreich seine Kolonialpolitik in Schranken gehalten, nachdem das Gefecht bei Langson (1885), der Sturz Ferrys und die Rivalitäten mit

England sich in den Weg gestellt; die innere Politik beschäftigte die Pariser Welt. Jetzt, nachdem alle Völker auf Afrika blickten, schien eine Wandlung einzutreten, welche Gelegenheit bot, den Verlust Egyptens, das sich mehr und mehr zu einer englischen Domäne entwickelte, auszugleichen. Der französische Oberst Marchand, an der Spitze einer Expedition am Kongo, berichtete bedeutende Fortschrite und stellte größere in Aussicht.

Um die englische Herrschaft auszudehnen, erfolgte 1896 die englische Expedition nach Dongola unter dem Befehl Kitcheners. Schon vorher, im Jahre 1895, hatte der damalige Unterstaatssekretär am Auswärtigen Amte, Sir Edward Grey, auf die französischen Pläne hingewiesen und das Vorhaben des Oberst Marchand als eine „unfreundliche Handlung" bezeichnet. Marchand ging (1896) bei Loango an der Westküste an Land und zog nach Faschoda am oberen Nil; gleichzeitig nahte von Abessinien her eine andere französische Truppe. Im Juli 1898 zog Marchand die französische Fahne in Faschoda auf. Fast auf dem Fuße, im September, folgte ihm dorthin Kitchener nach seinem Sieg über den Mahdi bei Omdurman und der Einnahme von Khartum. Am Tag seiner Ankunft in Faschoda ließ er die englische und die ägyptische Fahne an der Seite der französischen aufziehen. Als diese Nachrichten nach London kamen, begann der englische Botschafter in Paris eine ernste Sprache zu dem Leiter der französischen auswärtigen Politik Hanotaux. Derselbe trat mitten in dieser Entwicklung, aus Gründen der inneren Politik, aus dem Amte, und als sein Nachfolger erschien Delcassé in den Räumen des Palastes am Quai d'Orsay.

An Stellen, wo man Vergnügen daran gefunden hat, sich mit der Psychologie Delcassés zu beschäftigen, ist gesagt worden, derselbe hätte keine Initiative mit in sein Amt gebracht, sondern sei als Werkzeug der Herren Paul Cambon, des Botschafters in London, und Camille Barrère, des Botschafters in Rom, aufgetreten. Es ist natürlich, daß zu den schwebenden



Fragen der Botschafter in London gehört werden mußte, und daß auch der Botschafter in Rom ein Wort mitsprach, ergab sich aus der Annäherung Frankreichs an Italien, das seinerseits die Kooperation mit England zur Grundlage seiner Mittelmeerpolitik machte. In demselben Jahr, das den Faschodakonflikt zwischen England und Frankreich gebracht hat, kam der französisch-italienische Handelsvertrag zustande, der dem Hader zwischen beiden Ländern ein Ende machte, und die englische Diplomatie half bei diesem Ausgleich. Im folgenden Jahr führte der Admiral Fournier ein französisches Geschwader nach Genua, wo an Bord des französischen Admiralschiffes König Humbert erschien. Bald folgte in demselben Jahre eine italienisch-englische Flottenparade, wobei an Bord des englischen Schiffes „Benbow" Admiral Rawson und König Humbert Trinksprüche ausbrachten. Der italienische Ministerpräsident Canevaro erklärte, daß weder Italien noch England eine Unternehmung in Tripolis beabsichtigten; die Verbindung zwischen Tripolis und Zentralafrika würde keinerlei Störung erfahren. Canevaro und Delcassé rühmten die Eintracht zwischen Italien und Frankreich.

Delcassé hatte diese Entwicklungen im Auge, als er daran ging, die Wege von Paris nach London und Rom zu ebnen. Ungleich seinem Vorgänger Hanotaux wollte er es nicht zum Bruch kommen lassen mit England, wo schon Flotten- und Heeresrüstungen gemeldet wurden. Er bezeichnet, ohne Betonung der französischen territorialen Interessen, den Oberst Marchand als den „Abgesandten der Zivilisation" und lenkte langsam ein. Schon im November (1898) schuf er mit England ein Abkommen, welches Faschoda an dasselbe herausgab und die Bahn für seine Koalitionspolitik frei machte.

Der spanisch-amerikanische Krieg zog die Aufmerksamkeit von diesen Angelegenheiten ab. Es mag hier bemerkt werden, daß damals die Tendenz in gewissen Kreisen deutlich hervortrat, die guten Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten zu stören. Die Vorgänge vor Cavite und Manila (Philippinen), wo ein deutsches Geschwader an

der Seite des amerikanischen lag, wurden entstellt berichtet. Dieselbe Tendenz trat in der Beurteilung hervor, welche der Öffentlichkeit in der Berichterstattung über die Vorgänge auf Samoa dargeboten wurde. Es war nicht das erstemal, daß die Publizistik („die Presse") als „Großmacht" gegenüber Deutschland auftrat, aber es scheint der Auftakt in dem großen Konzert, das seitdem angehoben hat, gewesen zu sein. Bei den Friedensverhandlungen zwischen Washington und Madrid nahm die französische Diplomatie eine Haltung ein, welche sie in beiden Städten als würdig der Sympathien erscheinen ließ und der Pariser Finanz große Vorteile schuf.

Der Burenkrieg (1899) brachte die deutsch-französchen Beziehungen wieder in den Vordergrund. Wohl hauptsächlich infolge der Berichterstattung und der Haltung der deutschen Zeitungen war die Stimmung in Deutschland gegen England eingenommen. In anderen Ländern, namentlich in Frankreich, war dasselbe der Fall. Allein in England achtete nach dem Rückzug Frankreichs in Faschoda kaum noch jemand auf diese Stimmen, während jedes Wort, das aus Deutschland kam, in England gehört und besprochen wurde. Ein Teil der Publizität hob diese deutsche „Feindschaft" gegen England hervor; offenbar wollte man in Paris und Petersburg es so.

Die deutsche Regierung bewahrte eine korrekte Haltung und ließ sich auch durch den Zwischenfall der Besitznahme deutscher Postdampfer durch englische Kreuzer nicht beirren. Es heißt, Rußland hätte damals in Berlin und Paris eine Intervention gegenüber England in Vorschlag gebracht, dieselbe sei jedoch an der Haltung Deutschlands gescheitert. Daß ein solcher Vorschlag keine ernsten Chancen hatte, ging schon aus der Haltung Delcassé's hervor, dessen Ziel niemals ein Sieg über England, sondern ein Sieg mit englischem Beistand über Deutschland war.

Während sowohl in Deutschland als in England ein großer Teil der Zeitungen das eine Volk gegen das andere



einzunehmen fortfuhr, blieben die Regierungen bei der Politik der Annäherung. Lord Salisbury, aber auch Chamberlain (dieser mit weniger Konsequenz) haben sich in jener Zeit innerhalb des Möglichen die größte Mühe gegeben, mit Deutschland zu einer Entente zu gelangen. Auf dieser Linie bewegte sich der Gedankengang in der Rede, welche Chamberlain in den letzten Tagen des November 1899 in Leicester hielt. Im Januar 1900 hielt der Leiter der deutschen Politik, v. Bülow, eine Rede, welche als Begleitung der Gedanken Chamberlains gelten konnte. Indessen, es lag in den Worten v. Bülow's der Ton nicht so sehr auf „Entente" als auf dem Wort „Parität". Die Frage mag erlaubt sein: wie sollen zwei, welche hinsichtlich der Parität nicht beruhigt sind, zur Entente gelangen? Fast alle Beobachter jener Tage scheinen den Eindruck zu haben, daß man in Berlin Scheu trug — für den, dem das Wort zu stark ist, würde man sagen: Unlust — zu einem Einvernehmen, sei es Vertrag, Konvention, Entente mit England zu gelangen, weil man starke Rücksichten auf Rußland nahm. Die Traditionen in Berlin, die Neigungen der konservativen Kreise und schließlich auch die Ansichten im Kreis der neuen Industrie- und Geldmächte standen einer Entente mit England im Weg, namentlich wenn man dabei Gefahr lief, Petersburg zu verstimmen und dort die Tendenz, mit Frankreich zu gehen, zu verstärken.

(Schluß folgt.)

LXIV.

Kürzere Besprechung.

Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels und die deutschen Jesuiten.[1]) Unter den zahlreichen deutschen Fürsten, die im 17. Jahrhundert vom Protestantismus zur katholischen Kirche übertraten, dürfte wohl Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels, ein Urenkel Philipps des Großmütigen, die geistig bedeutendste Persönlichkeit sein. Mit diesem eigenartigen und in manchem doch so sympathischen Manne hat sich bisher auf katholischer Seite nur Bischof Räß in seinem großen Werke über die Konvertiten etwas eingehender befaßt. Um so willkommener ist daher eine nicht sehr umfangreiche, aber recht gehaltvolle Monographie, die jüngst P. Kratz über den fürstlichen Konvertiten veröffentlicht hat. Die neue Schrift, die größtenteils auf ungedruckten archivalischen Quellen beruht und durch gefällige Darstellung sich auszeichnet, will keine Biographie des Landgrafen bieten. Der Verfasser, dessen besonderes Forschungsgebiet die Geschichte der Gesellschaft Jesu ist, hat sich vor allem zur Aufgabe gemacht, den Fäden nachzugehen, die Ernst mit den deutschen Jesuiten verbanden. Indessen erhalten wir doch auch über das Leben und den Charakter des hessischen Fürsten manche dankenswerte Aufschlüsse; namentlich wird in einem eigenen Abschnitt überzeugend dargetan, daß Landgraf Ernst aus ehrlicher Überzeugung, nicht aus weltlichen Rücksichten katholisch geworden ist. Von besonderem Interesse ist ein weiterer Abschnitt, der sich mit der Stellung des Fürsten zur Toleranzfrage beschäftigt. Mit Recht bemerkt P. Kratz: „Durch die weitgehende Toleranz, welche

1) Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels und die deutschen Jesuiten. Ein Beitrag zur Konvertitengeschichte des 17. Jahrhunderts von Wilhelm Kratz S. J. Freiburg, Herder. 1914. VIII, 100 S. ℳ 2,50. (117. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach".)



der Landgraf gegen seine andersgläubigen Untertanen praktisch betätigte und in Wort und Schrift verteidigte, steht er in starkem Kontrast zu der damals fast allgemein herrschenden Unduldsamkeit; so daß er geradezu als ein Vorkämpfer des modernen Toleranzgedankens bezeichnet werden kann" (S. 48). Wohl zu beherzigen ist auch heute noch, was einmal Ernst im Jahre 1681 an einen Jesuiten schrieb: „Wir müssen uns fein unseres Zustandes erinnern und uns bescheiden . . ., daß wir politice bei- und untereinander leben und wohnen, und das übrige Gott und der ihm beliebenden Zeit der Erbarmung befehlen" (S. 46).

Mit den Jesuiten hatte der Landgraf bald nach seiner Konversion Beziehungen angeknüpft, und diese Beziehungen gestalteten sich in der Folge immer enger. Jesuiten waren seine Beichtväter, Jesuiten versahen die Seelsorge seiner katholischen Untertanen, ihnen vertraute er die Erziehung seiner Söhne und Enkel an, mit ihnen unterhielt er einen regen Verkehr bis an sein Ende. Aus seinem Briefwechsel mit deutschen Jesuiten werden allerhand interessante Einzelheiten mitgeteilt. Daraus kann man ersehen, daß der Landgraf keineswegs ein einseitiger Bewunderer gewesen; dazu war er in seinem Urteil zu selbständig. Wo er glaubte Fehler und Mißgriffe zu sehen, da hat er mit seiner Kritik nicht zurückgehalten. Trotzdem lautet sein Urteil über die Jesuiten recht günstig; in verschiedenen seiner Schriften stellt er ihnen das glanzvollste Zeugnis aus. „Sein Urteil verdient um so mehr Beachtung, als er selber in Vorurteilen gegen die Gesellschaft Jesu aufgewachsen und befangen war. Nicht blinde Voreingenommenheit, sondern eigene Erfahrung und starker Wahrheitssinn haben den ehemaligen Gegner in einen Freund und Verteidiger des Ordens umgewandelt (S. 95.)

N. Paulus.

LXV.

Zu Alfred Loisys Selbstbekenntnissen.

Von U. Zurburg.

An der Bahre Pius X. hat eine übelwollende Kritik den großen Leo XIII., den modernen Papst, gegen den Bauer von Riese ausgespielt. Bei aller Anerkennung, die auch in der akatholischen Presse dem Papste unter manchem Gesichtspunkte zuteil wurde, konnten sich gegnerische Stimmen mit dem unerbittlichen Kämpfer gegen den Modernismus zumeist nicht versöhnen. Das tiefe, nachhaltige Grollen gegen den Urheber der Enzyklika Pascendi und des Antimodernisteneides ist ein Gradmesser, einerseits für die Unkenntnis des wahren Sachverhaltes, anderseits für die Höhe und Gewalt der antichristlichen Strömung, der Pius X., soweit es wenigstens seine Kirche betrifft, einen so starken Damm entgegenstellte.

Es darf aber hier an das Wort Paul Loysons erinnert werden, wenn er schreibt: „Der Modernismus hätte aufblühen können im Schoße jeder anderen Konfession — im Judentum, im Protestantismus, selbst in der griechisch-russischen Orthodoxie, sogar im Islam — und er hätte dort wohl einen Keim der Wiederbelebung bilden können. . . Der Modernismus konnte alles sein, nur nicht katholisch. Er war für die Kirche ein Körnchen Radium, versteckt unter dem goldenen Chormantel, und sein Glühen hätte ihr unbemerkt ins Herz gefressen. Ich gestehe zwar, daß es ein Unglück für die Modernisten war, einen Pius X. als Papst zu haben;

aber bestände auch die ganze Reihe der folgenden Päpste aus dreizehnten Leos, deren geheime Sympathien modernen Gedanken gelten, die Kirche müßte doch durch diese Päpste oder trotz ihrer gegen den Modernismus unerbittlich bleiben..." [1])

Die Wahrheit dieses Satzes hat kein Geringerer als Alfred Loisy, eine der Koryphäen des Modernismus, zugestanden. Sein neues Buch „Choses Passées" bringt in gedrängter Kürze und in einer Art, die zwar nichts mit Renans „Souvenirs de Jeunesse" zu tun hat, eine Selbstbiographie, welche Papst Pius X. mit Leo XIII. auf gleiche Stufe stellt und in ihren Geständnissen eine Rechtfertigung beider enthält. „Choses Passées" sind kein Gang nach Canossa, enthalten aber auch weniger leidenschaftliche Ausfälle, wie einige seiner Kontroversschriften, dafür steht Loisy auch nicht mehr im Vordergrund, denn die Bewegung, der er Bedeutung gab, ist ohnehin abgeflaut. Er kann und darf die Wahrheit sagen.

Loisys Jugendzeit können wir hier kurz streifen. Zu schwach für den väterlichen Pflug hat er sich dem Studium zugewendet. Er trat in das Kolleg zu St. Dizier 1872, wo er unter der Leitung von Weltgeistlichen seine Erziehung genoß. Für den Priesterstand fühlte er anfangs noch gar keine Neigung (S. 11). Zu dem „fatalen Entschluß" kam er 1873 nach Beendigung seiner Jahresexerzitien. Im folgenden Jahre finden wir ihn im Grand Seminaire von Chalons, wo er 1875 seine theologischen Studien begann. Bei seinem Hang für Mystik fand er am Studium der dogmatischen Theologie wenig Geschmack, sodaß er heute jene Periode als „vier Jahre moralischer und intellektueller Tortur" bezeichnet. Trotzdem blieb er fest in seinem Entschlusse sich dem Priesteramte zu widmen. Seiner Subdiakonatsweihe ging eine schlaflose Nacht voraus, doch entschloß er sich, nach einer Beratung mit dem Beichtvater, zur „Vollendung des großen

1) Das neue Jahrhundert. 1910. S. 374 — Paul Loyson ist der Sohn des bekannten Apostaten Hyacinthe Loyson.



Irrtums" seines Lebens (S. 46). Im Institut Catholique in Paris vollendete er sodann seine Studien und 1879 wurde er zum Priester geweiht. Die Pastoration in einer Landgemeinde, wo er sich fast zwei Jahre aufhielt, war nicht nach seinem Geschmack, und mit Erlaubnis seines Bischofs, Mgr. Meignan, bewarb er sich um die akademischen Grade im Institut Catholique. Auf Verwendung von Mgr. d'Hulst, des Rektors dieser Anstalt, durfte er hier bleiben und erteilte Unterricht im Hebräischen; gleichzeitig hörte er die Vorlesungen über Assyriologie und Egyptologie an der Ecole pratique des Hautes Etudes, sowie an dem Collège de France während drei Jahren die Vorträge von Ernest Renan. Wie destruktiv der letztere auf den jungen Theologen eingewirkt haben muß, geht daraus hervor, daß Mgr. d'Hulst, als ihm Loisy 1884 die These für das Doktorat unterbreitete, eine Veröffentlichung derselben für unmöglich erklärte, ohne die theologische Fakultät selbst zu kompromittieren. Seine Vorlesungen über die Hl. Schrift, mit denen er 1870 betraut wurde, kamen in seiner kleinen Revue unter dem Titel „L'Enseignement Biblique" heraus. Seine Studien deutscher Bibelkritik brachten ihn unter den Einfluß einer ungläubigen protestantischen Theologie, und mit ihr, wie auch mit seinem Lehrer Renan, bekannte er sich zum Prinzip der relativen Wahrheit.[1]) Damit ist aber, wie Mgr. d'Hulst

1) In seinem Romanfragment „Patrice" hat Renan geschrieben: „Die Zeit ist gekommen, wo das Christentum aufhören muß, ein Dogma zu sein, um eine Dichtung zu werden. Das Heidentum hatte seit Jahrhunderten aufgehört, von den erleuchteten Geistern geglaubt zu werden, als es den Vertretern des höchsten damaligen Rationalismus immer noch Bilder und Poesie darbot und als Proklus noch seine Hymnen an Venus schrieb. So wird auch das Christentum noch unsere Mythologie und unsere Quelle der Poesie bleiben, wenn es bereits nicht mehr unsere Glaubensregel sein wird. . . Die Religion ist objektiv an sich falsch; subjektiv aber in Rücksicht auf das Bedürfnis, das wir haben und in Rücksicht auf das religiöse Gefühl, dem sie entspricht, ist sie ewig wahr. . ."

ihm sagte „das ganze Gebäude der Theologie und Scholastik umgestürzt“ (S. 77). Loisy gibt dies selber zu, ja, er geht noch weiter und fügt bei: Dieses Prinzip „zerstörte den absoluten (Wahrheits-) Charakter der jüdischen wie christlichen Offenbarung, der kirchlichen Dogmen und der päpstlichen Unfehlbarkeit“ (S. 74). Die Inspiration der Hl. Schrift ist für Loisy kein übernatürlicher Einfluß, sondern ein mit dem Naturlauf von selbst gegebener Einfluß, wenn man überhaupt noch von göttlichem Einfluß reden darf. So ist aber jeder religiös denkende, jeder, der sich irgendwie angetrieben fühlt, seine Gefühle und Gedanken auszusprechen, ein Inspirierter. Loisy verstand es lange so zu sprechen, daß man sich täuschen lassen konnte und glauben mochte, er wolle noch einen besonderen Einfluß Gottes auf den heiligen Schriftsteller annehmen.[1])

Loisy gesteht in seinem neuen Buche: „Die Fundamentalidee meiner Thesis über biblische Inspiration tauchte plötzlich in meinem Geiste auf inmitten einer Nacht, wo ich schlecht schlief. Wem es beliebt, der mag sie als eine Eingebung des Teufels hinstellen.“ Wenn dann seine Schüler, Studenten von St. Sulpice, den nämlichen Glaubenszweifeln ausgesetzt waren und schwere Gewissensängste ausstanden, wie sie ihr Lehrer durchgemacht, fühlte er immer „ein unendliches Mitleid“ mit ihnen. An Protesten gegen seine Auffassung, wie sie in seiner Revue und seiner Schrift über den Kanon des Alten Testamentes niedergelegt war, fehlte es schon damals nicht. Wie Tyrrell hat es auch Loisy verstanden, seine Ideen in möglichst kirchlich-korrekte Form zu bringen; so passierte seine theologische Dissertation die Zensur und Loisy bestand sein Doktoratsexamen mit Erfolg. Über die feierliche Ablegung der professio fidei vor dem Altar der Kapelle berichtet er: „Während ich dieselbe vorlas, ermunterte mich Mgr. d'Hulst mit einem Blicke tiefen Mitgefühls. Er gab

1) Vgl. Beßmer, Philosophie und Theologie des Modernismus. Freiburg 1912 (Herder) S. 170 f.

eine leichte Beängstigung zu erkennen, als ich kurz nach der Stelle, wo die Formel mich sagen ließ, daß ich die Bibel nur nach der einstimmigen Ansicht der Väter auslegen würde, eine Pause machte. Obwohl mir diese Bestimmung schon lange vorher bekannt war, kam mir diese Idee doch so seltsam vor und so wenig in Übereinstimmung mit meinen Anschauungen, daß ich für einen Augenblick das Bedürfnis fühlte, Atem zu holen. Das Auge des Rektors rief mir die Verpflichtungen der Liturgie wieder ins Gedächtnis. Ich fuhr in meiner Lesung weiter und brachte sie ohne Stocken zu Ende" (S. 106).

Was Loisy feierlich gelobt, mit dem Eid auf das Evangelium beschworen, war demnach nicht in Einklang mit seinen neuen Ideen. Der Streit um Loisy begann. War er den einen ein Apologet der Kirche, der nur neue Wege ging, scheinbar preisgab, um noch mehr zurückzuerobern, sahen andere mit Recht darin nur eine Travestie der katholischen Wahrheit, wie sie die Kirche immer von sich gewiesen. Wenn ihn sein Rektor scherzweise „un petit Renan" genannt, schien es anderen, als habe er bereits den Irrtum seines Lehrers in den Vorträgen des Institut zur Wahrheit gestempelt. Als Mgr. d'Hulst 1893 zur Verantwortung nach Rom einberufen wurde, fand er, daß man daselbst über ein reiches Material gegen Loisy verfügte. Durch Loisys Vorgehen, Veröffentlichung seines Schlußvortrages und Wiederholung seiner Ansichten, kamen die Dinge zu einem raschen Ende. Loisy mußte resignieren und kam als Religionslehrer in die Schule der Dominikanerinnen in Neuilly.

Im gleichen Jahre erschien die Enzyklika Leos XIII. über das Studium der Hl. Schrift Providentissimus Deus. Kardinal Richard zog die Konsequenzen und verlangte von Loisy, bis auf weiteres das Erscheinen seiner Revue einzustellen. Auf Ersuchen seines Freundes, des Generalvikars von Meaux, richtete Loisy an Leo XIII. ein Schreiben, in welchem er bemerkte: „Es gereicht mir zum großen Troste in der Aufrichtigkeit (simplicité) meiner Seele heute zu er-



scheinen, um dem Statthalter Jesu Christi meine vollkommenste Unterwerfung unter die Lehre, wie sie in der Enzyklika über das Studium der Hl. Schrift dargelegt ist, zu bezeugen" (S. 390). Gleichzeitig überreichte er dem Papste zur Begutachtung ein Memorandum über die Behandlung biblischer Fragen. In der Antwort des Papstes ist der Dank für die loyale Gesinnung Loisys ausgesprochen und ihm der Rat gegeben, „in anbetracht der Umstände und in seinem eigenen Interesse zu einem anderen Studienzweige überzugehen" (S. 155).

Wie wenig aufrichtig Loisys Unterwerfung unter die päpstlichen Bestimmungen gemeint war, geht aus dem Umstand hervor, daß nun Loisy seine Ideen nur weiter entwickelte und unter verschiedenen Decknamen in Zeitschriften veröffentlichte. 1899 zog er sich in ein Dorf der Diözese Versailles zurück, nachdem er auf seine Stelle in Neuilly resigniert hatte. Von da folgten Artikel in der „Revue du Clergé Français", von denen einer von Kardinal Richard verurteilt wurde. Der Herausgeber unterwarf sich dem Urteil und Loisy verzichtete auf weitere Mitarbeit. Unterdessen tat er Schritte, „um seine persönliche Unabhängigkeit zu reservieren", verzichtete auf eine Pension der Diözese Paris, übernahm durch Vermittelung von Freunden eine Anstellung in der staatlichen Ecole pratique des Hautes Etudes und führte daselbst während zwei Jahren einen Kursus über Evangelienkritik. Im Januar 1903 erschien das Buch »L'Evangile et L'Eglise", welches abermals von Kardinal Richard verurteilt wurde, und der Erzbischof von Albi berichtete dem Verfasser, daß Leo XIII. seine Unterwerfung erwarte. Loisy gab daher dem Kardinal die Erklärung, daß er sich „vor dieser Entscheidung beuge" und alle Irrtümer verwerfe, die aus seinem Buche von Leuten abgeleitet werden können, welche dasselbe von einem anderen Standpunkt interpretieren, als es geschrieben worden sei. Loisy nennt dies „beugen, aber nicht tief beugen". Am 16. Dezember kamen fünf von seinen Büchern auf den



Index.[1]) In seinem Schreiben an Merry del Val vom 11. Januar 1904 bemerkte Loisy, er habe „die Entscheidung der Kongregationen mit Ehrfurcht entgegengenommen“, doch betrachte er sie als „rein disziplinär“, und indem er sich dem Urteil unterwerfe, habe er „keine Absicht, die Meinungen zurückzuziehen, die er in seiner Eigenschaft als Bibelkritiker und Historiker ausgesprochen“ (S. 277). Damit konnte man sich in Rom nicht begnügen; eine uneingeschränkte Unterwerfung wurde verlangt, von Loisy aber zurückgewiesen. Nach einiger Überlegung gab er schließlich dem Kardinalstaatssekretär die Erklärung ab, er „nehme alle Dogmen der Kirche an“ und verurteile, was in seinem Buche „vom Standpunkt des Glaubens“ anfechtbares enthalten sei. Loisy nahm aber diese Worte nicht in ihrer üblichen Bedeutung. Er erklärt heute selbst, er habe absichtlich geschrieben „ich nehme an“, um nicht sagen zu müssen „ich glaube“, und, wenn er vom „Glauben“ rede, so „war es nicht der Glaube, wie er im Ausdruck der offiziellen Glaubensbekenntnisse gefunden wird“ (S. 284).

In der „Revue d'histoire et de litterature religieuses“ brachten ihn Artikel neuerdings in Konflikt mit den kirchlichen Behörden. Es folgte 1907 die Enzyklika Pascendi und das Dekret Lamentabili mit der Verurteilung des Modernismus. Es war unleugbar, daß die Lehrmeinungen Loisys damit besonders getroffen waren. Wie sehr hatte sich Schell geirrt, als er in Loisy den „hart geprüften Bekenner“ erblickte. Dieser hatte es verstanden, in scheinbar katholischer Form jene Irrtümer zu verbreiten, die nun so klar und entschieden herausgegriffen, widerlegt und zurückgewiesen wurden. Solche Falschmünzerei mit kirchlichen Lehren hatte Schell, der selber falsche Wege ging, nicht durchschaut. Im Vorwort zu seinem Buche „die neue Zeit und der alte

1) La religion d'Israel. — Études Évangeliques. — L'Évangile et l'Église. — Autour d'un petit livre. — Le quatrième Évangile.



Glaube" hatte er die von Loisy mitverschuldete französische Abfallbewegung total verkannt. Er schrieb: „Es ist nicht etwa der Anstoß an katholischen Glaubenslehren, was diese Abbés zum Protestantismus führte. Sie hängen an den Dogmen und an den Sakramenten des Katholizismus." Loisy hat im Februar 1908 in seinen „Simples Réflexions" gegen den Papst die bittersten und ungerechtesten Ausfälle gemacht; gleichzeitig erschien sein zweibändiges Werk „Les évangiles synoptiques", ein Denkmal des Bruches mit dem Christentum und des vollendeten Unglaubens. Daß Rom seine Ideen erkannt und durchschaut, gibt Loisy oft mit zynischer Offenheit zu, ebenso bekennt er, daß das Vorgehen der kirchlichen Behörden ihn veranlaßt habe, mit seinen Gedanken sichtlicher hervorzutreten.[1])

In seiner neuen Schrift ergänzt er, was an seinen Bekenntnissen noch mangelte. Die Anklage, der Papst habe ein Phantom bekämpft, fällt heute dahin. Das Heilige Offizium, das zwar nirgends die Namen der Urheber der verurteilten Sätze nennt, faßt oft den von Loisy intendierten, aber schlau verklausulierten Gedanken bündig und klar zusammen und verwirft ihn dann. Dadurch wird jede Verdrehung unmöglich gemacht. Loisy schreibt heute: „Ich hätte gewisse Sätze und Lehren, welche diese Akte (des hl. Stuhls) geändert hatten, als sie dieselben meinen Büchern entnahmen, verurteilen können, aber ich könnte nicht behaupten, daß

---

1) Beßmer schreibt l. c. S. 171: Wie notwendig es ist, in den Werken Loisys, die seiner Verurteilung vorausgingen, zwischen den Zeilen lesen zu können, ergibt sich aus seiner Bemerkung in Quelques Lettres (S. 106) in einem Briefe, adressiert an Kardinal Richard vom 2. Juni 1907: Il est vrai que, depuis la condamnation des mes écrits par la Congrégation du Saint Office, et à raison des dispositions que m'ont temoignées les autorités ecclesiastiques au cours de ces dernières années ... je me suis dispensé des ménagements que j'avais cru devoir garder tout que je considérais comme possible l'evolution de l'enseignement religieux.

meine wirklichen Meinungen nicht in und mit jenen, welche ich hätte ablehnen können, nicht verworfen worden sind" (S. 361). Der rationalistische Bibelkritiker, der einst beteuerte: „Katholisch war ich, katholisch bleibe ich" und an Pius X. geschrieben (28. Februar 1904): „Ich will leben und sterben in der Gemeinschaft der katholischen Kirche", betrachtete einen Widerruf als „eine Art Selbstmord und unmöglich". Die Äußerung, die ihm zugeschrieben wurde: „Am Tage, wo ich exkommuniziert werde, kaufe ich mir eine neue Soutane", steht im Einklang mit dem Geständnis, das er in seiner neuen Schrift macht. Die Exkommunikation wurde am 7. März 1908 über ihn verhängt. Er schreibt dazu: „Mein erster Eindruck, der noch andauert, war der einer ungeheuren Erleichterung. Die Kirche hat mir zurückgegeben — mit viel Aufsehen und mit den Methoden der Vernichtung und Verurteilung und auf dem Wege des Ostrazismus und, so weit dies möglich ist, der Ausrottung — aber schließlich, sie hat mir die Freiheit wieder zurückgegeben, die ich mit Unrecht vor dreißig Jahren ihr ausgeliefert hatte. In Wirklichkeit hat sie ihrer ungeachtet mich mir selbst zurückgegeben und ich war beinahe versucht, ihr dafür zu danken" (S. 367).

Die Pflicht zu danken läge eigentlich auf unserer Seite, für die Aufrichtigkeit, mit der Loisy in seinem Buche uns zu verstehen gibt, daß er in Wirklichkeit schon vor dreißig Jahren mit der Kirche gebrochen, und daß sein äußerer Bruch viel zu spät erfolgte. Alle Anklagen auf römische Intoleranz und Geistesknechtung, wie die lächerlichen Behauptungen von der Harmlosigkeit der modernistischen Bewegung werden, wie wir im Einzelnen sehen werden, von Loisys Schrift entschieden Lügen gestraft.

II.

In seiner eingehenden Würdigung des Modernismus macht Gisler die folgende Bemerkung: „Ist der Modernismus jene harmlose Bewegung, als die er von manchen Anhängern ausgegeben werden will? Der Modernismus habe



ja nur das Mönchsgewand der Scholastik und das finstere Mittelalter abstreifen wollen! Als ob sein Kampf nur den Folterkammern und Raubritterburgen der ptolemäischen Astronomie und den vier Elementen der alten Physik gegolten hätte! Unter Scholastik versteht der Modernismus das ganze unveränderliche Dogmensystem der Kirche, und Mittelalter ist ihm die Offenbarung Christi, welche die Apostel verkündet und mit ihrem Blute besiegelt. Das ist es, was der Modernismus abwerfen will!" 1)

In den Selbstbekenntnissen seiner „Choses Passées" gesteht Loisy, daß er schon 1883 die Überzeugung hatte „die Kirche der Gegenwart stellt sich als ein Hindernis dem intellektuellen Fortschritt der Menschheit entgegen" (S. 68). Seine Anhänglichkeit an die Kirche habe ihn zwar zurückgehalten, die Folgerungen aus diesem Gedanken zu ziehen, aber „ein latenter Widerspruch" zwischen seiner und der kirchlichen Auffassung war damals schon vorhanden. Er sagte sich: „Wenn die Offenbarung, die in der Bibel enthalten ist, wie das Vatikanische Konzil erklärt, vom Irrtum frei ist, so war sie es unter einer relativen Form, der Zeit und der Umgebung, in welcher die Bücher erschienen sind, entsprechend." Dann schloß er weiter, „daß die Lehre der Kirche, selbst in ihren feierlichsten Entscheidungen die nämliche Relativität hatte wie jene der Hl. Schrift, da das Wort der Konzilien und Päpste nicht über dem Worte Gottes steht und sich tatsächlich unter den gleichen Bedingungen darbietet" (S. 73). Das ist nun schon jener ausgeprägte Relativismus, welchen die päpstliche Enzyklika verwirft. Damit würde das Dogma aufhören, die Richtschnur der Wahrheit, das incommutabile symbolum zu sein, wie Gregor der Große es nennt; wir hätten nicht mehr das unabänderliche Symbol, sondern die unbeständigen Dogmen (dogmata non stantia), vor denen Irenäus uns warnt. Nach Loisys Aufstellung mag also etwas wahr sein für einen Ort oder für

1) „Der Modernismus", Einsiedeln 1912 (Benziger). 2. Aufl. S. 678.

eine Zeit, nicht aber für andere Orte und Zeiten.[1]) So urteilte Loisy nach seinem eigenen Geständnisse schon 25 Jahre vor seiner Exkommunikation!

Die Kirche war 1885 und 1886 für Loisy zwar noch immer eine Erzieherin der Menschheit, „eine notwendige Institution und das göttlichste Ding auf Erden" (S. 76); dagegen fand er „den materiellen Sinn der dogmatischen Formeln" mehr und mehr unhaltbar. „Trotz dem fortschreitenden Zerfall meines Glaubens meinte ich doch lange Zeit, in der Gemeinschaft des Glaubens mit der Kirche zu bleiben. Doch wurde es unmöglich an dieser Illusion festzuhalten. Was ich allmählig von der Bibel, von Christus, von den christlichen Glaubensbekenntnissen und deren Ursprung zu halten begann, war geradezu die Verneinung des übernatürlichen Charakters der Religion" (S. 78). Dann erzählt er uns, wie ihm darüber Klarheit wurde. „Sie überwältigte mich beim Beginn des Jahres 1885—1886 an einem gewissen Tag, als ich in einem kleinen Zimmer in der Rue Littré mit einem meiner Freunde, der seither gestorben ist, ein langes Gespräch über den legendarischen Charakter der Evangelischen Berichte hatte." Und dies alles also schon sieben Jahre, bevor die Bischöfe auf seine Entfernung aus dem Institut Catholique drangen!

So war es demnach nicht die Scholastik noch irgendwelche Schulmeinung, sondern der „übernatürliche Charakter der Religion" stand auf dem Spiele. Das modernistische Denken findet aber auch wieder den Ausweg. Loisy will die

1) Renan, dessen Einfluß sich bei Loisy überall kundgibt, hat an oben angeführter Stelle geschrieben: „Die Religion in Deutschland und Italien ist gut und wahr, sie ist lächerlich in Frankreich, weil sie zum Charakter des Landes nicht paßt. Die Religion war gut vor Zeiten, sie ist es nicht mehr in der Umgebung unserer intellektuellen Kultur. Sie ist noch gut für das Volk; denn in Hinsicht auf die intellektuelle Kultur gehört das Volk der Vergangenheit an. Aber sie ist absurd für den Bourgeois; denn sie liegt nicht in seinem Charakter. . ."



Kirche nicht verlassen, auch wenn „die wesentlichsten Glaubensbekenntnisse“ in Frage kommen, denn, sagte er sich: „was waren gerade diese Glaubensbekenntnisse anders als Symbole, deren Wert in ihrer moralischen Wirkung lag?“ [1]) Daß aber dies nicht katholische Auffassung ist, war ihm schon damals klar, denn er schreibt: „Nun konnte ich es mir nicht mehr verhehlen, daß die Stellung nicht so war, wie ich sie mir ausgedacht; daß ich außerhalb des katholischen Gedankenganges stand; daß, wenn man die Dogmen den Forderungen der Wissenschaft und des modernen Geistes gemäß auslegen wollte, eine mehr oder weniger weite und neue Auslegung nicht ausreiche, ohne daß solche Dogmen, wie die Jungfräuliche Geburt und die Auferstehung Christi, mit der Wirklichkeit ihres Objektes verschwinden; daß es unerläßlich war, das ganze katholische System in den Schmelztiegel zu werfen“ (S. 80).

Wenn man sich frägt, wie es möglich war, daß Loisy so lange als Lehrer für Theologen sich halten konnte, so gibt uns dieser selbst eine hinlängliche Erklärung. „Es lag eine ungeheure Zweideutigkeit (une équivoque énorme) in der Situation, denn die Glaubensbekenntnisse der katholischen Kirche, das natürliche Objekt meiner Forschung, blieben fernerhin die offizielle Richtschnur meines Lehrvortrages, waren als solche von mir anerkannt. Es war mir unmöglich, dieses Doppelsinnige aus meiner Sprachweise auszuschalten. Erklärte ich, die Entscheidungen der Kirche in Bibelfragen leiteten mein Werk, meinte ich dies in einem äußerst weiten Sinne, insofern als diese Entscheidungen ausdrücklich die Richtung angaben für jene Glaubensbekenntnisse, die ich zu studieren hatte — d. h. insofern sie dem Historiker Anleitung boten, und nicht insofern, als sie Wahrheiten waren, die sie es, außer Frage, dem Gläubigen oder Theo-

---

1) Man vergleiche dazu Loisys Ausführungen in Autour d'un petit livre S. 187—192. Die Geringschätzung der Glaubenslehren ist hier klar und deutlich ausgedrückt.

logen waren" [1]) (S. 90). Er fügt bei: „So konnte ich es vier Jahre lang treiben und hätte es wohl noch auf unbestimmbare Zeit weiter treiben können, wenn ich an dieser Doppelsinnigkeit hätte festhalten wollen, indem ich mich über die Kritik in Punkten, welche die Theologie betrifft, ausließ und mehr gefährliche Fragen vermied." Was Loisy hier mit équivoque bezeichnet, war in Wirklichkeit theologische Falschmünzerei und bewußter Betrug.

Mit seiner Entfernung vom Institut Catholique beginnt keineswegs eine Abnahme seiner Tätigkeit im Sinne des Modernismus. Das Christentum bleibt für ihn „eine Königin, die zwar tief gefallen, immer aber noch einflußreich und Herrin ihrer Bestimmung bleibt: Verstände sie zum Volk zu reden, keine feindliche Gewalt könnte gegen sie streiten." „Trotz alldem, was sie mich hat leiden lassen, blieb ich dieser Kirche aufrichtig zugetan" (S. 165). Diese Anhänglichkeit äußerte sich aber keineswegs im Sinne und Geiste dieser Kirche, denn Loisy erklärt: „Ich nahm keinen Artikel des Glaubens im buchstäblichen Sinne an, außer daß Jesus gekreuzigt worden unter Pontius Pilatus." In seiner Kritik der Kirche von 1899 stehen drei Hauptgedanken vor seinem prüfenden Geiste: 1. Haben sich die religiösen Ideen, zumal

---

1) Wir haben hier bereits die bekannte modernistische Unterscheidung zwischen Christus der Geschichte und Christus der Religion. Welch ein trauriges Bild Loisy vom „geschichtlichen" Christus gibt, zeigen uns sein Évangiles synoptiques I. S. 252. Was von den Wundern des Herrn zu halten sei, sagt Loisy in L'Évangile et l'Église (XX f.) noch nicht, wir wissen aber aus anderweitigen früheren Äußerungen desselben, daß er in ihnen kein übernatürliches Eingreifen Gottes erblickt. In Évangiles synoptiques sucht er entweder die Wirklichkeit der Tatsachen wegzudisputieren oder sie gewaltsam und lächerlich zugleich nach echt rationalistischer Art in ganz natürliche Vorgänge umzudeuten. In Autour d'un petit livre versichert er immer und immer wieder, er leugne die Auferstehung nicht; in seinen Briefen, die auf seine Verurteilung folgen, und in seinen Évangiles synoptiqnes lüftet er dagegen das Visier und leugnet die Auferstehung klar und offen.



die von Gott in ihrem Wesen unverändert erhalten? 2. Waren Christus und seine Kirche wirklich Gegenstand klarer und ausdrücklicher Prophezeiungen im Alten Testamente? 3. War Christus der unmittelbare Urheber der Kirche mit ihren einzelnen hierarchischen Abstufungen, ihren Fundamentaldogmen, ihren Sakramenten und ihrer Liturgie? Wie lautete nun die Antwort des Kritikers auf diese Fragen. Er schreibt: „Diese drei Postulate, auf denen das ganze Gebäude des katholischen Glaubens ruht, können nicht nur nicht bewiesen werden, sondern sie werden von der Geschichte als falsch dargetan" (S. 176). Mit dieser Kritik verband Loisy auch noch die Abweisung einer äußeren Offenbarung, wie sie das Vatikanum gelehrt. „Die Analyse, welche ich damals von der Arbeit des religiösen Gedankens, deren Resultat als Offenbarung bezeichnet ist, gab, enthielt die Leugnung aller äußeren übernatürlichen Einwirkung (mécanisme surnaturel)" (S. 178). Man wird wieder erstaunend nur beifügen, daß sich trotz dieses Unglaubens Loisy noch neun Jahre innerhalb der katholischen Kirche halten konnte und wollte. Der Segen des Antimodernisteneides hätte demnach schon früher heilsam gewirkt, wenigstens für solche, die es noch ehrlich meinen.

Frankreich war das Land der „Neuen Apologetik", die traditionelle, sofern sie auf Metaphysik, insbesondere auf aristotelisch-scholastische Metaphysik sich stützte, wurde als untauglich für unsere Zeit erklärt. Teilweise mißleitet durch die Philosophie Pascals und de Lamennais, verwirrt durch den Positivismus eines Comte, geblendet endlich durch den Neukantianismus, teilten diese Katholiken mehr oder weniger den Standpunkt von Aulard, der in einer Fehde mit Buisson erklärte: man müsse „den alten Gott der Metaphysik an die Grenze führen, mit bester Verdankung seiner vorübergehend geleisteten Dienste."[1])

Loisy ging aber noch weiter, wenigstens im Niederreißen;

1) Thamiry, Les deux aspects de l'immanence. S. 259.



an ein Aufbauen im Sinne der neuen apologetischen Richtung dachte er nicht so fast. Er gesteht: „Es war leicht für mich am Schlusse zu erklären: ‚Eine Neuprägung des ganzen christlichen Lehrsystems in all seinen Stufen würde die notwendige Bedingung für einen bessern Erfolg im christlichen Erziehungswerk sein.‘ Um die Wahrheit zu sagen, ich meinerselbst wäre sehr verlegen gewesen, wenn die Kirche, statt mich nach Veröffentlichung meiner historischen Kapitel zu verurteilen, mir es überlassen, meine Spekulationen über die Dogmen des Glaubens zu entwickeln und mich in die Notwendigkeit versetzt hätte, genau zu sagen, was ich an ihrer Stelle gelehrt wissen wollte. Wiewohl ich das Ungesunde der alten Glaubensbekenntnisse einsah, täuschte ich mich in den Gedanken hinein, man könnte weiterhin die alten Formeln gebrauchen, müßte sie nur mehr oder weniger als Symbole erklären. Dies hätte jedoch eine ganz unnötige Verwicklung zur Folge gehabt. Ich hätte an die Kirche das Verlangen stellen müssen aufzuhören, den Gläubigen ihren Gott als den einstigen Schöpfer der Welt, ihren Christusgott, seine Unfehlbarkeit zu lehren und nur das hohe Ideal der Gerechtigkeit und Güte zu betonen, das auch den wahren Geist ihrer Tradition bildet. Der Papst und die Bischöfe würden mir sicher mit der Erklärung geantwortet haben: Wir können nicht — non possumus. Und, begreiflich, sie können nicht“ (S. 192).

Mit dem Jahre 1903 trat Loisys Modernismus noch unverhüllter an den Tag. Gott war für ihn keine geschichtliche Person, denn nur als Mensch trat Jesus in die Geschichte ein. Einige Schriften kamen auf den Index. Loisy gibt zu, daß „diese Sätze nicht zu vereinbaren waren mit der scholastischen Auffassung der Dogmen, mit der persönlichen und absoluten Gottheit Jesu. Sie ließen sich nur halten mit Hinsicht auf eine mehr oder weniger symbolistische Theorie des religiösen Glaubens und der Immanenz Gottes in der Menschheit“ (S. 262).[1])

1) Näheres hierüber bei Beßmer l. c. S. 83.

Im Tagebuch von 1914 notiert er Gedanken, die ihm allerdings schon früher hätten aufsteigen sollen. Er schreibt: „Als ich heute morgen die Gebete des Missale las, hatte ich beinahe den Wunsch, es möchte dies zum letztenmal sein. Glaube ich denn noch hinlänglich, um mich Katholik nennen zu dürfen? Und was ich glaube, ist es katholisch? Ich stehe in der katholischen Kirche aus Gründen, welche mit dem katholischen Glauben nicht in Einklang sind, nur aus Gründen der Moral (opportunité morale). Es braucht wenig — sehr wenig — um mich zu hindern das Werk als Priester noch weiterhin ehrlich fortführen zu können. Ich wäre nicht überrascht, wenn jenes Wenige einträte, und ich halte selbst dafür, daß es mir darüber nicht leid sein sollte" (S. 307).

Loisys Glauben war rasch im Abnehmen begriffen, sofern von einem Abwärts überhaupt in jenem Zeitpunkt noch gesprochen werden kann. Er bemerkte wieder im Tagebuch: „Es würde mir nicht im Geringsten nützen, wenn ich auch fest glauben könnte, daß Jesus zur Hölle abgestiegen und zum Himmel aufgefahren ist. Ich könnte selbst keinen geistlichen Vorteil aus dem Gedanken herleiten, es gebe wirklich drei Personen in Gott, oder Er sei nur als eine Person aufzufassen. Schon längst kann ich nicht mehr zu Gott beten, wie man zu einer Person beten würde, von der man eine Gunst erhofft. Mein Gebet besteht darin, es mir in meinem Bewußtsein (conscience) zu überlegen und in demselben zu entscheiden, was ich für gut und recht halte" (S. 309). Der Begriff eines persönlichen Gottes wie der Unsterblichkeit der Seele fällt für ihn dahin. Für ihn galt ja nur mehr das „Erlebnis" und von diesem ausgehend, weiß er nicht, warum er den Menschen über das Tier setzen soll. So meint er: „Ein Mensch muß doch wunderbar einfältig oder besonders stolz sein, daß er sich einbilden kann, er habe ein Anrecht auf besondere Aufmerksamkeit von Seite Gottes und daß Gott auf ihn rechnet, um Seinen Himmel zu schmücken. Es möchte selbst eine große Überschätzung des



Wertes des Menschen als eines sittlichen Wesens scheinen, in dieser Hinsicht seine Unsterblichkeit zu verlangen. Was er auch in der Welt getan haben mag, er ist hinlänglich schon belohnt, wenn er sie verläßt. Das Leben des Menschen ist ein Phänomen, wie das der Pflanze. Zu sagen, der Mensch ist unsterblich, heißt sagen, ein Phänomen dauere noch fort, wenn es schon zu existieren aufgehört hat" (S. 310).

Sein Unsterblichkeitsbegriff ist ein ganz anderer. „Jener, welcher erlebt hat, und wäre es auch nur für einen Augenblick und trotz den Beschränkungen und dem Element der Täuschung, das all unserm Auffassungsvermögen innewohnt — ich sage, wer das Ideal unter der Form des Wahren, des Guten und des Schönen erlebt hat, wer mehr oder weniger rein, mehr oder weniger vollkommen Wissen und Liebe genossen, der ist in die Ewigkeit eingegangen, der hat Gott von Angesicht zu Angesicht geschaut, und er kann ruhig sterben, denn er hat genug gelebt, um immer zu leben, er hat seinen Namen in unauslöschlichen Lettern in das Bewußtsein des lebendigen Gottes eingegraben" (S. 310).[1])

Wir haben hier, nur wieder in anderer Form, was Loisy bereits in seinen Schriften ausgesprochen, die Immanenzlehre. „Göttliche Immanenz" im Menschen kann nach dieser Ausführung und nach Loisys Gedankengang mit „pantheistischer Immanenz" gleichgesetzt werden. „Wir fragen", so beschließt das Rundschreiben Pascendi seine Beurteilung des Immanentismus, „ob eine solche Immanenz Gott vom Menschen unterscheide oder nicht. Wenn ja, in was unterscheidet sich dann der Immanentismus von der katholischen Lehre und warum verwirft er die Lehre von der äußern Offenbarung? Wenn nein, so haben wir den Pantheismus. Nun aber will die Immanenz der Modernisten und gibt zu, daß das Bewußtseinsphänomen vom Menschen als Menschen ausgeht. Die berechtigte Schlußfolgerung lautet: Gott

1) Vgl. dazu Beßmer l. c. S. 86.



ist eins- und dasselbe in dem Menschen; also **Pantheismus**." [1])

Bei dieser Auffassung, die sich aus Loisys Schriften des öfteren nachweisen läßt, ist es auch begreiflich, wenn er die Gottesbeweise der katholischen Philosophie und Theologie als unhaltbar zurückweist, wenigstens soweit „die Existenz eines ewigen, unveränderlichen, allwissenden, allmächtigen Gottes" usw. nachgewiesen werden soll (S. 304). Und mit dieser Überzeugung wußte Loisy noch zwei weitere Jahre den kirchlichen Bannstrahl von sich abzulenken!

Man hat in totaler Verkennung der Sachlage dem „intransigenten" Pius X. über seine konsequente und energische Bekämpfung des Modernismus manch scharfes Wort noch ins Grab nachgerufen. Loisy ist der Versuchung, Leo XIII. auf Kosten Pius X. zu erheben, nicht erlegen. Hatte doch Leo XIII. den Amerikanismus, den Vorläufer des Modernismus, verurteilt und enthielt das Rundschreiben „Providentissimus Deus" eine zu deutliche Absage an die exegetische école large mit Mgr. d'Hulst an der Spitze. Loisy hatte sich ja selber bemüht, diesen Entscheidungen die Spitze zu brechen, als er in seinem Autour d'un petit Livre (S. 202 f.) eine ausweichende Interpretation dieser Enzyklika versuchte. In seinen „Simples reflections" (S. 288) schreibt er in Bezug auf die Verurteilung des Modernismus: „Man darf nicht vergessen, daß Pius X. nur die logischen Konsequenzen aus der offiziellen Lehre der Kirche gezogen hat, und daß, wer seine Grundsätze als wahr annimmt, an der Opportunität des päpstlichen Erlasses nicht die leiseste Kritik üben darf. Denn der Modernismus . . . stellt eben diese Grundsätze in Frage, nämlich die mythologische (!) Idee der äußeren Offenbarung, den absoluten Wert der überlieferten Dogmen und die absolute Autorität der Kirche, dermaßen, daß die Enzyklika Pius' X. durch die Umstände geboten war und Leo XIII., wenigstens was das Wesentliche

1) Herdersche Ausgabe S. 86.

und die Lehre betrifft, sie nicht viel anders abgefaßt hätte." Wie weit übrigens die gespannten Verhältnisse Leo XIII. mit der französischen Regierung im Vorgehen des Papstes gegen einen hervorragenden Professor an einer französischen Staatsschule von Belang waren, lassen wir dahin gestellt. Loisy selber schreibt in seiner Selbstbiographie: „Einige haben es Leo XIII. zur Ehre angerechnet, daß er mich nicht verurteilt hat. Tatsache ist, daß Leo XIII., so weit es ihm möglich war, sich den Anschein gab, als betrachte er die Kontroversen, in welche er hineingezogen wurde, als ‚Französische Sache', in welcher er sorgfältig eine Einmischung vermied. Aber er verstand es sehr gut, den Bischöfen nahe zu legen, welche Maßregeln sie zu ergreifen hatten" (S. 219). So hat denn das Modernistenhaupt selbst der Wahrheit die Ehre gegeben und den Satz des protestantischen „Temps" zur Enzyklika Pius X. selber gutgeheißen, wenn er schreibt: „Stellt man sich auf den katholischen Standpunkt, so bleibt Rom logisch mit Leo XIII. und den Überlieferungen der Kirche."

„Choses Passées" haben zu all den bekannten Geständnissen in Loisys Schriften neues Material beigefügt und das Vorgehen der Päpste gerechtfertigt. Loisy selbst dürfte unter die „Toten" zu rechnen sein, wie er dies in einer Bemerkung von 1910 selbst getan hat. „Choses Passées" klingen seinem Namen und der Sache des Modernismus wie ein düsteres Sterbelied nach.

LXVI.

Das Rationale im Glauben und Ritus.

II.

Die beste Apologetik der Religion nicht nur, sondern auch des Aberglaubens ist das Verständnis derselben, nicht die psychologische Betrachtung, wie man zunächst meinen könnte. Wohl hat man hier und da vereinzelte Versuche gemacht, den Aberglauben nicht als das Absurdum erscheinen zu lassen, welches dem modernen Betrachter nur ein überlegenes oder mitleidiges Lächeln abzwingt; man hat darauf hingewiesen, daß einiges, was der Aberglaube instinktiv gefühlt, durch die neuere Wissenschaft seine glänzende Bestätigung gefunden habe; andere haben ihm poetische und ästhetische Seiten abgewinnen wollen. All dies genügt jedoch nicht dem Drange nach Verständnis dieser Erscheinung; denn diese Erklärungsversuche, die vorwiegend von Dilettanten ausgingen, konnten nur einzelne abergläubische Meinungen und Praktiken in ihren Schutz nehmen, die Gesamtheit wagten sie nicht zu verteidigen. Die ernste Wissenschaft suchte diesem Problem mit wissenschaftlichem Empfinden beizukommen; sie betrachtet nur zu leicht alles Wirkliche als notwendig, und alles Notwendige, da es festen Entwickelungsgesetzen unterworfen ist, als gut, wenn auch nicht in sich, so doch in Hinsicht auf die Entwicklung: Der Aberglaube war für sie demnach eine notwendige Phase des Irrens, die das Menschengeschlecht und nach dem ontogenetischen Prinzip jeder Mensch zu durchlaufen hatte. Diese sehr bequeme und beliebte Auffassung ist mindestens oberflächlich; denn von einer bestimmten Periode des Aberglaubens dürfen wir nicht sprechen, oder wir müssen darauf verzichten, diese Periode zeitlich und räumlich zu begrenzen, was wiederum den Periodenbegriff illusorisch machen würde. Denn der Aberglaube entsteht immer neu, auch in unsern Tagen: er ist die Philosophie des Als



ob, wie Hanns Vaihinger sie genannt hat. Strunz geht in einer Betrachtung über die Geschichte der Naturwissenschaft sogar soweit, daß er all unser wissenschaftliches Arbeiten dieser Betrachtungsweise unterstellte und unsere schönen Theorien als den Aberglauben bezeichnete, welche der morgige Tag als solchen erweisen würde. Das ist natürlich zuviel gesagt; aber es beweist doch mindestens, wie wenig begründet die Annahme einer Periode des Aberglaubens für die Menschheit ist. Somit hat auch die Wissenschaft das Problem des Rationalen im Aberglauben und Ritus noch nicht gelöst.

Es mußte auch solange ungelöst bleiben, als man Glauben und Ritus als etwas betrachtete, was von dem übrigen Denken und Tun des Menschen wesentlich verschieden sei. Ad hoc erfundene Theorien hatten dann den Gegensatz zu vermitteln, welcher zwischen dem abergläubischen und dem profanpraktischen Handeln des Menschen bestand. Doch hätte man sich vorher die Frage vorlegen sollen, ob dieser Gegensatz denn wirklich besteht. Schon der alte Antonius van Dale hat es der Religionswissenschaft zum Vorwurf gemacht, daß sie zu leicht geneigt sei, das Wie zu beantworten, bevor sie recht das Was erkannt hat. Als drastisches Analogon führte er die Geschichte des schlesischen Bauernsohnes mit dem goldenen Zahn an, die erbitterte Gelehrtenfehden veranlaßte: ein Teil nahm an, die Sache wäre Schwindel, doch die Mehrzahl interessierte nur die Frage, wie diesem ein goldener Zahn hat wachsen können. Auf den Gedanken, den Zahn zu untersuchen und den plumpen Betrug auf diese Weise zu entlarven, kam man erst weit später. Und so geschieht es oft in der Wissenschaft, und auch unser Fall gehört hierher. Man projizierte die Distanz unseres Empfindens zwischen dem Aberglauben und unserem Leben in Zeiten und Verhältnisse zurück, welchen jene Diskrepanz offenbar fremd ist. Die Kluft, die so künstlich geschaffen war, mußte dann freilich eine gekünstelte Theorie überbrücken, wenn man nicht etwa in unverzeihlicher Gedankenlosigkeit überhaupt dieses Problem achselzuckend mit einem Wort wie „Gallimathias" abtat.



All dies ist nicht nötig. Alles, was der Mensch der Vergangenheit tat und dachte, verträgt jede unbefangene Kritik ebenso gut wie unser Tun und Studieren. Man muß nur hierbei eine zweifache Klippe vermeiden: das Isolieren der Phänomene und die Beurteilung von unserm Standpunkt. Daneben könnten noch andere Gesichtspunkte als heuristische Prinzipien genannt werden, welche jedoch sämtlich nur besondere Fälle der beiden genannten sind; ein solcher ist z. B. das Prinzip, als Grund oder als ursprünglichen Gehalt eines Ritus oder eines Glaubens nie einen Mythus, ein Symbol oder eine Metapher anzunehmen, da jedes Symbol z. B. eine Realität voraussetzt, aus der es sich erst entwickelt hat; was somit erst der geistige Niederschlag, das Produkt des Auslebens eines Glaubens oder Ritus ist, wird als dessen Grund angegeben — eine Umkehrung der Verhältnisse, die aber leider sehr gewöhnlich ist.

Man darf die Phänomene nicht isolieren. In nachhellenistischer Zeit findet sich in der Volksmedizin, um Schlaf zu erlangen, das Mittel angegeben, Blätter des Lorbeers oder der Olive, mit gewissen Formeln beschrieben, unter das Haupt zu legen. Zur Erklärung hat man auf die dämonenvertreibende Kraft, welche diesen Blättern eignen soll, verwiesen. Nun, in dieser Form ist das unbewiesen und bedarf wieder selbst einer Erklärung. Ohne weiteres verständlich wird aber der Ritus, sobald man sich erinnert, daß man noch in historischer Zeit in Athen und Syrakus neben dem Ostrakismos eine Art von Verbannungsurteil durch das Volk kannte,* indem man den Namen auf Blätter schrieb. Diese Sitte gestattet einen Schluß darauf, daß man in noch früherer Zeit überhaupt, wie noch jetzt etwa bei den Völkern Südostasiens, kürzere Texte auf Blätter schrieb; dieses Schreibmaterial erhielt sich in der abergläubischen Praxis, die keine Neuerungen wagte, um nicht den Erfolg in Frage zu stellen. Der gallische Arzt Marcellus Empiricus empfiehlt, um einen an der Ausübung der ehelichen Rechte zu hindern, folgendes Mittel: man lege unter dessen Bett eine bekränzte Mörser-

keule. Was die Mörserkeule soll, kann man sich allenfalls denken; wieso aber deren Bekränzung den gewünschten Erfolg herbeiführen soll, ist uns nicht ohne weiteres klar. Verständlich wird es uns nur dadurch, daß man zum Vergleich die alte Sitte, die Toten zu bekränzen, herbeizieht. Der Kirchenvater Hippolytos berichtet uns in seiner Polemik gegen die Magier, daß die Befrager eines magischen Orakels unter Anrufung des Gottes Phre und unter Schwingen von Lorbeerzweigen eintraten. Früher hatte ich dieses nach andern durch den Hinweis auf die lustrative und apotropäische Kraft, die dem Lorbeer durch seine Verbindung mit dem lichten und reinen Gott Apollo eignete, zu erklären versucht;[1]) richtiger wäre statt dieser beziehungslosen Erklärung der Hinweis auf die uralte, besonders auch in den Mysterien heimische Sitte gewesen, stets wenn man sich der Gottheit bittend nahte, Zweige von dem ihr heiligen Baume in der Hand zu tragen. Woher diese Sitte stammt, können wir jetzt noch nicht sagen.

Der gewöhnlichste Fehler aber, der zu falschen Auffassungen in der Religionswissenschaft führt, ist die Beurteilung von unserm Standpunkt. Die Vulgärpsychologie, welche man mit großer Energie aus dem Gebiet der exakten und beschreibenden Wissenschaften hinausgedrängt hat, herrscht hier noch ungestört. Diese Art der Beurteilung muß notwendig zu einer Verurteilung oder zu gezwungenen Erklärungen führen; die gewöhnlichste dieser Zwangsannahmen ist Symbol und Metapher. Man scheut sich aber auch nicht, mit Begriffen offenkundigen Mißbrauch zu treiben, vor dem man zurückschrecken würde, dächte man sich etwas dabei. Bei vielen Völkern besteht als Trauerritus das Abschneiden der Haare und Fingernägel; man nennt das Totenopfer. Dieses „Opfer" kann gewiß nicht als Opfermahl gedacht werden; aber auch die andere Auffassung vom Opfer, welche dieses als ein Geschenk oder als Selbstentäußerung denkt, kann hier im Ernst nicht in Frage kommen: kurz, der Opferbegriff ist

1) Hippolytos Kapitel gegen die Magier, Leipzig 1913, 40.

hier mißbräuchlich angewandt, dieses „Opfer“ der Haare und Nägel muß etwas Anderes sein oder etwas Anderes mindestens gewesen sein. Was es war, erkennen wir aus dem Vergleich mit den Trauersitten anderer Völker, bei denen die Sitte vorschreibt, laut zu klagen, sich die Haare zu raufen, sich blutig zu ritzen, ja selbst Fingerglieder zu verstümmeln: alles Äußerungen großen Schmerzes, die ursprünglich impulsiv waren, nun durch die Sitte geregelt sind. Ein anderer Fall ist die Idee des Substitutionsopfers, die leider noch immer Anklang findet. Nach dieser Anschauung opfert man Tiere, anstelle der ursprünglich geforderten und geübten Opferung von Menschen, um die Sühne des Opfers sich anzueignen; man spricht sogar von Substitution der eigenen Person. Gehen wir von letzterem aus. Nach dieser Annahme opferte man sich selbst, um die Gottheit zu versöhnen, man verübte vor ihr Selbstmord. Da kann es sich gewiß nur um ein einmaliges Opfer handeln; und zu diesem Opfer waren entweder alle oder nur einzelne verpflichtet. Wer? Warum? Aus Zwang oder eigenem Drang? Und dies in der Urzeit? Man sieht, wo die Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein. Schlagwörter entheben des eigenen Denkens und der Selbstverantwortung; sie sind berufen, über alles „Schlaglicht“ zu verbreiten, auch dort, wo nichts zu sehen ist. Ein sehr moderner und daher sehr beliebter Schlager ist „Mutter Erde“, welchen A. Dieterich geschaffen. Doch müssen wir gleich hinzufügen, daß er nur zum geringsten Teile an dem Unfug, der damit getrieben wird, Schuld ist und ihn gewiß aufs Schärfste, wenn er noch lebte, verurteilen würde. Wenn das neugeborene Kind auf die Erde gelegt wird, so geschieht es, damit es von seiner eigentlichen Mutter, der Erde, Kraft und Leben erhalte. Wenn Sterbende auf die Erde gelegt werden, so soll dieser Brauch andeuten, daß sie in den Schoß ihrer Mutter zurückkehren. Das eine muß man dieser Auffassung lassen, sie ist sehr poetisch; Dichter liefern daher auch die besten Belege für den Wortgebrauch. Mehr Gutes kann man ihr aber



nicht nachsagen. Warum legt man das Kind auf die Erde? Ich denke deshalb, weil es die Sitte forderte, daß die Frauen nicht auf dem Lager, sondern auf dem Boden entbunden wurden. Nun hat man auch dies mit „Mutter Erde" erklärt; ich gestehe aber, mir nicht mehr denken zu können, was das Schlagwort hier soll; mehr wie nahe liegt der Brauch der Naturvölker, bei denen alle Frauen auf der Erde niederkommen einfach aus dem Grunde, weil ihre Hütten zu ebener Erde sind. So werden auch einst die Hütten der Griechen und Römer gewesen sein, aus denen man alte Lebensbräuche in Häuser und Paläste unverändert übernahm. Oder wie will man die gleichzeitigen Forderungen für die Wirksamkeit vieler Amulete erklären, die die „Mutter Erde" nicht berühren dürfen, sollen sie Kraft haben? Hoffentlich beglückt uns hier jemand mit einer Theorie der „Polarität der Kräfte", um der auseinanderstrebenden Tatsachen Herr zu werden.

Nachdem wir vor den Klippen der Erklärung gewarnt, müßten wir nun eine systematische Darlegung nicht sowohl der Erklärungsmöglichkeiten als der Wege folgen lassen, die eine Methode zu betreten hat, welche dem rationalen Element in Glauben und Ritus durchaus gerecht wird. Diese kann jedoch nicht hier, wo mehr Hinweise und Anregungen geboten werden sollen, gegeben werden; die Vielgestaltigkeit dieser Methode in ihrer praktischen Anwendung würde ein überreiches Material benötigen, das nur den Mann vom Fach interessieren könnte. Langsam beginnt sich die Erkenntnis durchzuringen, daß in diesem Zusammenhange die Spiel- und Ausdruckstätigkeit des Menschen eine erhöhte Aufmerksamkeit verdienen, da diese erst das Gros bis jetzt nur durch allerhand symbolische Umdeutungen erklärter Riten uns verständlich machen können; man denke hier nur an die reiche Literatur über phallische Riten mit ihren oft abgeschmackten Ideenkombinationen. Ein zweiter Großteil der Riten ist ein Rest alter Lebensgewohnheiten, z. B. der Tracht, der Wohnungsart. Ein dritter Teil entstammt rein profan-



praktischen Handlungen, die dann durch ihren Zusammenhang mit den sakralen selbst sakrale Bedeutung und in weiterer Entwicklung auch dort, wo sie keine sakrale Bedeutung zu haben brauchten, solche erhielten. Da wir von dieser Gruppe noch kein Beispiel kennen gelernt, führen wir das Trankopfer der Griechen und Römer an: bevor man den Becher zum Trunke ansetzte, forderte es die Sitte, daß man einige Tropfen auf die Erde verschüttete, es war, wie man sagte, ein Opfer für die Götter. Gegen diese Auffassung hat noch niemand Bedenken gehabt, obwohl man ebenso wenig daran zweifeln kann, daß der Brauch in dieser Form nicht ursprünglich sein kann. Er findet sich auch bei andern Völkern und dieser Umstand ermöglicht ein Heraustreten aus dem Bann griechischer Spekulation. Im Talmud erzählt Abbaje, „er habe früher geglaubt, der Gebrauch, beim Wassertrinken erst einige Tropfen aus dem Kruge auszuschütten, habe seinen Grund darin, daß man die obenanschwimmenden Dinge beseitigen wolle; er sei aber später belehrt worden, es geschehe wegen der ‚bösen Wasser', weil, wie Raschi lehrt, ein Sched (Teufel) davon getrunken haben könne".[1]) Wir entnehmen also dieser interessanten Stelle, daß die Sitte ursprünglich eine Entfernung der Unreinigkeiten bezweckte und erst später eine den Verhältnissen oder der herrschenden Spekulation entsprechende Umdeutung erfuhr. Das beste Analogon hierzu ist unsere moderne Sitte bei der Tafel; wenn wir jemanden aus der eben entkorkten Flasche Wein eingießen, werden die ersten Tropfen in das eigene Glas gegossen; dieser zur reinen Höflichkeit gewordene Brauch geht auch auf das Motiv der Reinlichkeit zurück. Abergläubischen Gehalt hat er aber bei den Wetterauern angenommen, die bei dem Anbrechen eines Kruges Sauerbrunnen den ersten Tropfen ausschütten.[2])

Sanitätsmaßregeln, wie sie sich im eben erwähnten

---

1) M. Grünbaum, Gesammelte Aufsätze zur Sprach- und Sagenkunde, Berlin 1901, 100.

2) J. Grimm, Deutsche Mythologie[4] 554.

Ritus formen, haben noch andere Gebote und Verbote veranlaßt. Bereits von anderen ist vermutet worden, daß die bei fast allen Völkern angetroffenen Tabugebote über bestimmte Speisen auf die stets oder unter gewissen Umständen schädliche Wirkung derselben zurückgingen.

Es läßt sich freilich voraussehen, daß diese Art der Erforschung des Glaubens und des Ritus in den Ruf eines überwundenen Rationalismus kommen wird. Hier hilft nur die Appellation von dem schlecht informierten Verständnis zum besser informierten. Moderne Gelehrte, welche Ansichten wie die abgewiesenen hegen, pflegen sich auf die antiken Theoretiker zu berufen. Sie sagen, Prinzip der Wissenschaft müßte sein, die Antike durch die Antike zu erklären; wenn nun die Alten über ihre Ansichten und Praktiken Erklärungen hinterlassen hätten, dann haben wir diese hinzunehmen, ganz gleichgültig, ob sie uns einleuchtend scheinen oder nicht. Dieser Syllogismus ist blendend und er scheint gegen jeden Einwand gesichert: die Antike durch die Antike zu erklären, dürfte jedem als Forschungsideal vorschweben. Der Fehler liegt aber darin, daß man bei dem Wort „Antike“ etwas Einheitliches, Homogenes statt des Kumulativen, den es in Wirklichkeit ausdrücken soll, versteht; niemand wird behaupten wollen, daß die Antike für uns mehr als ein Sammelbegriff für Erscheinungen verschiedener Zeiten und Völker sei, und damit fällt auch die Verbindlichkeit des Schlusses. Dieselbe Kritik, die wir an den Ansichten moderner Gelehrten üben, verlangen die Hypothesen der Antike; übrigens widerlegt diese selbst den ihr zugeschriebenen Dogmatismus, sobald sie mehr als eine Erklärung vorschlägt oder überhaupt versagt. Gleiches gilt entsprechend von den Naturvölkern, von denen die Forschungsreisenden für die beobachteten Sitten einheimische und deshalb unanfechtbare Erklärungen mitbringen wollen, und Augenblickseinfälle oder das Echo ihrer suggestiven Fragen als solche hinnehmen. Daß dann Glauben und Handeln in so vielem unmotiviert und unsinnig erscheinen, darf nicht verwunderlich erscheinen.



Die Andacht zum Kleinen, die J. Grimm für jeden Gelehrten fordert, muß leider hinter den großzügigen und daher blendenden Sophismen moderner Religionstheoretiker zurücktreten. Es wird ihr noch einmal die Ehre werden, sobald sich die geschichtliche Methode als die einzig berechtigte anstatt der vulgärpsychologischen bewiesen hat. Diese Methode wird den Nachweis liefern, daß das magische und religiöse Denken von keiner anderen Struktur als das profane ist, daß die Riten ebenso rationale Handlungen, die abergläubischen Meinungen ebenso besonnene Hypothesen, wie die der gleichen Kultur angehörigen profanen Übungen und Ansichten sind. Die Einheit von Überwelt und irdischer Welt, die in dieser einheitlichen Auffassung von Glauben und Wissen, Ritus und Handeln hervortreten würde, würde dann erst die Geschichte der menschlichen Kultur ermöglichen, nach der die wissenschaftlichen Tendenzen unserer Tage hindrängen.

LXVII.

Zur Zentenarfeier des Malers Josef Scherer.

(1814—1891.)

Geboren am 1. November 1814 zu Ettelried (bei Augsburg), wo sein Vater Landwirtschaft und Uhrmacherei betrieb und auch als Pfleger der heute wieder zu Ehren gekommenen „Volkskunst" mit Pinsel und Farbe hantierte, trat die Veranlagung des Knaben alsbald hinreichend hervor, um sie an der Kunstschule zu Augsburg weiter zu fördern. Eine silberne und goldene Medaille, welche der Fünfzehnjährige daselbst im Aktzeichnen errang, bahnte ihm den Weg an die Münchner Akademie, wo der Jüngling bei Schlotthauer und Heinrich Heß gründlich die Öl- und Freskomalerei übte, auch die subtile Technik der von Sigmund Frank und Wilhelm

Voertel neu entdeckten Glasmalerei sich aneignete und selbe wesentlich förderte. Mit dem Kopieren berühmter Meister aus Boisserée's Galerie erwarb Scherer bald einen geachteten Namen und zahlreiche Aufträge, welche eine Reise nach Wien und Pesth ermöglichten. Die Reize der Donaufahrt und des farbigen Pußtalebens gaben ihm reichlichen Stoff zu späteren Landschaften und Genrebildern. So erfreute er sich bald eines wohlbekannten Namens und eines tätigen Mitgliedes der Künstlergesellschaft „Zum Stubenvoll", durch Mitwirken bei deren gemeinsamen Interessen und Festen, worunter eine Aufführung von „Wallensteins Lager" im Zwingergarten des Blutenburger Schlößchens (1838) und des großen „Albrecht Dürer-Zuges" (im Karneval 1840), wobei Scherer die Winzergruppe inszenierte.

Ein neuer Kreis seiner Wirksamkeit führte ihn nach Griechenland. Schon 1832 hatten den zum König erwählten bayerischen Prinzen Otto zahlreiche Architekten, Bildhauer und Maler begleitet. Unter Letzteren Peter von Heß, der den Einzug des jugendlichen Monarchen in Nauplia und Athen in meisterhaften Schöpfungen zur Darstellung brachte und sein reiches Material zu den die Kämpfe der Hellenen gegen die Herrschaft der Türken schildernden Fresken (in den Arkaden des Hofgartens) sammelte; dazu der nachmalige General Karl von Heideck, der schon in Spanien und Frankreich als Offizier gegen Napoleon, dann als Philhellene und Organisator von 1828—29 nicht allein ruhmreich abermals (1833—38) teilnahm, sondern auch seine militärischen Erinnerungen geschickt zu kleinen Ölgemälden verwertete.

Josef Petzl (geboren 1803 zu München), welcher nach langer Wanderung in Deutschland nach Italien kam und nach gleichzeitiger Überfahrt ein Augenzeuge der begeisterten Aufnahme des jungen Monarchen in Hellas wurde, bannte die frischen Eindrücke in seine das griechische Leben abschildernden Bilder, darstellend wie z. B. in einem Kaffee zu Nauplia die königliche Proklamation verlesen wird. Alle Köpfe sind als Portraits in heller Begeisterung, das kleinste Beiwerk



in größter Wahrheit und blühender Farbe wiedergegeben. Das Bild, welches noch im Laufe des Jahres 1833 nach München gelangte, bewährte auf der Kunstausstellung zu Berlin, Hannover, Hamburg, (nachmals noch 1858 auf der großen historischen Exposition zu München) das nachhaltigste Interesse; ebenso das „Griechische Frauenfest", eine „Hochzeitszene" (1834); „Schachspielende Türken"; ein „Zeltlager" (1835), eine Frauengruppe vor einem antiken Tempel usw. Alsbald entrollte Karl Rottmann die Linienschönheit und den Farbenzauber seiner griechischen Landschaften und der gewaltigen Inselwelt.

Im Jahre 1842 erging an mehrere jüngere Historienmaler der Auftrag, die indessen von Fr. Gärtner und Bürklein[1]) erbaute königliche Residenz, nach Ludwig Schwanthalers geistvoll entworfenen Skizzen, mit großen Wandgemälden zu schmücken, welche das heldenmütige Ringen der Griechen gegen den Halbmond zur Darstellung brachten. Die mit malerisch so dankbaren Stoffen betrauten Künstler, welche in gleich wetteifernder Begeisterung ihre Tätigkeit begannen, waren: Claudius Schraudolph (geb. 1813 zu Obersdorf im Algäu), welcher später seinem berühmteren Bruder Johannes Sch. bei Ausführung von dessen großen Werken als rechte und linke Hand in neidloser, unentwegter Treue assistierte und am 13. November 1891 in seiner Heimat starb; Josef Kranzberger, geb. 10. Juli 1814 zu Regensburg, einer der talentvollsten Schüler von Cornelius, welcher dem Meister bei Anfertigung der Kartons und Ausführung derselben in der Ludwigskirche mithelfen durfte, ein Altarblatt für den Regensburger Dom malte und eine Tafel in die von Herzog Maximilian gestiftete Ölbergkirche zu Jerusalem; König Otto war ob der Ausführung eines großen

1) In ihrem Gefolge befanden sich auch die Architekten Franz Xaver Beyschlag, Otto von Langenmantel, Karl Fr. A. Klumpp und der im Erfinden neuer Ornamente so gewandte Dekorationsmaler Josef Schwarzmann.



Frieses mit der Seeschlacht von Navarin so befriedigt, daß er dem Maler auch das Altarbild seiner Hauskapelle übertrug; leider erlag der vielversprechende Künstler schon am 26. November 1844 einer heftigen Malaria. Als originelle Kraft erwies sich Ulrich Halbreiter (geb. 11. Juli 1812 zu Freising, gest. 26. November 1877 zu München), welcher als Schüler von Heinrich Heß schon in der Basilika mitgewirkt hatte; auf ihn traf die Darstellung der „Schlacht bei Karbonissi unter Marko Bozzaris", die „Verheerung von Morea unter Ibrahim Pascha" und die „Verteidigung von Missolunghi", außerdem zierte er mit anmutigen Grisaillegruppen den Tanzsaal. Dann besuchte Halbreiter Ägypten und Palästina, wo er Hunderte von landschaftlichen und architektonischen Ansichten zeichnete (in Lithographie von Borum & Lebschée) und eine Rundsicht von Jerusalem, welche er später zu München als Panorama von 10 Fuß Höhe und 100 Fuß Umfang in Öl ausführte. Als Zeichner von stilgerechten liturgischen Gefäßen förderte H. das Kunstgewerbe und ebenso die religiöse Plastik. Ebenso schaffensfreudig betätigte sich der Algäuer Franz Wurm (geboren zu Stiefenhofen am 30. März 1816, gestorben 11. Juli 1865 zu Gutenberg) nachmals in Paris, Nantes und Rouen vielfach mit Kartons für Glasmalereien beschäftigt, insbesondere als Freskotir zweier Kirchengemälde im Kolleg zu Stonyhurst und einem Plafond für Eurishofen. Obwohl seines heitern Sinnes gemäß anfangs ganz dem Genre zugetan, löste doch Th. Guggenberger (geb. 7. August 1815, gest. 26. April 1882 in München) ebenso gut sein Pensum mit einer Darstellung des „Congreß in London" wie mit der „Seeschlacht bei Navarin". Mit demselben Wagemut stürzte sich unser Scherer in die „Schlacht von Patras" und mit einem „Empfang König Ottos bei seiner Landung" in eine bunte Kavalkade, ebenso gelangen ihm eine Reihe mythologischer Darstellungen, insbesondere fesselte ihn die täglich vor Augen liegende Landschaft. Ganz im großzügigen Linienflusse Rottmanns schuf er eine Ansicht der Akropolis mit dem Trümmerfelde des



Parthenon; mit dem Auge eines Architekten und Malers schilderte er den Theseustempel, das „Denkmal mit dem Weihegeschenk des Lysikrates“ und das wunderliche der „Turm der Winde“ betitelte Gebäu, insbesondere aber eine Straßenszene mit dem „Einbringen gefangener Klefteu“, wozu er unermüdlich wohl an Hundert prachtvoller Figurenskizzen aus dem buntfarbigen Straßenleben Athens sammelte: schöne mit ägirretischen Schritten schreitenden Frauen- und Kindergestalten, prunkvoll bewaffnete Krieger, Verkäufer und Händler, zottiges Landvolk und Städter aller Art, blinde Volkssänger und Geiger, die wahren Nachkommen Homerischer Rhapsoden, Bettler und Jahrmarktvolk aller Art: alles mit den prägnanten Charakterköpfen und glühendem Zauber der Farbe, wie nachmals Ludovico Passini ein italisches Volksleben und Theodor Horschelt eine „Straße in Tiflis“ auf ihre Leinwand bannten. Leider kam das große Werk Scherers, außer einem das packende, ganze Programm abschildernen Entwurf, nie zum vollendeten Abschluß. Ein schweres Fieber warf ihn lange auf das Krankenlager, bis seine prächtige Schwabennatur den Sieg gewann. Es gab einen Abschied von den treuen Freunden und Kunstgenossen, ebenso wie selbe nach Vollendung eines Bildes jeweilig einen „Hebwein“ feierten, mit Saitenspiel und Liederklang, wobei altbayerische Volksweisen und hellstimmige Jodler die autochthonen Zuhörer mit freudigem Staunen erfüllten.

Scherer durchquerte das aegäische Inselmeer, weilte, immer zeichnend und neue Eindrücke durch tagelanges Hinhocken, mit diplomatischer Treue die Erinnerung der glänzenden Tage mit dem Stift festhaltend, im großtraubigen Chios und im Marktgewühle und den köstlichen Bazaren von Smyrna; fuhr nach Konstantinopel, wo er als Stuben- und Hausgenosse eines schwäbischen Landsmannes, Sandalenschneiders und Schuhmachers in größter Genügsamkeit beinahe ein Jahrlang in Herberge lag: glücklich im täglichen Schauen des orientalischen Lebens und der farbigen Wunder des Morgenlandes. Fast schien es, als ob des Lotos süße



Kernfrucht der Heimat Angedenken ausgelöscht hätte. Vergeblich kamen Fragen und Mahnungen zur Rückkehr. Erst die Einladung auf glänzende langwährende Kunstaufträge brachten ihn beinahe widerwillig dazu, endgültig die Lenden zu schürzen, die aufgestappelten Waffen, Kostüme und Sammlungen zu verfrachten und endlich wieder über das blauglitzernde Meer zu fahren. Vorerst mit einer Zwischenstation auf Malta, dann eine Küstenfahrt um Siziliens Städtegürtel, immer mit dem Stift in der Hand, nach Neapel, Rom und Florenz, durch Oberitalien, die Schweiz nach der schwäbischen Heimat. Es galt in Stuttgart die unterdessen von Bernhard von Neher im Auftrag des Königs Wilhelm von Württemberg ausgearbeiteten Kartons in die glühende Pracht riesiger Fensterbilder der Stiftskirche zu übersetzen und zwar unter Beihülfe seiner gleichgearteten Brüder, des treuen Alois (geb. 1819) und Leo Scherer (geb. 21. Okt. 1827). Im besten, einträchtigen Verkehr mit den Stuttgarter Künstlern (worunter der Tiermaler Anton Braith, Christian Mali, W. Schütz, Ferdinand Rotbart, Osterdinger, der feinfühlige Genremaler Jakob Grünenwald, der berühmte Pferde-, Schlachten- und Panoramenmaler Louis Braun mit den trotz seines Augendefekts doch so lebenswahren und harmonischen Entwürfen, Reinhold Braun, der Kirchweihen, Pferdejahrmärkte und Volksfeste freudig abschildernde Meister und viele andere) lösten die Brüder ihre hohe Aufgabe. Gleichsam im Nachklang seiner griechischen Erinnerungen malte Scherer noch auf einer großen Glasplatte eine „Palikaren-Familie“, wobei das glühende Sonnenlicht in die kühle Stube der spinnenden Frau einflutet und die friedlich heitere Szene in hinreißende Wirkung versetzt (in Stahlstich von E. Oertinger vervielfältigt).

Nach einer längeren Studienreise durch die Kunstschätze in Belgien und Holland errichteten die Brüder in München ein Atelier für christliche Kunst, ganz im Sinne einer mittelalterlichen „Fabrika“, deren Oberleitung und Führung in der Hand des Ältesten blieb, während die anderen mit



vereinten Kräften, jeder an seiner Stelle, im schönsten Einvernehmen und nach besten Kräften, jedes Werk förderten. Gleichsam als Programm ihrer Leistungen entstand ein Fensterbild mit einer thronenden Madonna, etwa halblebensgroß, in reicher architektonischer Umrahmung auf mosaikartigem Hintergrunde (angekauft von Bischof Heinrich Hofstätter in Passau). Darauf folgten viele großartige Aufträge und volle Tätigkeit herausfordernde Bestellungen, drei 68 Fuß hohe Fenster für die Martinskirche zu Landshut, eine Himmelfahrt des Erlösers für Heidelberg (in Stahlstich von Rohrdorf), ähnliche Leistungen für Salzburg, Rottenburg, Worms, Koblenz (hl. Elisabeth), auch in das ferne Ausland, nach Buffalo, New-York, Boston, St. Vincent in West-Moreland usw. gingen die Werke. Auch rivalisierte Sch. mit Ainmiller, Burckhardt, Zettler und anderen Anstalten, in subtiler Ausführung selben nicht allein ebenbürtig, sondern häufig sie auch übertreffend. Im Dom zu Augsburg restaurierte Sch. mit größter Pietät ein dem alten Holbein zugeschriebenes, durch Hagelschlag schwer beschädigtes Fenster, schuf dann auch einen neuen, möglichst stylgerechten Flügelaltar mit Ölbildern, wobei er mit scharfaccentuierter Formgebung sein Bestes leistete, ebenso wie Karl Baumeister und der Plastiker Josef Knabl mit seiner das Martyrium der hl. Afra abschildernden Gruppe.

Das einträchtige Schaffen, wobei noch ein vierter Bruder, Sebastian Scherer (1823—73), als unermüdlicher Detaillist, Ornamentenmaler und Einbrenner vorzügliche Dienste leistete, wurde durch das Ableben Leo Scherers erschüttert. Er starb am 29. April 1876 infolge eines erst unbeachteten Insektenstiches nach grauenvollen Leiden. Die Überlebenden zogen sich in das zu Ettelried unterdessen erbaute heimatliche Haus und Atelier zurück, wo Meister Josephus zu Wohl und Nutz der Gemeinde rastlos weiterarbeitete mit einer auch baulich durchgreifenden Restauration der Kirche und Ausstattung derselben mit neuen Bildern, Skulpturen, liturgischen Gefäßen und Schmuckwerken, zugleich auch für

fernere Instandhaltung vorsorgend, wobei ihm ein ganz in seinem Sinne ausgebildeter Neffe, Johann Scherer, zur Seite stand. Am 28. Mai 1887 schied auch Alois Scherer aus dem Leben. Er zählte zu den seltenen Menschen, die einen größeren Schatz in der Seele bergen, selben aber so sorgfältig und ängstlich behüten und deshalb von Fernerstehenden nie nach vollem Werte beachtet werden. Er hatte schon frühzeitig feingestimmte eigene Kompositionen und Kindergruppen für Klemens Brentano, Sulpiz Boisserée u. A. auf Glas gemalt, auch Kopien nach Christian Ruben, Bodmer, Josef Mozet, auch Raphaels „Madonna del Sisto“; verschwand aber dann in brüderlich wetteifernder Tätigkeit, immer seine Stelle voll ausfüllend.

Am 25. März 1891 entschlief der Gründer und Senior dieses artistischen Stammes, nach schwerem, mit großer Geduld ertragenem Leiden. Josef Scherer war ein scharf herausgemeißelter Charakter: herb und hart gegen seine eigenen Leistungen, anerkannte er doch bereitwillig an fremden Schöpfungen, was immer Gutes zu finden war, über das gewöhnliche Niveau hinausging und eine ideale Höhe erstrebte. Er pries die religiöse Kunst als die höchste und älteste. Seinen einmal erklärten Freunden blieb er unverbrüchlich ergeben. „Was er in seiner Weise schuf und leistete, gilt als ehrenvoller Beitrag zur Geschichte der deutschen Kunst, deren glorreiche Regeneration er miterlebte und dazu mit besten Kräften beigetragen hatte“ (vgl. „Allgem. Deutsch. Biographie“, Leipzig 1894. XXXVI, 775).

LXVIII.

Ypern und Dünkirchen.

Mit Spannung blickt das Auge in diesen Tagen auf jene Namen. Die Kämpfe am Yserkanal und um Ypern winden Lorbeeren um unsere Waffen, auf welchen mancher rote Tropfen deutschen Heldenblutes im schwankenden Licht der herbstlichen Sonne funkelt.

Über ein Jahrhundert und mehr war der Name des Yser und der Stadt Ypern in Vergessenheit gesunken. Jetzt tauchen beide wieder auf mit ihren in der Kriegsgeschichte glänzenden Namen.

Jener kleine, unbedeutende Küstenfluß, der Yser, welcher aus Frankreich kommend, an Beveren vorbeischleichend, sich westlich nach Belgien wendet, hat in vergangener Zeit manch harten Strauß gesehen, als um die Herrschaft in Mitteleuropa gerungen wurde unter der Führung berühmter Feldherren. Doch nichts von alledem gleicht an Taten des Heldenmuts wie an weittragender Bedeutung des Waffenglücks dem Ringen, dessen wir heute Zeugen sind. Am Yser und an dem kleinen Nebenflüßchen Vleterbeek wogt der Kampf mit atemberaubender Heftigkeit. Bis der Yser auf seinem Lauf von 86 Kilometer, von welchen 36 auf französischem Gebiet liegen, die Stadt Nieuport erreicht, wo er in die Nordsee fließt, durchmißt er ein ausgedehntes Kampffeld, wo seit Tagen schon der Donner der Geschütze nicht verstummt ist.

Ypern ist in jenen Landschaften die bedeutendste Stadt und alles ringsum kann als das „Hinterland“ des großen französischen Hafens Dünkirchen gelten.

Die Vlämen nennen die Stadt „Yperen“ und unter diesem Namen hat sie das Mittelalter hindurch eine Rolle gespielt, von deren Bedeutung man heute keine Vorstellung



mehr hat. Sie war die Metropole dieses Teils des flandrischen Belgien. Vor ihren Mauern eilt das kleine Flüßchen Yperlée der Schelde entgegen. Heute hat die Stadt etwa 18000 Einwohner, welche eine bedeutende Industrie, Tuch und Spitzen, betreiben. Der ragende, stolze Zeuge einer weitaus größeren Bedeutung in der Vergangenheit, die noch aus dem 14. Jahrhundert stammenden, wohlerhaltenen „Hallen“, in der Mitte der Stadt, sind ein äußerst weitläufiges, monumentales und schönes Gebäude. Die ehemalige Kathedrale, die heutige Kirche St. Martin, besitzt einen architektonisch bemerkenswerten Turm aus dem 15. Jahrhundert.

Woran aber in dieser stürmischen Zeit, wo Herz und Geist auf unsere Krieger gerichtet sind, wohl niemand denkt das ist, daß im Chor dieser Kirche kein geringerer begraben liegt als Jansen. Der Donner der Geschütze und das Knattern der Gewehre, der Kampfruf der Heere dringen über das Grab dieses Mannes, der zu seiner Zeit einen der gewaltigsten Geisteskämpfe entfacht hat, in dessen Verlauf hohe Ideale der Menschheit Ziele des Ringens bildeten. Wer, in der Tat, sollte heute, wo all unser Denken und Empfinden bei unseren Angehörigen im Felde weilt, so ohne weiteres mit Gedanken und Erinnerungen über die Mauern von Ypern dringen und die große Erscheinung des berühmten „Bischofs von Ypern“ messen?

Sein Name führt uns an die Schwelle des „Jansenismus“, der ehemals die Welt in Bewegung gesetzt hat und einen Kampf anhub, dessen Ausklingen noch heute im Denken und Fühlen der Menschen Wellen schlägt.

Das Wort des Mannes, der hier im Chor der Kirche von Ypern schläft, wurde alsbald „sowohl eine Lehre als eine Partei“. Als Jansen im Jahr 1640 sein berühmtes Buch über „Augustinus“ der Öffentlichkeit übergab, ging es wie ein tiefer Athemzug durch einen großen Teil Europas. „Die Gnade ist den Auserwählten vorbehalten, denn nur für sie hat Jesus Christus gelebt.“ So hatte Jansen den Geist der Schriften von Augustinus erfaßt und mit dieser



Lehre trat er vor die Welt. Gegen dieselbe erhob sich in ihrer ganzen Macht und Hoheit die Kirche. Papst Urban VIII. sprach im Jahr 1642 das Anathem. Allein um die Lehre hatte sich eine starke Partei gebildet, die so berühmt gewordene Partei der „Jansenisten". Einer aus ihren Reihen, Nicolas Cornet, trug der Pariser Sorbonne den wesentlichen Inhalt der Lehre in der Form der „fünf Propositionen" vor, die alsbald von der Sorbonne verurteilt wurden. Gegen diese Entscheidung erhoben 60 Mitglieder der Sorbonne Einspruch. Wichtiger war, daß das Parlament in Paris auf ihre Seite trat. Damit war der Streit entfacht. Auf Verlangen von 85 französischen Bischöfen verurteilte im Jahr 1653 Papst Innocenz X. (Bulle: Cum occasione) die „fünf Propositionen". Der gelehrteste, begabteste und strengste unter den Jansenisten, der berühmte P. Antoine Arnould, erhob sich nicht gegen dieses Anathem, aber er machte die Unterscheidung zwischen „Recht und Tatsache" (droit et fait): „Die Propositionen könnten verurteilt werden (Recht), aber ihr Inhalt finde sich anders bei Augustinus, als der Papst sie erfaßt hat (Tatsache)." Die Welt, zunächst die in Belgien und Frankreich, spaltete sich darüber in zwei Lager. Das französische Parlament und einige Bischöfe stellten sich auf die Seite von Arnould, dessen hohes Wissen und strenge Tugend ihm in der hohen Gesellschaft viele und mächtige Freunde bewahrte. Die Führung der Gegnerschaft kam in die Hände der Jesuiten. Damit erhob sich der Streit zum Zenith und die Tage von Port Royal und der berühmten „Lettres provinciales" von Pascal waren nicht mehr fern. Langsam schien sich das Feuer auf den Herd der Herzen, indem man die Theologie zurücktreten ließ, zurückzuziehen, als die Jansenisten und ihre Fürsprecher in der Hierarchie, die Bischöfe von Beauvais, Angers, Aleth und Pamiers sich entschlossen, die (im Jahr 1668) vom Papst Klemens IX. entworfene „Unterwerfungserklärung" zu unterzeichnen. Der Streit lebte jedoch von neuem auf, als die Sorbonne im Jahre 1702 über einen



„Gewissensfall“ zu entscheiden hatte: es stellte sich heraus, daß die 1669 unterschriebene Erklärung auf Vorbehalte hin erfolgt war. Als der jansenistische Pater Quesnel eine Schrift über „Betrachtungen zum Neuen Testament“ veröffentlichte, wurde dieselbe von Papst Klemens IX. im Jahr 1713 verurteilt, was den „Appell an das Gewissen der Öffentlichkeit“ seitens vier Bischöfen, die im Namen aller Jansenisten sprachen, zur Folge hatte. Der durch Verweigerung der kirchlichen Sakramente an alle „Appellanten“ verschärfte Streit erfüllte fast das ganze achtzehnte Jahrhundert und erregte auch die Volksgeister in solchem Maß, daß das Volk auf dem Kirchhof von Saint Médard in Paris, wo einige der berühmtesten Väter der jansenistischen Lehre begraben waren, Erscheinungen und Wunder erstehen sah, was stets einen gewaltigen Andrang zu dem Kirchhof zur Folge hatte. Die Behörden waren genötigt, den Kirchhof zu schließen, wozu der königliche Befehl erging. Sofort entstand der Spottvers:

„De par le Roi: défense à Dieu:
De faire miracle en ce lieu.“

Langsam sank der Einfluß der Jansenisten und ihrer Lehre, wozu nicht wenig die aufkommende Bewegung der Encyklopädisten beitrug und die wachsende Gleichgültigkeit gegenüber theologischen Kontroversen. Port Royal, das berühmte Heim der Jansenisten, war auf Befehl des Königs zerstört worden (1710). Seine unfern des romantischen Tales der Chevreuse bei Rambouillet gelegenen Ruinen kann der Wanderer noch heute sehen. In Theologie und Moral sind die Lehren Jansens nicht verschwunden, aber die kirchliche Gemeinschaft, welche sich darum gruppiert, ist klein an Zahl. Ein Erzbischof in Utrecht, ein Bischof in Deventer und ein Bischof in Harlem hüten die häretische Heerde.

Fällt der Blick heute auf die Mauern der Stadt Ypern, so leben diese Erinnerungen, die ein bedeutendes Kapitel in der Geschichte bilden, wieder auf. Jansen schläft dort unter den Fließen des Chors den ewigen Schlaf. Der Lärm der

Schlacht dringt nicht in seine Gruft. Allein welche Perspektive an Kämpfen des Geistes und mit dem Schwert tut sich im Angesicht von Ypern auf!

Zu jener Zeit war Ypern eine der wichtigsten Städte Flanderns; 1678—1715 und 1794—1814 war die Stadt in französischem Besitz, dann kam sie an die Niederlande-Belgien.

Von Ypern geht es in westlicher Richtung nach der Küste, über Dixmuide nach Nieuport an der See. Wir befinden uns auf diesem Weg bei dem vielgenannten Yserkanal und dem von Dünkirchen nach Fournes fließenden Kanal (20 Kilometer, wovon 13 Kilometer auf französischem Gebiet), der von Furnes nach Nieuport weitergeführt ist. Diese Landschaft bildet ein Gewirr von Flüßchen und Kanälen. Man braucht nur einen Blick auf die Karte zu werfen, um zu sehen, wie Yser und Kanal sich dahinwinden und wie der Kanal von Moeres mit dem Kanal von Furnes bei der Mündung in den Anlagen bei Dünkirchen ein enges Dreieck bildet.

Das alles ist schlachtenberühmter Boden. Weiter landeinwärts befindet sich das Städtchen (an viertausend Einwohner) Hondschoote, dem unsere Truppen sich nähern. Es liegt zwanzig Kilometer von Dünkirchen am sogenannten „Becque" von Hondschoote, einer Zweiganlage des Kanals Bergues nach Furnes. Kanäle überall! Der Schmuck der kleinen Stadt ist das Rathaus, in jenem stattlichen spanischen Stil erbaut, der soviele Denkmäler in den Kirchen und Rathäusern ganz Nordfrankreichs hinterlassen hat. Diese Architektur ist das stolze Vermächtnis der einstigen Herrschaft Spaniens und steinerner Zeuge des Ganges der Weltgeschichte. Bei Hondschoote hat im September 1793 Houchard das vom Herzog von York befehligte Heer der Engländer, Österreicher und Holländer besiegt. Heute donnern dort wieder englische Kanonen, aber dieses Mal auf Seite der Franzosen.

Das wichtigste kriegerische Ereignis aus ferner Vergangenheit auf demselben Boden, wo heute unsere braven



Truppen in heißem Kampf stehen gegen die vereinigten Franzosen, Belgier und Engländer, ist die am 14. Juni 1658 geschlagene Schlacht bei den Dünen. Der Marschall Turenne schlug hier das spanische Heer unter Don Juan d'Austria und eine Truppe Franzosen unter Führung von Condé, „des großen Condé", wie ihn die Franzosen nannten, nachdem er bei Rocroi die Spanier durch überraschenden Angriff geschlagen hatte. Seitdem trug er die Waffen gegen Frankreich, wofür der König alle seine Güter eingezogen hatte, auch den stattlichen Besitz in Paris, von dem Madame de Sévigny in ihren Briefen erzählt und an dessen Stelle sich jetzt das Odéontheater und die umgebenden Häuserquartiere erheben. Die Schilderung der Schlacht bei den Dünen, welche der spanischen Macht in Mitteleuropa den Hals brach, ist äußerst interessant zu lesen: Die Spanier hatten die Dünen längs der Küste, zwischen Nieuport und Dünkirchen besetzt. Turenne griff sie dort am frühen Morgen an. Er avanzierte von Düne zu Düne, wobei er selbst den Befehl über die Infanterie führte. Auf den Flügeln seines Heeres bewegte sich die Kavallerie unter den Befehlen des Marquis de Castelnau (auch heute kommandiert dort auf französischer Seite ein Castelnau, nach den Berichten steht er dem General von Kluck bei Roye gegenüber) und des Marschall de Créqui. Die Vortruppe des französischen Heeres war ein englisches Heer, das unter dem Befehl des Lord Lockhart, eines Neffen von Cromwell, stand. Die Engländer, auf Befehl Turenne's, griffen zuerst an. Der rechte Flügel der Spanier wurde geworfen und alsbald von den Schwadronen Castelnaus überritten. Jedoch der rechte Flügel der Franzosen wurde von Condé geschlagen, bis Turenne mit seiner ganzen Reiterei jenem zu Hilfe eilte. Condé floh vom Schlachtfeld, dem Feind alle Munition, die ganze Bagage und viertausend Gefangene in den Händen lassend. Der spanische Verlust an Toten in dieser Schlacht, die über das Schicksal des damaligen Europa entschied, wird auf tausend Mann angegeben. Welch ein Umschwung seitdem!



Über **Dünkirchen** bleibt nicht viel zu sagen. Seine Bedeutung ist bekannt und die Geschichte seiner Belagerungen wäre, so wichtig jede zu ihrer Zeit war, schnell erzählt. In den Jahren 1646, 1652, 1658 und 1793 handelte es sich immer um dieselben Gegner: Spanier, Holländer, Engländer. Nach der geschilderten Schlacht bei den Dünen hielt Turenne seinen triumphierenden Einzug. Die letzte Belagerung fand 1793 durch die Engländer statt, nach der Schlacht bei Hondschoote.

Die Entfernung von Lille, wo der andere Teil des heutigen Schlachtfeldes liegt, bis Dünkirchen beträgt 65 Kilometer. Ein verzweigtes Kanalnetz bringt die bedeutende Hafenstadt in Verbindung mit Belgien, dem Osten und Nordosten Frankreichs, wozu noch ein sehr entwickeltes Eisenbahnnetz tritt, denn die dritte Republik hat viel für die Entwicklung von Dünkirchen getan. Die zum Teil bereits erwähnten Kanäle von Bergues, Bourbourg, Furnes, Mardyk, Moeres verbinden das Innere des Landes mit der Nordsee.

Dünkirchen besitzt eine ausgedehnte und tiefe Rhede, wo auch bei schlechtestem Wetter die Schiffe geschützt sind. Der Hafen besteht aus zwei Teilen: in dem ersten befinden sich die Einfahrt, der Vorhafen und der Handelshafen; im zweiten Teil: sieben Schwimmdocks (man hat ihnen, nach dem durch die Organisation des Volkskriegs 1870/71 und seine Ministerrolle, wobei er viel für Dünkirchen tat, berühmten Ingenieur de Freycinet, den Namen „de Freycinet“ gegeben) und zwei Transportdocks, welche die Schleusen durchfahren. Die Docks stehen in Verbindung mit den Kanälen von Bergues, Bourbourg und Furnes. Im vorigen Jahr waren im Hafen und auf den Kanälen neun Remorqueurs in Betrieb.

Über die hervorragende Bedeutung von Dünkirchen im Verkehr mit England, Argentinien, Australien, den Vereinigten Staaten, Rußland, Britisch-Indien, Spanien, Belgien, Schweden, Algier, Chile, braucht hier nichts gesagt zu werden. Die Schiffe, welche in jährlich wachsender Zahl

von den Küsten jener Länder kamen, grüßten gern das malerische Bild der alten berühmten Stadt, in deren Mitte sich wie ein gen Himmel schwebender Pfeil der Dom von Sankt Eloi erhebt.

Näher bei England gelegen und in besserer Verbindung mit Frankreich als Antwerpen, könnte Dünkirchen von noch weit größerer Bedeutung werden als in unserer Zeit.

LXIX.

Wie kam die Koalition zustande?

Das Jahr 1900 brachte die Ereignisse in China, welche dem dortigen (Boxer-) Aufstand folgten. Im Oktober kam das Hauptabkommen zustande, welches in der Geschichte der deutsch-englischen Beziehungen eine ganz besondere Bedeutung — es scheint die eines Prüfsteins — erlangt hat. Der Grundgedanke war die Neutralität, die Integrität Chinas. Diesen Gedanken dehnte die englische Politik, dehnte Lord Salisbury auf die Mandschurei aus. Die Auffassung der deutschen Politik nahm die Mandschurei aus und ließ dort das Walten Rußlands zu. Es handelte sich um eine wichtige Phase in dem Gegensatz zwischen England und Rußland. Deutschland, ohne das Wort für Rußland zu führen, hielt sich der englischen Auffassung fern. In London mochte dies als eine Parteinahme gegen England erscheinen. Der Zar kam zum Besuch des Kaisers nach Danzig. In Edinburgh hielt Chamberlain eine Rede, welche durch ihre Zusammenstellung von „Härten in den Kriegen in Polen, im Kaukasus und 1870“ eine scharfe Note gegen die deutsche Öffentlichkeit bot und die hier Erwiderungen, darunter eine Rede v. Bülow's veranlaßte und deutsch-englische Gegensätze schürte.

In England trat Balfour in diesen Kontroversen gegen uns auf.

Inmitten dieser Bewegung tauchte der Gedanke einer deutsch-japanischen Allianz auf. Was man davon weiß, stammt aus den Aufzeichnungen (Memoiren) des japanischen Botschafters in London, Graf Hayaschi, und den Mitteilungen des früheren Sekretärs bei der deutschen Botschaft in London, Freiherr v. Eckardstein. Bezüglich des Yangtseabkommens hatte sich Japan der englischen Auffassung angeschlossen, die der deutschen entgegenstand. Allein man wollte nunmehr ein Bündnis zwischen Japan, England und Deutschland. Die Angelegenheit wurde im Winter 1900—1901 erörtert. Lord Salisbury, Lord Lansdowne und die Herren in Tokio traten dafür ein.

In Berlin hat man nachher gesagt, daß der Botschaftssekretär in London, Frhr. v. Eckardstein, ohne Anweisung und ohne daß das Auswärtige Amt unterrichtet war, sich zu dem Gedanken geäußert hätte. Wahrscheinlich hat auch hier die Rücksicht auf Rußland in Berlin, mit anderen Interessen vermischt, obgewaltet. Ein Ministerwechsel in Tokio veränderte das ganze Bild. Marquis Ito wurde als Botschafter nach Petersburg geschickt, um eine Verständigung mit Rußland zu suchen. Die Nachricht gab der englischen Diplomatie neue Impulse und hauptsächlich in Folge der Anweisungen, welche Eduard VII. an den englischen Botschafter in Tokio, Sir Claude Macdonald, sandte, kam im Januar 1902 das folgenschwere Bündnis zwischen England und Japan zustande. Der Gegensatz zu der Politik Rußlands war fühlbar, allein Frankreich, unter der Leitung Delcassés, hielt sich den Gegensätzen fern, pries die Politik der offenen Tür und bekundete Zufriedenheit mit dem englisch-japanischen Bund. Eine Rede, welche v. Bülow im Frühjahr 1902 hielt, schien das Ereignis als nicht von genügender Bedeutung auffassen zu wollen.

Es war klar, daß die russische Politik auf die Mandschurei, Kwantung, Korea, das Gelbe Meer, die Japanische



See, die Meerenge von Korea, die Entwicklung der Häfen Wladiwostok und Port Arthur zielte; also auf ein die asiatische Welt in ihren Angeln erfassendes Programm. Es haben sich seitdem viele Erörterungen an jene Vorgänge geknüpft; Erörterungen, welche nach dem russisch-japanischen Krieg natürlich an Umfang gewannen. Dabei hat man vielfach Befremden geäußert über einige Bemerkungen, die in dem russischen Generalstabswerk über jenen Krieg enthalten sind. Es wird darin gesagt: Frankreich hätte sich nicht an die Seite Rußlands gestellt, weil es England nicht herausfordern wollte. Die Westgrenze (nach Deutschland hin) Rußlands sei gesichert gewesen; Deutschland und sein Monarch waren treu den Überlieferungen der Häuser Hohenzollern und Romanow. Aber alsdann kommen in dem Generalstabswerk Bemerkungen, welche vielfach so gedeutet worden sind, als wäre man in Petersburg mit der Haltung Deutschlands doch nicht ganz zufrieden gewesen, als hätte man sich durch Besorgnisse wegen der Westgrenze von der vollen und frühen Entfaltung der nach Asien zu lenkenden Kräfte zurückhalten lassen. Solche Stilübungen sind nicht ernst zu nehmen. Sie bekunden aber, daß alle, welche in Petersburg Mißtrauen gegen die deutsche Politik säen wollten, zu jeder Zeit und unter allen Umständen sich dort Gehör zu schaffen verstanden.

1902 handelte es sich um die Erneuerung des Dreibunds. Es war schon seit einigen Jahren eifrig versucht worden, Italien auf die andere Seite zu ziehen. Damit gab man sich aber nicht zufrieden; überall setzte die Wühlarbeit ein, welche das Gefüge des Bundes der Zentralmächte untergraben sollte. auch in Ungarn hatte Delcassé angeknüpft; das mit der Umgebung des ungarischen Abgeordneten Ugron besprochene französische Bank- und Allianzprojekt ist damals viel besprochen worden.

Gleichwohl erfolgte trotz aller Intriguen und der allenthalben gesponnenen Fäden[1]) die Erneuerung des Dreibunds. Die englische Politik hat diesem Ziel entgegengearbeitet; in

1) s. unten S. 749.



der Mittelmeerpolitik strebte sie neuerdings die Kooperation Italien—England—Frankreich an. An diesem Punkt einsetzend hat die Politik von Delcassé, Cambon, Barrère ihre Arbeit getan, bis sie auch in London zum Ziel kam. Kein Geringerer als der italienische Ministerpräsident di Rudini äußerte sich in jenen Tagen: „Man kann zugeben, daß nach dem Einvernehmen mit Frankreich, betreffend das Mittelländische Meer, die Besorgnis an Gewicht verloren hat, welche den Eintritt Italiens in den Dreibund bestimmte."

* * *

In England und im britischen Reich hatte der Tod der Königin Viktoria (i. J. 1901) sozusagen eine neue Welt aufgehen lassen. Vorher war die Zeit, in der es auf allen Meeren vom Bord britischer Schiffe klang:

> „Hail Victoria, hail Victoria,
> India's empress and Englands queen."

Das Viktorianische Zeitalter, glänzend über alles, war zu Ende. Wie viele Interessen, wie viele Traditionen und wie viele „sentiments", dynastische, persönliche, wie viele Anschauungen, Gewohnheiten sanken am Todestag der Königin zu Boden. Es war fortan ein anderes England und eine andere Welt ringsum.

Die neue Zeit kündigte sich im Bereich der auswärtigen Politik auf den Reisen König Eduards VII. nach Lissabon, Rom, im Besuch bei S. H. dem Papste an. Später folgte der Besuch des Königs in Wien. Die größte Aufmerkmerksamkeit wendete sich dem Besuche des englischen Königspaares in Paris zu. Schon einen Monat darauf erschienen Loubet und Delcassé in London, wo von den „besten Nachbarn" und „enger Annäherung" usw. die Reden gingen. Cambon und Lord Lansdowne unterzeichneten einen französisch-englischen Schiedsgerichtsvertrag.

Es treten die Anzeichen von dem Verzicht der englischen Politik auf ein planmäßiges Zusammengehen mit Deutschland deutlich hervor; bald konnte man in London die Behauptung

hören: „man sehe in Berlin nur Böswilligkeit und Feindseligkeit". Das Interesse wendete sich der Verstärkung der englischen Flotte, dem Kriegshafen bei Rosyth zu. Chamberlain entwickelte nach dem Frieden von Vereeniging, der den Burenkrieg beendigte, sein Programm des britischen Imperialismus; dann brauche England keine Bündnisse. Die Mißstimmung gegenüber Deutschland, von einem Teile der Presse genährt, wandte sich selbst gegen die Kooperation mit Deutschland bei der Blokade an den Küsten von Venezuela. Balfour sah sich veranlaßt, dieses Zusammengehen vom englischen Standpunkte aus zu rechtfertigen.

Im Sommer 1903 trat Sir Edward Grey auf den Plan. Er gehörte damals der Opposition an und hatte keinen direkten Einfluß auf den Gang der auswärtigen Politik. Aber schon seine damaligen Ausführungeu gipfelten in dem Gedanken: England bedarf der Verständigung mit Rußland. Das Zusammengehen Englands mit Deutschland in China war ein Fehler. England hat keinerlei Unterstützung von Deutschland gehabt.

Es folgten wiederum Besuche zwischen Loubet und König Eduard VII., der eine dauerhafte Entente mit Frankreich erwartete. Dann kam der deutsch-kanadische Tarifstreit. 1898 hatte England den seit den sechsziger Jahren bestehenden Handelsvertrag mit Deutschland gekündigt. Man nahm an, daß es geschehen sei, um seine Tarifposition zu verbessern. Es kann auch, wenn auch nicht allgemein, der Gedanke mitgesprochen haben, durch handelspolitische Abmachungen zu einer Art von politischer Entente zu gelangen. Die Dinge hatten jedoch eine andere Wendung genommen. Die Anwendung des deutschen Generaltarifes auf Kanada, das seinerseits deutsche Waaren mit erhöhtem Zoll belegt hatte, führte zu einer oft sehr erregten Sprache in England (u. a. ob Deutschland sich zwischen England und seine Kolonien stellen will?) und zu einer eindringlichen Note, welche Lord Lansdowne, Staatssekretär des Auswärtigen, nach Berlin richtete.



Diese Dinge boten neuen Anlaß, die Stimmung gegen Deutschland auszudehnen; unsichtbare Hände arbeiteten dabei mit. Die Reise des Prinzen Heinrich von Preußen in den Vereinigten Staaten hatte die Amerikaner von der Versuchung, gleichfalls dieser Bahn zu folgen, abgelenkt; jetzt begann ein Teil der Presse aufs neue das Werk der Brunnenvergiftung. Der deutsche Botschafter Frhr. Speck von Sternberg arbeitete demselben mit Erfolg entgegen und die Einführung der sogenannten „Austausch-Professoren" ging aus diesen Bemühungen hervor. Damals trat auch der Plan hervor, im Falle eines europäischen Krieges die deutsche Handelsflotte unter die amerikanische Flagge zu stellen.

Mittlerweile war die französisch-englische Politik zu ihrem nächsten Ziele gelangt. Nachdem man sich den ganzen Sommer 1903 hindurch beraten hatte, wurde der Vertrag zwischen England und Frankreich am 8. April 1904 veröffentlicht. Der französische Botschafter in London, Paul Cambon, hat wohl das meiste dazu beigetragen. Es war die Verständigung in fast allen kolonialen Fragen, der französische Verzicht auf Egypten, dessen politischen Bestand nicht zu ändern von England versprochen wurde, und die Auslieferung Marokkos an Frankreich (Handelsfreiheit in Egypten und Marokko). Es treten hinzu: das spanisch-französische Abkommen vom 7. Okt. 1904 und das französisch-englische Geheimabkommen, das erst im November 1911 veröffentlicht worden ist (4 Artikel: Freiheit des Handels in Egypten und Marokko, spanische Sphäre u. a.). — Die Madrider Konvention vom Jahre 1880 hatte Gleichheit für alle Mächte in Marokko festgesetzt.

Diese Verständigung zwischen England und Frankreich machte begreiflicherweise das größte Aufsehen. Lediglich als die Beseitigung englisch-französischer Differenzen aufgefaßt, hatte v. Bülow recht, als er bemerkte, Deutschland habe an solchen Differenzen kein Interesse. In England faßte man die allgemeine Lage ins Auge: das gute Verhältnis Englands zu Frankreich beseitigte vollends die Sorge vor einer Er-



neuerung des russisch-französisch-deutschen Einverständnisses in Ostasien vom Jahre 1900. Balfour sprach die Ansicht aus: jetzt ist die Gefahr eines englisch-französischen Krieges beseitigt und mit Deutschland kann man in Frieden und Freundschaft leben.

Neue Bewegung brachte der russisch-japanische Krieg. Wie mißtrauisch ein großer Teil der öffentlichen Meinung Englands der deutschen Politik gegenüberstand, zeigt die damals öfters ausgesprochene Besorgnis, es bestände zwischen Rußland und Deutschland eine Geheimkonvention. Vergleicht man den in dem russischen Generalstabswerk angedeuteten Gedanken, Rußland hätte sich im japanischen Krieg trotz allem an seiner Westgrenze nicht ganz beruhigt gefühlt — so könnte der Eindruck entstehen, die deutsche Politik hätte damals weder in London noch in Petersburg das verdiente Vertrauen gefunden. Aber wie wurde auch intriguiert. In England liefen Gerüchte über Mobilmachung der deutschen Flotte um und die „Army and Navy Gazette" schrieb: „Es sei an der Zeit, mit der deutschen Flotte ein Ende zu machen." Ein nach dem Besuch Königs Eduard bei den Regatten in Kiel zustande gekommener deutsch-englischer Schiedsgerichtsvertrag war immerhin ein erfreulicher Zwischenfall.

Die deutschen Flottengesetze von 1898 und 1900 traten in allen englischen Erörterungen auf; man behauptete, darin eine Gefahr zu sehen. Eine Deputation des „Imperial Federation Defence Committee" trug Lord Balfour ihre Wünsche vor. Die Denkschrift des Lord Selborne verlangt, daß die englische Flotte ihren Schwerpunkt in die Nordsee verlege. 1905 lief der erste (englische) „Dreadnought" vom Stapel. Im Februar 1905 verlangte eine Rede des ersten Lords der Admiralität, Arthur Lee, den beständigen Blick auf die Nordsee: „Der erste Schlag muß fallen, bevor die andere Macht gewahr wird, daß der Krieg erklärt ist." Dachte man in der Tat an Krieg? Sir John Fisher, der Reorganisator der englischen Flotte, soll damals gesagt haben: „Ich hoffe die Vernichtung der deutschen Flotte zu erleben." Wahr




oder nicht — und die Wahrscheinlichkeit ist, daß Sir John Fisher nicht so gesprochen hat —, man befand sich weit ab von den einstigen entgegenkommenden Absichten Lord Salisburys und Lord Balfours; nur sein liberaler Nachfolger an der Regierung, Sir Campbell-Bannerman, hatte die Hand, wo immer es anging, dargeboten.

Die Fahrt Kaiser Wilhelms nach Tanger lenkte die Blicke der Welt auf das Vorgehen Frankreichs in Marokko und damit auf das klar erkennbare französisch-englische Einverständnis. In London sowohl als in Paris hatte man sich vorgesehen. Dreimal ließ die englische Politik in Paris fragen, ob man ein Bündnis mit England wolle. Delcassé wich aus, aber der Botschafter Cambon in London verhandelte; der französische Botschafter in Rom, Barrère, riet dazu. Im französischen Ministerrat, unter dem Vorsitz Rouviers, am 6. Juni 1905, trat Delcassé für seine Politik in Marokko ein; er berief sich auf das Versprechen englischen Beistandes und ein Telegramm des italienischen Ministerpräsidenten Tittoni: „Deutschland wird nie wagen, Sie anzugreifen, wenn Sie mit England verbündet sind.“ Da die französischen Minister des Krieges und der Marine erklärten, nicht bereit zu sein, so entschied man sich für den Vorschlag, eine internationale Marokkokonferenz einzuberufen; Delcassé gab seine Entlassung. Die französischen Zeitungen wußten zu berichten, England habe versprochen: „den Kaiser-Wilhelm-kanal und Schleswig-Holstein zu besetzen und hunderttausend Mann zu landen“. Kurz nach diesen Vorgängen besuchte ein englisches Geschwader den Hafen von Brest, wo der Admiral May die „Entente“ feierte; bald darauf erschien eine französische Flotte zum Besuch an der englischen Küste, vom König empfangen und gefeiert.

Sir Edward Grey umschrieb in einer Rede am 20. Oktober 1905 seine Auffassung von den Aufgaben der englischen auswärtigen Politik. Obgleich er damals noch nicht Minister des Auswärtigen war (er kam bald zu diesem Amte), so ist doch von Interesse, was der heutige Lenker der



englischen Politik damals sagte: „Die drei Hauptpunkte unserer auswärtigen Politik sind: die Freundschaft mit den Vereinigten Staaten, das Bündnis mit Japan und das Abkommen mit Frankreich. Es ist wünschenswert, daß Rußland seine Stellung im Rat Europas wiedererhalte. Ich kann Rußland nicht erwähnen, ohne auf Deutschland Bezug zu nehmen: es muß die Bedingung jeder Verbesserung der Beziehungen zwischen Deutschland und uns sein, daß die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich ebenfalls gerechte und gute sind."

Offenbar wurde der Ton in den deutsch-englischen Beziehungen kühler. Als König Eduard im Winter 1905/06 in Paris war, lud er Delcassé, der kein Amt hatte, in die Botschaft. Es wurde erfunden: Deutschland wolle aus der Ostsee ein mare clausum machen. Die englische Flotte fuhr, zum erstenmal seit dem Krimkrieg, in die Ostsee. Lord Knolly, mit dem Gefolge Königs Eduard auf der Reise nach Marienbad, läßt ein Telegramm verbreiten, daß „eine Begegnung des Königs mit Kaiser Wilhelm nicht in Aussicht steht". Ein englisches Geschwader läuft Esbjery an und macht Landungsübungen. In England trat Brandes mit dem Vorschlag auf, „Dänemark solle sich unter englische Schutzherrschaft stellen". Der dänischen Regierung wurde es zuviel; bei der Begegnung der englischen und dänischen Schiffe sprach der dänische Admiral Bluhme von der Beschießung Kopenhagens und der Zerstörung der dänischen Flotte 1807 und vom Krieg in Schleswig-Holstein: Dänemark wolle und müsse neutral bleiben.

Die Entwicklung der marokkanischen Angelegenheiten hatte zu der Konferenz in Algeciras geführt. England, wo nun Sir E. Grey die auswärtige Politik leitete und dabei über so geschickte Mitarbeiter wie Nicolson und Charles Hardinge verfügte, erschien in Algeciras an der Seite Frankreichs und beide Mächte setzten ihre Arbeit unter der wohlwollenden Ägide des spanischen Vertreters, Herzog von Almodovar, fort. Hier vollzog sich die erste Phase der englisch-russischen Annäherung, wozu die russische Diplomatie durch einige Auf-

merksamkeiten von Englands Seite prädisponiert war; die englische Diplomatie hatte beim Friedenswerk in Portmouth verhindert, daß Rußland genötigt wurde, an Japan Kriegsentschädigung zu zahlen.

Mit dieser Annäherung war das Hauptziel der in Paris und London verfolgten Politik erreicht. Die Begegnung Königs Eduard mit Kaiser Wilhelm (Kronstadt) und anderes, selbst die Haager Konferenz und das von Maravino verfaßte Friedenszirkular des Zaren erfordern nur kurze Erwähnung.

Am 31. August 1907 wurde in Petersburg das englisch-russische Abkommen unterzeichnet. Es handelte von Persien: Unabhängigkeit, Handelsfreiheit, englische Rechte am Golf; — in Afghanistan: Selbständigkeit — russisches Desinteressement; — Einigung über Tibet. Die Hauptsache war, daß die Hindernisse, welche zwischen England und Frankreich, zwischen England und Rußland bestanden, als hinweggeräumt gelten konnten, so daß es möglich wurde, die Kräfte Englands, Frankreichs und Rußlands jeden Tag zu vereinigen — gegen Deutschland.

Darin drückt sich das Fazit der europäischen Politik von 1871 bis 1907 aus.

„Vous avez le cauchemar des coalitions“, hatte Graf Schuwalow zum Fürsten Bismarck gesagt. Dieser wollte, wenn der zur Zeit unkontrollierbare Bericht Wahrheit enthält, um eine solche Entwicklung der europäischen Politik zu verhindern, so weit gehen, daß er vielleicht nichts eingewendet hätte, wenn die Russen den Bosporus und die Dardanellen besetzt hätten. Wem soll er diesen Standpunkt mitgeteilt haben? Unter anderen dem englischen Botschafter Sir Edward Malet (1887).

Die Ausbildung der englisch-italienisch-französischen Annäherung hat der Erneuerung des Dreibundes (1907) nicht im Wege gestanden. Die Heirat des Königs Alfons von Spanien mit der englischen Prinzessin Ena von Battenberg soll die englisch-spanisch-französischen Interessen festigen. Die



Trennung Norwegens von Schweden machte vorübergehend auch dort der Wühlarbeit gegen Deutschland Bahn. Man sprach von einem Plan: England würde einen norwegischen Hafen besetzen, die nördliche Nordsee und die Meerenge von Skagen sperren und durch Skagerrak und Kattegat gegen die deutschen Küsten vorgehen. Dazwischen spielten die Zeitungsartikel pro et contra betreffs holländischer Befestigungen an der Schelde. Das Nordsee-Abkommen (1908) soll die Beziehungen der Staaten an der Nordsee sichern. Der Vertrag Frankreichs mit Japan (Juni 1907) galt den Interessen beider Mächte in China und in Französisch-Indo-China.

All dies ging gewissermaßen an der Peripherie der großen Politik vor sich; mit der russisch-englisch-französischen Entente war die Grundlage der europäischen Politik gegeben. Solange sich dieser Zustand erhielt, konnte es sich nur um die Frage handeln, ob und wann diese Kombination den Entschluß finden würde zu dem Versuch, ihren Willen Deutschland und Österreich-Ungarn vorzuschreiben. Am Horizont begann die Kriegsfackel zu leuchten. Es drohte Marokko und es drohte vor allem der Orient, an dessen Pforten seit 1908 auch die großserbische Bewegung stark einsetzte.

Am 19. Juli 1908 vollzog sich in Reval die Begegnung zwischen König Eduard und Zar Nikolaus; der König war von Sir Charles Hardinge begleitet. Von der Begegnung sagte Sir Edward Grey: „kein Vertrag, keine Konvention, aber ein Ereignis", und dieser Deutung, gewichtig im Munde Greys, gaben die Trinksprüche eine mehr als ausreichende Grundlage.

Bald trat die Meinung auf, es sei in Reval eine neue Orientpolitik verabredet worden, deren Kosten die Türkei und Österreich-Ungarn tragen würden. Als im Juli 1908 die türkische Revolution ausbrach, wollten viele darin eine Folge der Begegnung in Reval erblicken. Im Sommer besuchte König Eduard den Kaiser Franz Joseph in Ischl und Kaiser Wilhelm. Am 15. September 1908 fand in Buchlau

(Mähren) die Unterredung zwischen den Lenkern der österreichisch-ungarischen und der russischen Politik, v. Ährenthal und Iswolski, statt und am 5. Oktober erging das kaiserliche Dekret zur Annexion von Bosnien und Herzegowina. Allenthalben gingen die Wogen der Erregung hoch. Schließlich gab Rußland die Zustimmung zur Annexion. Es hieß damals, es hätte im Plane Englands gelegen: seine eigene Macht, Rußland, Frankreich und Serbien gegen Deutschland und Österreich-Ungarn zu stellen. Italien sollte durch Albanien und Tirol vom Dreibund abgezogen werden. Dieser Plan sei damals an den Bedenken Rußlands und der Besorgnis Frankreichs gescheitert. Der „Temps" empfahl den Frieden. Endlich, am 16. Februar 1909, erschien König Eduard VII. zum Besuch in Berlin. Welches Maß von politischer Bedeutung der Besuch hatte, konnte man an dem Wort des Fürsten Bülow erraten, der den Besuch des Königs von England „ein glückliches Begebnis" nannte.

Sowohl in England als in Deutschland folgten sich Maßregeln auf dem Gebiete von Flotte und Heer. Die französische Militärliteratur zog immer deutlicher die Mitwirkung englischer Hilfstruppen in Betracht für den Krieg gegen Deutschland, den man als bevorstehend ansah. Es ist nicht ganz ohne Interesse wahrzunehmen, daß die Schriften des in Frankreich hochangesehenen Generals Langlois die Entscheidungsschlacht und das Eintreffen der englischen Armee genau auf die Felder bei Lille—Dünkirchen verlegen, wo jetzt die Heere miteinander ringen.

Es folgten die Ereignisse im Orient; der unter russischer Ägide geschaffene Balkanbund, sein Zerfall und die Übernahme der Vormachtstellung dort durch Rumänien. Weder der Tod Königs Eduard VII. noch der Umstand, daß an die Spitze der Geschäfte in Berlin Herr von Bethmann Hollweg trat, hat den Lauf der Dinge geändert. Das Rad ist dahin gelangt, wo es notwendig das gesamte politische und diplomatische System Europas in Bewegung setzen mußte. Das tragische Ereignis der Ermordung des Erzherzogs Franz

Ferdinand, es führte auf die Schwelle der Entscheidung. Das Unternehmen der russisch-französisch-englischen Koalition, Österreich-Ungarn und Deutschland unter ihren Willen zu beugen, hat die Krise geschaffen, die den Weltkrieg entzündet hat. Die den Balkanereignissen vorhergegangenen Marokkokrise, welche mit dem deutsch-französischen Abkommen am 11. November 1911 ihren Abschluß fand, hatte nur die Kohäsion in der Koalition gestärkt.

Wir gehen auf diese Einzelheiten, so interessant und lehrreich sie sind, nicht ein, weil wir hier keine Geschichte der Politik der letzten Jahrzehnte schreiben. Es kam nur darauf an, die vorbereitende diplomatische Arbeit der Koalition zu beleuchten.

Es bleibt noch übrig, ein paar Worte über die Persönlichkeiten, die psychologischen Momente, die Rolle der wirtschaftlichen Interessen und den Anteil der Publizistik zu sagen.

LXX.

Die Politik Italiens.

Bei mehr als einem Vorgang der letzten Jahrzehnte ist die Politik der italienischen Staatsmänner der Öffentlichkeit als ein Problem erschienen. Dasselbe war beim Ausbruch dieses Krieges der Fall; mancher, der den diplomatischen Kreisen angehört und dem die inneren Vorgänge nicht unbekannt sind, hat in den ersten Tagen des August etwas von Machiavelli gemurmelt und dabei ein ironisches Lächeln gezeigt.

Dem entsprach wohl nicht so sehr die Auffassung in den leitenden offiziellen Kreisen der Politik. Alle italienischen Regierungen haben immer auf allen Gebieten, sowohl in



der inneren als in der äußeren Politik, mit oft großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Wenn es den Eindruck machte, als ob dieser oder jener Minister — um einen bekannten Ausdruck zu gebrauchen — versuchte, „den Pelz zu waschen, ohne ihn naß zu machen“, so brauchte man dabei keineswegs an „machiavellistische“ Praxis zu denken.

Auf dem Boden der Halbinsel führt die republikanische und in ihrer Begleitung die atheistische Bewegung einen latenten Kampf gegen Monarchie und Kirche. In diesem Streit ist französischer Geist die nährende Quelle. Freilich nicht jener alte Geist, aus dem das Wort „regnum Galliae, regnum Mariae“ geboren wurde. Es ist jener andere Geist, der Geist der Enzyklopädisten, der Renan, Aulard, der Männer des Konvents und der heutigen antikirchlichen Politik in Paris, welcher in Italien das Wort beständig begehrt. Die Loge, unter Führung des „Grand Orient de France“, lenkt die Bewegung. Ein Teil der modernen italienischen Literatur und vor allem der Tagespresse hat nicht nur Anlehnung an die französische Publizistik, sondern sie folgt oft blindlings den Eingebungen solcher Wahlverwandtschaft. Gabriele d'Annunzio ist zwar von besserer Form als Zola, aber er hat aus ihm und den Schriften seiner Nachahmer geschöpft.

So groß das Gefolge der Loge ist, so gibt es dennoch Millionen von Italienern, welche die Gefolgschaft ablehnen und eigene Wege gehen wollen. Selbst auf französischem Boden erheben sie Protest gegen den bösen Geist. Als vor einiger Zeit eine große Schar Italiener und Italienerinnen, unter Führung des Bischofs von Ferrara, vor der Grotte von Mazabielle am Fuß der Pyrenäen versammelt war, spielte sich eine Szene ab, welche bezeichnend ist für die Unterscheidung, welche Italiener in ihre Sympathien für Frankreich tragen. Die Feier am Altar war zu Ende, von der Kanzel im Freien hatte der Bischof das Wort an die Menge seiner Landsleute gerichtet. Der Tag tat seinen letzten Atemzug; vom hohen Pic de Jer leuchtete das Kreuz weit ins

Land hinaus; der Zweig wilder Rosen im Felsspalt zur Seite des berühmten Bildes der Trösterin der Bedrückten neigte sich im Lufthauch. Die Italiener erinnerten sich, daß sie auf französischem Boden weilten und einer stimmte den Ruf an: „Evviva la Francia!“ — Da erhob sich, ehe die anderen einfallen konnten, die klare Stimme einer italienischen Dame, das letzte Wort betonend: „Evviva la Francia cattolica!“ Und darauf erklang es aus dem Mund aller Italiener, welche die Unterscheidung wohl bemerkten, so laut, daß es über den murmelnden Gave hinweg zu den Höhen drang: „Evviva la Francia cattolica!“

Der Vorgang, an sich nebensächlich, gehört in das Bild der Strömungen, welche Italien von einer Grenze bis zur anderen, von Küste zu Küste bewegen und unterscheiden. So oft die italienische Politik im Begriff war, den Winken aus Paris mit impulsiver Blindheit zu folgen, erhob sich rechtzeitig in der Consulta, in der Publizistik und im Parlament die Stimme, welche zur Besinnung und Selbständigkeit mahnte.

Niemand übersieht die starken Fäden, welche zwischen Italien und Frankreich zu allen Zeiten bestanden haben. Wir werden sie hier nicht erörtern; selbst eine Skizze würde zu weit führen. Stets, seit den Tagen der Gallia Narbonnensis, hat eine Vermählung des Geistes beider Völker stattgefunden. Gallus zählt unter die Blüten der römischen Poesie in ihrer Verfallzeit. Wer jedoch wollte ihn mit Properz, mit Catull vergleichen? Am höchsten, am schönsten schwebte Italien neben dem Weltgetümmel, so oft es aus der reinen, unvermischten Quelle seines Geistes inspiriert war. Bei Dante, bei Petrarca ist nichts von gallischen Anklängen zu finden. Die berühmte Strophe „Italia mia“ ist rein italienisch in Gedanke und Form. Wenn man die ebenso starken wie ungerechten Vorwürfe liest, welche Petrarca an den Papst richtet, „weil er Rom verfallen lasse und Avignon zu Pracht und Macht erhebe“, so könnte man, daraus schöpfend, den heutigen Italienern den Vorwurf machen,

daß sie Italien dem Verfall übergeben wollen, um Frankreich zu Pracht und Macht zu erheben.

Man würde irren, wenn man die werbende Kraft, welche der republikanischen Propaganda der Franzosen in den lateinischen Ländern innewohnt, gering anschlüge. In Italien, wie in Spanien bedroht diese Propaganda die Monarchie und die Säulen des Staates. In Portugal hat sie beide zerstört; die Lissaboner Revolution ist Pariser Arbeit. Alle Fäden, auch in Rumänien und in Petersburg (Paris ist das Heim der russischen Revolutionäre) laufen in Paris zusammen.

Die französische Revolution von 1789 in ihrer täuschenden und unwahren Aufmachung, wie sie Michelet und Martin geschildert haben, die Kriegszüge Bonapartes, der ja selbst Italiener war, von Poesie und Malerei verherrlicht, die Gedankenwelt, in der man sich durch das ganze vorige Jahrhundert zusammenfand, die Politik Napoleons III. und der Feldzug von 1859 haben tiefe Spuren im italienischen Geist hinterlassen. Im Museum des „Grand Trianon" in Versailles befindet sich ein Standbild, ein Werk aus Marmor von hoher Schönheit. Zwei weibliche Figuren, die Hände fest verschlungen, Treue im Blick und Hoheit auf den Stirnen. Sie stellen Frankreich und Italien dar. Das Kunstwerk erschien bald nach dem Frieden von Villafranca und unter der Menge, welche das Werk beschaut, kann man immer die Worte „Solferino, Magenta" vernehmen. In der Tat, es gibt kaum ein Bild, welches emphatischer Schicksalsbund und Wahlverwandtschaft ausdrückt, als dieses strahlende Werk des Bildhauers.

Weshalb alsdann zeigt sich dieser Bund nur im fessellosen Reich der Poesie und warum fehlt die Übertragung in die Politik? Die Antwort ist einfach. Die Rolle Frankreichs gegenüber Italien ist diejenige des Werbers, welcher sich vor der Schönheit der Dame verneigt und in Sonnetten das Herz ergißt. Wenn er aber die Hand begehrt, so schickt er zunächst seinen Notar, der über die Mitgift der Dame

verhandeln soll. Für Frankreich ist ein Bund mit Italien nur dann annehmbar, wenn Italien in Demut und Fügsamkeit zu ihm kommt. In Paris will man gebieten und die Führung haben. Der Geist Richelieus wohnt im Kern der französischen Politik, und es ist in Rom für Niemanden ein Geheimnis, daß dieser Geist das Werk Cavours von innen heraus zerstören würde.

So groß der Einfluß Frankreichs in Italien ist, so abgemessen zeigt sich dort der Einfluß Deutschlands. Man hat gut von Goethe reden. Der Strand von Sorrent, „wo die Tage so golden verfliegen, wo die Nacht sich so selig verträumt“, die Küsten Siziliens, andere Ufer und Höhen mögen noch so zahlreiche Kolonien deutscher Maler haben, deutsche „Industriekapitäne“ (um das abscheuliche Wort anzuwenden) mögen jahraus jahrein die malerischen Stätten der Halbinsel mit ihren Familien besuchen, das italienische Volk und mehr noch der Geist Italiens ist Deutschland fremd geblieben. War es immer so? Nein, die Geschichte der Hohenstaufen ist ein Beispiel der Vermählung deutschen und italienischen Geistes. Andererseits erfahren wir aus den Tagen der Stiftung des Franziskanerordens folgendes: „Nach dem zweiten Generalkapitel, das im Jahr 1219 stattfand und dem bereits fünftausend Brüder anwohnten . . . wurden Boten nach dem Orient und zu den Griechen, nach England und Ungarn entsandt: nur nach Deutschland wollte Niemand gehen. Die dortige Sitte, Sprache und Lebensart, so hieß es, sei unbekannt. Franziskus hielt es deshalb für geraten, in Italien selbst einige deutsche Männer für sein Unternehmen zu gewinnen und diese in ihre Heimat zurückzusenden. . .“

So kam der hl. Engelbert nach Köln.[1])

Überall hat sich der Unterschied in Sitte, Sprache und Lebensart geltend gemacht, und diese Unterscheidungen sind

1) A. A. Ley: Die Kölnische Kirchengeschichte. Köln 1883.

unendlich bedeutender zwischen Deutschland und Italien als zwischen Frankreich und Italien. Dennoch, ist es nicht überall mehr oder weniger so? Der Nordfranzose hat wenig Verständnis für den Südfranzosen; er hat aus ihm einen „Tartarin de Tarascon" gemacht und der Marseiller zahlt dem Pariser in gleicher Münze heim. In einer Sitzung des Revolutionskonvents vom Jahr 1789 erklärte der Vertreter von Marseille rundweg: „Frankreich ist die Nation, das Vaterland ist Marseille."

Es sind in Wirklichkeit die Interessen, welche Italien an die Seite Deutschlands geführt haben und es dort halten.

Nach 1871 schwankte Italien zwischen der Annäherung an Mitteleuropa oder Frankreich. Eine Wendung trat erst nach dem Besuch Crispis bei dem Fürsten Bismarck im Jahr 1877 ein. Im Lauf der Unterredungen, welche vor dem Berliner Kongreß stattfanden, legte Bismarck das Gewicht auf ein gutes Verhältnis zwischen Italien und Österreich-Ungarn. Crispi, der Erwerbungen an den Alpen und eine „gesicherte Ostgrenze" begehrte, war der Wink Bismarcks, Italien möge sich, im Einvernehmen mit Wien und Pest, Albaniens bemächtigen, ungenügend. In London erhielt er dieselbe Antwort von Lord Derby: „Nehmen Sie Albanien." Für den Fall des Erwerbs von Bosnien und der Herzegowina durch Österreich-Ungarn stellte Crispi die Forderung einer Kompensation in sichere Aussicht.

Die deutsch-italienische Annäherungsdiplomatie wurde durch die Vertreter Italiens auf dem Berliner Kongreß gestört. Graf Corti und der Ministerpräsident Cairoli in Rom betonten bei jeder Gelegenheit die Hinneigung zu Frankreich. Die Annäherung Italiens an England entwickelte sich dagegen schnell. Der italienische Botschafter in London telegraphierte am 3. März 1877 nach Rom: betreffend Egypten, Tripolis und Tunis sagte mir Lord Derby, er sei überzeugt, daß Italien und England im Mittelmeer gemeinsame Interessen haben. Er sei zu einem Meinungsaustausch darüber bereit. Diese Dinge wären noch schneller in Fluß gekommen,

wenn nicht Graf Corti, als er Minister des Äußeren geworden, sich von der Erörterung zurückgehalten hätte.

Vor dem Berliner Kongreß hatte England ein Abkommen mit der Türkei getroffen: England erwarb Cypern, das es dieser Tage ganz in seiner Tasche verschwinden ließ, und garantierte den asiatischen Besitz der Türkei. All das wurde geheim gehalten, allein in Berlin setzte Lord Beaconsfield den Fürsten Bismarck vertraulich davon in Kenntnis. Bismarck zeigte sich geneigt, Tunis an Frankreich gelangen zu lassen, und soll, gemeinsam mit Lord Salisbury, Italien ermutigt haben, Tripolis zu erwerben. Auch hier trat Graf Corti dagegen auf. „Will Bismarck Italien und Frankreich zum Krieg gegeneinander verleiten?“ fragte Corti. Bei solcher Haltung erschien Italien auf dem Berliner Kongreß ziemlich vereinsamt. Als aber die Franzosen zur Besetzung von Tunis schritten, gerieten die Italiener in große Erregung. Seit jener Zeit hat sich die Meinung gebildet, daß Italien damals die Gelegenheit versäumt habe, Tunis und Tripolis zu erwerben. Frankreich würde schwerlich gegen Italien Krieg begonnen haben.

Jahre hindurch verharrte die italienische Diplomatie in ihrer Vereinsamung. Erst als das Land im Jahr 1883 dem deutsch-österreichischen Bündnis beitrat, änderte sich dieser Zustand. England wollte in jener Zeit Italien zur Kooperation in Egypten bewegen, allein wieder wirkte in Rom die Besorgnis vor Frankreich; das englische Anerbieten wurde abgelehnt. Crispi hatte eine andere Politik empfohlen, indem er den Gedanken vortrug: „In Egypten wird die Herrschaft im Mittelmeer entschieden. Wir fänden dort Entschädigung für den Verlust von Tunis.“ Heute sind die folgenden Bemerkungen aus dem hinterlassenen Tagebuch Crispi's von Interesse: „England macht die Entwicklung unserer Flotte keinerlei Besorgnis . . . . . unsere Seemacht könnte Frankreich in den Weg treten. Als Verbündete Englands haben wir zur See nichts zu fürchten. Wenn der entgegengesetzte Fall einträte, wären wir niemals Herren unserer Küsten.“

Dieser Gedanke spielt eine höchst wichtige Rolle in der italienischen Auslandspolitik. Im Bund mit Deutschland und Österreich vermißte Italien die Sicherung seiner Mittelmeerinteressen. Graf Robilant verlangte diese Sicherung vor der Erneuerung des Bündnisses. Bismarck hat damals den Versuch gemacht, England zu dieser Garantie zu veranlassen, und Graf Robilant trug denselben Wunsch in London vor. Aus vielen Äußerungen Bismarcks geht hervor, daß derselbe unter den damaligen Verhältnissen der Ansicht war, daß Italien der englischen Flotte zum Schutz seiner Küsten bedürfe und aus diesem Grund stets auf England Rücksicht nehmen müsse. Diese Rücksicht hat Bismarck zu mehreren Versuchen bewogen, die englische Flotte an die Seite des Dreibunds zu bringen.

Das deutsch-österreichisch-italienische Bündnis wurde enger, als 1887 die Militärkonvention zu Stand kam.

Crispi hatte freie Hand gegenüber Frankreich und begann den Zollkrieg mit ihm, der nicht weniger als zehn Jahre dauern sollte. Als die Franzosen ihre Kapitalien aus Italien zurückzogen, entstand in Deutschland auf Veranlassung Bismarcks jenes Syndikat der deutschen Banken, welche bedeutende italienische Werte aufnahmen. In jeder Hinsicht zog Italiens wirtschaftliche Entwicklung aus Deutschland Vorteil. Die Reibungen zwischen Frankreich und Italien nahmen zu, an den Grenzen, wie in Tunis, Marokko und Massaua. Als die Franzosen jedoch eine Flotte in das Mittelmeer schickten, erschien alsbald dort eine starke englische Flotte.

Im Jahr 1888 tat Lord Salisbury die Äußerung zu Kaiser Wilhelm II.: er werde im Mittelmeer mit Italien sein. Bald darauf kam der deutsche Kaiser nach Rom und dort sagte er zu Crispi: „Die drei verbündeten Monarchien sind stark genug, um den Frieden zu erhalten. Wir dürfen uns jedoch nicht die Freundschaft Englands nehmen lassen, wir bedürfen seiner Macht im Mittelmeer."

Nichts mäßigte den Groll der Franzosen gegen Italien.

In Paris machte man kein Hehl, daß man einen Handelsvertrag nur dann schließen werde, wenn Italien den Dreibund läßt.

Unter den vielen Erörterungen über die Zugehörigkeit Italiens zum Dreibund ist stets betont worden: Italien fesselt eine Anzahl französischer Armeekorps an seine Grenzen und gestattet Österreich-Ungarn, seine italienische Grenze unbesetzt zu lassen. Wäre Italien nicht im Dreibund, so würde ein großer Teil der französischen Streitkräfte frei und England könnte veranlaßt werden, eine Verständigung mit Italien und Frankreich zu erreichen, mit dem Hintergedanken einer Entente mit Rußland.

Zu allen Zeiten hat das Bündnis Italiens mit den deutschen Mächten starke Anfechtungen im Lande erfahren. Es heißt denn auch: die drei Monarchen hätten sich das Wort gegeben, persönlich für die Behauptung des Bündnisses zu wirken. Man tut gut, von einer Erörterung dieser Mitteilung abzusehen. Es fehlt an Material zur sachlichen Argumentation. Die innere Wahrscheinlichkeit tritt zu Tage.

Stark flammte die Unlust am Dreibund auf der Halbinsel auf, als General Baratieri die Niederlage in Abessinien erlitt. Die Vorgänge führten zum Sturz Crispis. Es mag im Vorbeigehen bemerkt werden, daß damals die Haltung der deutschen Presse gegenüber Italien in hohem Maß ungerecht und unpolitisch war. Vielleicht hat Fürst Bismarck, (der seine Pappenheimer kannte) solche Dinge vorausgesehen, als er sagte, die Nation werde die Fensterscheiben bezahlen müssen, welche ihre Presse einwirft. Trotz allem kam es 1891 zur Erneuerung des Dreibunds auf sechs Jahre. Der Leiter der italienischen Politik, Marchese di Rudini, äußerte: bezüglich des status quo im Mittelmeer ist mit bestem Erfolg mit England verhandelt worden. In der Tat hatte England den italienischen Ansichten zugestimmt, aber ohne Verpflichtungen zu übernehmen. In jenen Tagen tat der englische Unterstaatssekretär des Auswärtigen Fergusson die Äußerung: in einem deutsch-französischen Krieg werden für uns in erster Reihe englisch-nationale Interessen entscheiden.

Mittlerweile hatte eine wirtschaftliche Krise die Halbinsel heimgesucht und die italienischen Republikaner erhoben kühner als je das Haupt für den Anschluß an Frankreich. Crispi war 1894 wieder Ministerpräsident. Er rief den Gegnern zu: „Nur die Monarchie ist die Einheit und die Zukunft Italiens!" Ein Vorfall in Aigues Mortes verschärfte den Kampf zwischen den Anhängern Frankreichs und ihren Gegnern. Scharf kritisierte man den neuen Handelsvertrag mit Deutschland; selbst Crispi äußerte: man hätte besser getan, erst einen guten Handelsvertrag zu sichern, bevor man den Bund erneuerte.

Inzwischen war die Wandlung erfolgt. Man befand sich auf dem Weg zur Annäherung an Frankreich, ohne deshalb den Dreibund zu verlassen. Als im Jahr 1892 die Festlichkeiten zur Erinnerung an Columbus in Genua stattfanden, erschien dort ein stattliches französisches Geschwader, dessen Admiral eine Rede auf die beiden lateinischen Nationen hielt. Es folgte ein sympathischer Telegrammwechsel zwischen König Humbert und dem Präsidenten Carnot. Die nächste Begegnung zwischen dem König und Kaiser Wilhelm II. zeigte jedoch, daß der Dreibund auf festem Boden stand. Dieser Zustand wurde auch nicht erschüttert als gegen das Jahr 1893 die Stimmen sich mehrten, welche der italienischen Politik einen Anschluß an Frankreich und Rußland empfahlen.

Als der Faschoda-Zwischenfall sich zwischen Frankreich und England stellte, erneuerte die deutsche Presse ihre harte und unpolitische Sprache gegen Italien: es scheint, daß sie damals eine Aussöhnung Frankreichs mit Deutschland erhoffte. In Wirklichkeit hat sie sowohl den deutsch-italienischen als den deutsch-englischen Beziehungen, nach dem Maß ihrer Bedeutung, geschadet. Der italienisch-französische Handelsvertrag kam endlich zustande und anderen Differenzen machte das Abkommen von 1900 ein Ende. Schon im Jahr 1898 war der Herzog von Genua mit einer italienischen Flotte im Hafen von Toulon erschienen und von dem Präsidenten Loubet begrüßt worden. Der Herzog toastete auf: „Frank-



reichs Waffen zu Wasser und zu Land" und Delcassé stellte ein mit Italien erzieltes gutes Einvernehmen fest.

Die französische Diplomatie hoffte die für 1902 zu erwartende Erneuerung des Dreibunds verhindern zu können und zählte dabei ebensowohl auf das Geschick des Botschafters Barrère in Rom als auf die französischen Sympathien des Ministers des Auswärtigen, Prinetti. Alles mögliche wurde gegen den Dreibund aufgeboten: er lege Italien militärische Verpflichtungen auf, behindere seine Aktion am Balkan, in der Adria, in Konstantinopel, lähme es angesichts Albanien. Dem letzteren Argument liehen die Irredenta und der Abgeordnete Imbriani ihren Einfluß. Von Berlin aus wurde damals berichtigt, daß der Dreibund keineswegs über das italienische Heer und seine Verwendnng Verfügungen enthalte. Von Albanien war viel die Rede, was sich verstehen läßt, da es in Italien an zweimalhunderttausend Albaner gibt.

Frankreich setzte seine Avancen fort: 1899 gab es an Italien die Anwartschaft auf Tripolis und 1902 erweiterte Delcassé diese Konzession. Auch der Besuch des Zaren auf Schloß Racconigi gehört in dieses Kapitel. Heftige Reden in der Kammer gegen den Dreibund unterstützten diese Absichten. Beendigt wurde die Kontroverse erst nach der Begegnung des Fürsten Bülow mit dem Minister des Auswärtigen, Prinetti, in Venedig. Bülow und Goluchowski bestanden auf unveränderter Erneuerung des Bundes und so geschah es.

Der König von Italien begab sich nach Berlin, aber diesem Besuch folgte auf dem Fuß der Besuch des Königs in London.

England hatte schon längst eine Annäherung zwischen Italien und Frankreich begünstigt und man weiß, daß die englisch-französische Annäherung schon 1902 vereinbart war.

Italien hat der französischen Marokkopolitik zugestimmt und die Dinge hatten sich so entwickelt, daß die italienische Monarchie, nach beachtenswertem Dafürhalten, um das Jahr 1902 kaum in der Lage gewesen wäre, sich einer Volks-

strömung zu widersetzen, welche etwa den Krieg gegen Deutschland an der Seite Frankreichs begehrt hätte.

Im Herbst 1903 kam das italienische Königspaar nach Paris, mit stürmischer Begeisterung empfangen. Der Präsident Loubet feierte die „Kundgebung engen Einvernehmens“ und der König von Italien pries: — „das glücklich vollendete Werk der Annäherung. —“

Bemerken wir noch das diplomatische Wirken des Königs Eduard VII. für dieselben Ziele und eilen wir zu den neuesten Geschehnissen.

Der Krieg gegen die Türkei, die Erwerbung Lybiens (Tripolis), der Friede von Lausanne (18. Oktober 1912) sind noch in frischer Erinnerung. Nach diesen Ereignissen hat die republikanische Partei neuerdings einen Versuch gemacht, ihre Ziele auf dem Weg der Revolution zu erreichen. Einige Wochen lang war ein großer Teil der Halbinsel im Zustand der Anarchie, woran die Eisenbahnarbeiter großen Anteil hatten. Der Treue des Militärs ist es gelungen, die Ordnung wieder herzustellen.

Bald darauf kam der serbische Konflikt und in seinem Gefolge der Weltkrieg. In der Öffentlichkeit hatte man bis zum Anfang August gemeint, in diesem Krieg würde das Kreuz von Savoyen an der Seite der deutschen und österreichischen Fahnen wehen; in deutschen Gauen hatte man ein brausendes: „Sempre avanti Savoia!“ auf der Zunge. Es ist nicht dazu gekommen. Die französische Armeeleitung hat die Seealpen und die Hochalpen von Truppen entblößt und die Regimenter, die dort standen, gegen die deutschen Korps ins Feuer geschickt. Man spricht nicht viel davon, da man geneigt ist, die Schwierigkeiten zu würdigen, mit welchen Italien zu kämpfen hat und von welchen wir in vorstehender Skizze ein Bild zu geben versucht haben.



LXXI.

Ein zweites Stimmungsbild aus Holland.

Je länger der Weltkrieg wütet, je glänzender tritt — Gott sei Dank — die Wahrheit ans Licht und entlarvt die Feinde Deutschlands und Österreichs. Kürzlich sind in den Archiven des belgischen Generalstabes in Brüssel wichtige Akten und Übereinkünfte gefunden worden, die in schreiendem Widerspruch stehen mit der Neutralität Belgiens, dahingegen das Auftreten der deutschen Regierung in überzeugender Weise vor aller Welt rechtfertigen. Es ist jetzt eine geschichtliche Tatsache, daß Belgien, England und Frankreich zuerst die Neutralität verletzt haben. Unser katholisches Hauptorgan, das seine Sympathie für Belgien und Frankreich in diesem Weltkampfe nicht verschleiert, ist so naiv, in diesen wichtigen Akten des belgischen Generalstabes bloß eine akademische Auseinandersetzung der drei Mächte zu sehen für ihr Verhalten bei einem möglichen Bruch mit Deutschland, trotz der ernsten Warnung des belgischen Gesandten in Berlin, Baron Greindl, der recht klaren Wein einschenkt ob des gefährlichen Spieles mit Feuer gegenüber Deutschland.

Gewiß mit vollstem Rechte schreibt Dr. P. M. Baumgarten in der allgemeinen Rundschau: „Ein bitterer und tiefgehender Kummer nagt am Herzen des Papstes: Frankreich und Belgien sind mit einem Staate verbündet, der selbst die Kriegszeiten dazu benützt, um in der rücksichtslosesten und frechsten Weise der katholischen Kirche zu schaden. Die Entsendung des schismatischen Erzbischofes Eulogius nach Lemberg, damit er dort in der katholischen Kathedrale schismatischen Gottesdienst feiere, damit er die Union der Ruthenen mit Rom zerstöre, damit er die orientalischen Katholiken Galiziens in ihrem Gewissen bedrücke, damit er den rechtmäßigen, in russische Gefangenschaft ge-



führten Erzbischof Grafen von Szepticky ersetze, bezeichnet man in der Kurie als eine Tat so sinnlosen Hasses gegenüber allem Katholischen, daß dem kaum etwas gleich Gewaltiges an die Seite gesetzt werden könne."

Diese Mitteilung aus Rom dürfte ihre Wirkung in hiesigen katholischen Kreisen nicht verfehlen und gleicht einem reinigenden Gewitterregen in der schwülen Atmosphäre der Gefühlspolitik, die in den letzten Wochen so viele Geister beherrschte und eine ruhige und wahrheitsgetreue Beurteilung erschwerte.

Es wäre zu wünschen, daß unsere katholische Presse diesen Greuel in flammenden Lettern an den Pranger stelle, damit die Leser erkennen, welch schreckliches Elend unserer Kirche vom Osten droht, wenn der Dreiverband den endlicheu Sieg erringen würde, was der liebe Gott verhüten wolle!

Das barbarische Treiben Englands gegen die afrikanisch-deutschen Kolonien muß jeden aufrichtigen Kulturfreund mit Abscheu erfüllen. Die größte Mitschuld an der Entzündung des Weltkrieges genügt ihm nicht. Zu diesem Verbrechen gehört auch die Übertragung des Krieges nach Afrika unter die einheimische Bevölkerung, die schamlose Verwüstung der Solidarität der Weißen gegenüber den Schwarzen, der Autorität der weißen Rasse und der Interessen des Missionswerkes. Vor einigen Wochen hat auch ein gläubiger Protestant im Haag einen Schrei der Entrüstung ausgestoßen über dieses Verbrechen, das dem Missionswerke in Afrika noch viele Jahre einen unberechenbaren Schaden zufügen werde.

Die Verbitterung unseres Volkes über die Haltung Englands ist im Wachsen begriffen. Es fühlt in stets stärkerem Maße den gewaltigen Druck der Neutralität, während die Regierung notgedrungen die Faust in der Tasche ballt wegen ihrer abhängigen Lage und alle möglichen Opfer bringt, um unser kleines Land vor dem Schrecken der Kriegsfurie zu bewahren. Die Kosten der Mobilmachung drücken schwer auf unsere Finanzen. Wir stehen vor einem

Defizit, das täglich wächst und dessen Deckung man noch nicht in der Lage ist zu enthüllen. Mittlerweile setzt die englische Regierung, deren Führer in Worten übertriefen von Humanität, das scheußliche System fort, das neutrale Holland auszuhungern, indem sie, wo es eben möglich ist, das sehr dehnbare Gesetz der Kriegskontrebande in Anwendung bringt und die Volksernährung in ganz drückender Weise schädigt.

Die Kämpfe in Belgien, insbesondere um Antwerpen haben eine wahre Flut von Flüchtlingen in unser Land gebracht, die wir noch nicht los sind. Die armen Leute sind teils die Opfer der schlechten Heeresleitung in Antwerpen, teils sind sie schrecklich betrogen durch die Hetz- und Lügenpresse. Man fängt endlich auch in Belgien an, den deutschen Soldaten gerecht zu werden und würdigt ihre Manneszucht. Die Liebe zur Kirche, welche die katholischen Soldaten in tief erbaulicher Weise bewiesen haben, hat viele überrascht und zu einer besseren Erkenntnis geführt. So kommt allmählich die Wahrheit zum Durchbruch. — Als vor einigen Wochen die Beschädigung der Kathedrale in Reims gemeldet wurde, da waren es zunächst die sogenannten Ferrer-Blätter, die sich entrüsteten und die deutschen Truppen des Vandalismus beschuldigten. Es ist eine wirkliche Ironie, daß diese frechen Schreier dieselben Leute sind, die in dem liberalen Brüssel dem Scheusal Ferrer ein Monument errichtet haben!

Wahrlich in diesem Weltkrieg sehen wir eine merkwürdige Konstellation: ein katholisches Ministerium in Belgien im Bunde mit einem akatholischen Ministerium in Frankreich und mit den schismatischen Russen, den größten Feinden unserer Kirche!



LXXII.

Nietzsche unser Führer im Weltkrieg?

Von Johannes Mayrhofer.

An seltsamen Wertungen und Umwertungen aller Dinge hat es auch in den letzten Zeiten nicht gefehlt und auch dem verwegensten Umwerter selbst, Friedrich Nietzsche, dem Zarathustradichter, dem großen Immoralisten, dem „Antichrist", sind Qualitäten, Aufgaben und Leistungen zugeschrieben, über die er sich selber vielleicht sehr gewundert hätte.

Das neueste Lorbeerblatt in seinem Ruhmeskranze ist ein eigenartiger, etwas dithyrambischer Artikel, den der „Zeitgeist" dem großen Zerstörer zur 70. Wiederkehr seines Geburtstages widmet. Da erfahren wir mit einigem Staunen, wo unser glorreiches Heer die starken Wurzeln seiner Kraft hat, in welchem Zeichen Deutschland siegen muß im gewaltigen Ringen der Völker.

„Es sei, wie es sei", schreibt da Henriette Geerling, „wir wollen es (nämlich das Geschick) festnageln auf den guten Streich, den es dem Umwerter aller Werte gespielt hat: als es den Weltkrieg von 1914 anzettelte, bereitete es damit eine Ehrung zum siebzigsten Geburtstage des Zarathustradichters vor.

Die Männer, die sich heute wie Löwen schlagen und wie Helden opfern, die sich wie Märtyrer und Asketen, mit leerem Magen, von der Inbrunst ihres Wollens vorwärtsgetrieben, dem Tod und der Verstümmelung in die Arme werfen, und die anderen, die zu Hause stillbescheiden zehnfach verdoppelte Arbeit freudig leisten; all diese Millionen Menschen von deutschem Schrott und Korn — kraftvoll, zäh, eisern-pflichtbewußt — sind großgezogen mit geistigem Brot, das Nietzscheschen Gedanken und Nietzschescher Optik die fruchtbare Gärung verdankt."

Es mag sein, daß unsere geistige Luft in den letzten Jahren ein bißchen wirklich von Nietzscheworten und Nietzsche-



ideen durchsetzt war; gar mancher, besonders aus der jüngeren Generation, hat es an sich erfahren, aber meistens nicht zu seinem Heile, sondern zum Schaden seiner seelischen Gesundheit. Gewiß hat Nietzsche sich selbst im voraus gegen unbequeme Jünger verteidigt („Bist Du ein solcher, der einem Joche entrinnen durfte? Es gibt manchen, der seinen letzten Wert wegwarf, als er seine Dienstbarkeit wegwarf"), aber da er mit nichtigen Scheingründen und Redensarten die ganzen Grundlagen der Moral zu zerstören sucht und die Tafeln des Gesetzes zerbricht, so ist dem autonomen Herrenmenschentum in allen seinen Gestaltungen der vollkommenste Freibrief ausgestellt.

Ist nun aber das stolze Herren- und Übermenschentum Zarathustrascher Observanz wirklich der Geist, der unsere herrlichen Krieger, der unser entsagungsfrohes Volk beseelt in den ernsten, großen Zeiten dieses Weltkampfes? Die von Nietzsche gepredigte Weltanschauung kann wohl einen Haudegen aus der Schule der Condottieri, kann wohl einen skrupellosen Gewaltmenschen vom Schlage des Cesare Borgia, für den sich der Zarathustradichter nicht umsonst so begeistert, zu neuen Taten einer unerhörten, immer großartigeren Machtentfaltung spornen, zu einem Niederringen aller Widerstände, die der Entfaltung seiner Persönlichkeit begegnen. Und auch das noble Albion, das völlig „moralinfrei" seinen „Willen zur Macht" auslebt, wo und wie es nur kann, könnte seinem Handeln mit zahllosen Nietzsche-Sentenzen ein gar kunstvoll prächtiges Mäntelchen umhängen. Wo bleibt überhaupt eine Schranke gegen irgendwelche Verirrung und irgenwelche Gewalttat, wenn Gut und Böse nur schwankende Meinungen im Sinne des jeweiligen Nutzens und Schadens, wenn selbst „alle diese blassen Atheisten, Antichristen, Immoralisten, Nihilisten, Skeptiker, Ephektiker, Hektiker des Geistes" noch lange keine „freien Geister" sind, wie Nietzsche sagt, „wenn die eigentliche ideale Freiheit des Geistes dem Assassinenspruche innewohnt: Nichts ist wahr, alles ist erlaubt!"

Henriette Geerling sieht in Nietzsche den Mann, dessen Saaten heute prachtvoll aufgehen, da er „Leiblichkeit, Selbstliebe, Mitleidslosigkeit, Härte" „als wertvollen Kulturhumus



ans Licht" warf und mit „Jenseitigkeit, Selbstlosigkeit, Demut" aufräumte.

Und sie glaubt in den Früchten den Meister zu rechtfertigen, wenn sie schreibt: „Die Männer, die sich heute wie Löwen schlagen — sind das die willensmürben Schwächlinge, die uns angeblich die Irrlehre eines Immoralisten gezüchtet haben soll? Die heute wie Helden und Märtyrer stehen, fallen und sterben — sind das die in Selbstsucht erschlafften Genüßlinge, die sich aus eines kranken Hirnes Wahnvorstellungen Gift gesogen haben sollen?" Aber sie übersieht dabei leider, daß der Geist, der unser Volk und unser Heer beseelt, gar nicht der Geist des rücksichtslosen Glaubens- und Moralvernichters ist. Wir kämpfen ja gar nicht für die Utopien Zarathustrascher Diesseitskultur, sondern für unser schwer gekränktes heiliges Recht, für alles, was „skrupelloser" Frevelmut macht- und beutegieriger Feinde uns schmachvoll rauben will. Der Deutsche Kaiser ruft uns zum Gebet vor dem lebendigen Gott, den Nietzsche mit schauriger Unermüdlichkeit totgesagt, „daß der Übermensch lebe". In jeder Kundgebung, in jedem Telegramm gibt er voll „Jenseitigkeit, Selbstlosigkeit, Demut" dem die Ehre, dessen Namen der Zarathustradichter für immer aus den Menschenherzen herausreißen wollte. Unsere Krieger beseelt nicht der Geist des selbstherrlichen Übermenschen, sondern der Geist von 1813. Und was an Krankheitskeimen in der Luft lag — Krankheitskeime, wie sie Nietzsches Werke mit ihren abscheulichen Ausfällen gegen Gott, gegen Christentum und Deutschtum aussenden — das ist erfreulicher Weise großenteils hinweggeweht von dem Sturme dieser großen Zeit.

So können wir dem „Zeitgeist" die Versicherung geben, daß wir nicht „im Zeichen des Adlers und der Schlange, der Tiere Zarathustras" zu siegen hoffen, sondern in dem Zeichen, in dem auch unsern Vätern so oft der Sieg beschieden war.



LXXIII.

Die Beurteilung der Werke der bildenden Kunst.

Eine Skizze.

I.

Die bildende Kunst als solche ist kein abstraktes oder geistiges, sondern ein konkretes oder sinnliches Gebiet. Sie arbeitet mit sichtbaren Stoffen und Mitteln und sie will in erster Linie sichtbare Wirkungen, eine ästhetische Wirkung für das Auge erzielen. Sie wird und muß darum auch in erster, wenn auch nicht höchster Linie äußerlich formal beurteilt werden.

Das Entscheidende für die Befähiguug und Schulung zur Beurteilung eines wirklichen Kunstwerkes sind:

1) richtige Auffassung der einheitlichen Gesamtformen und ihrer Proportionen einschließlich der Einheit und Harmonie der Farben und des Stoffes,

2) angeborene und ausgebildete Empfindung für die Detailform und ihre Schönheit.

Das Auge des Beurteilers eines Kunstgebildes hat sich zuerst — in entsprechender Distanz — auf die Gesamtform und die Hauptverhältnisse derselben zu richten. Denn der Gesamteindruck ist entscheidend über den größeren oder geringeren Wert eines Kunstproduktes. Erst nach Erfassung des Ganzen und seiner Proportionen kann und darf sich der Blick liebevoll in das Detail des Werkes, in seine empfindungsvolle Durchbildung und technisch vollendete Behandlung versenken. Und erst in dritter Linie kommt der Stilcharakter des Werkes in Frage. Es ist Laienart, zuerst

das Detail und die Kleinlichkeiten eines Kunstgebildes, aus deren Addition nie ein Ganzes wird, zu untersuchen und die Gesamtform und -Wirkung des Werkes entweder gar nicht zu sehen oder nicht mit klarem Bewußtsein in sich aufzunehmen.

Ist die bildende Kunst: die ästhetische Formgestaltung für das Auge, kein geistiges, sondern ein sinnliches Gebiet, so *dient* sie doch, falls sie auf einer gewissen Höhe steht, der geistigen Idee, dem Ideale. Sie ist selbst nicht die Idee und das Ideal, sie wird aber durch letzteres vergeistigt und verklärt. Sie geht gleichsam mit dem Ideal eine Ehe ein, sie verschmilzt mit demselben zur engen Harmonie und zur vollen Einheit wie Seele und Leib bei dem Menschen. Form und Inhalt des Kunstwerkes müssen zusammenstimmen.

Ruft die ideale bildende Kunst nicht nur eine sinnliche, sondern auch eine geistige Wirkung hervor, so darf sie deshalb, als Kunst, niemals in erster Linie abstrakt, sondern muß vor allem konkret beurteilt und bewertet werden. Der einem Kunstwerke zugrunde liegende ideale Gedanke mag noch so herrlich sein, wenn die sichtbare Darstellung des Gedankens eine unbeholfene und formal unempfundene ist, dann ist das Kunstwerk ein minderwertiges, wenn es überhaupt als solches bezeichnet werden kann.

Nicht jede Idee eignet sich zur künstlerisch-sinnlichen Darstellung. Eine komplizierte Idee wird meist auch das Kunstwerk kompliziert oder dessen einheitliche Form und Komposition schwierig machen; ein nicht einheitlicher, ein widerspruchsvoller Gedanke muß die Einheit des Werkes vor dessen Entstehung vernichten. Die Kunst ist nicht dazu vorhanden, ein schwieriges Thema zu erklären oder besser zu veranschaulichen, sondern das geschulte, mit und in der konkreten Form auch Geistiges erfassende Auge zu befriedigen. „Ein Bild", sagt Kurt *Münzer*,[1]) „wird für das Auge und nicht für den Verstand gemalt."

1) Die Kunst des Künstlers. Prolegomena zu meiner praktischen Ästhetik. Dresden 1905. S. 98.



II.

Einen wertvollen Beitrag zu dem hier besprochenen Thema hat Professor A. v. Hildebrand in seinem in mehreren Auflagen und Sprachen erschienenen Werke „Das Problem der Form in der bildenden Kunst" geliefert, das Dr. Hans Cornelius[1]) zu einer praktischen Ästhetik zu erweitern versuchte.

Das Problem der Form ist für Hildebrand das Problem des richtigen künstlerischen Sehens und der ebenso richtigen Gestaltung des Kunstwerkes für dieses Sehen. Denn bei der Betrachtung eines Kunstobjektes kommt weniger dessen — wie der von Hildebrand eingeführte Ausdruck lautet — Daseinsform, sondern dessen Wirkungsform in Betracht. Wie das Bild, sei es nun plastischer oder malerischer Art, auf das Auge wirkt (perspektivischer Eindruck), nicht wie es an sich, ohne Rücksicht auf das Auge ist (geometrische Form), ist für das künstlerische Urteil maßgebend.

Hildebrand unterscheidet ferner zwischen der primären Bildwirkung und der sekundären Funktionswirkung. Die Bildwirkung ist die eigentlich künstlerische Wirkung; und das aus der Wirkung auf das Auge sich ergebende Bild ist immer, auch bei der Plastik, ein zweidimensionales[2]): das sogenannte Fernbild. Nur der zweidimensionale Eindruck ergibt eine Einheitsform. Die Bildtiefe, „die dritte Dimension fügt sich (erst) durch den Wechsel des Standpunktes hinzu"[3]), d. h. durch verschiedene Bildaufnahmen.

Das Fernbild allein ermöglicht für das Auge eine gleichzeitige und damit einheitliche Aufnahme der Formwerte, ein künstlerisch-perspektivisches Gesamtsehen. „Das künstlerische Sehen besteht . . in dem starken Auffassen dieser Formempfin-

1) Elementargesetze der bildenden Kunst. Grundlagen einer praktischen Ästhetik. 2. Aufl. Leipzig 1911.

2) Mit dem Worte „Bild" ist schon eine flächenhafte, d. i. eine zweidimensionale Erscheinung und Wirkung ausgedrückt.

3) Das Problem der Form. Ausgabe mit Abbildungen. Straßburg 1913. S. 10.



dungen, gegenüber der bloßen Kenntnis der Daseinsform als Addition von isolierten Wahrnehmungen, wie sie nur für die wissenschaftliche Betrachtung von Bedeutung sein kann."[1])

Das Fernbild vereinfacht außerdem die Naturformen, ignoriert Nebensächlichkeiten, Kleinheiten usw. Der Blick des Beschauers abstrahiert so vom Unwesentlichen und der Geist kommt zu einer einheitlichen oder sich einigenden Vorstellung; er nimmt nur die Hauptwirkungsverhältnisse in sich auf.

Die Funktionswirkung als malerischer oder plastischer Ausdruck einer seelischen Bewegung oder einer mechanischen Kraft ist die im Momente aufgefaßte und in den ruhenden Zustand übertragene Aktivität. Aus der in den unbeweglichen Zustand übertragenen Aktion, z. B. aus der zum Schlage erhobenen Hand, schließt der Beschauer auf die Funktion, auf die wirkliche Handlung. Nicht jede Funktion ist zur künstlerischen Wiedergabe geeignet und nicht alle Funktionen einigen sich zu einer einheitlichen Vorstellung oder Auffassung.

Der Künstler gibt die Funktion, die Bewegung usw. nicht wieder, wie sie wirklich ist — sonst könnte er z. B. niemals die Speichen eines rasch laufenden Rades zeichnen — sondern wie er sie sich vorstellt. „Wir stehen nicht als Momentmaschinen der Natur gegenüber, sondern als Wesen, die ihre Vorstellungen kombinieren und die einzelnen Wahrnehmungen nur dabei benutzen und mit hinein verweben."[2])

Hildebrand löst in scharf auffassender und denkender Weise das Problem der Form in Bezug auf die Gesamtform und ihre in Hinsicht auf das Auge richtige Gestaltung und Funktion, das Problem des künstlerischen Sehens; er schweigt aber über die Detailform, über deren empfindungsvolle, die jahrelang bis zur höchsten Feinheit geübte Hand des Künstlers verratende Durchbildung. Er spricht z. B. sehr richtig über die Entstehung des griechischen Gesichtstypus, von dem Hervorheben des Wesentlichen, von dem Festhalten an der

1) Ebenda S. 23. 2) Ebenda S. 84.

Grundwirkung usw. Die sogenannte griechische Nase ist „aus diesem Bedürfnis (der Hervorhebung des aus der Ferne noch wirkenden Wesentlichen) entstanden, nicht etwa, weil die Griechen solche Köpfe hatten".[1]) Er sagt, daß ein solcher Kopf unter allen Umständen klar wirkt; aber eine klare Form ist noch keine vollendet schöne Form; Klarheit ist nur eine wesentliche Bedingung der Schönheit. Wir erfahren von Hildebrand nichts über die Schönheit und Gesetzmäßigkeit der Linienführung, der Wölbung der Flächen, der geschickten und feinfühligen technischen Behandlung. In dieser Hinsicht harrt das Problem der Form noch der Lösung oder der Ergänzung.

III.

Die Beurteilung eines Kunstwerkes erfolgt, nach den vorausgeschickten Darlegungen, nach einem etwa dreifachen Gesichtspunkte. Es wird vor allem bewertet nach seiner Bild- bezw. Gesamtwirkung, in zweiter Linie nach seiner Funktionswirkung und endlich drittens, wenn auch nicht allgemein, nach seinem Stilcharakter in Bezug auf Material, Zweck und Zeit. Ein in dieser Hinsicht aufgestelltes Schema dürfte sich ungefähr folgendermaßen gestalten:

A. Bildwirkung:

1. Gesamtumriß oder Silhouette; einigender künstlerischer Mittelpunkt des Ganzen (Einheit in der Vielheit).

2. Aufbau bezw. Hauptgliederung oder Gruppierung; Einzelgliederung.

3. Formen: Architektur-, plastische und malerische Formen.

4. Farbe: Gesamt-(Grund-)Ton; Einzel- und begleitende Farben; Kontrast und Zusammenstimmung.

B. Funktionswirkung:

1. Stütze und Last sowie andere konstruktive Erscheinungen bei der Baukunst; angedeutete Bewegungen, Gebärden und Handlungen bei Plastik und Malerei.

---

1) Ebenda S. 22.

2. Nebenfunktionen, Zusammenhang und Einheit der Funktionen.

C. Stil:

Material- und Zweckstil; historischer und nationaler Stil.

Wählen wir als praktisches Beispiel einen unserer typischen und harmonischen, Architektur, Plastik und Malerei vereinigenden Barockaltäre und suchen wir ihn auf Grund des aufgestellten Schemas zu bewerten. Ich habe zu dem Zwecke den Hochaltar einer dem hl. Joseph geweihten Kirche Südbayerns im Auge.

A. Bildwirkung.

1. Den symmetrischen Gesamtumriß des Altares bilden: eine wagrechte Linie (Fußboden), zwei Senkrechte, zwei oben anschließende, aufwärts gerichtete Kurven und ein abschließender, segmentartiger Bogen. Der Gesamteindruck des Altares ist bei aller Mannigfaltigkeit ein streng einheitlicher. Seinen prächtigen, künstlerischen Mittelpunkt bildet das Gemälde der heiligen Familie; seinen geistigen Mittelpunkt stellt der den Altar im Kleinen wiederholende Tabernakel dar.

2. Der Aufbau des Hochaltares, der wie alle derartigen Altäre die Säulenordnung der Antike und der Renaissance wiederholt, ist im Ganzen ein dreiteiliger: a) Unterbau mit erhöhtem Sockel, Stufen und Mensa; b) Säulen und Pilaster mit dem durch sie eingeschlossenen großen Mittelfeld; c) Hauptgesims mit Altaraufsatz. Die Untergliederung ist wieder eine je dreiteilige. Unterbau: Sockel, Mittelteil und durchlaufendes Gesims. Säulen und Pilaster: Basis oder Säulenfuß, Säulen-(Pilaster-)Schaft, Kapitäl. Hauptgesims: Architrav, Fries, Kranzgesims mit dem gleichsam ein Ausklingen des Gesimses bedeutenden Aufsatz. Die auf dem „Gesetze der Dreiheit“ ruhende Proportion des ganzen Altares ist eine gute, eine nahezu mustergiltige.

3. Einzelformen. Die Architekturformen des Hochaltares haben wir zum großen Teile schon erwähnt. Als



solche sind aufzuzählen: die wagrecht oder gebogen verlaufenden, durchweg gut profilierten Gesimse; die aufgesetzten Füllungen des hohen Sockels und die Rahmen der Gemälde; die attischen Basen uud die korinthischen Kapitäle der Säulen und Pilaster; der in Rokokoart geschweifte Altartisch und der etwas reicher als die übrigen Formen gehaltene, eine fertige künstlerische Technik verratende Tabernakel. — Zu den plastischen Formen oder ornamentalen und figuralen Skulpturen sind zu rechnen: die erwähnten Kapitäle; die meisterhaft geschnitzten Ornamente der Gemälderahmen und der Mensa; die ornamental verzierten, eine elegante Linienführung zeigenden Voluten über dem Kranzgesims; das ovale Schild mit Inschrift über dem Hauptgemälde; die sitzenden, trefflich zu der Architektur komponierten Engel zu beiden Seiten des Altaraufsatzes; endlich die zwei großen Heiligenstatuen Joachim und Anna sowie das kleine Kruzifix des Tabernakels. — Als malerische Formen oder Detaile sind zu nennen: die kleinen Füllungsgemälde der Predella; das Hauptgemälde des Altares, die heilige Familie auf der Flucht nach Ägypten darstellend; das Gemälde des Aufsatzes: die heilige Dreifaltigkeit nach Art eines Dürerschen Bildes.

Alle Einzelformen stimmen in ihrer künstlerischen und charakteristischen Gestaltung harmonisch, ohne Dissonanz zusammen und erhöhen dadurch den einheitlichen Eindruck des Werkes.

4. Farbe. Den Grund- oder Hauptton des Altares bildet ein ins Grün hinüberspielendes Grau, das sich an den Gesimsen, Säulen und Pilastern zu einem dunken Graugrün steigert. Beide Farben zusammen ergeben die Wirkung eines einheitlichen Tones. Neben diesem helleren und dunkleren Graugrün spielt das richtig verteilte Gold die wichtigste Rolle. Dazu kommen die bunteren Farben der vier Figuren und die Farben der Ölgemälde. Letztere sind hervorragend gut und von harmonischer Schönheit; insbesondere gilt dies von dem obersten Gemälde, dem der heiligen Dreifaltigkeit.

B. Funktionswirkung.

1. Die wichtigste Funktionswirkung des Altares drückt sich in dem Verhältnis von Stütze und Last aus. Da, wie bereits oben erwähnt, der Altar das geometrische und funktionelle Verhältnis der aus der Antike übernommenen Säulenordnungen der Renaissance wiedergibt, ist die genannte funktionelle Wirkung von selbst eine gute. Zu der konstruktiven Hauptfunktion — Unterbau, tragende Säulen und Pilaster, getragenes Hauptgesims mit Aufsatz (Last) — kommen die einzelnen Nebenfunktionen. Basis und Kapitäl haben die Aufgabe, von der tragenden oder getragenen Wagrechten zur Senkrechten überzuleiten; die Voluten des Aufsatzes haben eine natürliche Verbindung des letzteren mit dem Hauptgesimse herzustellen; die Stufen haben, abgesehen von ihrer liturgischen Bedeutung, das Hinaufsteigen zu dem Altartische zu ermöglichen usw.

2. Die in zweiter Linie zu betrachtenden Funktionswirkungen am Altare kommen in der Haltung und den Gebärden der Figuren zum Ausdruck. Die Haltung der Engel und Heiligenstatuen ist durch den historischen Stilcharakter bedingt und befriedigt im allgemeinen. Die Stellung, Zeichnung und die Gebärden des in dem Kolorite und in Gruppierung hochbefriedigenden Hauptbildes weisen verschiedene Mängel auf und verraten einen nur mittelmäßigen Meister.

C. Stil.

1. Zweck. Der Altar hat einen idealen und einen praktischen Zweck zu erfüllen: erstens eine würdige Stätte für das Opfer des neuen Bundes zu bilden, zweitens die Darbringung dieses Opfers, den kirchlichen Vorschriften entsprechend, zu ermöglichen. Daß der Altar seinem idealen Zwecke entspricht, zeigt unsere bisherige Darlegung; daß er auch seiner praktischen Aufgabe gerecht wird, beweisen die bequemen Stufenanlage, die genügend breite und tiefe Mensa u. a.

2. Material. Der Hochaltar ist aus Holz gefertigt,



täuscht aber, seinen monumentalen Formen entsprechend, Marmorcharakter vor. Diese Versündigung gegen die Stilforderung des echten Materials entschuldigen einigermaßen die geringen finanziellen Mittel, die zur Anschaffung eines in Bezug auf Material und Arbeit teueren Marmoraltares nicht ausreichten.

3. Historischer Stil. Der Altar der 1619 erbauten Kirche ist in der Zeit des frühen Barocks entstanden. Er zeigt daher, mit Ausnahme der Rokokoformen aufweisenden Mensa, die kräftigen, wirkungsvollen Architektur- und Ornamentformen jenes Stiles.

Einer detaillierten Ausarbeitung dieser schulmäßig abgefaßten Skizze wird es vorbehalten sein, die einzelnen formalen Feinheiten und koloristischen Nüancen, künstlerischen Techniken und charakteristischen Stilgestaltungen sowie den geistigen, d. i. theologischen Inhalt des ganzen Werkes zu schildern und zu bewerten. Dazu gehört aber das scharf sehende Auge des wirklichen Künstlers oder die angeborene und geläuterte Empfindung des ästhetisch und kunstgeschichtlich gebildeten Knnstkenners.

IV.

Die bildende Kunst ist zuletzt, aber nicht in allerletzter Linie, hinsichtlich ihres Verhältnisses zu Glaube und Moral zu beurteilen.

Ist das Verhältnis der bildenden Künste zu Sitte und Religion auch aus naheliegenden Gründen nicht so enge wie das der Dichtung und der übrigen Literatur, welche gleich der Religion ein geistiges Gebiet darstellen, so sind doch die Beziehungen von Kunst und Religion, wie schon die Geschichte der Kunst zeigt, enge und wichtige.

Die bildende Kunst arbeitet, wie einleitend betont, mit sinnlichen, d. h. sicht- und greifbaren Stoffen, Formen und Mitteln, wie ähnlich die Literatur mit hörbaren Mitteln ihre dem Reiche der Phantasie oder des Gedankens angehörigen Werke zur Verwirklichung bringt. Die Form, das Mittel ist



neutral, nicht aber die Aufgabe, der Zweck, die Tendenz, welche der Künstler mit ihm realisieren will. Es gibt in letzterer Hinsicht eine christliche und sittliche, eine katholische Kunst, wie es eine weltliche, heidnische oder antichristliche und auch eine unmoralische Kunst gibt.

Auch die Kunst soll, wie die übrigen kulturellen Mächte, Gott und den göttlichen Plänen dienen, zumindest den göttlichen Absichten nicht widersprechen und das göttliche Gesetz nicht verletzen. Auch die Tätigkeit des Künstlers muß, wie alle übrigen Lebensäußerungen, auf das ewige Ziel hingeordnet sein. „Wie in Gott," sagt A. Baumgartner S. J.,[1]) „nur die höchsten Probleme der Wissenschaft ihre letzte Lösung finden, so strebt auch die Kunst zu ihm als ihrem letzten Ziele hin — ihn zu verherrlichen, ihm zu dienen."

Die bildende Kunst hat ihre größten Werke im Dienste der Religion geschaffen. Das gilt für die heidnisch-klassische, das gilt noch mehr für die christliche Zeit. Das gilt selbst für die Zeit, in welcher die profane Kunst das Übergewicht über die kirchliche bekam, für die Renaissance. „Genau um dieselbe Zeit, wo in dem Mönche von Wittenberg sich langsam der innere Abfall von der Kirche vollzog", sagt der vorgenannte Autor,[2]) „entfaltete der größte aller Maler in den Sälen des Vatikans die ganze Fülle der biblischen und kirchengeschichtlichen Poesie. Er versammelte in seiner Disputa die glänzendsten Gestalten der Weltgeschichte um das allerheiligste Sakrament des Altars; er scharte in seiner Schule von Athen die ganze klassische Bildung des Altertums in den Gemächern des Papstes; er verzeichnete in den herrlichen Historienbildern die Glanzmomente der Kirchengeschichte, die großartigsten Siege des Papsttums. Eine ähnliche Bildergalerie hat die Welt nicht wieder geschaut."

Die Kunst soll keine Moralpredigerin sein, aber sie soll gegen die Moral sich nicht versündigen. Es gibt keinen be-

1) Die Stellung der deutschen Katholiken zur neueren Literatur. Freiburg i. Br. 1910. S. 73.

2) Ebenda S. 47.

sonderen Moralkodex für den Künstler, keine Dispens von dem für alle geltenden Gesetz. Die Kunst mag noch so hoch stehen, höher steht das göttliche Gebot; die Kunst mag im Dienste der Frivolität noch so technisch und formal vollendete Werke schaffen — eine große Kunst wird sie niemals sein, denn dazu gehört auch der große und hohe Gedanke. Wenn die religiöse Kunst des Mittelalters und der italienischen Renaissance durchschnittlich der profanen überlegen ist, dann ist es in erster Linie der große, heilige Inhalt der ersteren, welcher zu einer feierlichen Farbenglut, zu einer Schönheit der Formen, die sich als ein Widerschein der himmlischen darstellt, mit innerer Gewalt drängt.

* * *

Die Beurteilung und Bewertung der Werke der bildenden Kunst setzt nicht nur künstlerische Übung und Studium, sondern zugleich ein angeborenes ästhetisches Empfinden voraus. *Das Kunsturteil ist, kurz ausgedrückt, das Urteil des empfindungsvollen, geschulten und von dem Verstande geleiteten Auges.* Musikalisch Gehörlose sind zu einer Konzertkritik unfähig, und Form- und Farbenblinde werden niemals ein Gemälde oder eine Skulptur zu beurteilen vermögen. Der Kunstinteressent und der Kunstenthusiast ist nicht immer ein Kunstkenner. Kunstverständnis läßt sich nicht aus Lehrbüchern schöpfen und nicht durch einen theoretischen bezw. kunsthistorischen Schulunterricht erreichen; die die Kunst muß in erster Linie nicht gelehrt, sondern sie muß gesehen werden. Die Schulung des ästhetischen Sehens und die Steigerung des künstlerischen Empfindens bedingen aber eine schöne und künstlerische Umgebung. Eine disharmonische oder häßliche Umgebung, eine entstellte Stadt und Landschaft werden diese Schulung und Steigerung unmöglich machen und das Auge nicht ästhetisch bilden, sondern verbilden. Niemand hat das überzeugender gelehrt und anschaulicher dargestellt als John *Ruskin* in seinen epochemachenden, kunsttheoretischen Schriften.

R. F. X. H.

LXXIV.

Aus dem Tagebuch des Nuntius A. della Genga.

Von Anton Döberl.

Im Juni 1806 traf der außerordentliche Nuntius A. della Genga in Regensburg ein. Er war mit der ebenso ehrenvollen als schwierigen Aufgabe betraut, Sonderkonkordate, zunächst mit Bayern, abzuschließen. Ehe die Konkordatsverhandlungen eröffnet werden konnten, war eine Menge von Formalitäten zu erfüllen, worüber der Nuntius in einem eigenen Protokoll — er nennt es Register — gewissenhafte Aufschreibungen pflegt.[1]) Diese Aufschreibungen beanspruchen mit Recht ein gewisses Interesse, umsomehr als bei diesen Formalitäten der Ernst der Frage deutlich genug zur Besprechung kommt.

„Der Erzkanzler erhielt durch den Uditore Grafen Troni auf seinem Sommeraufenthalt in Wörth Mitteilung über die bevorstehende Ankunft des Nuntius.

24. Juni. Der Nuntius kam müde und nicht bei guter Gesundheit am 24. mittags 12 in Regensburg an. Der Erzkanzler, abends von Wörth heimgekehrt, ließ den Nuntius zum Besuche bitten, aber dieser entschuldigte sich mit seinem Ruhebedürfnis. Trotzdem gaben viele kurfürstliche Beamte ihre Karte in der Wohnung des Nuntius ab.

25. Juni. Um 11 Uhr sandte der Erzkanzler den Grafen Thurn, Großpropst und Regierungspräsident, um den Nuntius zum Diner einzuladen, was dieser annahm. Unterdessen ließ der Nuntius seine Visitenkarte bei der gesamten Nobilität und dem höheren Klerus abgeben und gab selbst seine Karte bei allen Gesandten ab. Um $11^1/_2$ meldete ein Kammerdiener den Besuch des Erzkanzlers an und wenige Augenblicke später erschien der Kurfürst selbst und blieb ungefähr eine Stunde beim Nuntius.

1) Nuntiature di Baviera vol. 38—40. Vatikanisches Archiv.



Alle Gesandten, die Nobilität und der Klerus erwiderten den Besuch noch am Vormittag. Um 3 Uhr fuhr der Nuntius, begleitet von seinem Uditore und zwei Sekretären, zum Diner. Er wurde empfangen von einem Kammerherrn beim Verlassen des Wagens, von zwei weiteren und vom Großmarschall am Eingang in den Saal und im Saale vom Kurfürsten. Dieser stellte ihn dem ganzen diplomatischen Korps vor, das zur Tafel zu 38 Gedecken geladen war. Es hatte der Nuntius bei der Tafel dieselbe Bedienung, wie der Kurfürst. Nach dem Diner gab es Unterhaltung, Musik und Spiel bis 9 Uhr.

26. Juni wurde das Beglaubigungsschreiben des Nuntius mit folgendem Zeremoniell überreicht. Um 12 Uhr kam zur Pforte des Hôtels ein Hofwagen mit 6 Pferden und 6 Bedienten in Livree. Der Kammerherr B. von Lengken meldete dem Nuntius die Bereitschaft des Dienstes und der Nuntius bestieg die Karosse. In einem Hofwagen mit 2 Pferden und 2 Kammerdienern nahmen die Sekretäre Platz, alle in Hofanzug. Die Wache erwies mit Trommel und Fahne Ehre. Beim Aussteigen aus dem Wagen empfingen 2 Kammerherrn und der Großmarschall den Nuntius, in den Sälen war die ganze Beamtenschaft und der Hofstaat versammelt. Am Eingang des Audienzsaales wartete der Kurfürst. Der Nuntius überreichte das Breve S. H. und das Schreiben des Staatssekretariates und unterhielt sich einige Zeit mit dem Kurfürsten. Dann stellte er demselben seine beiden Sekretäre vor. Auf dem Rückweg zum Hôtel dasselbe feierliche Zeremoniell. Der Nuntius verehrte dem Kammerherrn, der ihn abgeholt und zurückgeleitet hatte, ein wertvolles Geschenk,[1]) wie er auch die Dienerschaft reichlich bedachte.

27. Juni. Frühstück bei dem Fürsten von Thurn und Taxis.

28. Juni. Visite beim Minister B. von Albini und beim französischen Gesandten.

---

1) Una corona ed un Cammeo in annello.

29. Juni. Der Kurfürst wünschte, daß der Nuntius sich beim Reichstag durch Überreichung seines Breve legitimiere und daß die Verhandlungen eröffnet würden. B. von Albini glaubte, man könne auch den Protestanten gegenüber sich des Formulars mit dem päpstlichen Segen bedienen.

30. Juni. Der sächsische Gesandte erhob namens der Protestanten Widerspruch gegen die Art der Legitimation. Er könne die Legitimation des Nuntius wegen verschiedener Ausdrücke im Breve nicht annehmen. Einmal fehlten in der Adresse des Breve die Namen der Fürsten, welche nicht Kurfürsten seien; dann könnten die protestantischen Fürsten nicht den Titel „Söhne" vom Papste hinnehmen, auch sei der Ausdruck „Ecclesiae Universae gubernationi" nicht richtig, es müsse vielmehr heißen „Ecclesiae Catholicae", weil die Evangelische Kirche nicht unter der Regierung des Papstes stehe. Er erinnerte an den Kaisertag zu Frankfurt, wo über dieselbe Frage wiederholt Meinungsaustausch gepflogen wurde mit dem Ergebnis, daß der Papst stets ein anderes Breve sandte, und verlangte, daß die Entgegennahme der Legitimation einstweilen verschoben werde. Dem Votum Sachsens folgten die anderen protestantischen Stände, aber mit Äußerungen der Mäßigung und vielen Respekts für den Papst. Baron Fahrenberg, österreichischer Gesandter, dann der bayerische Gesandte B. von Rechberg und B. von Albini sprachen lebhaft gegen den Opponenten. An das Beispiel von Frankfurt, wo nur eine Versammlung der Kurfürsten zur Kaiserwahl, nicht aber ein Reichstag des ganzen Reichs stattgefunden, könne man nicht erinnern, vielmehr müsse man sich auf mehr analoge Beispiele berufen und solche fänden sich in den vom Papst an den Reichstag von Nürnberg 1522 und von Worms gerichteten Schreiben, wo der Papst sich desselben Formulars wie jetzt bedient habe. Die Worte der katholischen Stände blieben aber angesichts der protestantischen Reichstagsmehrheit wirkungslos; es blieb den erstern nur übrig zu erklären, für sie gelte der Nuntius als legitimiert. Auf das hin überreichte der Nuntius ein zweites, bereitgehaltenes Breve ohne die be-

anstandeten Wendungen, das am 1. Juli von allen Ständen angenommen wurde.

Die nächsten Tage verhandelte der Nuntius mit Dalberg über zwei wichtige Fragen; zunächst über die Vereinigung des Mainzer und Regensburger Domkapitels. Nach dem Berichte des Nuntius an den Staatssekretär vom 4. Juli 1806 könnte man auf den Glauben kommen, der Nuntius habe über den gewiegten Diplomaten einen vollen Sieg errungen.

„Ich habe den Auftrag, Korrekturen an dem von Dalberg vorgelegten Reunionsplan zu verlangen, erfüllt. Es ist mir über mein Erwarten gelungen, nicht bloß die in meinen Instruktionen erwähnten Korrekturen von Seiner Hoheit zu erwirken, sondern auch die Kapitelmonate dem Kapitel zu retten, die Residenzpflicht nach den Bestimmungen des Tridentinums zu ordnen, dem hl. Stuhl die Verleihung der ersten Dignität zu reservieren, was er im Mainzer Kapitel nicht hatte, und zu vereinbaren, daß die erste frei werdende Pfründe päpstlicher Kollation sei."

Der Kurfürst machte zuerst Schwierigkeiten, gab aber schließlich in größter Huld nach. Die Ergebenheit des Kurfürsten verdiene es, daß die päpstliche Bestätigung nicht in Form einer Bulle, sondern zur Ersparung der Taxen in Form eines Breve ausgefertigt werde. „Es ist gut, wenn wir uns das Wohlwollen dieses Mannes verschaffen, der mächtig ist in seinen Worten, in seiner Feder, und in seinen Beziehungen und der, wenn er will, wie er zu wollen zeigt, die Sache der Kirche viel fördern kann. (Mi piace, che procuriamo di affezionarci quest' uomo, che è potente nelle sue parole, nella sua penna e nelle sue relazioni e che potrà, se vuole, come mostra volere, giovar molto la causa della chiesa.)"

In Rom teilte man die sanguinischen Empfindungen des Nuntius nicht. Im Gegenteil fand man an dem Reunionsplan manches auszusetzen. Kardinal Antonelli erhob eiu dreifaches Bedenken gegen den Plan Dalbergs:[1]) er be=

1) Kardinal Antonelli in seinem Referat vom 27. Juli 1806.



anstandete die Bestimmung, daß die Güter des Mainzer Kapitels zur Verfügung des Kurfürsten stehen sollten, ferner, daß das Kapitel berechtigt zur Wahl des Koadjutors sein solle. Endlich konnte die Kurie sich nicht mit der Zusammensetzung des Kapitels befreunden. Nach dem Plan Dalbergs sollte das vereinigte Mainz-Regensburger Domkapitel aus 12 Adeligen und 12 Doktoren bestehen und außerdem sollten für dies Mal 6 „durch Verdienst und Tugend ausgezeichnete Männer“ dem Kapitel angehören: Gebsattel, der Großdekan von Würzburg, B. von Schütz, Vorstand des Ärars in Würzburg, B. von Reisach, Kanonikus in Konstanz, Wessenberg, Generalvikar in Konstanz, und die Doktoren Haas und Kolborn. Dazu bemerkte Kardinal Antonelli, niemals werde der hl. Vater der Wahl Wessenbergs zustimmen.

Die zweite Frage, die der Nuntius mit Dalberg besprach, war die Koadjutoriefrage. „Seit dem Reichsdeputationshauptschluß war die Ernennung eines Koadjutors für den Kurfürsten Erzkanzler eine der großen Fragen auf dem Gebiet der europäischen Politik gewesen.“[1]) Österreich hatte zu verschiedenen Zeiten Schritte getan, um nach Dalbergs Tode die Leitung der Reichsgeschäfte und der deutschen Kirchenangelegenheiten einem Erzherzog zu verschaffen. Dalberg hatte jedes Anerbieten der österreichischen Regierung ablehneud beantwortet. Darob große Verstimmung Österreichs gegen Dalberg.[2]) Andererseits wollte Dalberg nicht dem französischen Imperator zu Willen sein. Er wollte nichts wissen von einer Bestimmung, die dem französischen Kaiser das Recht der Ernennung eines Koadjutors gegeben hätte. Da berichtete im Frühjahr 1806 der Gesandte des Erzkanzlers, Dalbergs Existenz sei bedroht; Bayern strebe nach dem Besitze Regensburgs. In diesem Augenblick willigte Dalberg in den Vor-

1) Sicherer, Staat und Kirche ni Bayern S. 108.

2) Troni an Consalvi, 1. April 1804. „È certo che a Vienna l'Elettore non è molto amato perche ha creduto di ricusarsi alla proposizione di nominare in suo Coadjutore un Arciduca d'Austria come a Vienna si voleva.“

schlag, die Koadjutorie dem Kardinal Fesch zu übertragen, ein. Fenelon, der französische Gesandtschaftssekretär, überbrachte den Vorschlag nach Paris und kam am 22. Mai mit der Einwilligung des Kaisers und mit der vertragsmäßigen Garantie des Kurstaates zurück.[1]) Zwei Tage später, am 24. Mai, richtete Dalberg ein Schreiben an den Papst, worin er unter Hinweis auf die durch den Preßburger Frieden geschaffenen Veränderungen, namentlich die Erhebung der größeren Staaten zur Souveränität, die Zustimmung des Papstes zur Ernennung des Kardinals Fesch zum Koadjutor erbat, um dadurch das letzte geistliche Kurfürstentum retten zu können.[2])

Das Schreiben Dalbergs brachte den römischen Hof in nicht geringe Verlegenheit. „Zustimmung oder Ablehnung der von dem Kurfürsten Erzkanzler gestellten Bitten sind Fragen von solcher Wichtigkeit, von solchen Konsequenzen, und insbesondere die Ablehnung kann auf die Dispositionen Napoleons gegen den hl. Stuhl derartigen Einfluß ausüben,

1) Sicherer a. a. O. S. 109.

2) „Pax Presburgensis Eminentiorum Imperii statuum superioritatem territorialem in absolutam potestatem ‚Souverainité' erexit. Absolutae huic potestati jam cessit nobilitatis immediatae independentia hactenus Constitutione Imperii sancita; eadem sors ipsis quoque Imperii Statibus, quorum ditiones intra potentiorum limites, uti meae, sitae sunt, haud dubiis indiciis imminet. . . . In hoc tam evidenti discrimine Ecclesiae meae, dignitatibus politiae illi adnexae imminente, primo meo officio quod in sui conservatione consistit, deessem, si de illius avertendi mediis justo tempore parandis non omnen animi mei sollicitudinem impenderem. Omnibus accurate perpensis id certe cognosco, sufficiens tantis malis praesidium in me solo collocatum non esse. De Coadjutore igitur tali cogitandum mihi fuit, qui omnibus dotibus praeditus tantum insuper apud rerum Germanicarum arbitros valeret, ut temporalitatis hujus status a divina providentia Ecclesiae meae destinatus conservari queat. Est hic modernus Archiepiscopus Lugd. Galliae Imperatoris patruus S. R. E. Cardinalis Fesch."

daß S. H. die Angelegenheit zur Kenntnis der Kardinäle bringen zu müssen glaubt." So schrieb Consolvi am 5. Juni 1806 an den Kardinal Doria.

Die Kardinalskongregation entschied sich endlich zum Klügsten, was sie zunächst tun konnte, zu einer bedingten Annahme. Indem sie die Zustimmung von einer Bedingung abhängig machte, nämlich vom Konsens des Reichsoberhauptes, hatte sie vorderhand Zeit gewonnen.

Am 19. Juni, während der Nuntius sich noch auf dem Sommersitz des Augsburger Bischofs in Oberndorf befand, erhielt er die Nachricht, daß eine Stafette die Antwort auf „die große Angelegenheit der Koadjutorie" gebracht hatte. Sofort ging der Nuntius nach Regensburg und überreichte das Breve dem Erzkanzler auf seinem Sommersitz in Wörth.

„Bei der ersten Lesung zeigte er sich zufrieden und beauftragte mich S. H. und Ew. Em. zu danken. Als er aber in die Stadt gekommen war und mit seinem Minister gesprochen hatte, fand er, daß das Breve als Bedingung sine qua non den Konsens des deutschen Kaisers enthielt, und da dieser Konsens nach seinem Dafürhalten fast unmöglich zu erlangen sei, deshalb glaube er, daß die Gnade S. H. noch sehr weit von der Erfüllung fern sei.[1]) Ich weiß, daß das Breve dem französischen Gesandten mitgeteilt wurde. Dieser gab mir denn auch die Erklärung, er finde die Gnade S. H. noch zu sehr beschränkt. Ich weiß, daß das Breve nach Paris gesandt wurde. Der Kurfürst Erzkanzler wird erst dann uns eine Antwort geben, wenn er von Paris eine Norm erhalten hat."

Wenige Tage nach Überreichung des Breve kamen dem Nuntius Nachrichten über die Stellung des Reichsoberhauptes zur Koadjutoriefrage zur Kenntnis.

1) „Venuto poi in Città e parlato col suo Ministro. Egli trovò che il Breve conteneva per condizione sine qua non il consenso dell' Imperatore di Germania e siccome tale assenso si crede quasi impossibile ad ottenere quindi è che considerarsi deve la Grazia di S. S. come ancora troppo lontana dall' esecuzione." Della Genga an Consalvi, 27. Juni 1806.



„Man hört, daß der Kaiser dem Erzkanzler geantwortet hat in ausweichendem Sinne, nicht ja und nicht nein, nur daß er viele Punkte für das Nein berührte.[1]) Man hört auch, daß Minister Albini eine ausführliche Denkschrift zur Behebung dieser Schwierigkeiten gefertigt hat: das Haus Österreich habe gar kein Recht zur Ernennung eines Koadjutors und könne in keiner Weise die Vollendung dieser Angelegenheit verhindern. Als der gegenwärtige Kurfürst seinerzeit zum Koadjutor bestellt werden sollte, sei der römische Hof über den Protest Josefs II., den dieser durch den Gesandten Luchesini vorbringen ließ, einfach hinweggegangen und habe die Wahl des Kapitels bestätigt."

Der Nuntius selbst riet seinem Hof, der Wahl des Kardinals Fesch zum Koadjutor die Zustimmung und Bestätigung zu geben.

Die Bestellung von Koadjutoren sei ein freies Recht des hl. Stuhles, die Verweigerung der Bestätigung könne Frankreich zum Vorwand dienen, die politische Existenz des hl. Stuhles gänzlich zu vernichten.[2]) Die vorgeschlagene Lösung der Koadjutorfrage werde, wenigstens für den Augenblick, das Erzkanzleramt retten. Freilich lasse sich nicht behaupten, daß damit der Kirche und dem Reich für die Zukunft gedient sei. Der Erzkanzler, der jetzt die weitgehendsten Konzessionen für die Konkordatsverhandlungen mache, um das Wohlwollen S. H. für die Koadjutoriefrage zu gewinnen, werde hernach nichts halten.

Eine weitere Entscheidung von Rom ist, soweit die Akten der Münchener Nuntiatur Aufschluß geben, nicht ergangen.

Am 8. Juli ging der Nuntius nach München. Am 10. meldete er dem Minister des Äußern seine Ankunft an und

1) „S'impara che l'Imperatore Cesare ha risposto all' Ellettore Arcicancelliere, laquale riposta è evasiva nè dice di si nè di no e si limita a toccare molti motivi per il no". Della Genga an Consalvi, 27. Juni 06.

2) „Credo che sara ben fatto che si termini quest' affare sollecitamente, acciochè non serva alla Francia di un pretesto di più per ruinarci totalmente." Derselbe, 4. Juli 1806. Vergl. Sicherer a. a. O. S. 110, Anm. 127.



wurde von diesem nach seiner Rückkehr vom Lande am 11. empfangen. Der Nuntius bat um Audienz beim König. Noch am selben Tage ließ ihm der Oberstzeremonienmeister Graf Klemens von Törring-Seefeld, den der Nuntius einen „alten Freund" nennt, durch einen Kammerherrn mitteilen, der König wünsche den Nuntius mit großem Zeremoniell zu empfangen. Der Nuntius lehnte ab. Am 14. Juli erhielt er dann Audienz in Nymphenburg.[1]) Der Nuntius übergab das Breve S. H. und das Schreiben des Staatssekretärs[2]) und erbat vom Könige die Erlaubnis, die Verhandlungen in Regensburg führen zu dürfen.[3]) Die Bitte wurde gewährt. Als der König den Wunsch nach einem baldigen Konkordatsabschluß äußerte, nahm sich der Nuntius die Freiheit zu sagen: »Si V. M. veut être Catholique, nous l'aurons bientôt achevé.« »Pardi«, antwortete der König, »Catholicissime et je veux être toujours bien avec le Pape.« Noch einmal wiederholte der König bei der Verabschiedung den Wunsch, die Konkordatsverhandlungen baldigst erledigt zu sehen. »Monsieur, je vous sonderais de me tenir parole de me présenter bientôt la Bulle du Pape en grande formalité.«

Trotz dieser gnädigen Worte des Königs kann aber der Nuntius seiner Befürchtungen vor einem Scheitern der Konkordatsverhandlungen nicht frei werden, Befürchtungen, die nach Ansicht des Nuntius in der Gesinnung Montgelas' einerseits, in den politischen Verhältnissen andererseits begründet seien.[4])

---

1) Als der Nuntius, weil zu früh erschienen, kurze Zeit auf das Erscheinen des Königs warten mußte, trat der König mit der Uhr in der Hand in den Audienzsaal. „Monsieur le Nonce, il n'est que le quart." „Sire", erwiederte der Nuntius, „c'est la faute de vos chevaux qui m'ont mené trop vite."

2) Sicherer a. a. O. S. 112. 3) Ebenda S. 111.

4) Sicherer a. a. O. „Nasce questa determinazione (a non fare nessun Concordato) non solo dal genio del Ministro, ma dalla incertezza della posizione politica del Paese". 19. Juli.

In München wie in ganz Deutschland gingen zur selben Zeit Ereignisse von großer Bedeutung vor. Kaum nach Regensburg zurückgekehrt, sollte der Nuntius davon Kenntnis bekommen.

„Gestern früh um 3 Uhr," so berichtet er am 25. Juli, „ist von Paris der Kurier eingetroffen mit dem Plan der neuen Konstitution oder Konföderation. Der Plan ist noch nicht publiziert, aber man weiß, daß der gegenwärtige Reichstag aufgelöst wird. Der Gesandte Dalbergs hat die Akte ohne präzise Instruktion in Paris unterschrieben. Bis zur Stunde weiß man nicht, ob der Kurfürst unterschreiben wird, ich zweifle selbst daran, im Falle der Nichtunterzeichnung wird Dalberg auf seine Würde zugunsten des Kardinals Fesch verzichten. Der Kurfürst soll den Titel eines Primas erhalten, eine heikle Sache, wenn dieser Titel mit der Person eines Erzbischofs vereinigt wird."[1]) „Dalberg hat," so berichtet er am 28. Juli, 2 Tage gezögert und dann die Akte ratifiziert."

Am 1. August überreichten die Mitglieder des Rheinbundes jene gemeinsame Note, womit sie sich von der Verbindung mit dem deutschen Reichskörper lossagten. Der Zusammenbruch des freilich morschen Reiches löste in Regensburg unglaubliche Entrüstung aus. „Es ist mir unmöglich den Unwillen zu schildern, den in ganz Deutschland diese despotische Handlung der Auflösung des Reiches hervorgebracht hat." Der Nuntius empörte sich vor allem über jenen Artikel der Akte, der die Ernennung des Fürstprimas für immer in die Hände des französischen Kaisers legen sollte. Es kam zu einer bewegten Aussprache zwischen Dalberg und dem Nuntius.

„Ich kann Ew. Eminenz nicht alles schreiben, was ich und noch mehr Troni dem Kurfürsten vergangenen Montag vorhielten wegen seiner Inkorrektheit, eine Akte zu unterzeichnen,

1) Aggiungo a. V. E., che imparo, che il nuovo titolo, che avra l'Elettore Arcicancelliere sara, quello di Primate della Confederazione. Intende V. E. quanto questo titolo riunito nella persona di un arcivescovo possa essere una cosa delicata."



worin die Ernennung des Erzbischofs von Regensburg dem französischen Kaiser zugestanden wird, nachdem er vor 14 Tagen die Wahl durch das Kapitel unterzeichnet habe. Aber bei der Ausrede Dalbergs mit der harten Notwendigkeit und der Furcht vor Schlimmeren ließ sich nur das feierliche Versprechen Dalbergs erreichen, er werde all seinen Einfluß bei Frankreich aufbieten, damit die Wahl des Koadjutors dem Kapitel belassen werde.

Es steht nicht zu hoffen, daß er etwas erreichen werde, denn auch die von Fesch unternommenen Schritte, um dieses Erzbistum in einfacher Administration zu behalten, beweisen nach meinem Dafürhalten die ausgesprochene Absicht, auch dieses Erzbistum zu säkularisieren beim Tode Dalbergs, und dann wird aus dem Fürstprimas ein Fürstdirektor der Konföderation."[1])

Für Dalberg war die Vergeltung gekommen. Ich habe bereits einmal darauf hingewiesen, daß der Nuntius von allem Anfang an kein Vertrauen auf Dalberg hatte. Als sich später in Regensburg eine Liga der Bischöfe zur Abwehr der drohenden Säkularisation gebildet hatte, bemerkte der Nuntius, die Liga habe den Hauptfehler, daß Dalberg der Leiter derselben sei.[2]) In den Pariser Konferenzen Ende 1804 behandelten die Kardinäle den Erzkanzler so, daß er sich dem Uditore gegenüber bitter beklagte, er sehe, daß der römische Hof kein Vertrauen zu ihm habe. Das war in der Tat auch die Grundstimmung der päpstlichen Diplomatie gegen Dalberg; es gab Zeiten, wo es ihm beinahe geglückt wäre, dieses Mißtrauen zu überwinden; man mußte auch wohl Rücksicht nehmen auf den Mann, der als Reichskanzler die Initiative und Ratifikation der Reichsangelegenheiten und damit des Reichskonkordats hatte, aber schließlich zeigte es sich doch, daß auf ihn, der die eigenen Interessen über die der Kirche und des Reiches stellte, kein Verlaß war. In den Konkordatsverhandlungen 1806/07 ist sein Einfluß gänzlich ausgeschaltet.

* * *

1) Bericht vom 8. August 1806.

2) Bericht vom 19. Februar 1802.

In ernste Zeiten führt uns das „Tagebuch" des Nuntius zurück: Am 1. August 1806 ist das Deutsche Reich auseinander gefallen; der Kaiser legt die Krone des Reiches am 6. August nieder; Deutschland ist in der Gewalt eines Fremdherrschers; die Kirche ist durch die Willkür Napoleons um die Hoffnung eines Reichskonkordats gebracht. Und nun will es die Fügung, daß fast auf denselben Tag — am Abend vor dem 1. August erging die Mobilmachung — das Deutsche Reich wie ein Mann aufsteht, geschart um alle deutschen Fürsten, um das zu erhalten, was in langer, segensvoller Friedensarbeit an Kulturwerten geschaffen worden ist.

LXXV.

Kultur- und Weltanschauungsfragen im Spiegel neuerer Literatur.

Es wäre töricht, unserer heutigen Kultur mit ihren tausendfältigen wertvollen Erscheinungen und positiven Errungenschaften in schwarzseherischem Pessimismus begegnen zu wollen. Ebenso verkehrt freilich ist auch im Hinblick auf die vielen Schattenseiten unserer Gegenwartskultur die Anstimmung eines hohen Liedes auf unsere stolze Außenkultur. Denn wenn wir von Kulturhöhe sprechen, so darf man dabei vorwiegend nur die materielle Kultur im Auge haben. Sobald wir den Maßstab des menschlichen Glücksdranges und einer gehobenen Weltanschauung an den Kulturcharakter der Gegenwart anlegen, so sinken die Urteile der berufenen Faktoren auf ein unglaublich nüchternes kleines Maß von inneren Werten herab. Unsere Kultur, soweit sie sich vom Christentum losgeschält hat, sucht nach einem Weltanschauungsinhalt, der das Christentum womöglich noch übertreffen soll. Der Imperativ dieser modernen Weltanschauung ist die Selbsterlösung, der Glaube, daß es der fortschreitenden Kultur-



entwicklung und -konzentrierung gelingen wird, eine Art irdischen Paradieses auf die Erde zu zaubern. In zahlreichen Werken finden wir den Niederschlag dieser neuen Weltanschauung von der Selbsterlösung aus eigener Kraft ohne die Verankerung des menschlichen Lebens in Gott. Welche Zukunftsaussichten, welches Glück, welche Weltanschauungsgedanken, welche Urteile über den Sinn und Wert unserer heutigen Kulturorganisation diese modernen Kulturbücher bezw. Kulturverkündiger zu bieten haben, soll in einer Reihe einschlägiger Werke gezeigt werden.

In seinem Buche über **Hauptfragen der modernen Kultur** gibt Privatdozent Dr. **Hammacher** in Bonn eine Analyse der Kultur, die infolge ihres kritischen Gehaltes von großer Bedeutung ist. (Leipzig, B. G. Teubner 1914. 351 S. geb. 12 Mk.) Der Verfasser zieht die wichtigsten Kulturerscheinungen der Gegenwart in den Kreis seiner Beobachtungen: Die Beziehungen zwischen Recht und Staat, Sozialdemokratie, Kapitalismus, Frauenfrage, sexuelle Frage, Christentum und Kirchen, Nietzsche und die moderne Kunst. Ohne im einzelnen zu den mehr oder weniger einwandfreien Ausführungen Stellung zu nehmen, klingt des Verfassers Analyse der heutigen Kultur in eine pessimistische Auffassung aus, der die Hoffnung bleibt, daß „dieselben Bedingungen, die das Ende vorbereiteten, zugleich zur höchsten Reife des mystischen Erdenlebens führen". Uns interessieren vor allem im Rahmen unserer Aufgabe die Schlußzusammenfassungen über die „modernen Verfallserscheinungen". Hammacher erblickt in der „vollständigen Arbeitsteilung der Kulturinteressen" der Gegenwart das Hauptsymptom unseres kulturellen Niedergangs. „Eine solche Gesellschaftsordnung ist auf die Dauer nicht lebensfähig; es fehlt ihrer bewußten Kultur der lebendige Glaube an einen Endsinn, der insbesondere schon deshalb notwendig ist, damit es Menschen gibt, die in der Überzeugung, das Wesentliche mit den anderen zu teilen, die Erfüllung der niedrigen Aufgaben als Pflicht auf sich nehmen. Das gemeinsame und einigende Band der Religion ist ver-



loren gegangen, durch das erst die Synthese und der persönliche Stil der Kultur ermöglicht wird. Insofern haben diejenigen Recht, die für unsere Anarchie die gesamte Neuzeit, insbesondere auch den Protestantismus verantwortlich machen." Hammacher huldigt der Anschauung, daß die fortschreitende Bildung sich selbst vernichte, daß auch biologische Reformen den Verfall höchstens aufhalten können. Er glaubt auch nicht an das Ideal der sozialen Erlösung, sind doch die „Humanität des Krankenhauses und die Körperpflege die Ziele, die dem Skeptizismus und Indifferentismus, aber auch der Weltanschauung der neuen Masse, der monistischen Aufklärung als ihr Lebenssinn allein übrigbleiben". Hammacher spricht den Satz aus, „daß aller Glaube, es werde einmal eine bessere und freiere Menschheit geben, ein verkehrter und deshalb verderblicher Wahn ist. So wenig bestreitbar ist, daß durch die moderne Sozialpolitik viel Gutes erreicht worden ist, großes Elend gemildert und eine Reihe von tüchtigen Kräften freigesetzt worden ist, so gehört doch auch die Arbeiterbewegung der Gegenwart zu den vielen Enttäuschungen des modernen Menschen; auch in der Masse als sozialer Schicht triumphiert die Masse in normativem Sinne, so daß wir auch von hier aus die Hoffnung auf die Zukunft nur mindern können. Mithin trägt die moderne Gesellschaft in der Tat den Todeskeim in sich." Hammacher ist sonach weder Kulturenthusiast noch Anhänger des Glaubens an die Sieghaftigkeit des Kulturfortschritts als Lebensprinzip. Wir beschränken uns auf die kulturphilosophische Quintessenz seines Buches, die da lautet, daß „unsere Kultur unnützlich ist". Natürlich ist dieser Kulturpessimismus zu verwerfen, denn die Kulturkräfte des Christentums sind auch in der heutigen zerrissenen Zeit noch immer in der Lage, die Kultur in die richtigen Bahnen zu lenken und ihr einen höheren Wert zu verleihen, indem das Christentum für alles kulturelle Tun die belebenden Saugkräfte zu Gott, dem Urquell aller Kultur, hinleitet.

Zur Sammlung der Geister ruft der Jenenser



Philosoph Rudolph Eucken und charakterisiert damit die Zerrissenheit unseres heutigen geistigen und kulturellen Lebens (Leipzig, Quelle & Meyer, 151 S., 3.60 Mk.). Eucken weist hin auf das großartige Schauspiel in der deutschen Arbeit, auf die erstaunlichen äußeren Erfolge, die dem Kulturmenschen der Gegenwart ein stolzes Kraftgefühl gäben. Dieser Umstand müßte auf eine frische und freudige Lebensstimmung in unserem Volke schließen lassen und es mit Vertrauen von großer Vergangenheit zu einer noch größeren Zukunft fortschreiten lassen. Eine solche Stimmung fehlt aber unleugbar. Inmitten so glänzender Erfolge zeigt unser Leben soviel Unbehagen und soviel Ungewißheit. Wir sind wohl in eifrigem Mühen und Suchen, nicht aber in sicherem Schaffen und Vordringen begriffen. Früher umspannte eine gemeinsame geistige Atmosphäre die Individuen bei aller Mannigfaltigkeit, während heute die Bestrebungen auf allen Gebieten weit bis zum Gegensatz auseinandergehen. Zu dieser Unsicherheit des geistigen Schaffens gesellt sich ein Mangel an moralischer Kraft und Tiefe. In Fragen der inneren Bildung und des ganzen Menschen erreichen wir heute die frühere Zeit bei weitem nicht. „Der Höhe der Arbeitskultur entspricht heute nicht die der Innenkultur." Das Verlangen nach Innenkultur ist groß, „aber wir finden für sie kein deutliches Ziel und keine sichere Bahn". „Das leitende Ideal der Neuzeit war die unbegrenzte Kraftsteigerung, war die Aufrufung aller Elemente zu ungehemmter Betätigung, war das unablässige Anschwellen der Lebensenergie." Eine Steigerung der Kraft gibt aber noch keineswegs einen Lebensinhalt, im Gegenteil macht sich neben diesem Kraftideal eine innere Leere im Ganzen unseres Lebens immer mehr fühlbar. Eucken lehnt den Naturalismus, Monismus und den Subjektivismus ab. Er will auch nichts von einer „neuen Moral" wissen, an der höchstens „neu" ist, „daß ein Verweichlichen und Erschlaffen, eine Nachgiebigkeit gegen alle individuelle Neigung, eine Austreibung aller Pflichtidee, kurz eine Untergrabung der Moral sich Moral nennt und sich wohl gar als den Gipfel



aller Moral geberdet. Was vermag wohl eine solche Pseudomoral gegenüber den moralischen Gefahren und Mißständen, welche eine hochentwickelte Kultur mit sich zu bringen pflegt, und die wir heute besonders stark erfahren, was vermag sie gegen die raffinierte Sinnlichkeit, die grenzenlose Erwerbsgier, das Jagen nach möglichst viel Genuß, den wilden Kampf ums Dasein, die Auflösung aller inneren Zusammenhänge?" Gegenüber der Ermattung unseres inneren seelischen Lebens, gegenüber der einseitigen materiellen Machtentfaltung tritt Eucken ein für mehr Konzentration im Kampfe der Geister auf den Hauptpunkt. Deutsche Art und Aufrechterhaltung des Lebensglaubens sind für Eucken die nächsten und höchsten Ziele unserer Kultur. „Die Religion ist ein unentbehrliches Stück des deutschen Lebens." Wenn Eucken freilich meint: „Religion als Lebensmacht, nicht als ein Bekenntnis zu besonderen Sätzen oder als eine Ausübung besonderer Gebräuche und Formeln", so schwächt er damit den positiven Gehalt, den er für unsere Kulturentwicklung für notwendig hält, wieder bedeutend ab, denn ein verwässertes, verschwommenes religiöses Empfindungsleben ohne positive dogmatische Glaubensgrundlagen nützt nichts. Denn dies öffnet dem von ihm selbst bekämpften Subjektivismus Tür und Tore. Wenn auch Euckens kulturphilosophische Betrachtung mit einer gewissen Enttäuschung endigt, denn er bietet keine greifbaren praktischen Ideen und Vorschläge, wie aus der deutschen Art ein „fester Halt und eine sichere Richtung" entwickelt werden soll, so kann er doch das Verdienst in Anspruch nehmen, auf die Zerklüftung unseres deutschen Geisteslebens mit den Augen des klar schauenden Philosophen hingewiesen und die Entwicklungslinien angedeutet zu haben, die unsere Kultur einschlagen muß, wenn anders sie zu einer Höhenkultur werden soll.

Eine fein beobachtende Kulturbetrachtung stellt Dr. A. Lohr in seinem Werkchen **Gold und Tand in der heutigen Kultur** an (Paderborn, Ferd. Schöningh, Ideal und Leben, VII Bd., 105 S., 1 Mk.). Das Buch bildet einen



Hochgenuß für den Leser. Lohr schildert mit feinem Sarkasmus die Kulturzustände unserer Zeit und trennt scharf den Weizen von der Spreu. Gegenüber dem wirtschaftlichen Aufschwung und den technischen Errungenschaften findet Lohr „kein Gegenstück in einer Hebung der seelischen Kultur". Wer das moderne Kulturleben in seinen weitverzweigten verwickelten Erscheinungsformen, in seinen Entwicklungstendenzen, in seinem wahren Gehalte und gefälschten Bestrebungen kennen lernen will, der kann in dem Buche Dr. Lohrs wie in einem vortrefflichen Kulturspiegel sich orientieren. Die einzelnen Abschnitte sind knapp gefaßt und in ihrer Skizzierung wahre Kabinettstücke. Eine große Belesenheit und eine fesselnde Darstellungsweise zeichnen das Werkchen zu alledem noch aus. Am meisten aber zieht den Leser der konkrete Inhalt an, indem Lohr für alle Kulturerscheinungen treffende Beispiele anführt und über das Ganze eine Schale feinen Sarkasmus und Humors ausgießt. Daß Lohr die Umgestaltung der Gegenwartskultur im Sinne des Christentums erstrebt und oft zu Vergleichen auf die Normen des Christentums hinweist, macht sein Werk nur umso wertvoller.

Als ein Kulturspiegel kann auch das Buch von Fritz Berolzheimer „Moral und Gesellschaft des 20. Jahrhunderts" bezeichnet werden (München, Ernst Reinhardt. 1914. 413 S. 6 Mk.). Der Verfasser will in seinem Buche eine „Revision der Werturteile" über unsere Gegenwartskultur. Zunächst werden Moral und Ethik in ihrer Bedeutung uud ihren Beziehungen zum heutigen Gesellschaftsleben untersucht. Schlußergebnis dieser einleitenden Betrachtung ist der Satz: „Der Kultur von heute aber fehlt die Seele". In der Ehe, deren monogamischen und einheitlichen Charakter Berolzheimer für wesentlich hält, herrscht heute nach seiner Meinung „wenig stiller Opfersinn". „Vor allem in den oberen Klassen herrscht heute ein Übermaß von feministisch-egoistischer Reizsamkeit, das viele Männer zu einer rechten Ehe untauglich macht, obschon gerade für sie in der Familie das richtige Ausgleichsmoment läge." Während die Frauen

früher eine Menge Heimarbeit und Sorgen für die Familie hatten, ist die Dame von heute durch die verbesserte Maschinentechnik von all dem entlastet. „Und doch hat die moderne Dame keine Zeit, überbeansprucht vom Sport und von mondänen Anforderungen nichtssagender Bedeutung.“ Auch das berufsmäßige und sozialethische Dilettieren kann die Ehe nicht ersetzen. Dazu kommt noch ein starkes Maß von Charakterverbildung, sodaß der Verfasser zu dem Schlusse kommt, daß die große Gesamtheit in der Gegenwart weit entfernt von Eheideal bleibt. Über die Ehen in den oberen Gesellschaftskreisen schreibt er: „Zur Behauptung und Stärkung der Vermögensposition werden Ehen eingegangen ohne Herzensneigung, selbst gegen Neigung. Man lebt im besseren Fall ohne Liebe miteinander, häufig nach kurzer Ehedauer nebeneinander, wobei der Mann jenseits des Hauses sucht, was ihm in der Häuslichkeit fehlt. Und die Frau, die sich vernachlässigt, vereinsamt fühlt, sucht in Luxus und äußerem Lebensgenuß schwachen Ersatz oder sieht sich gedrängt zur Revanche.“ Als Reform dieser Verhältnisse fordert der Verfasser den Übergang von der Geldehe zur Liebesehe. Außerdem meint er, die gesetzliche und soziale Erleichterung der Ehescheidung fordern zu müssen. Der Verfasser tritt ferner dem Neomalthusianismus gegenüber, während er gleichzeitig die Bestrafung der Abtreibung für verfehlt erklärt. Die soziale Geringwertung der unehelich Geborenen will er durch ein neues Unehelichenrecht beseitigt wissen, welches den Unehelichen die „Rechte und Stellung eines ehelichen im Verhältnis zur Mutter und der mütterlichen Familie“ geben solle. Dadurch würde aber der soziale Makel der Unehelichkeit auch nicht schwinden, während außerdem allen Versuchen der vollkommenen Gleichstellung zwischen Ehelichkeit und Unehelichkeit im Interesse des Eheinstituts entgegengetreten werden muß.

Aus den Betrachtungen des Verfassers über die Gesellschaft des 20. Jahrhunderts, die über Vermögen, Großkapital, Arbeitgeber und Arbeitnehmer usw. sehr lesenswerte Studien zeitigen, ist vom kulturellen Standpunkte aus das häufige

Eintreten plutokratischer Entartung im Familiennachwuchs hervorzuheben. „Da entfaltet sich in vielen rasch zu Reichtum gelangten Familien ein protziger Luxus, dem die Jugend besonders intensiv obliegt. Es erstehen Lebejünglinge, die dem Hazard frönen, in früher Blasiertheit Träger jener Don-Juanitis werden, die bloße Sexualneugier von flüchtiger Sättigung zu stets neuer Begierde treibt." In dem Abschnitt über Deutschlands Frauen und Jugend macht der Verfasser sehr zutreffende Bemerkungen. Er warnt bei der Kindererziehung vor der weichlichen Sentimentalität nach amerikanischem Muster. „Was ein richtiger Lausbub ist, der braucht zwischendurch eine Tracht Prügel." Bezüglich der überhandnehmenden Schülerselbstmorde urteilt er sehr richtig, daß für diese die Herrschaft des Materialismus entscheidend ist, sowie „die daraus entspringende übermäßige Betonung des Erfolgs und demgemäß Überwertung des Mißgeschicks". Er weist ferner auf den Konflikt zwischen Schule und Haus hin, der darin besteht, daß die Schule zur Religiosität und zum Gehorsam erzieht, während in „den weitesten Kreisen der Bevölkerung aber heute die Erwachsenen religiös indifferent leben". Der Verfasser hat auch Recht, wenn er die Schule von dem Vorwurf der Überbürdung freispricht, da früher mehr geleistet wurde, während Schülerselbstmorde sehr selten waren. Die Schuld der Familie wird noch vermehrt durch die Aufstachelung zu ehrgeizigem Erfolg, auch wenn den Kindern Neigung und Talent fehlt. Die Abkehr von der „Erfolgsüberwertung" erscheint als das wirksamste Mittel gegen die Schülerselbstmorde. Mit feiner Beobachtung schildert der Verfasser am Schlusse seines Buches die neuen Menschen, welche die Wirtschafts- und Kulturentwicklung hervorgebracht hat. Seine sozialpsychologischen Untersuchungen über den Snobismus, Homosexualismus, das Dirnentum, die Kriminalität usw. sind sehr anschaulich gehalten, sodaß wir sein Buch eingangs nicht zu Unrecht einen Kulturspiegel genannt haben. Mit manchen Anschauungen, namentlich bezüglich des Christentums, kann man nicht einverstanden sein. Zur Orientierung

aber über die Gegenwartskultur in ihren moralischen und gesellschaftlichen Erscheinungsformen dient das Buch in nutzbringendster Weise.

„Die Kulturaufgaben des Jahrhunderts" will Professor Dr. R. Broda in seinem also betitelten Werkchen vor Augen führen, das einen Sonderabdruck aus den Dokumenten des Fortschritts, Organ des Bundes für Organisierung menschlichen Fortschritts, bildet. (Berlin, Georg Reimer, 1914. 1.50 Mk. 86 S.) Man darf das Werk insofern warm begrüßen, als es in konkreter Weise einen Überblick über kulturelle Aufgaben gibt, die in Fortsetzung bisheriger Bemühungen um sozialen und kulturellen Fortschritt in Angriff genommen werden müssen. Ob die praktische Tat dem theoretischen Vorschlage wird folgen, ist vorläufig belanglos. Es ist interessant genug, zu sehen, wo und auf welche Weise es gilt, Unkultur zu überwinden und kulturelle Höhenwege zu beschreiten. Auch ist dabei ein Rückblick wertvoll über das, was in einzelnen Kulturländern auf manchen Gebieten heute schon erreicht worden ist.

An die Spitze seiner Kulturaufgaben stellt Broda den Kampf gegen den Alkoholismus. Man kann mit der Auffassung einverstanden sein, daß Kulturfortschritt und Alkoholbeschränkung sich gegenseitig bedingen. Es kann nicht geleugnet werden, daß unsäglich viel menschliches Elend und Leiden aller Art aus der Welt geräumt werden könnten, wenn der Alkohol sein Unwesen nicht in so ausgedehntem Maße treiben könnte. Wir sehen denn auch zahlreiche Kulturstaaten sich gegen den Alkoholismus aufraffen. Schweden, Norwegen, Finnland, Neuseeland, Nordamerika, Island haben teilweise das absolute Alkoholverbot, teils starke Alkoholbeschränkungen. Man kann Broda mit der Forderung zustimmen, daß es die nächste Aufgabe sein muß, das vollkommene Alkoholverbot wenigstens für die besonders schädlichen Alkoholarten durchzusetzen. Die Schweiz hat bereits durch Staatsgesetz die Erzeugung und den Verkauf von Absinth ausgerottet. In Frankreich, Holland und Belgien sind die Parlamente bereits



unmittelbar mit der Lösung dieser Frage befaßt. In Mittel- und Osteuropa muß das absolute Verbot für den Branntwein durchgeführt werden, trotz der großen Schwierigkeiten steuerlicher und agrarwirtschaftlicher Natur. Es ist dies ohne Zweifel eine der segenbringendsten Kulturaufgaben der nächsten Zukunft.

In Anbetracht der Massenhaftigkeit der Weltproduktion, sowie der Bevölkerungszunahme, die trotz der Fruchtbarkeitsbeschränkung anhält, ist es eine sehr wichtige Kulturaufgabe, vorwiegend weltwirtschaftlicher Natur, die Anpassung von Siedlungsdichtigkeit und Wirtschaftsweise an die Verteilung der Naturschätze auf der Erde in rationellem Maße durchzuführen. Broda zeigt die wichtigsten Entwicklungsmöglichkeiten in den verschiedenen Erdteilen und schneidet damit ein interessantes, bisher vielleicht zu wenig beachtetes Gebiet an, den Wirtschaftsausgleich und die bessere Beachtung wirtschaftsgeographischer und bevölkerungspolitischer Zusammenhänge. Man kann dem Verfasser auch in seinen Ausführungen zur Bekämpfung der sozialen Krankheiten zustimmen, dagegen sind seine weiteren Abhandlungen über das Volkshochschulproblem, die Arbeiterfrage, die Frau im öffentlichen Leben mehr oder weniger vom sozialistischen Standpunkte aus verfaßt. Alle diese Ausführungen, so sehr man ihnen in Einzelheiten beistimmen mag, leiden an dem Mangel der Ausschaltung des Christusglaubens und sind auf den für menschliches Glück durchaus unzureichenden Glauben an die eigene Kraft, an die soziale Selbsterlösung aufgebaut. Broda erblickt die Kraftquelle zu einer bewußten, planvollen, einheitlichen Kulturbewegung „in der Erkenntnis, daß die bewußte Selbstvervollkommung der Menschheit ihren höchsten Naturzweck darstellt, wie sie aus der modernen Entwicklungslehre klar erfließt“. Die Menschen von heute müssen sich „als nützliche Glieder der großen Kette anschließen“, die allmählich zum höchsten Ideal des Kulturfortschritts führen soll. Die Menschen haben freilich die Pflicht, ihre ganzen Kräfte in den Dienst ihres materiellen und geistigen Vorwärtskommens zn stellen.

Aber der Kulturfortschritt als Selbstzweck des Lebens ist ein Wahn, ist eine Ironie auf das Glücksverlangen in der Menschenbrust. Wo bleibt die ausgleichende Gerechtigkeit für das viele Unrecht auf der Welt, wie soll allein der Pflichtgedanke und das Bewußtsein, ein winziges materielles Rädchen im jahretausendelangen Menschheitsgetriebe zu sein, den denkenden Menschen ohne Gott, ohne Jenseits glücklich machen? Zumal da die Erde mit all ihren Herrlichkeiten ja doch nur am Ende in Staub und Asche zerfallen wird, wie die Wissenschaften der Astronomie und Physik lehren. Es ist schade, daß Broda das belebende, beglückende Moment des christlichen Jenseitsgedankens ablehnt. Der wahre Kulturfortschritt kann nur in Gott sein letztes Ziel finden. Die Pflicht zum Kulturfortschritt ist damit nicht verringert, sie ist im Gegenteil nur gehoben und in ihrem Bewußtsein veredelt und leichter gemacht.

Es ist immerhin von hohem Interesse, zu lesen, wie sich Broda die Kulturbewegung der Zukunft denkt. Da der Fortschrittswille von einer großen Massenbewegung, von einer umfassenden internationalen Kulturpartei getragen sein muß, ist der Bund für Organisierung menschlichen Fortschritts entstanden. Dieser Bund erfordert eine planmäßige Fürsorge für Gesundheit und Veredelung der Rasse durch den Bau von billigen und gesunden Volkswohnungen, Baugenossenschaften, Gartenstädte, Lungenheilstätten, Einschränkung der Alkoholgelegenheiten, Alkoholverbot für Absinth und Branntwein, Sportübungen zum Ausgleiche für die Nachteile der sitzenden Lebensweise, durch Straßenreinigung und Rauchverzehrungsapparate in den Großstädten, Eindämmung der Lärmplage, Kürzung der Arbeitszeit, Minimallohngesetzgebung, unentgeltliche Verabreichung von Lehrmitteln und Kinderspeisung, namentlich Frühstück, Stipendien an alle begabten Volksschüler zum Besuch höherer Schulen, Auslese der begabtesten Kinder des Volkes, Ausbau der Ideen des Haager Schiedsgerichtshofes, der internationalen Verständigung, Ersatz des Krieges durch internationale gesetzliche Rechtszustände, aktives und passives Wahlrecht für die Frauen,





Schaffung von Forschungsinstituten für Spezialaufgaben. Die Erreichung dieser Ziele soll die Aufgabe dieser zentralen Kraftstelle für internationale Kulturpolitik sein. Die aufgezählten Aufgaben wären in der Hauptsache die Kulturimperative der Zukunft. Zu ihnen muß sich aber eine Fortschrittsmoral gesellen, die sich nur auf die einzige haltbare wissenschaftliche Idee, die Entwicklungslehre stützen könne. Grundgedanke dieser Moral ist der kategorische Imperativ der Selbstvervollkommnung und der planmäßigen Mitarbeit an der Vervollkommnung der sozialen Gemeinschaft; nicht im eigenen Glück, sondern in der Arbeit für den Gattungsfortschritt sei das letzte Lebensziel zu erblicken. Es ist natürlich einleuchtend, daß der Egoismus der Menschennatur durch den Imperativ der Selbstvervollkommnung nicht aus der Welt geräumt wird und daß dem vernunftgemäßen Gedanken des entwickelten Kulturprogramms von sich selbst heraus die Kraft fehlt, große Menschenmassen zu der einzig richtig seinsollenden Weltanschauung des Kulturfortschritts zu bekehren. Die wahre Höhenkultur muß in Gott verankert sein, der Imperativ des menschlichen Kulturwillens trägt in sich keine Gewissensverpflichtung zur Anteilnahme an der Förderung des Kulturfortschritts, der die Menschen zu mechanischen Arbeitstieren ohne Aussicht auf die Erfüllung ihrer Sehnsucht nach Glück und Gerechtigkeit degradiert. Die wichtigste Kulturaufgabe, die stärkere Beeinflußung der Kulturmenschen mit Religion, mit den christlichen Imperativen: Du sollst und Du sollst nicht, hat Broda mit einer unerprobten Fortschrittsmoral vertauschen zu können geglaubt. Darum sind seine Hoffnungen auf einen Kulturfortschritt zur Höhe nur nach der Seite der materiellen Errungenschaften wahrscheinlich. Eine geistige und sittliche Kulturhöhe kann nur das Christentum bringen, weil es die denkbar höchste Kulturreligion darstellt.

In seinem Buche über die Weltanschauung der Halbgebildeten, das bereits in fünfter Auflage vorliegt (München, Georg Müller 1914. 3 geb. 4 Mk.) bekämpft



Oscar A. H. Schmitz den Kulturphilosophen Wilhelm Ostwald, der nach der Auffassung des Verfassers wißbegierigen Idealisten ohne höhere Schulbildung gefälschte geistige Nahrung reicht und damit einen neuen Begriff konstruiert: die Weltanschauung der Halbgebildeten, den Monismus. Das Buch ist eine scharf logisch konstruierte und zugleich glänzend geschriebene Abwehr des Monismus, von einem Manne, der sonst nicht den Boden der katholischen Weltanschauung teilt. Den Inhalt des „energetischen Imperativs" Ostwalds nennt Schmitz mit Recht „nützliche Lebensregeln". Ostwald hat auch den Begriff Glück in seiner Weltanschauung. Aber was er damit meint, schreibt Schmitz, „ist nichts anderes als das durch den wissenschaftlich und technisch bedingten Komfort zu vermehrende Behagen. Ebensowenig, wie mit Kraftersparnis eine Sittlichkeit zu begründen ist, können indessen die technischen Erfindungen Glück schaffen". Das Glück der Massen hat nach Schmitz die Religion viel mächtiger zu fördern vermocht, als es die Wissenschaft kann. Wenn Ostwald sagt, er bewerte den schöpferischen Menschen als den höchsten, so meint er damit den erfinderischen Menschen. „Für ihn", spottet Schmitz in köstlicher Weise, „hat Edison der Menschheit mehr gegeben als Goethe. Zu welcher schwindelnden Höhe wird dieser Edison noch wachsen, jetzt, wo mit Hilfe der Elektrizität die Hühner noch mehr Eier legen, die Kühe noch mehr kalben werden?" Wenn Ostwald Gott durch den Energiebegriff ersetzt, so ist „in Wahrheit damit gar nichts über die Ursache, Richtung und Wirkung der Energie bewiesen". Schmitz rückt dem Monistenpapste alsdann auf den Leib, weil für denselben die Sprache kein Bildungsmittel, sondern ein Verkehrsmittel wie die Eisenbahn sei, und nennt ihn einen mittelmäßigen Schriftsteller, der gerade an der Sprache scheitern muß, deren verfälschter Wortschatz seine Trugschlüsse ermöglicht. Mit Recht betont sodann Schmitz, daß es die von Ostwald gepriesene „Realbildung" nicht gibt, sondern nur Kenntnisse von „Realien". „Ein scharfer Kenner der Differentialrechnung kann ein ganz

ungebildeter Mensch sein, wer aber den Faust oder die Orestie auch nur einigermaßen versteht, hat damit einen gewissen Grund von Bildung in sich gelegt." Die Lanze, die Schmitz hier zu Gunsten des humanistischen Gymnasiums einlegt, verdient volle Beachtung, denn „der Versuch, das Beherrschen naturwissenschaftlicher Kenntnisse als Bildung zu betrachten, ist nicht nur mißglückt, er hat vielmehr auch eine neue Art der Verbildung hervorgebracht". Den Monismus als Philosophie fertigt in klarer Beweisführung Schmitz mit den Worten ab, daß der Monismus nicht einmal eine Wissenschaft, sondern nur eine Hypothese ist. „Während die Religionen aber ganz offen den Glauben zu Hilfe nehmen, lügt der Monismus, er stützt sich auf Wissen." Wenn Ostwald den Fortschritt der Technik, die ein immer größeres diesseitiges Glück schaffen würde, allen Ernstes als Ersatz für die Religion preist, sodaß der Mensch von heute nur den Zweck hat, dem Glück künftiger Menschen vorzuarbeiten, so ist dies, bemerkt Schmitz mit Recht, „entsagungsvoller, als irgend ein Gedanke, der auf dem Boden des Christentums gewachsen ist". Die ganze Studie von Schmitz über den Monismus ist eine so vortreffliche logische Widerlegung, daß das obendrein mit köstlicher Ironie gewürzte Buch allgemein empfohlen werden darf.

Im Mittelpunkte des menschlichen Lebens steht als Zentralproblem der Kampf gegen das Leiden. Dem Glückseligkeitstriebe in der Menschenbrust stehen die Schmerzen und Leiden entgegen. Der Selbsterhaltungstrieb hat dem Menschen von jeher die Milderung und Beseitigung des Leidens zur Aufgabe gemacht. Namentlich die Gegenwart stellt eine Hauptfülle der menschlichen Tätigkeit in den Dienst der Leidensbekämpfung. Die außerordentlichen Fortschritte in den Naturwissenschaften und in der Medizin haben wie zu keiner Zeit der Weltgeschichte Erkenntnisse und Mittel zur Eindämmung des Leidens gebracht. Dieser Umstand hat es mit sich gebracht, daß man selbst das Endziel des menschlichen Lebens in dieser fortschreitenden Kulturentwicklung, in der



möglichst vollständigen Ausmerzung des Leidens aus dem Menschheitsleben erblicken will. Während frühere Zeiten das Leiden als unabänderliche Notwendigkeit hingenommen haben, setzen uns unsere heutigen Kenntnisse auf dem Gebiete der Psychologie, Biologie, Hygiene, Statistik in die Lage, eine Soziologie der Leiden zu konstruieren, und es gewährt einen interessanten Einblick in das Leidensproblem, den Beobachtungen und Gedankengängen des Münchener Soziologen F. Müller-Lyer zu folgen, der in seinem also benannten Buche (München, Albert Langen, 3 Mk.) eine wertvolle, auf konkrete Tatsachen sich stützende Darstellung über dieses Menschheitsproblem gegeben hat, die um so beachtenswerter erscheint, als Bücher über das Leiden vom Standpunkte einer soziologischen Pathologie nicht gerade häufig sind.

Der Verfasser steht hinsichtlich der Bestimmung des Menschen und seines Lebenszweckes auf dem Standpunkte der „Euphorie“, worunter er „die Verbindung größtmöglicher Glückseligkeit und objektiver Vollkommenheit des Lebens“ versteht. Er lehnt sonach das Christentum ab und huldigt der modernen Anschauung der Selbsterlösung der Menschheit aus eigener Kraft durch den sog. Kulturfortschritt. Zunächst werden methodische Erörterungen vorgenommen, daran reiht sich eine Klassifizierung der Leiden und Übel. Den Nutzen einer soziologischen Leidenslehre erblickt er in der Wissensbereicherung und der daraus gewonnenen Lebensweisheit. Feststehend sind für den Verfasser zwei Wahrheiten: „Alle Leiden sind gesetzmäßig“ und „Fast alle Leiden des Individuums sind Krankheiten des sozialen Organismus“. Was die Gesetzmäßigkeit des Leidens anlangt, so überträgt der Verfasser das Gesetz der Kausalität auch auf die scheinbar willkürlichen Handlungen und Schicksalsereignisse der Menschen. Diese Gesetzmäßigkeit ist freilich nicht mit Naturnotwendigkeit identisch, denn wenn die Ursachen für zahlreiche Leidensmomente sich ändern, verändern sich auch die Wirkungen. Die statistische Gesetzmäßigkeit ist für den Verfasser ein Mittel der Erkenntnis zur Bekämpfung des Leidens. Für ihn sind



die allermeisten Leiden des Individuums zugleich soziale Krankheiten oder sie entspringen wenigstens aus Fehlern und Mängeln der Gesellschaft, kurz aus sozialen Quellen. Wenn in einer Gesellschaft von Menschen das Verbot der Fortpflanzung bei erblicher Belastung oder die Vorschriften der Hygiene streng durchgeführt würden, wenn die Verbrecher in ein anderes Milieu gebracht werden könnten, so würden bald, mit Ausnahme der Naturkatastrophen, alle menschlichen Übel sich zum größten Teil unschädlich machen lassen.

Sodann begegnet der Verfasser der Frage über Wert und Bedeutung des Leidens. Freude und Schmerz, Lust nnd Unlust sind Pole, die das Leben vor Apathie und Gleichgültigkeit bewahren. Ohne das Bewußtsein von Freude und Leid wäre der Mensch nicht mehr als ein maschineller Mechanismus. Das Leiden steht der Freude, der persönlichen und sozialen Leistungsfähigkeit hemmend im Wege. Der Verfasser will dem Leiden keine positive lebenfördernde Kraft einräumen und konstruiert den Satz, daß das menschliche Leben Widerstände braucht, aber keine Leiden. Er huldigt einem Eudämonismus, „wonach Schmerzen eigentlich nur eine sinnlose Unterbrechung desjenigen Lebens sind, zu dem wir uns unserer Natur gemäß bestimmt fühlen". Diese Bestimmung sei eine ständige Euphorie. Das Leiden muß daher unter allen Umständen überwunden werden. Der Mensch müsse sich seinen Lebenszweck selbst setzen und der heißt: „Der Mensch ist zur Tat geboren, und der Zweck aller Tätigkeit ist die Freude und die Beseitigung alles Leidens." Gewiß ist alle Kulturarbeit der Menschheit von dem Kerngedanken dieses Satzes ausgegangen. Aber dieses Lebensprinzip genügt nicht für alle Lebensverhältnisse. Es gibt auch Menschen mit klarem Verstande, die zeitlebeus infolge einer unheilbaren Krankheit oder sonstiger Verhältnisse eben nicht zur „Tat" geboren sind. Außerdem kann das Leiden wohl eingeschränkt, aber nicht ganz beseitigt werden. Auf der einen Seite stehen unheilvolle Naturereignisse, auf der anderen hat der Mensch auch in der denkbar höchsten Kulturorganisation den freien



Willen zum Guten oder zum Bösen, außerdem steht der Tod, nach rein menschlicher Auffassung das größte Leiden, unbezwingbar im Hintergrund allen Lebens. Der Verfasser verwirft den Pessimismus, den Fatalismus und den Quietismus in seinen verschiedenen Erscheinungsformen, auch die Moral des Christentums, weil ein praktisches Christentum mit seinem Altruismus „durch die wirtschaftliche und soziale Verfassung unterstützt werden" müsse. Es ist ein großer Irrtum, wenn der Verfasser schreibt, die tatsächliche Verfassung des Christentums verleihe dem rücksichtslosen Egoismus ihre höchsten Belohnungen. Insbesondere der Katholizismus mit seiner Lehre vom Reichtum legt dem schrankenlosen Erwerb Fesseln an. Der Hinweis auf die zweite jenseitige Welt, in der alle Leiden und Ungerechtigkeiten des Erdenlebens gutgemacht werden, in welcher volles und wahres Glück herrscht, ist in einer Leidenslehre das allerwertvollste Moment. An Stelle dieser beglückenden Lebens- und Leidensauffassung setzt der Verfasser als Erlösungsgedanken den Aktivismus, der sich in der Kulturbeherrschung äußern soll. Die Beherrschung der Natur und der Außenwelt, die „Arbeitsvergesellschaftung", der steigende Reichtum sollen dazu führen, daß, um mit Engels zu reden, „die Menschen Herren ihrer eigenen Vergesellschaftung" werden, daß die „narkotischen Tröstungen der theologischen Religion mehr und mehr unwirksam geworden sind". Der Verfasser enthüllt sich als Anhänger der materialistischen Geschichtsauffassung und Kulturentwicklung und erwartet mit der Sozialdemokratie das Heil von dem Aufstieg der materiellen Kultur. Er muß freilich auch zugeben, daß heute „unsere geistige und sittliche Kultur auf fast allen Gebieten kläglich zurückgeblieben" ist. Das Zusammenwirken der Kulturmenschheit, die zunehmende Arbeitsvergesellschaftung, der Wille zur Höhenkultur müsse zum „wohlgeordneten Staat" führen, der „das letzte erkennbare Ziel der menschlichen Rasse auf Erden und der höchste Gedanke ist, den der menschliche Intellekt bis jetzt zu erfassen vermochte". Zur Verwirklichung dieser Gedankenwelt bedarf



es einer neuen Religion. Dieser neue ethische Imperativ lautet: „Vereinigt Euch! Schafft aus Millionen eine eiserne Phalanx gegen alle Übel und Leiden, gegen die ungeheure Sinnlosigkeit der Natur! Vergesellschaftet eure Arbeit! Steigert eure Energie durch brüderliches Zusammenwirken ins Riesenhafte, ballt euch zu Übermenschen zusammen, denen keine Macht der Erde widerstehen kann. Vor allem aber klärt euch auf, laßt die Hochgedanken der Menschheit von Mund zu Mund gehen; denn euer größter Feind ist die Unwissenheit, die Dummheit, die euch zersplittert und ohnmächtig macht." Bei dieser Umgestaltung der heutigen Gesellschaftsordnung im Geiste des absoluten Staatssozialismus und der dadurch zu erhoffenden Verminderung der Leiden schwindet dann mehr und mehr das metaphysische Bedürfnis. Durch Zuchtwahl, Erziehung zu diesen Ideen, durch Güterverteilung und internationale Organisation wird dieser Zukunftsstaat des fast leidenfreien Daseins ins Leben gerufen. Wir müssen die Leiden sozialisieren durch Anschluß an Gesinnungsgenossenschaften, dann besitzen die Menschen eine starke Trostquelle, die sie durch die Pflege der Kunst erhöhen könnten. Organisation und Wissenschaft führen zum Siege der Menschlichkeit über alle Leiden, weil diese aus Krankheiten und Fehlern des sozialen Organismus entspringen.

Dieser utopistische Gedankengang des Verfassers hat viel Verlockendes, aber er leidet an der falschen Voraussetzung, daß die Menschheit durch den höchstgerichteten Kulturwillen der Gesamtheit zu dem gekennzeichneten soziologischen Ideal kommen könne. Abgesehen davon, daß viele Tausende von Jahren noch bis zu diesem Endpunkt einer erträumten Kulturhöhe vergehen würden, liegt der Hauptirrtum darin, daß die Vernunft und die Nützlichkeitserkenntnisse niemals allein ausreichen, das erkannte Ideal in die Tat umzusetzen. Die praktische Verwertung des gesamten Kulturwissens setzt eine überaus starke Willenskonzentration voraus. Zu diesem Zwecke muß der neue ethische Imperativ in einem höheren göttlichen Willen verankert sein. Denn weil kulturelle Inter-



essen zum Zwecke der Höherentwicklung der Menschheit es gebieten, deswegen werden nicht alle, vielleicht nur wenige gebildete Menschen diesem von Menschheitsinteressen diktierten Kulturwillen sich beugen. Der Mensch braucht Gott, der allein in ihm ein höheres Kulturbewußtsein und ein Glücksverlangen auslöst, der ihn auch die Leiden ertragen und überwinden hilft. Gewiß soll die Menschheit dem Leiden in den Weg treten mit den Hilfsmitteln der Wissenschaft und es zu verringern suchen. Aber der Glaube an die nahezu restlose Beseitigung desselben durch die Kulturentwicklung ist eine Utopie, die zu keiner Menschheitsepoche erfüllt werden wird, nnd die gerade heute in der Zeit der materiellen Hochkultur weniger denn je nahegerückt ist.

Die Lösung des Leidensproblems durch Müller-Lyer ist in keiner Beziehung zufriedenstellend. Der einzige Wert dieser Leidenssoziologie besteht darin, daß sie anfeuert, durch hygienische und medizinische Fortschritte das Leiden noch etwas mehr einzudämmen. Grundsätzlich und endgiltig kann das Leidensproblem nicht mit Hilfe des Seziermessers und der Soziologie gelöst werden, sondern nur mit Hilfe des Gottesglaubens und der Moral des Christentums. Die Wahrheit dieser Behauptung zeigt sehr klar Bischof Dr. Paul W. von Keppler in seinem in vierter und fünfter Auflage bereits erschienenen Werkchen über das Problem des Leidens. (Freiburg, Herder 100 S.) Keppler untersucht das Leidensproblem in der Philosophie der Antike, im alten Bunde und zeigt, wie die Denker dieser Zeiten vergeblich nach einer befriedigenden Lösung ringen. Diese kurze Entwicklungsgeschichte des Leidens führt zur Erlösungstat Christi, zum Kreuze, von welchem das sanfte und verklärende Licht in die Abgründe des Leidens fallen. Nun ist Christus das Zentrum der leidenden Menschheit, die Lebensgemeinschaft mit Christus wird zur Leidensgemeinschaft mit ihm. Die Pflege der christlichen Tugenden der Enthaltsamkeit, Mäßigkeit, kurz die christliche Lebensführung verstopfen bereits viele Quellen des Leidens. Das Leiden selbst aber wird im Christentum



überwunden. Das Leiden höhlt den Wert des Lebens nicht aus, sondern erhöht es. Die Dissonanzen des Leidens lösen sich in reine und volle Harmonien der Freude und des Dankes auf, das Leiden wird zum Inhalt der Lebensläuterung, der Lebensführung in Christus. Die physische Natur des Leidens bleibt zwar, aber sie wird durch Christus ihrer Bitterkeit und Herbigkeit beraubt. Das Christentum hat das Mitleid wieder zu Ehren gebracht, es hat die Nächstenliebe mit starker sittlicher Kraft ausgerüstet. Die Auffassung des Leidens im Christentum „gibt dem Lebensschiffe des Christen einen solchen Tiefgang und schwellt dessen Segel so mit Frühlingswinden guter Hoffnung und ewigen Trostes, daß die Stürme und der Wogendrang der Leiden es nicht zum Spielball machen, noch aus der Bahn reißen, noch in seinem Lauf aufhalten können". Wenn heute mit dem Schwinden des Christentums „ein bedenklicher Nachlaß an Leidenskraft eingetreten ist" und damit auch ein Nachlassen der Lebenskraft, so wären Kepplers klare und schöne Ausführungen über das Leidensproblem sehr geeignet, manchen Zweifel zu zerstreuen, vielen neuen Trost zu spenden, denn es gibt keine andere Lösung des Leidensproblems als im Christentum, außer es begnügt sich jemand mit der Verzweiflungsphilosophie der Moderne oder mit dem Revolver.

R.

LXXVI.

Zum Entwurf eines deutschen Jugendgerichtsgesetzes.

Von Rechtsanwalt Dr. Hipp, München.

Seit geraumer Zeit beschäftigen sich die Fachkreise und die gesetzgebenden Faktoren mit wichtigen Reformen auf dem Gebiete des Strafrechts und des Strafprozeßrechts. Nachdem die durch die Vorlage des Regierungsentwurfes zu einer neuen Strafprozeßordnung im Jahre 1908 eingeleitete Reform des Strafprozeßrechts insbesondere mit Rücksicht auf die gleichfalls unvermeidliche Reform des materiellen Strafrechts im Jahre 1911 endgültig zurückgestellt worden ist, liegt neuerdings dem Reichstag ein Gesetzentwurf nunmehr bereits in der Fassung der dazu eingesetzten Reichstagskommission zur Beratung vor, der sich „als Entwurf eines Gesetzes über das Verfahren gegen Jugendliche“ mit bedeutungsvollen strafprozessualen, aber — entgegen seiner eigenen Bezeichnung — auch materiell rechtlichen Neuerungen befaßt. Angesichts des großen Interesses, das alle auf jugendliche Pflege und jugendliche Fürsorge gerichteten Fragen mit Recht in der Allgemeinheit sich erfreuen, darf eine kritische Besprechung dieses wichtigen Gesetzentwurfes auch außerhalb der juristischen Fachpresse nicht unterlassen werden. Wenn auch im Augenblicke nicht die Zeit ist zur Schaffung neuer Gesetze, so wird doch der Regierungsentwurf zweifellos mit Eintritt des Friedenszustandes sofort wieder zur Beratung gestellt werden.

Besondere Neuerungen sind abgesehen von den §§ 3, 13 und 13a folgende: Als Schöffen sollen in der Jugenderziehung besonders erfahrene Personen, vor allem auch Volksschullehrer, nicht aber Frauen [1]) aufgestellt werden (§ 2);

---

1) Bei weiblichen Angeklagten ließen sich event. weibliche Schöffen schon empfehlen. Vgl. Rechtsanwalt Dr. Gerlach in der Jurist. Wochenschrift vom 15. Juli 1914. S. 748 f.



bei Eröffnung einer Voruntersuchung und bei Antrag auf Eröffnung des Verfahrens vor der Strafkammer ist dem Jugendlichen ein Verteidiger[1]) von Amtswegen beizuordnen (§ 6); für Jugendliche, die keinen Verteidiger haben, soll ein Beistand beigezogen werden, der die Rechte eines Verteidigers hat; in der Regel sind als Beistand der gesetzliche Vertreter, sonst andere geeignete Personen, insbesondere Angehörige und auch Frauen zu bestellen (§§ 7, 8); dem gesetzlichen Vertreter eines Jugendlichen sind Ort und Zeit der Hauptverhandlung, der Eröffnungsbeschluß und sonstige wichtige Verfügungen mitzuteilen (§ 9); die Untersuchungshaft soll soweit als möglich durch Unterbringung in einer Erziehungsanstalt oder andere Maßregeln ersetzt werden (§ 10).

Gegenstand tief gehender Meinungsverschiedenheiten sind im Grund genommen nur zwei Bestimmungen, die des § 3 und die des § 13a des Kommissionsentwurfes. Die Reichstagskommission hat zunächst mit Recht versucht, in das Jugendgerichtsgesetz als besonders dringend gewünschte materiell-rechtliche Bestimmung die Hinaufrückung der absoluten Strafunmündigkeit vom 12. bis zum vollendeten 14. Lebensjahr als § 13a einzusetzen. Trotz des bis jetzt noch vorhandenen Widerstrebens des Bundesrates besteht immerhin Aussicht, daß diese Bestimmung in dem Gesetzentwurf enthalten bleibt. Wenn auch theoretisch der Standpunkt der Regierung, daß hiedurch der umfassenden Reform des materiellen Strafrechts vorgegriffen werde, durchaus begreiflich

---

1) Es wäre angezeigt zu erwägen, ob nicht nach dem Vorschlage Bindings in allen Fällen ein Offizialverteidiger aufgestellt werden sollte. Selbstverständlich nicht so fast wegen einer wohlgesetzten Verteidigungsrede, vielmehr als Helfer, als Vorbereiter und Verarbeiter des vorliegenden Materials in rechtlicher und tatsächlicher Beziehung. Der objektiv und nebenbei auch mit juristischer Fachkenntnis urteilende Anwalt wird dem Jugendgericht wertvolle Hilfe leisten können, insbesondere bei Aufklärung des tatsächlichen Sachverhaltes. Vgl. Dr. Gerlach a. a. O.; Dr. Ulbrich-Kerwa, Reform des materiellen und prozessualen Jugendstrafrechtes, Leipzig 1912.

ist, so dürfte andererseits dieser Grund nicht allein genügen, um etwa das Scheitern der Gesetzesvorlage an diesem einen Punkt herbeizuführen.

Weitaus die wichtigste Frage des ganzen Entwurfes bilden aber die Bestimmungen des § 3. Nach dem Vorbild des § 375 b des Entwurfes zur StPO. hat der Regierungsentwurf vorgesehen, daß „die öffentliche Klage gegen einen Jugendlichen nicht erhoben werden soll, wenn Erziehung und Besserungsmaßregeln einer Bestrafung vorzuziehen sind. Dabei sind namentlich die Beschaffenheit der Tat, sowie der Charakter und die bisherige Führung des Jugendlichen zu berücksichtigen". Der letzte Satz wurde von der Reichstagskommission nicht akzeptiert. Das „soll nicht" des ersten Satzes wurde abgeändert in ein „darf nicht". Endlich erweiterte die Kommission noch die Bestimmung durch den Zusatz: „Es kann von Erhebung einer öffentlichen Klage gegen einen Jugendlichen abgesehen werden, wenn Verschulden und die Folgen der Tat gering sind." Der Entwurf fährt dann fort: „Ergibt sich nach der Erhebung einer Klage, daß Erziehungs- und Besserungsmaßregeln einer Bestrafung vorzuziehen sind, so kann das Gericht das Verfahren gegen den Jugendlichen einstellen. Dieser Beschluß kann nicht angefochten werden." Soweit die zunächst vorgeschlagenen Bestimmungen. Andere Reformwünsche, wie sie in der Reichstagskommission und früher schon in Fachkreisen vorgebracht worden sind, so u. a. auf Einführung der bedingten Verurteilung, Rehabilitation, Einrichtung besonderer Jugendgefängnisse, gesetzliche Personalunion zwischen Jugendstrafrichter und Vormundschaftsrichter, fanden keine Berücksichtignng.

Immerhin hat der Gesetzentwurf, insbesondere der § 3 Anlaß zu scharfen Kontroversen gegeben; erste Autoritäten haben den Entwurf oder doch wenigstens die Bestimmung des § 3 mit beachtenswerten Gründen scharf bekämpft, während andererseits wieder, u. a. gerade auch von Jugendrichtern, der Entwurf mit Wärme verteidigt worden ist.

Der Haupteinwand richtet sich gegen die Bestimmung,

daß über die Ersetzung des Klagezwangs durch das Opportunitätsprinzip noch hinaus die streng einzuhaltende Grenze zwischen Strafe und anderen Maßnahmen verwischt und unter Umständen auch eine bei Durchführung der Strafklage und Feststehen des Verschuldens absolut fällige Strafe einfach durch Erziehungs- oder Besserungsmaßregeln ersetzt werden könne, bezw. solle. Hierin liege ein unüberbrückbarer Gegensatz zu der Grundlage unseres Strafgesetzes, daß auch bei Jugendlichen die objektiv und subjektiv festgestellte Rechtsverletzung eine Reaktion der Rechtsordnung in Gestalt der Strafe erfordere. Insbesondere weist Professor Dr. Nagler, Freiburg,[1]) mit beachtenswerten Gründen darauf hin, daß derjenige, der Strafe und Sicherungsmaßnahmen dem Richter als gleichwertig zur Auswahl stellt, sie notwendig als Wege zum gleichen Ziel erachten muß, und daß dieses „chassez-croisez" der soziologischen Gesinnungsstrafe entspräche, welche zum Teil als Mittel der Erziehung aufgefaßt sein wolle. Professor Dr. Binding, Leipzig,[2]) faßt seine die erwähnte Bestimmung entschieden ablehnende Kritik dahin zusammen, es bestehe die Absicht, in diesem Gesetzentwurf die Entbehrlichkeit der Strafe proklamieren zu wollen. Interessant mag sein, daß ein Befürworter des Gesetzentwurfes, Professor Dr. Freudenthal,[3]) ausdrücklich zugesteht, daß für ein bestimmtes Gebiet, nämlich das der jugendlichen Verbrecher, diese Absicht unter gewissen Voraussetzungen tatsächlich besteht. Zur Begründung seiner Auffassung glaubt er sich darauf berufen zu können, daß die Interessen der Allgemeinheit mit den Interessen einer Strafrechtsschule — nämlich der den Entwurf ablehnenden sog. klassischen Strafrechtsschule — nicht identisch seien. Bei der Vielgestaltigkeit des Interesses könne Strafe nicht immer dasselbe sein, gegen Jugendliche wird sie im staatlichen

---

1) Leipziger Zeitschrift, 1914, S. 209 f.
2) Tag, 1914, Nr. 22, 23.
3) Leipziger Zeitschrift, 1914, S. 417 f.

Interesse keineswegs immer Vergeltung sein dürfen! Weiterhin wird zur Rechtfertigung der Bestimmung auf die Wünsche verwiesen, die von Jugendrichtern und Jugendstaatsanwälten aus den Bedürfnissen der Praxis heraus laut geworden sind, und insbesondere betont, daß gerade die bisherige Unfreiheit der Jugendrichter gegenüber dem Strafanspruch des Staates den Ausgangspunkt der Reformbestrebungen gebildet habe. Daß zunächst der Staatsanwalt darüber zu befinden habe, ob überhaupt Strafe oder Erziehungsmaßregel zu wählen sei, wird entgegen der Ansicht Bindings, der Irrtümer beim Verzicht auf Strafe für außerordentlich naheliegend hält, nicht als Einwand gelten gelassen, da der Entwurf durch seine Vorschriften, über den körperlichen und geistigen Charakter des Jugendlichen, über dessen bisherige Führung, seine Lebensverhältnisse und dergl. Ermittlungen unter Mitwirkung von Behörden und Vereinen, die der Jugendhilfe gewidmet sind, anzustellen, selbst schon genügend Garantie für eine richtige Ausführung des Wahlrechts zwischen Strafe und Erziehungsmaßregeln gewähre.

So viel im Allgemeinen über den Widerstreit der Meinungen. Es mag schwer sein, hiezu eine entscheidende, den beiderseits zweifellos vorhandenen Gründen und Interessen gerecht werdende Stellungnahme zu finden. Ohne weiters kann zugegeben werden, daß man dem Jugendstrafrichter mit Recht mehr Mittel an die Hand geben soll, als ihm das Gesetz bisher eröffnet hat, den einzelnen Straffällen individuell gerecht zu werden und mit aller angebrachten Milde und Schonung gegen die Jugendlichen vorzugehen. Auch eine möglichst umfassende Anwendung von Erziehungs- und Besserungsmaßregeln wird niemand ernstlich bekämpfen wollen. Andererseits aber können diese Erwägungen nicht ausreichen, um die ganze prinzipielle Frage außer Acht zu lassen, ob der Schritt gewagt werden darf und will, **grundsätzlich** die Möglichkeit zu eröffnen, im **Falle einer absolut fälligen Strafe diese nach Ermessen durch Erziehungs- und Besserungsmaßregeln zu ersetzen** oder ob nicht unter Ablehnung



dieser Möglichkeit unter allen Umständen nach anderen Mitteln und Wegen gesucht werden muß, um zweifellos berechtigten Reformwünschen zu entsprechen. Hier handelt es sich nicht blos um einen Streit abstrakt theoretisierender Strafrechtsschulen, sondern darum, ob bewußt durch Reichsgesetz ein Hauptgrundsatz der kriminalsoziologischen Schule vor Erledigung der allgemeinen Strafrechtsreform in ein gewissermaßen vorweg genommenes Notgesetz aufgenommen werden soll, wobei nicht zu übersehen ist, daß der Entwurf eines neuen Strafgesetzbuches und die Strafrechtskommission es für die allgemeine Strafrechtsreform bisher im allgemeinen wenigstens abgelehnt haben, zum Streit der Strafrechtsschulen eine ausschließende Stellung zu nehmen und insbesondere Hauptgrundsätze der soziologischen Schule formell und materiell in das Gesetz aufzunehmen.

Ein wirkliches Bedürfnis zur Beseitigung der Strafe, zu deren Ersetzung durch Erziehungs- und Besserungsmaßregeln besteht im Grund genommen wenigstens nicht in dem Umfang, wie es behauptet wird. Es wird viel zu sehr der Unterschied zwischen Verhängung der Strafe und Vollzug derselben außer acht gelassen. Die Befriedigung des Strafbedürfnisses des Staates, die Reaktion der Rechtsordnung gegen den Rechtsbruch durch die Verhängung der Strafe wirkt nicht schädigend, nicht vernichtend, sondern rechtserhaltend, auch gegenüber Jugendlichen. Man lasse ruhig dem Staat die autoritative, durch Verurteilung des Schuldigen erfolgende Feststellung, daß ein Rechtsbruch vorliegt, und die formelle Inanspruchnahme seines Rechts auf Reaktion gegen den Rechtsbruch; das erfordert das Rechtsbewußtsein. Andererseits mag dann der Staat kraft seiner souveränen Gewalt den Vollzug der staatlichen Reaktion gegen die Straftat regeln, hemmen oder aufheben. Die Hinaufsetzung des strafmündigen Alters von 12 Jahren auf 14 Jahre, Anerkennung des Grundsatzes »minima non curat praetor« (Zusatz der Reichstagskommission zu § 3), eine möglichst eingehende und verständnisvolle Prüfung der Frage nach der

Einsicht des Jugendlichen in die Strafbarkeit seiner Handlungsweise werden ohnehin schon in sehr vielen Fällen eine Strafverhängung ausschließen; dazu mache man Gebrauch von der bedingten Begnadigung, eventuell sogar von der bedingten Verurteilung, gestalte den Strafvollzug möglichst im Sinne von Erziehungs- und Besserungsmaßregeln. Damit kann gerechtfertigten Reformwünschen schon in den schlimmsten Fällen Genüge getan werden, ohne daß das Experiment mit dem gefährlichen, die Begriffe und Grundsätze verwischenden „Hinübergleiten" von Strafe in Erziehungs- und Besserungsmaßregeln versucht werden muß. Ganz etwas anderes wäre es auch, wenn, worauf auch Professor Nagler verweist, der Entwurf den Gedanken des englischen Rechts aufgenommen hätte, wonach nach grundsätzlicher Feststellung des Strafausspruchs des Staates dem Gericht ein Teil des nach unseren Rechten der Krone zustehenden Begnadigungsrechtes übertragen würde, indem in besonderen Fällen die Möglichkeit gewährt würde, von der Strafe ausnahmsweise abzusehen. Auch der Vorschlag der Reichstagskommission, bei Bagatellsachen es überhaupt nicht zu einem Strafverfahren kommen zu lassen, ist ein durchaus gesunder Rechtsgedanke und liegt weit ab von einem bedenklichen Verrücken von Grundsätzen des ganzen Strafrechtssystems.

Nur nebenbei sei bemerkt: Nicht in allen Fällen wird mit dem Ersatz der Strafe durch Erziehungsmaßregeln dem Jugendlichen eine Wohltat erwiesen; denn unter Umständen werden Erziehungs- oder Besserungsmaßregeln getroffen, ohne daß objektiv eine strafbare Handlung gegeben wäre, und durch Verweigerung der vollständigen Durchführung des Strafverfahrens wird es dem Jugendlichen unmöglich gemacht, sich nicht nur von einem Verdacht einer strafbaren Handlung, sondern auch eben von der Verhängung der Erziehungs- oder Besserungsmaßnahmen zu befreien, die unter Umständen einen höchst ungerecht empfundenen Eingriff in die Familienrechte bedeuten.

Man wird daher sehr wohl entgegen Freudenthal der



Meinung sein können, daß gerade das Interesse der Allgemeinheit das Festhalten an einer nach ordnungsgemäßer Gerichtsverhandlung mit erschöpfender Feststellung des objektiven und subjektiven Tatbestandes zu verhängenden Strafe auch gegenüber Jugendlichen erfordert.

Ohne Verletzung des allgemeinen Rechtsbewußtseins kann auch aus an sich noch so anerkennenswerten Humanitätsbestrebungen kein Bruch mit diesen Grundsätzen vollzogen werden. Mit Recht betont Landgerichtsdirektor Baumgarten[1]), das Recht habe im Gerichtssaal höheren Anspruch zur Geltung zu kommen, als das Mitleid.

Außerdem machen sowohl Binding als Nagler mit eingehender Begründung und unter Hinweis auf das eigene Zugeständnis des Kommissionsberichtes (S. 69) geltend, daß das gewünschte Ersatzmittel für die Strafe wenigstens in der Form der Fürsorgeerziehung noch an ganz erheblichen Mängeln leide und so vielfach versage, daß allein aus diesem Grunde schon an ein Aufgeben der bisherigen „Strafe" nicht gedacht werden könne. Indirekt geben dies auch Allmenröder[2]) und Freudenthal zu, indem ersterer Erlaß eines Reichsfürsorgegesetzes und letzterer Einrichtung von Fürsorgeerziehungsanstalten nach ausländischem Muster anregt.

Endlich darf noch ernstlich bezweifelt werden, ob die Gesetzesbestimmung wirklich so sozial zu wirken geeignet wäre, wie es sicherlich zunächst beabsichtigt ist. Selbst wenn man nicht gerade mit der Möglichkeit rechnet, daß gegen die Kinder der sozial besser gestellten Bevölkerungsschichten regelmäßig die Erziehungs- oder Besserungsmaßregeln als das Bessere befunden werden würden, während man gegenüber den Kindern der unteren Klassen die Strafe für das geeignetere Mittel hält, darüber kann doch keine Ungewißheit bestehen, daß zu agitatorischen Zwecken dieser Vorwurf, wenn der Entwurf

1) Dresdener Anzeiger vom 13. Mai 1914.
2) Amtsgerichtsrat Allmenröder, das Jugendgericht in Frankfurt a. M., Berlin 1912.



mit der vorgeschlagenen Bestimmung wirklich Gesetz wird von gewisser Seite immer wieder erhoben wird. Nur zu berechtigt ist bei den derzeitigen Zeitläufen die Warnung von Lilienthals-Heidelberg,[1]) alle Maßregeln peinlichst zu vermeiden, die einem an sich noch unberechtigten Verdacht der Klassenjustiz irgendwie Vorschub zu leisten geeignet sind. Also letzten Endes das Gespenst des Vorwurfs der Klassenjustiz — so sicher zu erwarten, als man jetzt schon gegen die mit allen Kautelen der persönlichen Freiheit und der Gerechtigkeit umgebenen Strafgerichte ankämpft; doppelt und dreifach muß die Frage aufgeworfen werden, ob das Ansehen der deutschen Rechtsprechung und das Rechtsbewußtsein des Volkes diese latente Gefahr eines solchen Vorwurfes um bestenfalls begrüßenswerter humanitärer Vorteile willen auf sich laden kann und darf.

Unter allen Umständen steht so viel fest, daß es sich bei dem vorliegenden Entwurf des Jugendgerichtsgesetzes um äußerst wichtige, folgenschwere Beschlüsse der gesetzgebenden Faktoren handelt, die insbesondere von den Mitgliedern des Reichstages in ihrer prinzipiellen Bedeutung ja nicht unterschätzt werden dürfen. Zwar hat, wie sich aus Seite 49 des Kommissionsberichtes ergibt, der Vorsitzende der Kommission darauf hingewiesen, daß durch die vorgeschlagene gesetzliche Regelung ein bedenkliches Präjudiz zu Gunsten der soziologischen Schule für das künftige Strafrecht geschaffen wird, und mit Recht findet es Nagler kaum verständlich, daß diese Bemerkung nicht Anlaß zu prinzipiellen Meinungsaustausch gegeben hat. Überhaupt haben die einschlägigen prinzipiellen Fragen von offizieller Seite so gut wie gar keine Beachtung oder Erwähnung gefunden, so daß Nagler mit Recht hervorhebt: „Es berührt im ganzen merkwürdig, daß sowohl die Begründung des Regierungsentwurfes wie der Kommissionsbericht an der ganzen Literatur zur Jugendgerichtsbewegung vorbeigehen, als existiere sie offiziell für

1) Zeitschrift für die ges. Staatswissenschaft, Bd. 29 S. 208.

die Gesetzgebung überhaupt nicht. Und doch läßt sich jeweils mit ziemlicher Sicherheit ermitteln, wessen Ansicht bei den einzelnen Bestimmungen Pate gestanden hat. Die Entwürfe werden durch die Übergehung der vor ihnen geleisteten Gedankenarbeit äußerlich dem Streit der Parteien entrückt." Wohin geht der Weg? Diese Frage vor endgültiger Beschlußfassung ganz gründlich nachzuprüfen, haben insbesondere die Vertreter der konservativen Parteien des Reichstags alle Veranlassung.

LXXVII.

Wie kam die Koalition zustande?

II.

Die Ansicht, daß Eduard VII. und Zar Nikolaus bei der Begegnung in Reval (19. Juli 1908) sich über die Türkei verständigt haben, herrscht in diplomatischen Kreisen vor. Ob dabei, wie heute behauptet wird, gerade ausgemacht wurde, daß England Mesopotamien, Frankreich Syrien und Rußland Armenien in Besitz nehmen solle, darüber kann erst eine spätere Zeit Gewißheit bringen. Sir Charles Hardinge, der den Unterredungen beigewohnt hat, könnte jetzt allein Auskunft geben. Das kurz darauf ergangene Rundschreiben des russischen Ministers des Auswärtigen, Iswolski, mit der Betonung des Wunsches nach „allseitigem guten Einvernehmen unter den Mächten", deutet an, daß es sich vorderhand nur um unreife Pläne handelte.

Gegenüber dem Gedanken einer Trennung Mazedoniens von der Türkei verhielt sich die deutsche Diplomatie ablehnend. Der bald folgende Besuch des Königs Eduard bei Kaiser Franz Joseph hat die Deutung erfahren, daß der König beabsichtigt hätte, eine Spaltung in die Beziehungen zwischen Wien und Berlin zu bringen. Als verbürgt kann diese Version nicht gelten. Es soll dabei von den Flottenplänen die Rede gewesen sein. Die Begegnung fand in Ischl am 13. August 1908 statt. Der König kam gerade von einem Besuch bei Kaiser Wilhelm in Homburg v. d. H.

Von dem wichtigsten Ereignis jener Tage, dem Dekret Kaisers Franz Joseph, die Einverleibung von Bosnien und Herzegowina verfügend, war schon die Rede (5. Oktober 1908). Dem Gedanken hatte Iswolski schon im Jahr 1907 grundsätzlich zugestimmt und der italienische Minister Tittoni war durch den deutschen Staatssekretär von Schön unterrichtet. Um den Boden ganz zu ebnen, hatte Frhr. von Ährental am 15. September 1908 eine Unterredung in Buchlau mit Iswolski. Dort kam man überein, daß das Sandschak Novi Bazar der Türkei überlassen werden solle.

All diese Vorsicht verhinderte nicht, daß das Ereignis die größte Aufregung in Europa schuf. Rußland, Serbien, die Türkei wollten rüsten. Italien war in fieberhafter Bewegung. Vielleicht hätte nichts den Krieg verhindert, wenn man in Paris nicht gewußt hätte, daß weder die eigene noch die russische Rüstung fertig war. In Petersburg betonte der deutsche Botschafter, Graf Pourtalès, die Harmonie zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn. Das Frühjahr kam und damit der Vorschlag zu einer europäischen Konferenz. Frhr. v. Ährenthal nahm an unter der Voraussetzung, daß Bosnien und Herzegowina nicht zur Erörterung gestellt würden. Die Türkei hatte inzwischen Rat gepflogen und nahm das österreichisch-ungarische Anerbieten einer Indemnität von zweiundvierzig Millionen Franken an. Nur Serbien wollte durchaus das Schwert ziehen und ließ sich selbst von Rußland nur langsam beruhigen. Schließlich wurde die Angelegenheit „individuell“ zwischen Österreich-Ungarn und jeder Macht aus der Welt geschafft.

Manchem wird es scheinen, als ob in jener Zeit die Absicht der englischen Politik: Rußland, Frankreich, Serbien und England gegen das Deutsche Reich zu gruppieren, klar zu Tag trat und zwar zusammen mit dem Gedanken, Italien nach Albanien und Tirol zu schicken, ferner, die Türkei von Deutschland abzuziehen. Etwas ähnliches war in der Tat im Werk. Allein Frankreich mäßigte den Eifer seiner Freunde und ließ Mahnungen zur Vorsicht nach London gelangen: weder das französische noch das russische Heer war gerüstet.

Der Besuch, den König Eduard am 10. Februar 1909 dem Kaiser in Berlin abstattete, verhinderte nicht den Fortgang der kriegerischen Reden, Rüstungen und Pläne. Russische, englische und belgische Minister und Generale kamen nach Paris, französische Generale reisten nach Petersburg, London Brüssel. Man redete — insoweit überhaupt etwas gesagt werden mußte, denn am liebsten hätte man alles in tiefem Schweigen abgemacht — dabei immer von Verteidigung. Die Schritte selbst kündeten die Absicht der Aggression. Man wartete nur auf die günstige Gelegenheit.

In London verhandelte man unter den Vertretern der Mächte über die Rechte der Neutralen im Kriegsfall und insbesondere über Seerecht. Schließlich kam die sogenannte „Londoner Deklaration" (als Ergänzung der Pariser Konferenz vom Jahr 1856) zustande. England stellte dabei die Ansprüche in den Vordergrund, welche es aus seiner die See beherrschenden Stellung ableitet, und hatte dabei sogar Frankreich und Italien gegen sich. Die Vereinbarung wurde zwar von den englischen Vertretern unterschrieben, allein das englische Oberhaus erklärte, daß es der in der Deklaration vorgesehenen Änderung des Prisenrechts nicht zustimmen wolle, und infolgedessen ist es niemals zur Ratifikation jener „Londoner Deklaration von 1909" gekommen. Die Angelegenheit ist durch die neuesten Ereignisse, insbesondere durch die Politik der englischen Admiralität, akut geworden.

Inzwischen hatte sich Fürst Bülow von der Einladung: „Die Kette gebt dem Kanzler und laßt ihn auch die goldne Last zu andern Lasten tragen —", abgewendet und an seiner Stelle hatte Herr von Bethmann Hollweg das Amt des Reichskanzlers übernommen. Die Politik wandte — ohne Zutun von deutscher Seite — ihr Antlitz Marokko zu. Frankreich war entschlossen, dort zum Ziel zu gelangen, und hatte sich der Zustimmung von Rußland und England versichert. Am 21. Mai 1910 zogen die Franzosen in Fez ein. Ohne die obendrein von den Interessen der Finanzgesellschaften durchflochtenen Rücksichtslosigkeiten der französischen Politiker hätten die Dinge einen ruhigen Verlauf nehmen können. Die

französische Mißachtung deutscher Rechte führte am 1. Juli 1910 zur Ankerung des „Panther“ im Hafen von Agadir. Darob gewaltiger Sturm in der Pariser Presse, der die Absichten von Börsenspekulanten nicht fremd waren. Der englische Minister, Lloyd George, hielt in „Guildhall“ eine Brandrede gegen Deutschland. Man hat berichtet, daß sowohl die englische als die deutsche Flotte damals Segel aufgesetzt, oder, um im modernen Geiste zu reden, Dampf aufgemacht hätten; eine spätere Äußerung des Admirals von Tirpitz ist als Bestätigung gedeutet worden. Die englische Diplomatie arbeitete mit Eifer an der Seite Frankreichs. Das Verhalten der Herren Grey, Cambon und Bertie ließen daran keinen Zweifel. Schließlich beruhigten sich die Wogen und das deutsch-französische Kongoabkommen vom 11. Nov 1911 brachte den Schluß. In Frankreich aber rüstete man seitdem mit verzehnfachtem Eifer, der schließlich zur Einführung der dreijährigen Dienstzeit geführt hat. Mit nicht geringerem Eifer trieb Paris in Petersburg zur Eile, indem man gleichzeitig den Russen Geld und militärischen Rat gab.

Im Dezember 1911 kam der Zar nach Potsdam, von dem neuen Minister des Auswärtigen (Iswolski war nach Paris als Botschafter gegangen), Sasonow, begleitet. Es kam zu einer deutsch-russischen Verständigung: keine Macht würde sich an Kombinationen, die gegen die andere gerichtet sind, beteiligen. Das folgende Abkommen, am 19. August 1912 in Petersburg unterzeichnet, regelte das Verhältnis zwischen der Bagdadbahn und den russischen Eisenbahnen in Persien. Es schien jede Reibung zwischen Rußland und Deutschland beseitigt, der Fortschritt der Bagdadbahn gesichert und der Sache des europäischen Friedens ein großer Dienst erwiesen. Es war bezeichnend, daß man in Paris diesen Abmachungen mit offen ausgesprochenem Übelwollen gegenüberstand. In London schwieg man, um sich etwas später zu einer Einigung mit Deutschland über die Bagdadbahn bereit zu zeigen. Die deutsch-englischen Verhandlungen über Angola und Mozambique (die portudiesischen Kolonien) wurden ebenfalls als günstig verlaufend dargestellt.



Die Wolke, welche einen Augenblick auf die Beziehungen Deutschlands zur Türkei und zu Italien zu fallen schien, als Italien den Krieg in Tripolis begann, verzog sich rasch. Man wußte allenthalben, daß die Eroberung von Tripolis sich aus den Abmachungen Italiens mit Frankreich ergab, mit welchen Deutschland nichts zu tun hatte. Der erste Balkankrieg, das Werk des unter russischer Ägide geschaffenen Balkanbundes, schuf dem europäischen Frieden neue Gefahren und erst der zweite Balkankrieg, wo die siegreichen Kämpfer gegen einander das Schwert zogen, brachte, nach dem Eingreifen Rumäniens, durch den Frieden von Bukarest im Herbst 1913 die Ruhe wieder.

Eine trügerische Ruhe, denn es war offenbar, daß Serbien und Rußland sich für den Angriff auf Österreich-Ungarn vorbereiteten. Die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand war das blutige Ergebnis dieser verschlagenen Politik, welche, als Österreich-Ungarn das bekannte Ultimatum an Serbien stellte, in Petersburg und London den Entschluß zum Krieg reifte, dem Frankreich alsbald gehorchte. Sowohl an der Newa wie an der Seine hielt man die offen und geheim betriebenen Rüstungen für ausreichend, um mit plötzlichem Anprall das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn zunächst in die Defensive zu drängen und alsdann mit englischer Hilfe den Sieg zu erringen. Vielleicht hat man auch gehofft, die nordischen Länder in den Ring gegen Deutschland zu fassen. Die russisch-französische Flottenkonvention von 1912, die englisch-russischen Flottenverabredungen deuten darauf hin. Ohne den serbischen Zwischenfall hätte vielleicht das Vordringen Rußlands in der Ostsee und der Versuch an einen atlantischen Hafen zu gelangen, in nicht später Zeit das Schwert aus der Scheide gerufen. Denn das Ziel der Politik Delcassés, Greys und Cambon-Berties war bestimmt die Unterwerfung Deutschlands und Österreich-Ungarns unter den russisch-französisch-englischen Willen.

Aus dem Bild der politischen Entwicklung ergibt sich, daß seit den Verabredungen zwischen Frankreich, Rußland und England das Pulferfaß gefüllt war.

In Frankreich sahen sich die Führer der Politik gezwungen, ihre Aktionen auf das Gebiet der auswärtigen Fragen zu verlegen. Die innere Politik bot ferner keine Gelegenheit zu Taten, nicht einmal zu Worten, welche das Volk in Atem halten konnten. Monarchisten, Imperialisten schienen besiegt. Auf einen Kampfruf gegen dieselben hätte sich keine Wahlkampagne gründen lassen. Mit der Trennung von Staat und Kirche, der Aufhebung des Kultusbudgets, der Beschlagnahme aller Kirchen- und Klostergüter, der Entrechtung der Welt- und Klostergeistlichkeit waren die kirchenpolitischen Kämpfe beendet. Was blieb noch übrig? Sozialpolitik, Steuerreform stellen höchst mißliche Dinge dar. Der wütende Sturm, der sich gegen die Vermögenssteuer, die Steuer auf Rente wie mobile Werte jeder Art erhob, zeigt, daß jede Regierung, welche auf diesen Gebieten Neuerungen anstrebt, sich beständig zwischen Scylla und Charybdis bewegt. Blieb noch die Anbahnung einer großzügigen Verkehrspolitik: Eisenbahnen, Flüsse, Kanäle, Häfen, Auswärtiger Handel u. a. Auf diesen Gebieten ist außerordentlich viel für die Blüte und die Größe Frankreichs zu tun, allein hier kreuzen sich so viele Sonderinteressen, daß anscheinend die Macht eines Napoleon I., das Genie eines Colbert erforderlich wären, um durchzudringen. In solchem Fall freilich würde Frankreich derart mit sich selbst beschäftigt sein, daß das Volk Abenteuer im Ausland nicht dulden würde. Eine solche Politik wäre notwendig dazu gelangt, andere Männer in den Vordergrund zu rufen. Das aber wollen die Leute in den herrscheuden Parteien vermeiden. Eine tatlose Politik (quieta non movere) andererseits würde im Land die Kritik an der seitherigen Politik und ihren Ergebnissen hervorgerufen haben.

So schien sich den führenden Männern kein anderes Material zur Erhaltung ihrer Herrschaft zu bieten, als der Versuch, die auswärtige Politik als Fundgrube für politische Agitation zu behandeln. Anfangs schreckten sie vor den Gefahren zurück, aber das Bündnis mit Rußland und die Entente mit England schien ihnen den Rücken zu decken und jede



Gefahr zu beseitigen. Es ist wahrscheinlich, daß nur wenige Personen in der französischen Politik den Krieg wollten, bewußt wollten. Alle redeten — und selbst Poincaré —, als ob sie den Krieg nur wünschten: unter der Bedingung, daß er nicht ausbricht . . . Welches andere Mittel hatten sie, um ihre Popularität zu erhalten?

Auf den Beistand der russischen Waffen zählte man seit den fernen Tagen von Kronstadt. Mit England war man auch zum Abschluß gelangt und es ist wahrscheinlich, daß bereits seit den Tagen des Yangtseabkommens von Sir Edward Grey in Paris eine Sprache geführt worden ist, welche die Franzosen im höchsten Grad ermutigen mußte.

Die Auslegung, welche Fürst Bülow, im Gegensatz zu Lord Salisbury, dem Yangtseabkommen gab, war den Russen ebenso günstig, wie sie den Engländern angenehm war. Rußland wurde dadurch nicht für die deutsche Politik gewonnen, nicht von Frankreich entfernt, aber England zog sich seitdem konsequent von einer Intimität mit Deutschland zurück. Das Yangtseabkommen, vielmehr seine Auslegung durch v. Bülow, ist eine der stärksten Wurzeln der Koalition gegen Deutschland.

Die Rivalität der Handelsinteressen zwischen Deutschland und England hatte schon längst bestanden. Fortan wurde sie zu einem mächtigen Faktor in der Politik und die Diplomatie bediente sich ihrer. Es war jedoch nicht unmöglich, auf diesem Gebiete zu einer Verständigung zu gelangen. Nirgends ist ein ernster Versuch dazu gemacht worden und der Vorschlag zu einem mitteleuropäischen Zollverein ist gar nicht einmal aufgegriffen worden. Das sicherste Zeichen, daß man in der Industrie und in der Finanz davon nichts wissen wollte.

Die Dinge nahmen ihren Lauf. Die Koalition war fertig. —

Immerhin stand man noch nicht an der Schwelle des Krieges und es wäre in London leicht gewesen, den Frieden zu erhalten, wenn man gewollt hätte. In Paris hätte man nicht darauf gedrungen, jetzt Krieg zu beginnen und in Peters-



burg hätte man die Sachen reiflich erwogen, ehe man das Schicksal der ganzen inneren Politik aufs Spiel setzte.

In solchen Lagen fällt den einzelnen Menschen, fällt der Psychologie eine entscheidende Rolle zu. Ohne an das bekannte Wort Oxenstierns zu erinnern, das beleidigen könnte, sei bemerkt, daß Richelieu anders als Luynes, Bismarck anders als sein Nachfolger verfuhr. Wäre Zar Nikolaus II., der gerade in Berlin als ein Hort des Friedens gefeiert worden ist, von Herrn von Giers oder von Kokowzoff beraten gewesen, so würde er vielleicht das Entgegenkommen Österreich-Ungarns anerkannt haben, als es die Integrität Serbiens versprach. Allein der Rat des Botschafters in Paris, Iswolski, wurde gehört und Herr von Sasonow gab willfährig nach. Der Zar stand außerdem unter dem frischen Eindruck der Unterhaltungen mit Poincaré und der Kriegsminister Suchumlinoff versicherte, daß der Sieg den russischen Waffen nicht entgleiten könne. In welche Aureole von Sieg und Ruhm ließ man den Zaren blicken?

Poincaré, der Präsident der französischen Republik, hatte sich gerade in den kritischen Tagen in Petersburg aufgehalten. Er war nach Stockholm gefahren, um der russischen Politik dort den Pfad zu ebnen und war auf dem Wege nach Kopenhagen, als ihn auf hoher See der dringende Wunsch der Regierung in Paris erreichte, ohne Säumen umzukehren und nach Paris zu eilen. Weshalb? Um der Kriegspartie das Übergewicht zu geben.

Seine Erwählung zum Präsidenten der Republik war seinerzeit in Versailles gegen den Widerstand der Gruppen erfolgt, welche an den Grenzen Frieden wollten. Poincaré war der Kandidat nicht allein der Republikaner, sondern auch der Nationalisten, einschließlich der Monarchisten. Man wußte, daß seine Wahl in Petersburg gefallen würde und deshalb ist er gewählt worden. Er wurde als „libérateur“, Befreier des vom Feinde besetzten Bodens gefeiert und in diesem Sinne empfing ihn der Pariser Stadtrat feierlich im Hotel de Ville unter den Klängen der Marseillaise.



Er selbst wird wohl Gefallen an diesem Treiben gefunden haben, aber daß er den Krieg gewollt hat, das müßte erst bewiesen werden. Von Beruf Advokat, aus Neigung Literat mag ihm eine methodische Behandlung der Aufgaben auch in der auswärtigen Politik vorgeschwebt haben. Diese jedoch erheischt Kunst und von Kunst ist in der Veranlagung Poincarés nichts zu finden; selbst nicht in seiner Rhetorik, so gefällig, anpassungsfähig und glänzend sie sich darstellt. In diesen Reden zeigt sich der Charakter des Mannes: er will blenden, durch das Wort beherrschen, durch Kombinationen zum Ziel gelangen. So dachte er die Macht, welche er aus dem Bündnis mit Rußland und der Entente mit England zog, zu benutzen, um Deutschland und Österreich-Ungarn seinen Plänen gefügig zu machen, wobei er stark auf die Friedensliebe des deutschen Kaisers baute. Darauf deutet auch seine Rede in Bar-le-Duc hin, wo er einen Angriffskrieg als ein Verbrechen bezeichnete. Er ist durch die Entwicklung der Ereignisse überrascht worden und wurde der Gefangene seiner eigenen Politik, denn stets hat er die Erwerbung von Elsaß-Lothringen als das Ziel bezeichnet. Wäre Poincaré ein Mann von wirklicher Bedeutung, anstatt nichts mehr zu sein als ein Talent, so hätte er sich dem Treiben der Kriegsschürer in den Weg gestellt und zum Frieden gemahnt, denn *das war der einzige Weg, Frankreich sein altes Ansehen wieder zu geben.* Nichts zeigt deutlicher die Mittelmäßigkeit des Mannes als sein Versagen in schicksalsschwerer Stunde.

Seine Laufbahn unterscheidet sich in nichts von jener anderer Politiker, die auftreten und verschwinden. Er reicht weder an Talent noch an Charakter an Ferry heran, den er als Vorbild gerühmt hat. Im Jahr 1860 in Bar-le-duc geboren, an der deutschen Grenze, studierte er in Nancy und Paris. Das erste Amt von Bedeutung erhielt er im Jahr 1886 als Kabinetschef des Ministers für Ackerbau. Das Maasdepartement wählte ihn in den Generalrat und Commercy sandte ihn in die Kammer. Seine Hauptaufgabe sah er jedoch in dem Betrieb seiner Advokatur, die zu den ein-



träglichsten in Paris gehört. Dieser Umstand, sowie Vermögen und Stellung des Vaters, der Inspektor der „ponts et chaussées“, eine der höchstbezahlten Beamtenposten in Frankreich, war, erleichterten ihm die Laufbahn. Bald wurde er Minister des Unterrichts, der schönen Künste, der Finanzen, des Auswärtigen, Vizepräsident der Kammer. Sein Einfluß wurzelt in seiner Redegabe. Er ist kein Redner großen Stils, aber seine Ausdrucksweise ist gefällig und einschmeichelnd. Er reicht dem Gegner Blumen. Ein Pariser Photograph scheint ihn am besten erfaßt zu haben: auf demselben Bild hat er drei Köpfe Poincarés mit verschiedenem Gesichtsausdruck dargestellt: die Augen halb geschlossen, bescheiden zu Boden blickend, prüfend und kalt.

Poincaré hat es fertig gebracht, den Elyséepalast, das einstige Heim der Pompadour, mit dem Zauber jener fernen Zeit zu versehen. Madame Poincaré gibt zahlreiche und vielbesuchte Gesellschaften. Auf allen Überlandfahrten erscheint sie an der Seite des Gemahls und geärgerte Monarchisten sprechen ab und zu von der „reine Poincaré“. Der Präsident ist ihr dritter Mann, nach Ehescheidung von den anderen. Ehemals hat Poincaré eifrige literarische Tätigkeit entfaltet, ohne welche in Frankreich niemand zu Ruhm gelangt. Das meiste ist in Zeitschriften und Zeitungen verstreut. Von seinen Schriften sind die „Idées Contemporaines« fesselnd zu lesen. Die „Causes litéraires et artistiques“ sind gefällige Abhandlungen, jene über „Le Droit de suite dans la Propriété mobilière“ wendet sich an juristische Kreise. Man kann gewiß sein, daß Poincaré den Krieg vorbereitet, geplant hat — jedoch den Entschluß zum Krieg hat er nicht gefaßt. Er ist von den Dingen fortgerissen worden: die Geister, die er rief, wurde er nicht los.

Anders sein Mitarbeiter in den Kulissen, Theophil Delcassé. Es ist zu verwundern, daß es noch heute Mitglieder der Diplomatie gibt, welche behaupten, Delcassé habe den Krieg nicht gewollt. Wäre es nicht höchste Naivität anzunehmen, Delcassé hätte gehofft, Europa würde sich vor seinem Worte verneigen? In Wahrheit, Delcassé ist der



Urheber dieses Krieges, zusammen mit Grey, Paul Cambon, Bertie und Iswolski. Er hatte sich das Ziel gesetzt, einen Überfall Deutschlands durch die vereinigten Mächte ins Werk zu bringen, und rechnete dabei auf einen raschen Siegeszug der Russen und Franzosen, um Deutschland in die Defensive zu drängen, bis die englischen Heere den Sieg vollendeten. Man mag darin viel Optimismus finden; aber derselbe wäre erklärlich, wenn man die ungewöhnliche Gunst betrachtet, mit welcher das Leben Delcassé behandelt hat.

Mit verschwenderischer Hand hat die Natur ihre Gaben über die Landschaft des Ariège ausgestreut, wo am Fuß der Pyrenäen sich das Städtchen Aix-les-Thermes erhebt. Vor den Toren liegt Schloß Cascatelles: das in üppiger Blumenpracht und baumreicher Landschaft gelegene Tuskulum Delcassés. Bei seiner Geburt im Städtchen Pamiers, unweit von Cascatelles, bei Foix, im Jahre 1852, konnte er weder seinen Ruhm noch dieses Tuskulum voraus ahnen. Seine öffentliche Laufbahn hat er in Paris als Redakteur der „République Française" begonnen, nachdem er eine Zeitlang Erzieher der Söhne der Madame Wallot (die ihm später die Hand reichte) gewesen. Die amtliche Laufbahn begann im Jahre 1888, als er Minister der Kolonien wurde. Das Auswärtige Amt hat er von 1898 bis 1905 verwaltet und es gehört unter seine Methoden, daß er seitdem wohl andere Ministerien, aber nicht das Auswärtige übernommen hat. Ein Mann von unerschöpflichen Hilfsmitteln und seltener Erfindungs- und Kombinationsgabe hat er es verstanden, Rußland und England zu vereinigen trotz aller Gegensätze, und selbst den Jahrhunderte alten englisch-französischen Gegensatz zu beseitigen. Delcassé ist der Erfinder der Koalition, wie sie sich heute zeigt, und der Umstand, daß er mächtige und begabte Helfer hat und daß seine Gegner Fehler gemacht haben, mindert die Bedeutung des Werkes nicht. Delcassé ist auf dem Zenith seines Ehrgeizes angelangt, dicht beim tarpeischen Felsen. (Schluß folgt.)



LXXVIII.

Das Eingreifen der Türkei.

24. November.

Erst eine spätere Geschichtschreibung wird des Genaueren alle Umstände und Tatsachen feststellen können, welche zum Eingreifen der Türkei in die gegenwärtige kriegerische Auseinandersetzung zwischen den beiden europäischen Mächtegruppen, dem Dreibund und der Drei-Entente, wie wir sie kurz nennen wollen, geführt haben. Die Türkei hat, obwohl eben erst durch den Balkankrieg sehr geschwächt, doch neuerdings zum Schwerte gegriffen, allem Anscheine nach deshalb, weil ihr die Drei-Entente das weitere Verharren in der Neutralität unmöglich gemacht hat. Wie es dabei zugegangen, darüber soll hier, wie gesagt, keine ausführliche Untersuchung angestellt werden. Für den gegenwärtigen Moment, und blos um zu wissen, wie man in der Sache selbst daran ist, bedarf es einer solchen Untersuchung auch gar nicht, denn der „Kaiser und Selbstbeherrscher aller Reußen", wie sich die russischen Monarchen seit Peter dem Großen nennen, hat nicht gezögert, selbst der Türkei die Bestätigung darüber auszustellen, daß sie allen Grund hatte, ihn und das heutige Rußland als ihren Feind zu betrachten. Es ist bekanntlich nur Fabel, daß Rußland sich von jeher als den geschworenen Feind, als den bewußten Erbfeind der Türkei betrachtet habe. Denn einstmals, im Jahre 1833, haben die Russen mit den Türken trotz des angeblichen Testaments Peters des Großen sogar eine förmliche Defensivallianz abgeschlossen, welche im weiteren Verlauf nur durch das Dazwischentreten der Westmächte, hauptsächlich Englands, wieder aufgelöst worden ist. Aber der heutige Zar hat, als der Krieg mit der Türkei ausbrach, auch der Türkei gegenüber die Maske abgelegt und sich ganz offen zum angeblichen Testament Peters des Großen bekannt, wie er schon vorher, beim Ausbruch des Krieges mit Öster-



reich, auch ganz offen die bis dahin etwas verschleierte Fahne des Panslavismus entfaltet hat. Soferne man der Türkei ein Recht auf Selbsterhaltung und Selbstverteidigung zuerkennen will oder muß, wird man also nicht im Zweifel sein, daß sie im vorliegenden Fall ganz berechtigt war, zu tun, was sie getan hat, nämlich für die Erhaltung ihres Besitzstandes zu den Waffen zu greifen.

Dadurch nun ist die Türkei heute tatsächlich, wenn auch nicht formell, der Waffen- und Bundesgenosse Deutschlands und Österreichs geworden, und es liegt die Annahme nahe, daß ihre militärischen Aktionen sich wenigstens im Allgemeinen dem Feldzugsplan der beiden genannten Mächte anbequemen werden. Über den militärischen Wert dieser Waffengenossenschaft dürften zur Zeit auch die militärischen Fachmänner nur wenig zuverlässige Kenntnisse besitzen. Daß der neue Kriegsminister, der vielgenannte Enver Pascha, mit allem Eifer an die Reorganisation der türkischen Armee geschritten ist, darüber haben die Zeitungen noch im vorigen Jahre wiederholt berichtet. Er hat diese Reorganisation mit der Verabschiedung einer fast erschreckend großen Zahl älterer Offiziere und Generäle eingeleitet. Das mag notwendig gewesen sein. Ob jedoch die neuen Generäle besser sind wie die alten, ob überhaupt die eingeführten Neuerungen auch wirkliche Verbesserungen sind, das wird die türkische Armee eben jetzt zu beweisen haben. Die Mithilfe der deutschen Militärmission — man erinnert sich jetzt des großen Widerstandes, den Rußland wegen dieser Militärmission zu Beginn des Jahres erhoben hat — konnte bei dieser Reorganisation selbstverständlich nur von großem Vorteil sein. Nur wäre es unbillig, die Forderungen und Erwartungen sehr hoch zu spannen, denn in dem kurzen Jahre, das zu diesem Zwecke zur Verfügung gestanden ist, konnte unmöglich alles geleistet werden, was vielleicht notwendig war. Doch sei dem, wie ihm wolle, der jetzige Eintritt der Türkei in die jetzige Kriegsaktion und damit zugleich in die österreichisch-deutsche Waffengenossenschaft ist ein Ereignis, das mindestens insofern etwas

unerwartet, etwas überraschend gekommen ist, als man doch eher und früher seitens des Dritten im Bunde, seitens Italiens, eines solchen Entschlusses gewärtig sein mochte. Und gewiß klingt es im ersten Moment auch etwas fremdartig, von einer deutsch-österreichisch-türkischen Waffengenossenschaft zu hören, wenn diese Fremdartigkeit auch noch lange nicht an die Heranziehung von Hindus und Japanern auf der anderen Seite heranreicht. Der Gegenstand reizt also aus verschiedenen Gründen zu einer eingehenderen Aufmerksamkeit. Doch wollen wir heute den Anlaß zunächst nur dazu benützen, um von einer in Polen mehrfach verbreiteten Prophezeiung zu sprechen, die eben durch das erfolgte Eingreifen der Türken eine gewisse Aktualität gewonnen hat. Gehen wir gleich in medias res.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts lebte und wirkte in Polen, dem jetzigen Gouvernement Minsk, ein Mitglied der Gesellschaft Jesu, namens Andreas Bobola, einer alten aus Böhmen nach Polen eingewanderten Adelsfamilie entstammend. Polen wurde damals sowohl von Schweden wie von Rußland hart bedrängt und die schwedischen Protestanten wie die russischen Schismatiker waren gleich eifrig bemüht, das polnische Volk der katholischen Kirche abwendig zu machen. Pater Bobola's Predigten waren hauptsächlich gegen das Schisma gerichtet und so erfolgreich, daß ganze Ortschaften zugleich zur katholischen Kirche wieder zurückkehrten. Natürlich zog er dadurch die Verfolgung der Schismatiker auf sich. Er mußte aus der Gegend von Minsk fliehen und begab sich in die südlicher gelegenen Gegenden von Pinsk. Aber allmählig drangen auch hier die Schismatiker ein. In der Ortschaft Janow schließlich erlitt er im Mai 1657 einen unglaublich grausamen Martertod. Im Jahre 1853 wurde er von Pius IX. selig gesprochen. Bezüglich seiner Martern hatte die Kongregation erklärt, daß ihr kaum jemals so grausame vorgelegen wären.

Nun die Prophezeiung, die sich an des seligen Bobola Namen knüpft. — Im Jahre 1819, also 162 Jahre später, lebte und wirkte in Wilna ein Dominikaner, Pater Korzeniecki.



Die Polizei der schismatischen Regierung legte aber sein Wirken für die katholische Kirche nahezu ganz lahm. Darüber tief betrübt schweiften seine Gedanken eines Tages zum Martyrer von Janow zurück, dessen Andenken das gläubige Volk alsbald eine große Verehrung gewidmet hatte. Bei offenem Fenster zum Nachthimmel emporblickend betete er zum Martyrer von Janow, von dem es allgemein hieß, daß er die Wiedererhebung Polens prophezeit habe, und fragte ihn, wann denn diese Voraussage endlich in Erfüllung gehen werde. Als sich Pater Korzeniecki dann anschickte zu Bette zu gehen, erschien ein Geist vor ihm und redete ihn an: „Da bin ich, Pater Korzeniecki; ich bin der, zu dem du gebetet hast. Öffne nochmals das Fenster und du wirst Dinge sehen, die du noch nicht gesehen hast." Der Dominikanerpater tat, wie ihm gesagt worden war. Aber an Stelle des Klostergartens, auf den sein Fenster ging, sah er jetzt eine weite, endlose Ebene. Diese ungeheure Ebene war bedeckt von zahllosen Truppen verschiedener Armeen. Es gab da Russen, Türken, Franzosen, Engländer, Österreicher, Preußen und auch andere Soldaten, die er nicht kannte; und alle diese Truppen waren in ein furchtbares Schlachtengewirr verwickelt. Der gute Pater verstand nichts davon, was dieses fürchterliche Schauspiel bedeuten sollte. Aber die Erscheinung erklärte ihm: „Diese Ebene ist die Ebene von Pinsk, wo ich des Ruhmes gewürdigt wurde, für den Glauben an Jesus Christus das Martyrium zu erdulden. Wenn dieser Krieg, den du soeben gesehen hast, dem Frieden Platz gemacht haben wird, so wird Polen wiederhergestellt werden und ich werde als dessen Hauptpatron anerkannt werden." Auf des Paters Korzeniecki Bitte um ein sichtbares Zeichen von der Wirklichkeit dessen, was er gesehen, hinterließ die Erscheinung vor ihrem Verschwinden auf des Paters Schreibtisch den Abdruck ihrer Hand.

So im wesentlichen die Erzählung von der wunderbaren Erscheinung, die Pater Korzeniecki gehabt. Es ist dazu zu bemerken, daß die Erzählung zuerst nur mündlich



fortgepflanzt wurde und daß sie erst im Jahre 1854, also ein Jahr nach der Seligsprechung Bobola's, im Druck erschienen ist. Und zwar ist der Verfasser dieser gedruckten Erzählung nicht etwa der Dominikanerpater Korzeniecki selbst, sondern ein russischer Jesuit Pater Gregor Felkierzamb, der sie von anderen gehört. Dieser machte davon in einem italienisch geschriebenen Briefe einem Lyoner Jesuiten Mitteilung und erst von da gelangte der Bericht an die Öffentlichkeit.[1])

Es scheint, daß in den Kreisen der Gesellschaft Jesu und des Predigerordens bisher auf die Prophezeiung nicht gar großer Wert gelegt worden ist. Aber man wird zugeben, daß sie jetzt, wo tatsächlich gerade die darin genannten Mächte in den Krieg verwickelt sind, erheblich an Interesse gewonnen hat, wobei andererseits auch freilich nicht unbemerkt bleiben kann, daß die Ebene von Pinsk in den bisherigen Kriegs- und Schlachtberichten noch keine Rolle gespielt hat. Wir glauben aber hieran, weil dabei gerade unser gewähltes Thema, nämlich das Eingreifen der Türkei, wesentlich mit in Betracht kommt, noch eine andere Bemerkung anfügen zu dürfen.

Es ist ja gewiß immer ein etwas gewagter, doch gewiß nicht unerlaubter Versuch, in den Ereignissen der Weltgeschichte den Spuren des Waltens der göttlichen Vorsehung nachzugehen und dieselben aufzuzeigen. Doch wollen wir diesen Versuch auch nicht auf eigene Faust unternehmen, sondern stützen uns dabei auf solche Gewährsmänner, deren Fähigkeiten in dieser Beziehung kaum angezweifelt werden dürften. Welches also war, in diesem weltgeschichtlichen Sinne betrachtet, die Aufgabe der Türken? Darüber — neben

1) Bezüglich der biographischen Daten über den seligen Pater Bobola verweisen wir auf Herder's Kirchenlexikon. Die Prophezeiung ist aber dort nicht erwähnt. Die Daten über die Prophezeiung sind einem längeren Referat entnommen, das Herr Arthur Loth, damals Chefredakteur, vor vier Jahren im Pariser „Univers" veröffentlicht hat.



vielen anderen ähnlichen Fragen — handelt ausführlich das seinerzeit viel besprochene Werk „Die Sozialpolitik der Kirche", dessen gelehrter Verfasser J. Albertus (Pseudonym) ja auch zum Kreis der Mitarbeiter dieser Blätter zählte. Albertus selbst beruft sich in seinen Aufstellungen bei verschiedenen Gelegenheiten auf Döllingers „Heidentum und Judentum", und bezüglich der oben aufgeworfenen Frage zitiert er aus diesem großen Werk Döllingers unter anderem die folgenden Sätze, wo gerade vom orientalischen Schisma die Rede ist: „Wenn die Völker des Ostens auf dem Punkte standen, die christliche Religion nur verstümmelt und verunstaltet zu überkommen, so war die Verbreitung und Herrschaft des Islam das bei weitem kleinere Übel; er (der Islam) diente dann als die geistige Quarantäne, in welcher die Völker, gegen das Kontagium einer solchen Korruption abgesperrt, besserer Zeiten und des Wehens reinerer Lüfte harren."

Und die Auffassung Albertus' selber drückt sich in folgenden Sätzen aus:

„Gewiß gehört diese Trennung (das orientalische Schisma) zu den größten und folgenschwersten Ärgernissen, welche jemals in der Kirche hervorgerufen sind. Und wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernisse kommen! Aber Ärgernisse müssen sein, sagt die ewige Wahrheit. So auch mußte dieses Ärgernis zugelassen werden, zum Heile des großen Ganzen.

Die Völker des Orients waren unfähig geworden, den Geist des Christentums in sich zu fruchtbarer Entfaltung zu bringen. Unter dem Drucke eines heidnischen Staatsrechtes war der Sinn für die Wissenschaft erstorben, und Justinian, ein serbischer Bauernsohn, hatte seine Regierung damit begonnen, die Philosophenschulen in Athen zu schließen. Sinnlichen Genüssen hingegeben verfielen die Griechen in Selbstsucht und sklavische Gesinnung . . .

Von einem so gänzlich erschöpften Boden waren vorerst taugliche Früchte nicht zu erwarten. Andererseits war eben jetzt der Moment gekommen, wo Karl der Große alle noch in ihrer Urkraft erhaltenen Stämme der arischen Wurzel, die Romanen,

die Deutschen und die Slaven, miteinander in enge Berührung und wechselseitige Beziehung bringen sollte, damit das durch Pipins Vermittlung politisch selbständig gestellte Papsttum die Erziehung und Heranbildung einer echt christlichen Gesellschaft beginnen könne . . .

Unter den zivilisierten Griechen konnte das Christentum in der Gestalt des Schisma keinem höheren Zwecke mehr dienen; es wurde daher mit dem Sande des Mohammedanismus überdeckt, damit der geistige Verwesungsprozeß nicht ansteckend auf die Geister des Okzidents einwirke, bevor dieselben gegen solches Kontagium ausreichend gekräftigt worden.

Im Osten Europas und im Norden Asiens dagegen wurde das Schisma von dem Absolutismus in Dienst genommen, um dem letzteren die Aufgabe zu erleichtern, jene wilden Nomadenstämme und die Räuberbevölkerung der Steppen zuerst an den Gehorsam gegen die weltliche Macht zu gewöhnen und dadurch die Anfänge sozialer Organisation bei ihnen zu begründen . . ."

Diese Sätze sind um die Mitte des Jahres 1881, also unter dem verhältnismäßig noch frischen Eindruck des Zustandekommens des deutsch-österreichischen Bündnisvertrages, geschrieben worden. Seither ist die Welt allerdings nicht stille gestanden. Wenn man aber dem Grundgedanken überhaupt zustimmt, so ist derselbe gewiß auch heute noch giltig. Ja, heute erst recht. Denn es ergibt sich notwendig die Schlußfolgerung, daß die Türkei heute erst recht in Verfolgung jener Aufgabe handelt, die — eben laut obigen Zitaten — darin besteht, das Übergreifen des orientalischen Schismas in den Okzident zu verhindern. Heute ist das Schisma in der Form der russischen Despotie nicht bloß selbst eine drohende Weltmacht geworden, sondern sein Vordringen in den Okzident und sein Erstarken dortselbst wird heute auch vom radikalen Anglikanismus und dem in Frankreich dominierenden Jakobinismus mit allen verfügbaren Kräften jener Staaten, mit Senegalesen, Zulus, Hindus und Japanern zu erzwingen gesucht. Sollte die behauptete Prophezeiung wirklich zutreffen und auf die heutige Zeit sich be-



ziehen, sollte also dem jetzigen Krieg in der Tat die Wiederherstellung Polens nachfolgen, so würde die Türkei damit, daß sie zu diesem Ausgang mitgewirkt hat, die von Döllinger und Albertus gezeichnete Aufgabe wohl tatsächlich erfüllt haben.

Die behauptete Prophezeiung des seligen Pater Bobola ist aber nicht blos dadurch merkwürdig, daß sie unter den Kriegführenden die Türken ja nennt, sondern auch dadurch, daß sie die Italiener nicht nennt. Tatsächlich nimmt Italien, welches offiziell noch immer zum Dreibund sich bekennt, ebenso wie Spanien und mehrere kleinere Staaten am Krieg nicht teil. Durch dieses Moment scheint die Aktualität der Prophezeiung noch erhöht zu werden. Und wenn man die heutige innere und äußere Situation Italiens in Betracht zieht, scheint es auch kaum wahrscheinlich, daß diese politische Macht etwa in einem späteren Momente zu militärischem Eingreifen sich veranlaßt sehen werde, es wäre denn, daß sie durch die Drei-Entente zu einer bestimmten Stellungnahme gezwungen würde. Immerhin ist das Eingreifen der Türkei geeignet, auch in Beziehung auf die Stellung Italiens eine gewisse Veränderung, eine Erleichterung herbeizuführen, was dann wieder eine günstige Rückwirkung auf die Situation am Balkan ausüben könnte. Bei Erörterung dieser Angelegenheiten laufen wir freilich Gefahr, von den Höhen, auf welche uns Döllinger und Albertus geführt, wieder in die Niederungen der Konjekturalpolitik herunterzugleiten. Aber ein beiläufiger Blick auf die momentane Lage im östlichen Mittelmeerbecken ist aus diesem Anlaß doch kaum zu vermeiden.

Die militärische Aktion der Türkei bewegt sich bisher hauptsächlich nach zwei Richtungen: von Erzerum aus gegen die bekannte russische Petroleum-Hafenstadt Batum, und von Syrien aus gegen den Suezkanal und Egypten; in Batum, überhaupt an der Kaukasusbahn würde Rußland an einer sowohl kommerziell wie militärisch sehr empfindlichen Stelle getroffen, und der Suezkanal, da er die kürzeste Verbindung mit Indien darstellt, ist für das heutige England sozusagen

der Lebensnerv geworden. Das Eingreifen der Türkei kann also in der Tat gar wesentlich, vielleicht sogar entscheidend zum Zurückdrängen des Moskowitertums beitragen.

Mit dem Vordringen nach Egypten aber, wenn es den beabsichtigten Erfolg haben sollte, würde die Türkei wieder in eine nähere Berührung mit Italien gelangen, mit welchem sie vor zwei Jahren wegen des an Egypten angrenzenden Lybien ernste Differenzen gehabt hat, die noch immer nicht definitiv ausgeglichen sind. Bekanntlich hat Italien in dem betreffenden Krieg auch eine Anzahl türkischer Inseln in Besitz genommen und dieselben beim Abschluß des Friedens von Lausanne als Pfand für die volle Ausführung jener Friedensstipulationen durch die Türkei weiter behalten. Die Türkei jedoch hat diese Inseln nach dem Balkankrieg formell an Griechenland abgetreten. Aber obwohl die Türkei mittlerweile Italien wieder Konzessionen gemacht, nämlich eine Eisenbahnzone in Kleinasien eingeräumt hat, halten die Italiener diese Inseln doch noch immer besetzt, wodurch nicht blos die italienisch-türkischen Beziehungen selber bisher ungeklärt geblieben sind, sondern auch in Griechenland fortdauernd eine gewisse Nervosität unterhalten wird. Die andauernd feindselige oder wenigstens bedrohliche Haltung der Senussi, überhaupt der Bewohner des Hinterlandes von Italienisch-Lybien, wurde von Italien dem versteckten Einfluß der Türkei zugeschrieben und um so unangenehmer empfunden, als Italien dadurch genötigt wird, in und zum Schutze dieser seiner neuen Besitzung fortdauernd eine förmliche Armee zu unterhalten, was ebenso fortdauernd einen drückenden finanziellen Aufwand erfordert. Vielleicht hat man in diesem Umstande, daß ein erheblicher Teil der italienischen Militär- und Finanzkraft in Lybien gebunden ist, nicht den allerletzten der mehreren Gründe zu erblicken, welche Italien veranlassen, im schwebenden großen Krieg die Rolle des scheinbar uninteressierten Zuschauers zu spielen. Aber der vom Kalifat erklärte heilige Krieg scheint in diesem Punkt eine bemerkenswerte Änderung herbeiführen zu sollen. Mit dieser Erklärung

wird ja jeder Anhänger Mohammeds verpflichtet, gegen die Drei-Entente zu den Waffen zu greifen. Folglich müßten die Senussi ꝛc. jetzt von den Italienern ablassen und alle ihre Kraft vielmehr gegen die Engländer und Franzosen richten. Wenn die Proklamation des Kalifats richtig befolgt wird, so wäre eine der ersten und greifbarsten Folgen davon natürlich die, daß die bisher in Lybien gebundenen Kräfte Italiens frei würden und daß überhaupt die Situation Italiens erheblich erleichtert würde. Und die Annahme geht wohl nicht zu weit, daß dann auch in der Regelung der erwähnten Inselfrage ein bedeutender Schritt vorwärts getan werden könnte, womit auch in Griechenland, und, weiter wirkend, überhaupt auf dem Balkan eine gewisse, wie man heutzutage zu sagen pflegt, Entspannung herbeigeführt würde. Denn darüber ist kaum ein Zweifel möglich, daß vom Balkan her noch immer neue Gefahren und neue Wirrnisse drohen. Der russische Rubel, der offenkundig schon dem bekannten Zarenbesuch in Konstanza lange vorher vorausgerollt ist, wie auch der englische Sovereign beherrschen anscheinend die Mehrzahl der am Balkan erscheinenden Zeitungen; vom Pruth bis zum Ruphia, dem Alpheios der Alten, hinunter wird die Sprache des Rubels und des Sovereigns gesprochen, und diese Sprache wird sich jetzt auch besonders darum bemühen, alle Differenzen mit der Türkei aufzufrischen und alle Beziehungen zur Türkei zu trüben. Mit der endgültigen Regelung der Tripolis- und damit auch der Inselfrage würde mancher Zündstoff vom noch immer heißen Boden des Balkan entfernt werden. Mindestens muß man wünschen, daß Italien in die Lage und Stimmung komme, seine neutrale Stellung voll und ganz der Linderung der furchtbaren Kriegsübel widmen zu können, die ja jetzt immer schwerer auf Europa zu drücken beginnen. J—l.

LXXIX.

Die unverfälschte Idee des christlichen Königtums.

Die größten Helden haben ihre ganze Kraft darangesetzt, die Idee der einen, ungeteilten Menschheit mehr oder minder in die Wirklichkeit umzusetzen — umsonst, mit äußeren Machtmitteln allein läßt wohl ein Koloß sich formen und türmen, dieser aber wird, mag er aus Gold und Silber oder aus Eisen bestehen, gleich der Bildsäule des Nabuchodonosor stets auf tönernen Füßen stehen und zuletzt in Trümmer fallen. Kein Cyrus, kein Alexander, kein Cäsar, kein Omar und Dschingiskan war im Stande, seiner gewaltigen Schöpfung Bestand und Dauer zu verleihen. Es wagte auch keiner, auch nur daran zu denken, daß sein Werk niemals ein Ende nehmen werde. Kein Mensch darf es sich in den Sinn kommen lassen, in seinem Schaffen und Wirken es Gott gleich zu tun.

Christus allein trat — und das ist wohl einer der stärksten Beweise für seine Gottheit — gemäß der Prophezeiung damals mit der bestimmt ausgesprochenen Absicht ein in die Welt, ein Reich von ewiger Dauer zu gründen mit unbegrenzter Ausdehnung, sodaß alle Menschen darin Aufnahme finden können.

Zwar dachte er sich sein Reich zunächst als ein geistiges, welches auch unabhängig von den großen Machteinheiten der politischen Entwicklung für sich bestehen könnte; indeß waren die großen Weltreiche aus den Gedanken des gött-

lichen Weltplanes keineswegs ausgeschlossen. Die Vorsehung hatte dieselben schon seit Jahrhunderten vor Christus in ihre göttliche Reichspolitik aufgenommen und für die Zwecke der Erlösungsgeschichte in Dienst genommen. Cyrus und Alexander arbeiteten bereits für Augustus und Konstantin und damit für den Weltheiland und sein ewiges Reich.

Wie griechisch-hellenische Kultur und römisches Wesen seit Alexander dem Großen sich allmählich verschmolzen und bis auf die Zeit des Kaisers Konstantin in steter Fortentwicklung zur Vorbereitung der christlichen Weltanschauung ineinander flossen, das wurde erst kurz in einem trefflichen Werke[1]) eingehend behandelt.

Damit wurde die weltgeschichtliche Bedeutung des ersten christlichen Kaisers so recht in ihre volle Beleuchtung gerückt.

Die Art und Weise, wie Kaiser Konstantin an einem der entscheidendsten Wendepunkte der Weltgeschichte vor Beginn der Völkerwanderung sozusagen zur Heeresfolge im Dienst des Reiches Gottes berufen worden ist, gibt sehr zu denken.

In diesem Herrscher, welcher zuerst vor allen Machthabern der Welt die Fahne des hl. Kreuzes ergriff, hat sich wie in keinem andern die Idee des christlichen Königtums als ein solches, welches von Gottes Gnaden ist, mit aller Bestimmtheit ausgeprägt.

Dieses Königtum hatte, eben weil es christlich war, von Anfang an nicht bloß eine nationale, sondern eine internationale Bedeutung. Konstantin, dessen Reich weiter sich erstreckte als das Weltreich des großen Alexander, dem nicht bloß Griechen, Ägypter und Perser unterworfen waren, sondern auch Germanen und Römer, war mehr als etwa bloß ein Stammhäuptling oder ein Nationalheld, er war ein kosmopolitischer Weltherrscher über alle Länder des Morgen- und Abendlandes, welche ihm nach Beseitigung seiner Mitkaiser als dem alleinigen Augustus zu regieren anheimgegeben war.

1) Die hellenische Kultur von Baumgarten, Poland und Wagner.

So trug die königliche Machtvollkommenheit des ersten christlichen Kaisers ebenso wie der Primat des römischen Stuhles von Anfang an nicht bloß ein nationales Gepräge an sich, sondern erschien bestimmt, ein fester Punkt der Einheit und Gerechtigkeit zu werden für alle Völker des Morgen- und Abendlandes. Nach den deutlich erkennbaren Absichten der Vorsehung sollte es der Kirche Gottes auf Erden, soweit im ganzen Umfang ihrer Ausdehnung unter der Obhut des Papstes geistige Interessen auf dem Spiele standen, nicht an einer völkerrechtlich geschützten Gewährleistung fehlen.

Klar und augenscheinlich ergab sich diese Bestimmung des wunderbar von Gott beglaubigten Königtums aus der Logik der Tatsachen; denn eben dazu, um der blutigen Verfolgung ein Ende zu machen, erschien Konstantin mit dem Mailänder Dekret und im Zeichen des hl. Kreuzes als Schirmvogt der Christenheit in Rom. Und was ihm trotz der weit überlegenen Macht seines Feindes Maxentius an der milvischen Brücke gelang, das gelang dem Licinius bald darauf auf nicht minder wunderbare Weise gegen den Kaiser Maximin in der Nähe von Byzanz. Auch hier stand ein Heer von nur 30000 Kriegern einer Armee von 70000 gegenüber — und den Ausschlag gab hier wie dort eine himmlische Erscheinung.

Damit war eines der größten Probleme der Weltgeschichte, die seit dem Turmbau zu Babylon in Trümmer gefallene Menschheit zu einer nicht bloß äußerlichen, nach Art der alten Weltreiche gewaltsam zusammengehaltenen, sondern zu einer geistig lebendigen Einheit zusammenzufassen, um einen Schritt der Erfüllung näher gebracht.

Zufolge einer überaus glücklichen Fügung brachte ein und dieselbe Notwendigkeit die wilden Barbaren der Völkerwanderung im Kampf mit der römischen Weltmacht nicht bloß in Verbindung mit dem Schwert des römischen Kaisers, sondern auch mit dem Vater der Christenheit.

So haben alle diese Völker, indem sie auf ihren Irrfahrten am Leuchtturm der ewigen Wahrheit vorüberkamen,



für ihre ahnungsvolle Sehnsucht nicht bloß eine irdische Heimat gefunden, sondern auch einen Stern und Wegweiser für das Land der göttlichen Verheißung im Jenseits.

Im Bewußsein des gleichen Glaubens und derselben Hoffnung hatten sie alle ein geistiges Band der Einheit gefunden und ein höheres über die Naturwelt hinausragendes Ziel; so war ihnen in all ihren Kulturbestrebungen für den Aufbau einer neuen Ordnung der Gerechtigkeit Maß und Ziel gesetzt mit bestimmten Grenzen, außer welchen Vernunft und Glaube nicht zurecht kommen können.

Diese neue Weltordnung war als eine Ordnung der Wahrheit und Gerechtigkeit von wesentlich anderer Art als die Rechtsordnung, wie sie von dem kalt berechnenden Scharfsinn der sich selbst überlassenen Vernunft im Rechtskodex der Heiden war ausgeklügelt worden. Die Gerechtigkeit sollte jetzt nicht mehr eine seelenlose Sachwalterin der Selbstsucht sein, sie erhielt jetzt durch das Licht der ewigen Wahrheit ein sehendes Auge und ein fühlendes Herz; geführt von der Hand des Statthalters Christi entbehrte sie nicht mehr einer untrüglichen Leitung und trat so, indem der hohepriesterliche Hirtenstab der Wahrheit und das Königsszepter der Gerechtigkeit sich vereinigten zur Förderung des Friedens, in lebendige Verbindung mit Gott, der Quelle des Lichtes und des Lebens.

Ein unermeßlicher Gewinn für die Wohlfahrt und den Frieden der Völker! Nur wenn Völker und Fürsten die Winke der göttlichen Vorsehung verstehen und getreu den von ihr gewiesenen Wegen folgen wollten, war zu hoffen, daß das göttliche Psalmenwort zur vollen Wahrheit würde: Glücklich das Volk, dessen Herr Gott selber ist (Ps. 32, 12).

Es war eine große Idee von weittragender Bedeutung, welche sich mit dem ersten christlichen Kaiser im Königtum von Gottesgnaden in die Geschichte eingeführt hat: Gott als König der Könige über allen Herrschern der Welt; Papst und Kaiser sind nicht absolute Machthaber, sondern nur Gottes Stellvertreter; dem Allerhöchsten gegenüber gibt es



keine Souveränität! Gott ist der Herr nicht blos eines Volkes, sondern Herr und König aller Völker! Darum kein feindliches Ankämpfen der Fürsten und Völker gegeneinander. Friedliches Zusammenwirken aller unter der Oberleitung eines Einzigen, dem nicht blos die Geschicke eines einzigen Volkes, sondern die Ordnung und der Friede aller als pflichtmäßige Obsorge übertragen ist; jede Regung nationaler Sonderbestrebungen wäre ein Verstoß gegen die monarchische Gesamtverfassung der Christenheit. Auch dort, wo ein König nur über ein bestimmtes Volk zu gebieten hat, ist dieses Königtum weniger national als international; ein einseitig national gerichtetes Königtum wäre geradezu ein Widerspruch gegen das innerste Wesen des Königtums von Gottes Gnaden. Die Idee dieses Königtums schließt ja den Gedanken des Gottesreiches lebendig und unveräußerlich in sich.

Fürsten und Völker müssen in ihrem eigenen Interesse wünschen, daß es in der christlichen Weltordnung einen unerschütterlich festen Punkt der Einheit und Ordnung geben möge. Dieser feste Punkt ist das Prinzip der Autorität. Ohne Autorität keine Ordnung und ohne Ordnung kein Friede. Darum sollten alle Fürsten im wohlverstandenen Interesse ihrer eigenen Selbsterhaltung sich solidarisch wissen in dem Gedanken, daß ihre eigene Sicherheit und die Wohlfahrt ihrer Völker nur gewinnen kann, wenn unter den Monarchen einer ist, der durch seine auserlesene Weltstellung allen anderen Norm und Vorbild ist. Wenn diesem in ganz besonderer Weise die Ehre gebührt, Schirmherr des Papstes und der Kirche zu sein, dann müssen auch alle ihm angeschlossenen Fürsten diese Schutzpflicht von Amtswegen anerkennen.

Leider hat die Welt mit ihren großen Männern und kleinen Gedanken diese lichtvolle Idee nur ungern aufgenommen und nur schwer und langsam begriffen. Wenn man absieht von einigen Fürsten, welche man unter die Heiligen zählt, haben nur wenige sich verständnisvoll und

ehrerbietig vor dem Lichte gebeugt, welches vom Himmel kam und vom Kreuze ausging.

Kaiser Konstantin selbst hat nur halb und zaghaft dem Einfluß der mit Christus erschienenen Sonne der Gerechtigkeit sich hingegeben; er fühlte sich noch allzusehr als unumschränkter Gewaltherrscher, seine verschwenderischen Prachtbauten in Byzanz ließen nur zu deutlich erkennen, wie sehr sein Geist noch vom Glanz der alten Kaiserherrlichkeit geblendet war; er hat mit der Neigung, sich in kirchliche Angelegenheiten zu mischen, seinen Nachfolgern jenen unheilvollen Keim der Überhebung und Zwietracht hinterlassen, der später so verhängnisvoll wurde — wenig hätte gefehlt, und es wäre infolge seiner Begünstigung der Arianer der Bruch mit Rom bereits unter ihm Tatsache geworden.

Zum Glück hat Karl der Große einige hundert Jahre später die Größe des christlichen Herrscherberufes weit besser erkannt. In seiner Auffassung überwog das Pflichtgefühl ebenso sehr das Machtbewußtsein, als die Einfachheit der Pfalzburgen, die er bewohnte, abstach von der Pracht der Paläste in Rom und Byzanz. Klar stand das große Axiom jeder wahren und unverfälschten Kultur vor seinem Geiste: Ohne Wahrheit keine Gerechtigkeit! Lang ehevor er Hand in Hand mit dem Papste den Dom in Paderborn betrat, hatte er in einem Kapitulare vom Jahre 789 erklärt: „Friede, Eintracht und Einmütigkeit sollen herrschen unter dem ganzen Christenvolke, unter Bischöfen, Äbten, Grafen und Richtern, unter allen und überall, unter angesehenen und geringen Personen, weil Gott nichts ohne Frieden gefällt und weil durch das Gebot des Friedens die Kinder Gottes sich unterscheiden von denen des Teufels, die überall Uneinigkeit und Zwietracht stiften."

Wahrlich eine Einsicht, welche der Politik aller Zeiten zum Vorbild dienen könnte. Wenn Fürsten und Völker es verstanden, aus ihrem gemeinsamen christlichen Glaubensbewußtsein für ihr wechselseitiges Verhalten die leitenden Grundsätze abzuleiten, dann war der Gerechtigkeit und dem

Frieden für immer ein fester Grund gelegt und der wahren Kultur waren Wege geöffnet, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigen konnten.

Tatsächlich hat auch diese durch den Glauben geläuterte und geleitete Einsicht in der Zeit, wo die christliche Weltanschauung vorherrschend war, herrliche Früchte gezeitigt.

Gerechtigkeit nach allen Seiten! Das war die Parole, mit welcher sich der Völkerfrühling einer neuen Zeit im Licht des Evangeliums segensvoll im ganzen Umkreis der christlichen Gesellschaft durchgesetzt hat. Gerechtigkeit vor allem in Hinsicht der großen Gesichtspunkte des menschlichen Daseins im Verhältnis von Volk zu Volk und in der richtigen Abgrenzung der Beziehungen zwischen Kirche und Staat; aber auch Gerechtigkeit nach allen Seiten im menschlichen Kleinverkehr und im Wechselspiel der sozialen Standesgruppen und Wirkungskräfte — das war die tiefgreifende Bedeutung des Erlöserzeichens, mit welchem die christlich-monarchische Ordnung inauguriert worden ist.

Auf geistigem Gebiete bildete sich unter der sicheren Leitung des kirchlichen Lehramtes eine ebenso ersprießliche wie notwendige Führerschaft für das Volk in den Klöstern und Bistümern, ein Klerikalismus, der, so lang er selbst in den Schranken seiner göttlichen Sendung sich hielt, dem ganzen Christenvolke nur zum Segen sein konnte. Dieser Klerikalismus war, weil er alle christlichen Völker mit gleichen Gesinnungen des Glaubens, der Hoffnung und Liebe durchdrang, ein mächtiges Band der Einheit und des Friedens, um nationalen und sozialen Sonderbestrebungen entgegen zu wirken. Wahrlich das Salz der Erde verfehlte seine Wirkung nicht.

Auf dem Boden der mehr materiellen Friedensförderung bildete sich die Volkswehr der aristokratischen Familien und der Ritterschaft. Wohl gab es auch damals Kriege und Krieger, aber nur in mäßiger Ausdehnung und in viel geringerer Zahl; schon der Umstand, daß die Kräfte der Volkswehr sich innerhalb der Grenzen eines besonderen Standes



hielten, ließ die Blutströme des Krieges nicht allzuweit über die Ufer treten.

An die Stelle der eisernen Zwingherrschaft, mit welcher einst die Legionen der römischen Soldatenkaiser die Völker ins Joch der Sklaverei gespannt hatten, trat jetzt eine Ordnung, in der bei nur mäßiger Gewaltanwendung auch das Recht in freier Entfaltung aller im Volk schlummerden Kräfte zur Geltung kommen konnte. Nach den durch die Religion geheiligten Rechtsbegriffen jener Zeit mußte selbst derjenige, dem es beschieden war, als Schutzherr der ganzen Christenheit das Kaiserschwert zu tragen, nicht notwendig immer auch der stärkste sein; sein schutzherrliches Protektorat war der Idee nach weniger ein Machtfaktor als ein Rechtsinstitut und wurzelte weniger im Übergewicht der dynastischen Hausmacht als im Rechtsbewußtsein der christlichen Völkergemeinschaft; zumeist aber war es die Sanktion durch den Vater der Christenheit, welche der ganzen damaligen Rechtsordnung bei der feierlichen Kaiserkrönung die Krone aufsetzte — mit einem Worte: das Recht hatte durchweg den Vortritt vor der Gewalt.

Das will etwas heißen im gewaltigen Wogendrang jener naturwüchsigen Völker, die nach den Stürmen der Völkerwanderung Europa überfluteten — nur wenn eine tiefgreifende geistige Macht sie innerlich ergriff und zusammenhielt, konnte aus dem allgemeinen Durcheinander zuletzt ein wohlgegliedertes Gebilde hervorgehen, dem auch nach außen ein gewisses Maß der Ordnung und Einheit anzusehen war. Nur so konnte sich dem Gesamtbild der christlichen Völkergemeinschaft jenes Gepräge aufdrücken, nach welchem die Gerechtigkeit ihre Worte abmißt. Aller Maßlosigkeit und Übertreibung sind durch das Gleichmaß der christlichen Gerechtigkeit feste Schranken gezogen.

Absolute Herrscher gab es nicht: Alle insgesamt, Papst und Kaiser nicht ausgenommen, fühlten die zügelnde Kraft des biblischen Wortes: Pone legislatorem super eos ut sciant quia homines sunt. Dem höchsten Herrn gegen-



über sollen auch die Mächtigsten auf Erden nie vergessen, daß sie nur Menschen sind.

Allenthalben war dem richtig verstandenen Autoritätsbewußtsein entsprechend Über- und Unterordnung schön vermittelt mit dem Gottesgedanken; wie die Bischöfe im Papst so hatten die Reichsfürsten im Kaiser einen Herrn über sich.

Es gab Städte, aber nicht mit so entsetzlichen Riesenziffern, wie der maßlose Trieb nach Erwerb und Genuß sie später aus dem Boden wachsen ließ.

Die Baulust und der Unternehmungsgeist erfreute sich an herrlichen Schöpfungen, in diesen aber kam weniger die stolze Herrlichkeit der Welt als die Oberherrlichkeit Gottes zum Ausdruck. Es war damals nicht wie im herodianischen Jerusalem, dessen Tempel, so herrlich er auch war, doch den Vergleich mit der viel größeren Pracht der Königspaläste auf dem Sion nicht wagen durfte.

Kirchen und Dome zu bauen, daran dachte man damals nicht erst dann, wenn die Stadt schon fertig und kein Platz mehr dafür übrig war, die Gotteshäuser waren nicht das Letzte bei der Gründung neuer Ansiedlungen, sie waren in der Regel der alles beherrschende Ausgangspunkt und Mittelpunkt, um den die Anwohner sich zu sammeln und in respektvoller Entfernung anzuschließen pflegten. So hoch im allgemeinen Volksbewußtsein der Gottesgedanke die Wertschätzung der bloß irdischen Dinge überstieg, so hoch erhoben sich im Städtebild jener Zeit die herrlichen Tempel und Dome über die ganze Umwelt der profanen Gebäude.

So war damals die göttlich beglaubigte Wahrheit wirklich eine Macht, welche der belebenden Sonne gleich über den christlichen Völkern am Himmel stand und alle Verhältnisse wohltuend und förderlich durchdrang; das Christentum war, durch das kirchliche Lehramt gegen jede Fälschung und Entartung gesichert, die von Fürsten und Völkern anerkannte und unantastbar feststehende Verfassung der ganzen Christenheit — wahrlich nur zum größten Segen für dieselbe. So lang sie diesem Lichte folgten, waren sie sicher, gemäß den

Absichten der göttlichen Vorsehung in festgeschlossener Einheit auf den Wegen der Wahrheit, der Ordnung und des Friedens zu wandeln.

Es gab jetzt für die Kulturentwicklung aller Zeiten deutlich erkennbar ein festbestimmtes Ziel und einen zuverlässig gangbaren Weg — auch fehlte es, wenn man die universelle Bedeutung des Papsttums erkennen wollte, nicht an einem Führer und Wegweiser, auf den alle sich verlassen konnten.

War damit nicht der ganzen Menschheit ein höchst dankenswerter Dienst erwiesen?

Es war ein Wort von höchster Bedeutung, wenn Leo XIII. in seinem Rundschreiben vom 1. November 1885 den weltlichen Machthabern ans Herz legte, in der Regierung ihrer Staaten die Blicke stets unverwandt auf Gott gerichtet zu halten und den höchsten Herrn, der die Zügel der Weltregierung in den Händen hält, sich zum Vorbild zu nehmen. Mit allem Nachdruck erinnerte er daran, daß der Pflichtenkreis und die Herrscherstellung eines Regenten etwas sei, was Ähnlichkeit habe mit jener gütigen Fürsorge, welche Gott selbst in Hinsicht der Menschen betätigt. Darum soll die Ausübung der Herrscherbefugnis nichts Eigenmächtiges und Gewalttätiges an sich haben, soll nicht herrschsüchtig, sondern gerecht, liebevoll und väterlich sein, soll nicht auf den Nutzen und Vorteil Einzelner, sondern auf das Wohl Aller abzielen.

Mit dem Gefühl einer gewissen Genugtuung erinnerte er an die begeisterten Worte, mit welchen der hl. Augustin den wohltätigen Einfluß hervorhebt, den die in der christlichen Religion verkörperte göttliche Wahrheit auf alle menschlichen Verhältnisse ausübt. „Du lehrest Fürsten und Völker," ruft er aus, „die einen, wie sie regieren, die andern, wie sie gehorchen sollen."

Dann gedenkt er der schönen Zeit jenes herrlichen Gottesfriedens, wo unter dem Schutz christlicher Fürsten die Macht der ewigen Wahrheit alle Gesellschaftskreise heilsam durchdringen konnte. Und das war immer dann der Fall,

wenn Christentum und Königtum in voller Eintracht das schöne Ziel verfolgten, den Frieden und die Wohlfahrt der Völker dadurch zu fördern, daß sie dieselben auf die Wege der Wahrheit und Gerechtigkeit führten. Dabei trat deutlich zutage, was Plan und Wille der göttlichen Weltregierung ist und auf welche Ziele die Gedanken der irdischen Machthaber stets gerichtet sein sollen; je mehr es gelingen würde, die heidnischen Völker für die christliche Wahrheit zu gewinnen, und allenthalben die Segnungen der christlichen Kultur zu verbreiten, um so mehr würden die Interessen des Reiches Gottes gefördert.

War damit nicht eine Zielrichtung bezeichnet, auf welcher nur Gutes sich erwarten ließ zum Segen für Völker und Fürsten? Konnte es für die menschliche Gesamtkultur förderlich sein, von dieser Kurslinie abzuweichen und der Einwirkung des mit Christus erschienenen Lichtes trotzigen Widerstand entgegenzusetzen?

Was dann, wenn gottwidrige Bestrebungen im Kampfspiel der empörten Geister die Oberhand erhielten? Wenn statt der gottgewollten Einheit vielmehr die Trennung dessen, was Gott verbunden hat, das Ziel aller Feinde des Friedens wurde? Wenn Völker und Fürsten, statt dem Stern der göttlichen Führung zu vertrauen, den Irrlichtern der Verführung nachliefen und Wege einschlugen, die nicht im Plane der göttlichen Vorsehung lagen?

Nicht ohne ein Gefühl der tiefsten Beschämung muß angesichts der jetzigen Weltlage jeder unbefangene Kenner der Geschichte der großen Zeit gedenken, wo es noch eine christliche Völkergemeinschaft und eine allgemeine Übereinstimmung der Geister in der Wahrheit gegeben hat.

Und jetzt? Wo die ersten Kulturnationen der Welt wie losgelassene Bestien auf einander losstürzen, um sich zu zerfleischen? Wie hat es doch soweit kommen können?

Die Lobredner des Aufruhrs gegen Gott, Kirche und Papsttum haben seit Luthers und Voltaires Zeiten und schon früher sich erschöpft in hochtönenden Redensarten über den

glücklichen Aufschwung, welcher sowohl für die Fürstenhoheit wie für die Völkerfreiheit zu erwarten stünde, wenn sie aller römischen Fesseln und jeglicher Glaubenstyrannei entledigt werden würden. Alle Konspirationen gegen die gottgewollte christliche Weltordnung haben aus dem Größenwahn nationaler Überhebung ihre Hauptnahrung gezogen und sich als Hellenismus, Gallikanismus, Panslavismus usw. ein eigenes Christentum zurechtzulegen gesucht. Selbst die Balkanvölker und die Japaner sind von dem Irrwahn angesteckt, daß das Christentum nur in nationaler Abgrenzung ein berechtigtes Dasein haben könne. Gemäß dem entsetzlichen Grundsatz cujus regio illius religio steht ihnen die Nation über der Religion und Fürstenmacht höher als Gottes Majestät.

Wird man endlich einsehen, daß unter dem Druck einer so grauenvollen Geistesfinsternis ein wahrer Völkerfriede überhaupt unmöglich ist? Angesichts der grausamen Blutarbeit, welche jetzt in den Eingeweiden der Völker wühlt, könnten selbst die eingefleischten Fanatiker der nationalen Selbstüberhebung zur Einsicht kommen, daß im tiefsten Grunde der Abfall von Christus und seiner aufs Papsttum gegründeten Kirche Ursache all der Übel ist, an denen die jetzige Welt samt ihrer Kultur zu Grunde geht. Denn soviel ist jedenfalls gewiß: wenn die einstmals christlichen Völker und ihre Fürsten den Weg nicht finden, der sie zurückführt zum Mittelpunkt ihrer Einheit im einzig wahren Glauben, dann wird die methodische Selbstvernichtung, der sie im modernen Waffenhandwerk durch ihre eigene Schuld sich überliefert haben, ihr Werk vollenden, so daß von der gepriesenen Herrlichkeit Europas nur Trümmer und Ruinen übrig bleiben.

Für den Weltfriedenskongreß in Wien, der für die Zeit vom 15. bis 19. September ds. Js. vorbereitet war, wäre wohl kein Behandlungsthema aktueller und dankbarer gewesen als die Frage, ob es möglich sei, in einer zerrissenen und religiös gespaltenen Menschheit ein festes Fundament für einen dauernden Frieden zu finden? Jeder Vernünftige wird diese Frage ohne weiteres verneinen. Die wahre Wohl-

fahrt und Freiheit der Völker bedarf einer Bürgschaft, welche stärker ist als jede andere Macht, stärker als die Macht des Geldes und der Waffen; — eine solche Bürgschaft ist aber für so lange undenkbar und unmöglich, so lange es unter den christlichen Völkern keine Übereinstimmung gibt in den höchsten Fragen der Wahrheit und des Rechtes, so lange es kein gemeinsames Rechtsbewußtsein gibt, auf welchem das Gebäude einer neuen Ordnung des Friedens erbaut werden könnte.

LXXX.

Der Krieg — ein Lebenerwecker.

Der Krieg ist schrecklich wie des Himmels Plagen,
Doch ist er gut, ist ein Geschenk wie sie."
(Schiller.)

Krieg! Böcklin malte ihn. Wild, grausig. Hoch durch die düsteren Sturmwolken reitet er dahin mit geschwungenem Hammer, mit satanisch lächelndem Gesicht und wollüstig geblähten Nüstern. Und neben ihm reitet die bleiche Not, die Furie mit dem gelösten Rabenhaar. Der Dritte in dieser wilden Jagd ist der Tod. Tief schwingt er die Sense hinab und fletscht die Zähne in gieriger Mordlust. Die Totenglocke, die am starr vorgestreckten Hals seines Pferdes hängt, bimmelt schrill herab zur Erde.

So malte ihn der Künstler und so steht er vor den Augen der Meisten — als grausamer Zerstörer, als Lebenvernichter. Wir alle sehen, wie natürlich, meist nur die finsteren Nachtseiten des Krieges: leichenbedeckte Schlachtfelder, Verbandplätze voll von verstümmelten Kriegern, brennende Dörfer und Städte, flüchtende Menschen, Kanonendonner und Gewehrgeknatter. Und doch ist das nur eine Seite des Krieges, denn auch hier gilt des Dichters Wort:



„Es ist auf Erden keine Nacht,
Die nicht noch ihren Schimmer hätte,
So groß ist keines Unglücks Macht,
Ein Blümlein hängt an seiner Kette.“

Auch der schreckliche Krieg hat seine guten Seiten, er ist nicht bloß ein Lebenvernichter, er ist auch ein Lebenerwecker. Und gerade wir, die wir in die eiserne Notwendigkeit eines Krieges um der gerechtesten Sache willen verstrickt sind, sollten uns daran gewöhnen, dem furchtbaren Kriegsübel die freundlichen und guten Seiten abzugewinnen. Wir haben dazu ein Recht, denn schon sehen wir allenthalben aus den Tränen der Heimsuchung eine Saat hoher Güter sprießen — wir sind bereits Zeugen der Renaissance des Denkens und Fühlens, die der uns aufgezwungene Krieg heraufgeführt hat.

Es ist eine ernste, große Zeit, die zu erleben eine Gnade Gottes ist.

Der Krieg ist ein Übel, eines der furchtbarsten Übel, weil er im letzten Grunde eine Folge der Erbschuld der Menschheit ist. Der Krieg ist aber auch ein Glied der göttlichen Weltordnung — er ist eine Zuchtrute in der Hand des allmächtigen Weltenlenkers für Völker, die von ihm und seinem heiligen Gesetze abgefallen sind. Völkersünden müssen in dieser Welt gestraft werden, denn im Jenseits gibt es keine Nationen mehr. Doch ist es seit den Tagen der Erlösung ein Gesetz, daß die strafende Gerechtigkeit Gottes nie allein auftritt, sondern immer von der erbarmenden Liebe begleitet. Und so läßt Gott auch in der furchtbaren Heimsuchung des Krieges uns seine heilende Liebe erkennen. Der Krieg soll nach Gottes weisen Absichten die Völker zur Selbstbesinnung und Besserung bringen. Das Kriegselend soll den Sumpf sittlicher Verweichlichung reinigen, die religiöse Gleichgiltigkeit beseitigen, den Blick der ins Irdische Versunkenen wieder nach oben lenken. Die Schrecknisse des Krieges sind Rufe Gottes, die zur Umkehr mahnen, sind Anstrengungen seiner Liebe, um uns mit Gewalt von der

Erde loszureißen. Kriege sind also, im Lichte des Christentums betrachtet, Welt- und Völkermissionen, Zulassungen oder Schickungen des Weltenlenkers, dessen weise Vorsehung und Weltregierung für die Gebrechen außerordentlicher Zeiten auch außerordentliche Heilmittel in Bereitschaft hält.

Eine solche Weltmission ist ohne Zweifel auch der gegenwärtige Krieg. Das erhellt schon aus der Tatsache, daß dieser Krieg in seinem Verlaufe sich mehr und mehr als ein Ringen zwischen christlicher und unchristlicher Kultur darstellt. Oder sind die beiden Verbündeten, Deutschland und Österreich, in diesem Weltkrieg nicht der Hort europäischer Zivilisation, die einzigen Vertreter der alten christlichen Kultur mit ihren sittlichen Forderungen? Kämpfen sie nicht dort, wo auf den Fahnen Menschlichkeit, göttliches Gesetz und Völkerrecht geschrieben sind — während unsere Feinde gemeinsame Sache mit Verrätern und Fürstenmördern machen, heilige Rechte in den Kot treten, völkerrechtliche Abmachungen mißachten und in ihrer Kriegführung die einfachsten Forderungen der Menschlichkeit verletzen? Und führt die Tripelentente nicht gegen uns einen Lügenkampf, wie die Welt noch keinen gesehen, außer den gegen die katholische Kirche? Ist nicht ihr ganzes Gebahren ein Hohn auf die vielgerühmte europäische Kultur? . . .

Freilich werden unsere Gegner es nicht versäumen, uns die Kriegserklärung des Khalifen vorzuwerfen. Aber ich frage, haben die Heuchler und Pharisäer ein Recht dazu? Nein, wo ist das Christentum mehr verfolgt worden als in Frankreich, wo man einen Krieg mit Soldaten und Kanonen von Kirche zu Kirche gegen die Bürger des eigenen Landes führte und den Namen Gottes aus dem letzten Schulbuche strich. Und welches Recht zur Beschwerde hätten England und Rußland, die Japaner, Inder, Afrikaner, Kalmücken zum Kampfe gegen Christen führen! Nicht gegen das Christentum hat der Mohammedanismus den heiligen Krieg erklärt — Beweis dafür ist, daß das Fetwa den muselmanischen Untertanen der Tripelentente ausdrücklich



untersagt hat, sich am Kriege gegen Deutschland und Österreich zu beteiligen — sondern gegen England, Frankreich und Rußland. Die Tage sind vorüber, wo der Islam den christlichen Westen bedrohen wollte, aber die Tage sind da, wo das Byzantinertum des moskowitischen Ostens den abendländischen Westen mit seiner Kultur- und Religionszerstörung bedroht. Die Zeit ist gekommen, wo sich entscheiden soll, ob in Zukunft in Europa heidnische oder christliche Politik herrschen soll.. Unersättlicher Machthunger, blutiger Haß, scheler Neid — das ist der Dreibund, der die Kriegsfackel geschleudert hat gegen Deutschland und Österreich und aus den Trümmern des türkischen Reiches sollten jene belohnt werden, die für das rücksichtslose Handelsvolk der Engländer die Soldaten stellten zur Zerschmetterung des deutschen Rivalen. Diese Erkenntnis trieb die Türken an unsere Seite und ließ sie alle Anhänger des Islams durch das Fetwa aufrufen zum heiligen Kampfe. Die Feinde selbst haben diesen Dreibund zu einer Interessengemeinschaft zusammengeschweißt, die eine der merkwürdigsten Geschehnisse der Weltgeschichte ist.

Deutschland und Österreich kämpfen um ihre Existenz, um das Recht, leben und schaffen zu dürfen und zugleich für das Recht christlicher Sitte und Kultur. Daß uns die Mohammedaner in diesem heiligen Kampfe indirekt unterstützen, ist ein Brandmal unauslöschlicher Schmach für unsere Feinde.

Es ist kein Zweifel, der heutige Weltkrieg ist auch ein Kampf Gottes mit der christusentfremdeten Welt — er ist ein Tag des Gerichtes, aber auch der Tag einer großen Völkermission Gottes mit der Welt. Betrachten wir die Weltlage vor dem Kriege und vergleichen wir damit die seit Kriegsausbruch in Erscheinung getretene sittliche Erneuerung der Menschen — und wir werden erkennen, daß diese schicksalsschwere Zeit keine Stunde der Finsternis, sondern ein Tag des Herrn war, in dessen Licht goldene Saaten reiften ...

Das Leben vor dem Krieg war wie ein müder Herbst-

tag, von undurchdringlicher Wehmut umwölkt. Eine verzweifelnde Resignation in Ohnmacht und Dumpfheit. Wegen Lappalien schoß man sich eine Kugel durch den Kopf. Und die Hinterbliebenen? Höchstens daß sie ein paar dürftige Kränze flochten aus den letzten blassen Blüten einer ersterbenden Philosophie, aus kraftlosen Klageliedern sentimentaler Ästheten. Und in diesem Kranzschmuck stolzierten sie, solange es Tag war, und versuchten zu lächeln, wie solche, die Leben und Tod verstehen und vor den grauen Nebeln des Todes gefeit sind. Aber wenn dann die Nacht kam, brach ihr Komödiantentum zusammen. Seelenarm und hungrig sahen sie in die wirre Sinnlosigkeit alles Lebens, in das offene Grab, in das ihr Liebstes sank und wo auch ihrer der ruhmlose Schlummer wartet. Fast mit Neid sahen die Kinder der aufgeklärten Moderne auf die Gläubigen, deren Schmerz sich aufrankt am Glauben an eine ewige Welt. Aber sie waren zu schwach zum Entsagen und zu schwach zum Glauben. Und so gingen sie dem Tode, der dunkel und unentrinnbar vor uns steht, aus dem Wege und verloren sich in die girrenden Melodien der Gasse ....

Von Agnostizismus und Verneinung durchsättigt, verurteilten weite Kreise alles transzendente Streben als unfruchtbare und zeitraubende Träumerei. Die Klagen über den Niedergang der Sittlichkeit und der ernsten christlichen Lebensauffassung und Lebensführung, über das unheilvolle Vordringen und immer frechere Auftreten des Unglaubens und der Gottlosigkeit wurden immer lauter.

Sittliche Erschlaffung beherrschte die Massen. Die alte deutsche Ritterlichkeit wurde vom Egoismus erschlagen. Der Erfolg war der Herrgott der Meisten. Christliche Nächstenliebe war ein Fremdwort geworden — ihre Stellvertreterin, die mit bunten Lappen umhüllte „Humanität“ war nur eine hohle Drahtpuppe. Der Grundsatz „Macht geht vor Recht“ hatte die christliche Gerechtigkeit abgelöst und der heidnische Nationalismus war wieder aus dem Grabe gestiegen. Mehr





denn ein halbes Jahrhundert wühlte dieses zermürbende und markzerfressende Übel des Nationalitätenstreites auch in den Eingeweiden der Habsburgermonarchie und machte sie zur Spottfigur Europas. Wer noch in Österreich an Patriotismus glaubte, wurde als Narr verlacht ....

O Ironie des Schicksals! Während die Völker in wütendem Kampfe sich zerfleischten und die Staaten von Eifersucht und Raubgier getrieben um die Wette rüsteten, erbaute man im Haag einen Friedenspalast und hielt Friedenskonferenzen ab, an denen nur einer nicht teilnehmen durfte, der Vertreter des ewigen Friedensfürsten, der Papst. Und während die Schriften der Baronin Suttner und des Grafen Tolstoi den Krieg als ein verabscheuungswürdiges Verbrechen, als einen kulturwidrigen Zustand brandmarkten und ihre Lehren als logische Folgerungen der Religion Jesu ausgaben, hielt der Protektor der Haager Friedenskonferenzen, der russische Zar, an den Grenzen Österreichs und Deutschlands Probemobilisierungen ab. Doch die verweichlichten Kulturmenschen begeisterten sich in ihrer feigen Liebe zum Leben an den weltfremden Friedensduseleien — bis im Sturme der Tatsachen die Hüllen abfielen von der großen Friedeuslüge und der Haager Friedenspalast allein übrig blieb als Kulturdenkmal moderner Unehrlichkeit ...

Daß aber diese Lüge vom „ewigen Frieden" so lange die Welt narren konnte, ist ein schlagender Beweis, daß der modernen Menschheit mit dem Christentum auch der klare Einblick in die Zusammenhänge des Weltgeschehens abhanden gekommen war. Man war von den beherrschenden Höhen christlicher Weltauffassung herabgestiegen in die Niederungen des gedankenlosen Materialismus, versunken in Gewinn- und Genußsucht verlor man schließlich auch die Seele. Ein Zeitkritiker, Walter Rathenau, fand in unseren Kulturländern ganze „Inseln von Seelenlosigkeit", von denen der kalte Hauch rein materieller Gesinnung ausgeht. Ja, unsere Zivilisation litt Mangel an Seele. „Die Zeit wagte nicht mehr über sich selbst nachzudenken. Sie fürchtete die Ant-

wort auf die Fragen: Warum? Wohin? möchte sie vernichten“ (Rathenau).

Wie Herbstnebel über der Landschaft, so breitete sich eine unsägliche Kulturmüdigkeit und Verdrossenheit über die moderne Menschheit aus. Die moderne Seele lag wie in einem Starrkrampf. . . .

Da kam der Krieg — und formte der Kulturmenschheit Antlitz neu aus Blut und Tränen, Schutt und Leichen. Und jetzt erst erkennen wir klar, wie schaffensgewaltig die eiserne Hand des Krieges gewesen, wie sie mit harten Fingern in unsere Tiefen grub und verborgenes Mark ins Leben zwang.

Zündend wie ein Blitz flog der Kriegsruf von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf. Und ohne Zögern, in heller Begeisterung eilten die waffenfähigen Männer zu den Fahnen. So viel Mut und Opferfreudigkeit in unserer Jugend hatte niemand erwartet, das plötzliche Aufflammen des ehrlichsten Idealismus und Patriotismus überraschte die Welt. Ein Sturm der Begeisterung brauste über Deutschland und Österreich hin und in diesen Wogen der Kriegsstimmung versanken die Friedensschalmeien und die früher so pompös sich vordrängenden Phrasen vom Antimilitarismus. Das gänzliche Fiasko der internationalen Sozialdemokratie war eine der ersten Segnungen des Krieges. Vergessen war, was uns bisher so kleinlich machte und zersplitterte, der Hader der Parteien. Die nationalen und konfessionellen Gegensätze wurden wie von einem Sturmwind weggefegt. Mit einemmale war die scheinbar hoffnungslose Zersplitterung der Völker in Österreich-Ungarn ausgeglichen. Verstummt war mit einem Schlage das häßliche Gezänk der Nationen — und sie alle, die Deutschen, Madjaren, Slaven, Rumänen, Italiener scharten sich um das alte ruhmbekränzte Banner Habsburgs, alle fühlten sich als Söhne Österreichs, nur ein Gedanke beherrschte das ganze Reich: das Vaterland ist in Gefahr und der Kaiser ruft. Der Reichsgedanke, die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande nahm im Sturm von den



Herzen Besitz — im Kampfe um die edelsten Ziele, um Vaterland und Freiheit haben Habsburgs Völker sich wieder gefunden. Der Panslavismus, auf den unsere Feinde rechneten, ist sein eigener Totengräber geworden. Diese innere Einigung und Verbrüderung der Völker des weiten Reiches bedeutet eine herrliche Auferstehung Österreichs, und seitdem diese Völkerverbrüderung durch die gemeinsamen Kämpfe und Siege unserer Armee die richtige Weihe erhalten hat, ist diese herzerqnickende Edelfrucht des Krieges der Gegenstand stolzer Zukunftshoffnungen. Wir erkennen in dieser eigenartigen Verkettung der Umstände den Finger Gottes, der uns diesen inneren Völkerfrieden als kostbarste Gabe inmitten des furchtbaren Kriegsgewitters beschert hat.

Die Kriegsnot lehrte auch beten. Übermut, Leichtsinn und Unglauben, die vordem so gerne das große Wort führten, waren plötzlich verstummt, oder doch sehr kleinlaut geworden. Man fühlte sich in diesen Zeiten der Not vollständig abhängig vom Lenker aller Geschicke, werden doch in solch bedrängten Tagen die besonderen Fügungen der göttlichen Vorsehung gleichsam plastisch greifbar. „Erst im Dunkel der Bedrängnis werden die himmlischen Sterne sichtbar. Der ruhige Kulturgenuß wiegt die Menschen ein in satten Selbstgenuß. Im Kriege gerät der ganze stolze Kulturbau ins Schwanken. Alles erbebt und der Springquell der Gottesfurcht steigt wieder mächtig empor. Die gewaltigen religiösen Akzente, welche die beiden verbündeten Monarchen ihren Proklamationen gaben, haben mächtig eingeschlagen und die spontane Zustimmung der Massen bildet ein unauslöschliches Siegel auf diese Kundgebungen" (Mausbach). Die Beichtstühle und Kommunionbänke waren in den Mobilisierungstagen von Soldaten umlagert — mit reiner Seele, gestärkt mit dem Brote der Starken, gesegnet von Priesterhand zogen sie hinaus ins Schlachtgetümmel. Und wohl nur wenige katholische Soldaten dürften im Kampfgelände stehen ohne Rosenkranz und geweihte Medaille, — viele trugen ihre Medaillen offen auf ihren Mützen als öffentliches Be-



kenntnis ihres Glaubens. Und wie ergreifend sind nicht die Berichte vom Gottvertrauen und der Frömmigkeit der deutschen und österreichischen Soldaten, die vom Schlachtfeld einlaufen! Die Tiroler Schützen beten in den Rastpausen mitsammen laut den Rosenkranz und die Offiziere beten vielfach mit — und diese frommen Tiroler sind der Schrecken der Russen, sie heißen sie „Blumenteufel" wegen ihres Edelweißabzeichens und wegen ihrer Tapferkeit. Und die reichsdeutschen Soldaten beichten und kommunizieren auf dem Schlachtfelde und gehen dann wieder in ihre Schützengräben zurück. Ist nicht gerade welch rührende Frömmigkeit in diesem Kriege eine der vornehmsten Ursachen der wirklich riesenhaften Kraftentwicklung der deutschen und österreichischen Armeen? So erweist sich der Krieg als eine herrliche Apologie des Gottesglaubens. Und wie viele hat er nicht zum praktischen Kirchenglauben zurückgeführt! Selbst der größte Freigeist lernt jetzt beten. Wenn er sieht, daß man mit Vernunft und Willen allein keine todbringende Kugel von sich fern halten kann, dann kommt ihm der Sinn wieder für jenes seltsame Etwas, das uns allen ein ewiges Rätsel ist, das wir Gläubige aber gern und willig den „Schutz des Himmels" nennen.

Ja, wir sind andere geworden. Wir sind größer gegeworden im Kriege und voll sicherer Würde. Wir fürchten den Tod nicht mehr mit jener nervösen Wahnsinnspein, wie sie ideallose Zeiten und dekadente Geschlechter durchzittert. Er umgibt uns stündlich, wir lernten seinen Blick ertragen und auf seinen Heimruf gefaßt sein. Und wir gaben ihm einen Zweck und haben ihn so überwunden. Von den Feldern des Ostens und Westens, wo das Blut unserer Söhne und Brüder, unserer Männer und Väter den Boden düngt, kam neuer Sinn in die Welt. Das Leben hat wieder einen Sinn, denn eine Welt und ein Volk, wo so viele opfernde Liebe und heldenhafte Kraft, so viel ehrlicher Idealismus und fraglose Treue bis in den Tod wie ein „Weihe-



frühling über Nacht erblüht", ist wert, mit allen Fasern heißester Lebenslust umklammert zu werden.

Ist es nicht eine Lust zu leben in dieser großen Zeit? Dieses Wort jubelt wieder durch alle Herzen, es leuchtet aus der stillen Liebestätigkeit unserer Frauen, aus dem unverzagten Trutzgesang unserer braven Krieger und es glüht wie ein heiliges Feuer in unserer Brust, wenn wir vom Heldenmut und vom großen Sterben unserer Soldaten hören oder lesen. Ja, es ist eine Lust, jetzt zu leben. . . .

Wie viel Edles und Großes im Menschen und in der ganzen Menschheit hat nicht dieser Krieg schon geweckt! Ein Blitzstrahl der Ernüchterung zittert durch die Völker und macht die Menschen ehrlich bis in die innerste Seele. Der Egoismus mußte höheren Faktoren das Feld räumen. Kein einzelner steht mehr unbeachtet in den dunkelsten Stunden seines Lebens inmitten einer gefühllosen, egoistischen Welt. Es ist alles gemeinsam geworden, Freud und Leid, Leben und Tod. Von gleicher Not zusammengezwungen, halten wir uns an den Händen, — die früher so tief gähnende und unüberbrückbar scheinende soziale Kluft ist beseitigt. Der kameradschaftliche Geist unserer Truppen ist auf das ganze Volk übergegangen.

Und die verweichlichten Kulturmenschen haben wieder lernen müssen, Überwindung und Entsagung zu üben. Der Krieg gibt unserem „selbstherrlichen und autonomen Geschlecht mit einemmale wieder Sinn und Verständnis für die Bedeutung der Autorität und der sittlichen Größe der Gehorsamleistung". Es ist eine Zeit eiserner Willensstählung und opfernder Liebestätigkeit und sie hat ein neues Heldentum erweckt. Die Männer trotzen im Felde den Strapazen und dem Tode als Helden, und daheim wirken die Frauen als Helden der Liebe. Es werden jetzt Opfer gebracht, die man vor kurzem noch für undenkbar gehalten hätte. Geschlossen sind die Pforten der entnervenden Tingel-Tangel und in der Frauenmode beginnt wieder Einfachheit und Schlichtheit einzuziehen.

Kriege haben auch ihren tiefen Sinn, ihren großen Segen, so wie alles Leidvolle Segen birgt. Kriege sind Prozesse der Läuterung und Reinigung, sind Saatfelder der Tugend und Erwecker von Helden. Der Krieg ist ein furchtbarer Arzt, der mit Eisen und Feuer die der Milde widerstrebenden Völker kuriert. Der eherne Mund der Kanonen redet heute lauter als die Zunge des Völkerhirten auf Petri Stuhl. Der Krieg sucht und findet die Seele der Einzelnen und die der Völker — er führt sie zurück zu Christus und seinen Plänen. So war es immer und so wird es immer bleiben. In Schlachtennot hat das deutsche Volk vor hundert Jahren Gottesglauben und Christentugend wieder gewonnen und den Geist der Aufklärung und der Verweichlichung überwunden. Und eine ähnliche Erneuerung des christlichen Geistes erleben wir heute wieder im Donner der Schlachten. Auch der gegenwärtige Weltkrieg erweist sich als ein Lebenerwecker, er hat uns eine Neubelebung unserer Generation aus dem Geiste der Enthaltsamkeit und der Entsagung, eine Auferweckung aus dem Todesschlafe sittlicher Fäulnis und Dekadenz, eine glorreiche Auferstehung zu neuem Leben gebracht, zu einem Leben, das seine Wurzel in den starken Triebkräften des alten Gottesglaubens hat und das aus dem menschheiterneuernden Geiste des Christentums heraus seine Richtung empfängt.

Darum sind Kriege, trotz aller Kriegsnot, Heimsuchungen gnadenvollster Art.

LXXXI.

Schenkendorf und die Gebrüder Boisserée.

Als im Frühjahr 1814 die Verbündeten ihre siegreichen Schlachten auf französischem Boden schlugen, schrieb der Germanist Jacob Grimm, der Legationssekretär des Grafen Keller, aus Chaumont in Frankreich an seinen Kölner Freund Sulpiz Boisserée: „... Ihre Grüße an Pilat sind ausgerichtet, es sind auch noch andere brave Leute da, die ich öfter sehe, z. B. Schenkendorf, dessen Lieder (die schönsten auf unsere Zeit, die ich weiß) jetzt die freie Stadt Bremen auf ihre Kosten drucken lassen will." [1])

Schenkendorf hatte nach der Leipziger Schlacht, an der er trotz seiner im Duell zerschossenen rechten Hand teilgenommen, von Stein Anstellung erhalten bei der Zentralverwaltung für Bewaffnungsangelegenheiten, die sich unter dem Oberstleutnant Rühl von Lilienstern in Frankfurt befand. Er war dann mit wichtigen Aufträgen auf das Schlachtfeld geschickt und mit Jacob Grimm zusammengetroffen. Sulpiz Boisserée schrieb von Darmstadt, wohin er kurz vorher mit Goethe von Heidelberg gereist war, unter dem 24. Oktober desselben Jahres an seinen Freund, den geistreichen Kölner Arzt Dr. Schmitz: „... Schließlich empfehle ich Dir noch meinen Freund, den bisherigen Bewaffnungskommissär in Karlsruhe, Max von Schenkendorf, er ist einer von den grundbraven Preußen, voll Vorurteil **für** unser Land, wo er wohl einmal wird angestellt werden, also nehme Dich seiner an; er ist zudem ein angenehmer Dichter und hat in diesem Kriege gar hübsche Lieder gemacht." [2]) Schenkendorf befand sich gerade in Köln, wo er sich bald das Vertrauen der Rheinländer

1) Sulpiz Boisserée von Mathilde Boisserée, 1. Band S. 204.
2) S. B. 1. Bd. S. 234.



erwarb. Dr. Schmitz mußte jedoch seinem Freunde mitteilen, daß er „mit allem Nachforschen unter militärischen und nicht militärischen hier anwesenden Fremden jenen M. Schenkendorf noch nicht habe herausfinden können.“ Einige Tage später, am 19. November, teilt er dann Sulpiz Boisserée mit, daß er Schenkendorf in Köln getroffen habe, und in folgenden Worten gibt er uns eine Charakteristik des Dichters: „Endlich ist nun doch Dein lang erwarteter Schenkendorf bei mir angekommen. Denke, daß wir, ohne uns nur im mindesten zu kennen, auf der offenen Straße stehen blieben und uns ansahen, bis ich ihn freimütig fragte, ob er Schenkendorf sei, was er bejahte, wo dann gleich alles sich fand und machte. Wir sind recht gut zusammeu, bringen meine ganze Zeit zusammen zu, und er hat mir, ich ihm schon viel gelesen und gezeigt, worin wir vielleicht beide sonst nicht so freigebig sind. Auch bei meinen Eltern ist er gut gelitten. Er war schon mehrmals bei uns zum Thee, einmal zu Tisch und wird gewiß noch öfter zu uns kommen. Ich mag ihn gern erzählen hören, und seine Kraftäußerungen, ein frommer Mensch, ein kindliches Gemüth, ein gutes Kind, höre ich von ihm gar gerne.“ [1]) Den Aufenthalt in Köln benutzte Schenkendorf, um für die Drucklegung seiner Gedichte zu sorgen. Zwar war er durch Krankheit gehindert, den Druck eifriger zu betreiben, doch fand er treue Hilfe an seinem Freunde, dem Bremer Senator Schmidt. Ihn hatte er im Hause des Frankfurter Kirchenrats Ewald kennen gelernt und Freundschaft mit ihm und Jakob Grimm geschlossen, als er in Chaumont in Frankreich weilte. Die Gedichte, ungefähr 60 an der Zahl, die Schmidt sehr rühmt, waren als fliegende Blätter gedruckt, und für ihre Vereinigung in einem Buche setzte sich der Freund begeistert ins Werk. Aus Frankreich und von Wien — es war um die Zeit des Wiener Kongresses, an dem Schmidt als Vertreter Bremens teilnahm — suchte er einen Verleger für den Druck der Gedichte

1) S. B. 1. Bd. S. 239.



zu interessieren, unter andern auch seine Vaterstadt Bremen, deren patriotischen Sinn Schenkendorf hervorhebt.[1]) Die Verhandlungen zerschlugen sich jedoch. Obwohl Schenkendorf selbst „Scheu und Widerwillen" vor dem Druck hatte, weil die Gedichte durch viele Druckfehler verunstaltet waren, kam endlich im Januar 1815 der Druck bei Cotta zustande. Übrigens hatte man den Wert dieser patriotischen Gesänge an den maßgebenden Stellen erkannt. Männer, wie der genannte Rühl von Lilienstern und der Staatsrat Eichhorn brachten dem Druck der Gedichte ihr Interesse entgegen und versprachen, durch Empfehlungen für eine möglichst große Verbreitung zu sorgen. Freiherr von Stein schickte Gedichte Schenkendorfs an Görres in Koblenz und bat um den Druck der Gedichte in seinen Blättern.[2]) Und was aus den Gedichten klang, das machte auch die Person des Dichters sympathisch. Er mißbilligte scharf, daß man in den Zeiten der Not kein Verständnis habe für die große nationale Sache, daß das Feuer der patriotischen Begeisterung verzehrt werde durch kleinliche Sonderbestrebungen einiger Duodezstaaten. Bereits in Frankfurt hatte Schenkendorf beobachten können, wie die oberrheinischen Fürsten im geheimen gegen die Volksbewaffnung Gegenmaßregeln trafen und sie zu verhindern suchten. Insbesondere schmerzte ihn die Mißgunst und die Uneinigkeit unter den deutschen Staaten, die in jedem kriegerischen Erfolge nur einen Vorteil Preußens erblickten. Aus diesen Verhältnissen heraus sind die beiden ersten Briefe geschrieben.[3])

Karlsruhe d. 2ten Febr. 15.

Hier meine theuren Freunde!

schicke ich euch meine schlechten Gedichte, mit allen Druckfehlern. Ich bitte sie freundlich aufzunehmen. Die andern gelehrten

---

1) Hierauf bezieht sich die in Grimms Brief erwähnte Stelle.

2) Joseph von Görres' ausgewählte Werke und Briefe von Schellberg. Kempten-München 1911 II. S. 228.

3) Die folgenden Briefe sind dem Boisserée'schen Nachlaß entnommen, der sich in dem Kölner Stadtarchiv befindet.

Herren dort, an welche die übrigen Exemplare adressiert sind, werden diesen Beweis meiner Achtung, und meiner Lust an dem schönen Heidelberg doch auch nicht verschmähen.

Den Weg hierher bin ich letzt recht schnell gefahren. Gleich nach Mitternacht war ich hier, und fand meine Frau, welche nebst dem Kinde freundlich grüßte, noch außer dem Bette. Neues gibt es hier nicht, und das alte Unwesen spukt noch immer. Der Hof hat noch nie so viel getanzt als dieses Jahr, und als die Katholische Kirche geweiht wurde, hatte man nicht daran gedacht, daß der Altar von Stein sein muß. Brunner meinte, eine hölzerner thäte denselben Dienst. Der Bischof bestand aber darauf, daß noch in der Nacht fünf Marmorstückchen eingelegt werden mußten, welche er dann mit dem Chrysam weihete und die künftig in den zu verfertigenden rechten Altar wie ein Mosaik eingelegt werden sollen. Die Prozession mit den Reliquien hat man auch zu hindern gesucht. H. hat die Stelle in der Zeitungsnachricht, daß die Frau Großherzogin andächtig gekniet, gestrichen, und statt Katholische Kirche geschrieben schöne Rotunde. Der Bischof soll sich gut benommen und sehr geärgert haben. Gott befohlen

M. v. Sch.

Samstag, d. 17ten Brachmond 1815 in Baden.

Endlich, meine lieben Herren und Freunde!

habe ich die Nachricht erhalten, daß jene Steindrücke, welche der gute Mann aus Preußen, dessen Nahmen ich rein vergessen, mir bei Euch am 24sten Jänner gab, an Euch abgesendet sind. Ich bin an dieser ungeheuren Verspätung nicht Schuld, und ich weiß nicht einmal, ob die Kunsthandlung in München, oder die badische Hofdame, welche die Besorgung übernommen, die Schuld trägt. Genug wenn Ihr nur meine Schuld berichtiget und mich entschuldiget sogut Ihr könnt. Ich habe einen jämmerlichen Winter verlebt. Kopfschmerz, Nervenreiz, Ohnmacht u. dergl. alle Tage. Ich war kaum eine Zeile zu schreiben im Stande. Vieles Reiten, das Bad und der Frühling haben mich etwas weniger leidend werden lassen. Eine regelmäßige Beschäftigung



und geistige Bewegung werden wohl bald das Beste thun müssen.

Rühl schreibt mir, daß meine Anstellung bei dem Militärgouvernement des Niederrheins gewis sey. — Jordan schreibt mir, daß ich im Hauptquartier beschäftigt werden soll — Gruner hat mich aufgefordert zu ihm zu kommen. Wohin die höheren Mächte nun winken werden weiß ich noch nicht, hoffe und wünsche aber gen Köln. In 14 Tagen gedenke ich gen Heidelberg und so w. zu ziehen. Dann mündlich mehr, von dem was uns am Herzen liegt.

Werdet Ihr denn den Meister diesen Sommer nicht herführen? Wir hatten es gehofft.

Lebt recht wohl, Frau und Kind grüßen herzlich. Und es kann Euch wohl recht seyn, dem Kaiser Franz Eure Bilder zu zeigen. Mit Hochachtung, Ergebenheit, Dankbarkeit und Liebe

Euer treuer Landsmann im engeren Sinne

Max Schenkendorf.[1])

Die Krankheit, von der Schenkendorf spricht, wurde bereits erwähnt. Die Kriegsdienste, sowie die aufregende Arbeit in Frankfurt, hatten seine Gesundheit stark mitgenommen. Auch wird die sich im Briefe aussprechende Ungewißheit, ob und welche Anstellung er erhalten werde, seinen Gesundheitszustand ungünstig beeinflußt zu haben. Er selbst rechnete mit einer Anstellung in Köln oder Coblenz. Köln erwähnt er besonders, weil hier seine Freunde lebten, Dr. v. Groote, der Regierungsrat Werner von Haxthausen und sein alter Universitätsfreund Karl von der Gröben. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit besuchte Schenkendorf auf dringenden Rat seines Freundes Dr. Friedländer noch im Dezember 1815 die Aachener Bäder. —

Im zweiten Briefe fragt Schenkendorf bei seinem Freunde an, ob Goethe ihn nicht in Heidelberg besuchen werde. Im

1) Der zweite Teil des letzten Briefes (beginnend mit den Worten: Ich habe einen jämmerlichen Winter verlebt . . . bis zum Schluß) ist mitgeteilt im zweiten Bande von: Sulpiz Boisserée, S. 248.



Jahre 1810, als die politische Lage immer drückender wurde, hatten die Gebrüder Boisserée ihre Sammlung in Heidelberg untergebracht und sie dort den Kunstfreunden geöffnet. Wegen der neuen Kriegswirren des Jahres 1815 hatte Boisserée große Sorge um seine Gemälde. Goethe, dem er seine Befürchtungen mitteilte, nahm seinerseits regen Anteil. Im September 1814 hatte Goethe in Heidelberg eingehend die Sammlungen besichtigt und seine Anerkennung ausgesprochen. Das war der Grund, weshalb man im Kreise der Romantiker allgemein glaubte, Goethe würde sich nach dieser Anerkennung auch zu den Ansichten der Romantiker bekennen. Darum hatte wohl Schenkendorf die Frage gestellt, ob Goethe wieder nach Heidelberg käme. Gerade Schenkendorf war es nämlich gewesen, der schon von einer „Bekehrung“ Goethes geträumt hatte. Sein Freund E. v. Groote aus Köln berichtet darüber in einem Briefe an Boisserée: „... Schenkendorf hat mir recht mit Feuer und Liebe die Bekehrung Goethes vor Euern Bildern geschildert, und die kann ich mir denken, so als wäre ich dabei gewesen.“ [1])

Im August 1815 traf Goethe mit Boisserée zusammen in Wiesbaden, wo ersterer zur Kur weilte. Von dort machten die Freunde eine Reise und kamen am 21. September in Heidelberg an. Bald darauf, am 13. November, besuchte Schenkendorf seinen Freund Boisserée.

* * *

Im folgenden Briefe bittet Schenkendorf seinen Freund Boisserée um die Liebenswürdigkeit, den Grafen Münchow und Kanitz die Gemäldesammlung zu zeigen. Wie er im Briefe sagt, sind es seine Freunde aus seinen Studienjahren. In der Familie des Grafen Kanitz verkehrte er zur Zeit seiner „Verbannung“ im preußischen Oberlande. Der Bruder des erwähnten Grafen Kanitz war Oberlandesgerichtsassessor

---

1) S. B. 1. S. 239.

und als Leutnant im westpreußischen Dragonerregiment 1813 bei Dennewitz gefallen. Den Grafen Münchow hatte er in Königsberg kennen gelernt. Die weitergenannten Solms und v. Haxthausen waren Regierungsbeamte. Der erste Oberpräsident von den Rheinlanden, der andere der schon genannte Regierungsrat in Köln.[1]) Der Inhalt des dritten Briefes ist folgender:

Koblenz, 28sten Dezember 1815.

Liebe Freunde!

Die Überbringer dieses Brieflein, Rittmeister Graf Münchow nnd Rittmeister und Oberlandesgerichtsassessor Graf Kanitz gehören zu meinen liebsten Jugendfreunden und Genossen. Sie reisen zu meiner Frau nach Karlsruhe. Laßt Sie Euch empfohlen seyn! Kanitz ist ein besonders sinniger und frommer, zur Kunst geneigter Mensch, der selbst recht . . .[2]) Sachen gemahlt hat, und den Graf Solms zum Regierungsrat vorgeschlagen hat. Ihr wißt am besten, wie wenig alle Besucher von altdeutscher Kunst wissen und verstehen. Darum wünsche ich wohl, daß Bertram ihnen, soweit es ohne Unbequemlichkeit bei den abgenommenen Bildern statthaben kann, seine Wissenschaft von dieser Kunst, und ihren historischen Zusammenhang auseinandersetzte.

Hier ist alles beim alten. Der neue Organisationsplan ist abgegangen. Haxthausen auch nach Berlin. Solms nach Hause und es ist nur die Bestätigung von oben zu erwarten. Sie könnte sich indessen leicht bis zum Frühling verziehen und darum weiß ich auch noch nicht recht wie lange ich hier bleiben soll. Eichhorn ist ja bei Euch gewesen — ich sprach ihn nur einen Augenblick in Frankfurt. Künftig braucht Ihr dem M. v. Wambold nicht alles mitzuteilen was ich Euch erzähle. Herzlichen Neujahrsgruß von Eurem treuen Freunde

Max v. Schenkendorf.

Im letzten Briefe empfiehlt Schenkendorf den Gebrüdern Boisserée zwei Damen, die auf ihrer Heimreise nach Trier

1) Vergl. Bd. 152 S. 511 ff. dieser Blätter.

2) Das fehlende Wort ist unleserlich.



die Kunstsammlung besichtigen wollen. Die erwähnte Frau v. Graimberg wohnte in Kalsruhe und leitete ein Damen-institut. In ihrem Hause verkehrte Schenkendorf mit seinen Freunden, dem Geheimen Hofrat Jung, genannt Stilling, und dem Kirchenrat Ewald. Am Schluß des vierten Briefes erkundigt sich Schenkendorf nach den Resultaten der Berliner Kommission. Es betrifft den Ankauf der Sammlung durch die Regierung. Die preußische Regierung, auf die Sammlung von Boisserée aufmerksam gemacht, verhandelte mit Sulpiz durch den General Gneisenau, den Legationsrat Eichhorn und Schinkel. Auch der Minister Altenstein und der Staats-kanzler Fürst Hardenberg interessierten sich für den Kauf. Sulpiz Boisserée hatte mit Schinkel, der im Auftrage der Regierung die Verhandlungen führte, einen Vertrag geschlossen, der jedoch, nach einem Briefe von Schinkel an Boisserée zu urteilen, beim Ministerium wenig Anklang fand. Darauf scheint sich die Stelle in Schenkendorfs Brief zu beziehen. Der Brief selbst lautet:

Karlsruhe d. 2. September 1816.

Gott zu Gruß, Ihr lieben Herren und Freunde!

Die Gräfin Monts [?] aus Berlin, die Frau eines Preußischen Staabsoffiziers und die Schwester der hiesigen Frau v. Graim-berg, die mit ihren Töchtern in ihre Garnison nach Trier zurück-reißet, hat mich um ein Empfehlungsschreiben an Euch ersucht. Ich habe das nicht abschlagen können, ihnen aber gleich im Voraus wenig Hoffnung gemacht, daß sie in das Innere des Tempels kommen würden. Wenn es aber angeht, so zeiget ihnen doch wenigstens etwas. Den beiden ältern Töchtern wünsche ich einen solchen Blick der für ihr ganzes Leben ge-wissermaßen bildend und entscheidend wäre. —

Die älteste, die auch sehr schön ist, hat schon in Berlin von nichts als Köln und Heidelberg geträumt. Verzeiht die Beschwerde, die etwa dadurch veranlaßt wird — und es ist übrigens eine sehr brave und liebe Familie.

Daß Ihr einen gar nichts von den Resultaten der Berliner



Kommission, die mir übrigens nebst der Kölner Kommission sehr komisch zusammengesetzt schien, wissen lasset, ist nicht [?] recht. Von mir ist noch nichts zu melden. Weib und Kind grüßen. Gott befohlen und Gruß und Freundschaft.

Max v. Schenkendorf.

LXXXII.

Reinhard Johannes Sorge.

Dieser kam in die Öffentlichkeit, als sein fünfaktiges Spiel „Der Bettler, eine dramatische Sendung," (S. Fischer, Berlin) vor zwei Jahren mit dem Kleistpreis bedacht wurde.

Es ist das eine Auszeichnung, die bloß zu Antrieb und Nutz dichterisch Begabter dient und keineswegs Krone sein will. So wird sie denn in der Regel den Jungen und Ungenannten zuteil, solchen, die etwas zu werden versprechen. Jung war Sorge, der damals im zwanzigsten Lenze stand, wenn Jugend Drang und Schwang heißt, auch wenn Jugend Unreife ist, nicht mehr Blüte und doch nicht Frucht, noch mehr, wenn Jugend nichts bedeutet, als sich losreißen vom Mütterlichen und Väterlichen, von Blut und Herz, von Geist und Samen. „Der Bettler" ist Ausdruck eines solchen blanken Subjektivismus.

Ein Dichter, — um den Inhalt zu streifen, — ein Wolkenhascher, Geistestitane wirbt und bettelt für seine szenischen Schöpfungen, die von der Bühne ausgeschlossen werden und unverstanden sind, weil sie so viel Neues und Merkwürdiges in und an sich tragen. Bettelt, kämpft und leidet für sein Genie, das der Menschheit das Größte zu schenken hätte. Wenn er von dieser seiner Sendung spricht, dann tritt er immer — wörtlich, körperlich genommen — aus dem Rahmen heraus, sei es, daß er feierlich Stufen nach vorne hinabsteigt,



um das eherne Schicksal auf Du und Du zu grüßen, sei es, daß er, den Vorhang hinter sich zusammenschlagend, geradewegs in die Zuschauer hineinredet: „Bereitet mir die Pfade! Tut auf! Tut auf! Ich will die Bilder recken, die Götter türmen. Scheu ist hier Vermessenheit. Ich will die Welt auf meine Schultern nehmen." So ist das Drama Sorges monologisch. Schon in der inneren Form. Der Dichter-Bettler kennt nur sich und sein Werk, in dem er sich eben darstellt, verdichtet, geistig erfüllt. Was ihn sonst bindet, menschlich binden sollte, trennt er wie Fangschnüre von sich ab. Den Mäzen, den Freund läßt er ziehen. Vater und Mutter tötet er durch Gift. Das Opfer der Geliebten, die ihr Kind weggibt, um ganz ihm zu gehören, berauscht völlig seine Eitelkeit. Er braucht das Opfer, wie er den Rausch braucht, und er nennt das von einem Kreis in den anderen, höheren und reineren steigen, nennt es Läuterung im Schmelztiegel. Nichts stößt so sehr an den Szenen ab, wie dieses Pathos des Subjektiven, das nicht Lug, aber Selbsttrug ist, das nicht aus der Größe, sondern aus gleißendem Größenwahn stammt, nicht tiefen Schmerzen, sondern schönfärbender Rührseligkeit entsteigt, bloß tönt, aber nicht irgendwo, in der eigenen oder der Andern Brust widertönt, und einzig das wäre dramatisch.

Leere ist überall. Der Tat folgen lediglich Worte, den geschraubten Worten das allzu Gewöhnliche. Gewiß, das, was man so Täglichkeit heißt, zwischen Elfuhrglocke und Abendtrunk, die vom Grünen Markt über die Amtsstube zur Hausbank und den Spittel führt, ist ein enger gedrückter Kreis. Aber ist das Leben in den Tagen allen und unter den Menschen wirklich so klein, wie es dieser Dichter einzeichnet, daß es auf der einen Seite nur handwerkliches Sorgen und Borgen, auf der anderu nur Sternenzwiesprache und Unendlichkeitsträume hat und dazwischen nichts? Sollte das nicht die Leere schiefer Ästhetenromantik sein, so ist es die Leere eines noch ungelebten Lebens. Ich glaube, es ist mehr das Letztere. Sorge empfindet selbst eine heilige Un-



genügsamkeit an dem Leben, soweit es ihn bespült hat. Das ist die Grundstimmung, die man im „Bettler“ nicht verkennen darf. Von daher lassen sich auch die Zwischenspiele begreifen mit ihrem satirischen Oberlicht, den grotesken Verzerrungen, den irren Fratzen, den einsilbigen, starrgliedrigen Figurenreihen, die fast aus Bildern Hodlers genommen sind. Zwischen den grellen Visionen und den schreckenden Wirklichkeiten, die Visionen gleich sind, blüht aber dort und hier, zartblaß, eine unversehrte Blume auf. Wer benennt sie? Ich weiß nur, daß sie ihre Farbe von dem Licht und ihren Wuchs zur Sonne hat. Vielleicht das Blümlein Inniglich oder Himmelsverlangen oder Strahl Gottes oder Verkündigung oder das alles in einem. Der Name wird sich finden, wenn man Sorges zweiten dramatischen Versuch gelesen hat.

„Guntwar, die Schule eines Propheten“, Handlung in fünf Aufzügen, einem Vorspiel und einem Nachspiel (Joseph Kösel, Kempten-München) steht zum „Bettler“ wie die Form zum Stoff. Nicht, daß hier alles in der Komposition durchgebildet wäre, was dort erstrebt ist, obschon sich die Zwischenspiele und Traumgesichte nunmehr verständlicher in die Entwicklung der Seelen und in die Folge der Ereignisse einpassen. Auch nicht, daß es sprachlich eine Erfüllung geworden wäre. In Hinsicht auf deutsche Wort- und Satzfügung ist „Guntwar“ sogar ein Rückgang in oft klägliche Tiefpunkte. Aber ich sage: Die Schule des Propheten ist für Sorge metaphysisch die Lösung, die Vollendung. Im „Bettler“ stammelte er noch, verzweifelte er am Wort, schweifte er, taumelte er. Hier geht er einem großen Lichte nach, bis er es erkennt, um es dann laut hinauszubekennen: Christus. Er muß ihn bekennen. Die Sendung des dramatischen Dichters ist zur Sendung des Propheten geworden.

Diese reine Kraft des Erlebens und Erfühlens, dieses fromme Erglüht- und Durchleuchtetsein, dieser überirdisch leidenschaftliche Zwang, unter dem alle visionären Schauer gehen, ist das Große an dem Gedicht, das manchmal wieder gedanklich leer steht, obschon es voller Deutungen steckt;



leer, weil seine Allegorien eher eine Flucht in Bilder und Schatten sind als Kristall eines Geistigen; leer auch, weil Sorge nach wie vor im Leben fremd ist. Wie könnte er sonst glauben, daß das Problem der sinnlichen und übersinnlichen Liebe noch so heftig auf alt gewordene Eheleute einbrennt. Mitunter ist die Lebensfremde allerdings gewollt. Ein Romantiker, verschmäht er die Formen der Gesellschaft und des Bürgerlichen. Der Trunkene stößt Nüchterne an. Was man seinen Gestalten noch vorwerfen könnte, ist, daß sie nicht recht ins Spiel gegensätzlicher Kräfte taugten, weil sie zu passiv seien. Sie wirken nämlich nicht aus sich heraus, sondern ein göttliches Ungefähr, ein Strahl von oben wirkt in sie hinein, so daß in den Höhenschnitten und Absenkungen des Geschehens statt des Willens der Menschen die Gnadenüberraschung entscheidet. Ich habe schon früher einmal gelegentlich des durch Hofmannsthal erneuten „Jedermann" darauf hingewiesen, wie gerade aus der katholischen Form des Christentums eine strenge Willenskunst erwachsen müßte, denn nirgends wird so sehr wie hier gefordert, daß der Glaube das Gewissen durchrüttle, der Gnade entgegenkomme und sich nach den Werken hin ergänze. Darum ist das Katholische zugleich das Dramatische und das Unkatholische oft und oft das Undramatische. Auch in Sorges Mysterium. Wer darin auf die religiös-lyrische Wurzel getroffen ist, der weiß auch, warum sich das Geflecht der Handlung nicht dramatisch entfalten kann. Denn, wenn ein Engelchor des Vorspiels den Grundklang singt:

„Aufgeschaut!
Was ihr nicht begreift,
Ist im Heils-Wort euch
Rührend dargeboten.
Rührt es euch nur recht,
Seid ihr gut, seid schlecht,
Geht ihr durch die Pforten."

wo ist da die strebende Säule eines christlichen Lebens? Wo aber auch der bewußte, an sich schaffende, abzielende, das heißt der dramatische Mensch?



Es bliebe noch übrig, den Dichter, der sich kaum in eine der Kirchen sicher einordnen läßt, doch vermutlich Konvertit ist, nach den literarischen Mustern zu bestimmen. Goethes ganzer Faust müßte da erstens genannt werden, dessen romantischer und klassischer Walpurgisnacht Sorge die moderne, städtische gegenüberstellt. Manches, eben in der Anklage der großen Städte, gemahnt an die Farbe und den Wortschwung Verhaerens. Mehr als von der Literatur ist der Dichter indessen von der zeitgenössischen Kunst beeinflußt. Etwa von Welti („Mondnacht"). Von der Richtung Kubins, dessen intellektuelle Rasse ihm freilich fern ist. Hodler habe ich bereits erwähnt. Auch von der modernen Bühne. Von Reinhardts Licht- und Szenenphantasie. Anregungen sind das alles nur. Kern ist er sich selbst mit seinem Erlebnis der Seelen- und Jesusgemeinschaft. Und daß er darin an einen der schönsten Abschnitte des klarsten und tiefsten Geständnisbuches der Weltliteratur rührt, das mag für Sorges Sendung zeugen. Ich meine das zehnte Kapitel des neunten Buches in den Bekenntnissen des heiligen Augustinus, wo der Heilige erzählt, wie Mutter und Sohn, ans Fenster gelehnt, den Blick über dem inneren Garten des Hauses stillhalten und wie ihnen da im geistigen Gespräch allmählich die Welt versinkt und sie verzückten Herzens die Anschauung Gottes vorausnehmen. „Und dann seufzten wir auf . . . und kehrten zurück zu dem Geräusch der irdischen Sprache, zu den Worten, die Anfang und Ende haben."

Joseph Sprengler.

LXXXIII.

Die Breslauer Weihbischöfe.

Der verdiente schlesische Geschichtsforscher Joseph Jungnitz bietet dem am 28. Oktober d. Js. inthronisierten Fürstbischof Dr. Adolf Bertram in dem stattlichen Buche „Die Breslauer Weihbischöfe“ (Breslau, Franz Görlich 1914, S. VIII u. 453) einen sinnigen Willkommgruß. Die Festgabe ist eine wertvolle Bereicherung der Breslauer Diözesangeschichte, in welcher seit dem 16. Jahrhundert die Weihbischöfe tiefe Spuren ihres Wirkens hinterlassen haben. Zwar haben sich schon früher schlesische Gelehrte mit der Geschichte der Weihbischöfe beschäftigt — ich erinnere an den unermüdlich fleißigen Neisser Gymnasiallehrer August Kastner, an den Diözesangeschichtsschreiber Johann Heyne, an den Biographen der hl. Hedwig, Augustin Knoblich, und an den Breslauer Archivar Dr. Pfotenhauer — aber deren sonst anerkennenswerte Arbeiten reichen nicht aus, um uns ein vollständiges Bild von dem Wirken und den Geschicken dieser Bischöfe zu verschaffen. Das wird uns aber — wenigstens seit dem 16. Jahrhundert — in dem vorliegenden Buche geboten. Jungnitz konnte dafür die schlesischen Urkunden des von ihm im Auftrage des seligen Kardinals Kopp begründeten und sorgfältig geordneten Diözesanarchis ausnutzen. Daß er auch die anderen Breslauer Archive und die einschlägige gedruckte Literatur mit großem Fleiß und glücklichem Spürsinn durchforscht hat, braucht kaum bemerkt zu werden.

Der erste dauernd in dem Dienst der Diözese Breslau verwendete Weihbischof war der von dem Bischof Heinrich von Würben (1302—1319) berufene Leubuser Zisterzienser Paul von Banz, der vom Papst zum Bischof von Tiberias i. p. i. ernannt wurde. Die Bischöfe, welche vor dessen Zeit in der Diözese Breslau neben dem Ordinarius bischöfliche Weiheakte vollzogen, hielten sich zufällig und vorübergehend in der

Diözese auf und wurden gelegentlich von dem Ordinarius mit Pontifikalhandlungen betraut. Jungnitz zählt deren sieben auf. Sie waren meist Ordensleute, einige kamen aus den Ostseeprovinzen, aus welchen sie von den ins Heidentum zurückgefallenen Landesbewohnern vertrieben worden waren. Mancher dieser Bischöfe wanderte von Diözese zu Diözese und stellte sich den Diözesanbischöfen zur Verfügung. So wirkte der Minorit Fr. Albertus, Bischof von Pomesanien, in den Jahren 1279—1285 in den Diözesen Basel, Konstanz und Straßburg. Unter dem Namen Albertus de Prussia wird er auch in der erbaulichen und homiletischen Literatur erwähnt (vergl. Eubel im Freiburger Diözesanarchiv XVII [1889] 301 und Franz, Drei deutsche Minoritenprediger. Freiburg i. B. 1907 S. 313 ff.).

In der Diözese Breslau wirkten auch nach der Zeit des Titularbischofes Paul von Banz mehrere Bischöfe, welche als solche nicht für den Dienst in der Diözese berufen und konsekriert waren. So der Prämonstratenser Thomas von St. Vinzenz in Breslau († gegen 1378) welcher einen großen Ruf als praktizierender Arzt und medizinischer Schriftsteller genoß, und der Titularbischof von Trebinje (Bosnien) Matthias von Neumarkt († 1370), der bei Kaiser Karl IV. in hoher Gunst stand. Der Titularbischof Tylmann Wessel († um 1431), Augustiner-Eremit, war zuerst Weihbischof in Hildesheim, lebte und wirkte aber seit 1412 in Breslau. Eine päpstliche Überweisung des Hildesheimer Weihbischofes nach Breslau ist nicht anzunehmen, zumal der für Breslau 1405 bestimmte Titularbischof Bernhard von Callipolis (Dominikaner) als Breslauer Suffragan Weihehandlungen vollzog. Bernhard starb 1435. Noch zu dessen Lebzeiten wurde der aus der Grafschaft Glatz (Diözese Prag) stammende Dechant des Brieger Kollegiatkapitels Johann von Panwitz († 1446) am 11. April 1431 von Papst Eugen IV. zum Titularbischof von Symbalon ernannt mit der Vollmacht, Pontifikalien in der Stadt und in der Diözese Breslau zu verrichten. Sonach hatte die Diözese Breslau in den Jahren



1431—1435 zwei Weihbischöfe. Noch besser war die Diözese in den Jahren 1447—1461 versorgt. Denn während der Amtszeit der Weihbischöfe Bernhard von Symbalon (1447 bis 1455), eines Augustiner-Chorherrn, und des Minoriten Johann Pelletz (1456 bis gegen 1461) wirkten in der Diözese der Bischof Johann von Gardar (Grönland), der von den Eskimos vertrieben, in seine Heimat, nach der Lausitz (Diözese Meißen) zurückgekehrt war († um 1470) und der Bischof von Ermland Franz Kuhschmalz († 1457), der infolge der Anfeindungen seitens der Deutschordensritter und der Polen sein Bistum 1455 verlassen mußte und in Breslau eine ehrenvolle Aufnahme fand. Dagegen entbehrte die Diözese von 1461—1476 einen eigentlichen Weihbischof und konnte sogar von 1470—1476 nicht einmal über einen Hilfsbischof zur Verrichtung der Pontifikalien verfügen. Erst am 11. März 1476 ernannte Papst Sixtus IV. den Breslauer Augustiner-Chorherrn und Probst an der hl. Geistkirche Johannes Ambrosii zum Titularbischof von Cyzikus († 1504).

Eine beträchtliche Anzahl von den bisher genannten Titularbischöfen können eigentlich nicht als „Weihbischöfe" der Diözese Breslau bezeichnet werden. Es waren Titularbischöfe, die gelegentlich auf Ersuchen und im Auftrag der Ordinarien Weihehandlungen in den Diözesen vollzogen. Das durften sie nach der damaligen Praxis auch ohne Genehmigung des apostolischen Stuhles tun. Sie gehören insofern in eine Geschichte der Weihbischöfe der Diözese, als sie bischöfliche Weiheakte in der Diözese vollzogen. Sicherlich aber gehört der Olmützer Weihbischof Kaspar Kareis von Romstein nicht dahin, so große Verdienste er sich als Breslauer Domprälat um die Diözese erworben hat. In dieser hat er aber — er war von 1640—1646 Olmützer Suffragan — keine Pontifikalhandlungen verrichtet. Als Weihbischöfe der Diözese Breslau haben eigentlich nur jene Titularbischöfe zu gelten, welche vom Papst dem Ordinarius zur ständigen Aushilfe überwiesen waren. Mit der Ernennung und Überweisung wurde dem Ordinarius auch die Pflicht auferlegt, dem Weih-

bischof einen Gehalt auszuwerfen, der zuerst 200 nnd später 300 Dukaten betrug. (Vgl. Benedicti XIV. De synodo dioecesana lib. XIII cap. 14 n. 4—7 Ferrariae 1760 p. 364 ff.) Den Bischöfen war diese mit dem 15. Jahrhundert eingeführte Belastung aber unbequem. Bischof Konrad (1417—1447) bat darum 1434 das Baseler Konzil um die Erlaubnis, seinen Weihbischof Johann von Panwitz († 1446) mit Benefizien auszustatten, was er auch trotz des abschlägigen Bescheides des Konzils tat. Dem zweiten Nachfolger, dem Weihbischof Johann Pelletz (1457 – 1461) wurde in der päpstlichen Ernennungsurkunde ein Gehalt von 200 Dukaten auf die Bistumsgüter angewiesen. Die Absicht des Bischofs Peter II Nowag (1457—1465), den Weihbischof mit dem Einkommen der Stadtpfarrei Groß-Glogau zu dotieren, kam aus unbekannten Gründen trotz der Zustimmung des Domkapitels (1451) nicht zur Ausführung. Somit verblieb es bei der Dotierungspflicht aus den Einkünften des Bischofs. Als der Prämonstratenser-Abt von St. Vinzenz, Johann Thiel, 1539 zum Weihbischof ernannt wurde, wies ihm Papst Paul III. 100 Dukaten aus den bischöflichen Mensalgütern an, damit er das Stift nicht belaste. Bei der Ernennung des Weihbischofs Adam Weißkopf (1576) wurden dem Bischof Martin Gerstmann 200 Dukaten auferlegt, anstatt welcher der Bischof dem Weihbischof zwei Mensalgüter zur lebenslänglichen Nutznießung überließ. Ob diese Überweisung von Mensalgütern eine ständige Einrichtung wurde, ergibt sich aus den Mitteilungen Jungnitz' nicht; jedenfalls machte ihr die Säkularisation ein Ende; dann übernahm der Staat die Dotation des Weihbischofes. Da seit 1576 stets bepfründete Domherrn zu Weihbischöfen ernannt und diese vom Papst im Genuß ihrer Pfründen belassen wurden, war für eine würdige äußere Stellung derselben reichlich gesorgt. Der Weihbischof Skultetus († 1613) berechnete selbst sein Einkommen aus dem weihbischöflichen Amte auf 4000 Taler. Das Breslauer Domkapitel wollte in den Wahlkapitulationen von 1671 den neuen Bischof verpflichten, den Weihbischof



stets aus den Domherrn zu erwählen. Das war, wie oben bemerkt, seit 1576 immer geschehen und entsprach auch den Interessen des Bischofs und Kapitels. Freilich wurde damit auch eine Quelle verdrießlicher Streitigkeiten geöffnet.

Jeder Domherr hatte seine bestimmte Stelle im Chor, im Kapitel und bei Prozessionen; darum behielt auch der zum Weihbischof ernannte Domherr sein ihm als Kanonikus zugewiesenes stallum im Chor, seinen Sitz im Kapitel und seine Stelle bei Prozessionen. Er wurde also wie ein einfacher Domherr behandelt. Trat er als Weihbischof auf, so genoß er die besonderen ihm zukommenden Ehren. Damit waren die Weihbischöfe — sowohl die Breslauer als auch die anderer Diözesen — nicht zufrieden, während sich das Kapitel zu den geforderten Erweiterungen der Ehrenrechte des Weihbischofs nicht verstehen wollte. Der Streit um die Präzedenz begann in Breslau unter dem Weihbischof Martin Kohlsdorf (1617—1624), der in seinen Ansprüchen vom Bischof Karl von Österreich unterstützt wurde, und dauerte mit Unterbrechungen bis in die jüngste Zeit. Dabei wurden die Weihbischöfe von ihren Ordinarien teils unterstützt, teils abgewiesen. Jungnitz berichtet (S. 119, 162, 186, 235) über den Streit, in welchem zahlreiche Schriftsätze ohne Erfolg gewechselt wurden. Die vom Weihbischof Brunetti (1693—1703) angerufene Ritenkongregation fällte keine Entscheidung, dagegen gelang es dem Fürstbischof Franz Ludwig 1697 ein Abkommen durchzusetzen, welches die Ehrenrechte des Weihbischofs in Kleinigkeiten erweiterte. Der Streit brach aber unter dem Weihbischof Graf Almesloe (1743—1760) mit um so größerer Heftigkeit aus, je gehässiger der Fürstbischof Philipp Gotthard Schaffgotsch die Ansprüche und die Person des Weihbischofs behandelte. Er nannte den Weihbischof „seinen Kaplan" und erklärte, ihn so lange so zu nennen, als er nicht auf den ihm zufließenden Genuß aus der mensa episcopalis verzichte und von den „Einkünften seines in partibus infidelium besitzenden Bistums lebe". In dem Schreiben vom 18. 10. 1753, dem dieser unan-



ständige Satz entnommen ist (S. 237), verbot er dem Weihbischof den Gebrauch der Ehrenrechte des Abkommens von 1697. Es ist beispiellos, daß ein Bischof einen Weihbischof in einem Schriftstück so höhnisch und grob behandelte. Noch verächtlicher war es aber, daß der Fürstbischof seinen Weihbischof 1756 des Landesverrats beschuldigte und dessen Abführung nach Magdeburg veranlaßte, von wo er erst 1759 heimkehren durfte. Die Verdächtigung entbehrte jedes Grundes; Schaffgotsch wollte den Weihbischof entfernen, „um sich eines lästigen Zensors zu entledigen und das unerlaubte Verhältnis mit der Bruderfrau des Weihbischofs ungestört unterhalten zu können" (S. 239). Almesloe hatte sich in der Präzedenzfrage an die Ritenkongregation gewandt, die aber unter dem 10. 10. 1757 dem Domkapitel mitteilte, daß sie den Prozeß wegen der Zeitumstände vertagen müsse. Er ist nicht mehr aufgenommen worden. Die beiden nächsten Nachfolger Almesloes waren Prälaten und Bistumsadministratoren und die späteren haben es nicht für der Mühe wert gehalten, einen Streit zu erneuern, der doch im Verhältnis zu den großen Aufgaben der Kirche nur untergeordnete Dinge betraf. Gleichwohl hat der eine oder andere Weihbischof es unangenehm empfunden, daß er im Kapitel keine seiner bischöflichen Würde angemessene Stellung erlangen konnte.

Die lutherische Bewegung fand in Schlesien infolge der nachgiebigen Schwäche der Fürstbischöfe raschen Eingang und weite Verbreitung. Da sich die Fürstbischöfe Balthasar von Promnitz (1540—1562) und Kaspar von Logau (1562—1574) trotz des wiederholten Drängens des Domkapitels weigerten, die nach dem Tode des Weihbischofs und Prämonstratenserabtes Johannes Thiel (1545) erledigte Stelle des Weihbischofs von neuem zu besetzen, blieb die Diözese durch dreißig Jahre ohne Weihbischof. Das Domkapitel schildert in den wiederholten ernsten Mahnschreiben die aus dieser langen Vakanz entstandenen traurigen Verhältnisse: keine Firmungen, keine Kirchenkonsekrationen, keine Benediktionen von Para-

menten, ja in der Kathedrale sei, da die Fürstbischöfe in Neisse wohnten, der Pontifikal-Gottesdienst ganz in Vergessenheit geraten (S. 84). Nach dem Tode des Fürstbischofs Kaspar von Logau († 1574) bestieg der tüchtige Breslauer Domdechant Martin Gerstmann (1574—1585) den bischöflichen Stuhl. Er wählte den Domprälaten Adam Weißkopf zu seinem Weihbischof, welcher von 1575—1605 drei Bischöfe auf das erfolgreichste in den Pontifikalien und in der Leitung der Diözese unterstützte. Mit ihm beginnt eine lange Reihe von Weihbischöfen, die in gefahrvoller Zeit die Fahne des Katholizismus gegenüber den Neuerern hoch hielten und durch Wort und Tat die traurigen kirchlichen Verhältnisse mit Erfolg zu heben suchten. Wir nennen nur den eifrigen Georg Skultetus († 1613), den vortrefflichen, wohltätigen Balthasar von Liesch († 1661), den seeleneifrigen und unermüdlich tätigen Karl Franz Neander († 1693) und den gelehrten, um die Bistumsgeschichte ebenso wie um die Diözesanverwaltung hochverdienten und frommen Elias Daniel von Sommerfeld (1714—1742) und sind Jungnitz dankbar, daß er diesen Männern in ausführlichen Lebensbildern ein verdientes Ehrendenkmal gesetzt hat. Weihbischof Sommerfeld ragt in seinen beiden letzten Amtsjahren in die preußische Zeit hinein. Kurz vor seinem Tode sah er sich genötigt, seinem Bischof Kardinal Sinzendorf offen entgegenzutreten, weil dieser den Günstling Friedrichs II., den Prälaten Philipp Gotthard von Schaffgotsch, zu Unrecht von der Exkommunikation, der dieser als Freimaurer verfallen war, absolviert hatte. Als Nachfolger Sommerfelds wählte der Kardinal den Grafen von Almesloe, einen armseligen Mann, der leidenschaftlich spielte und immer in Geldnot war. Sein tragisches Geschick, von welchem wir oben sprachen, läßt die klägliche Rolle, die er gespielt, einigermaßen vergessen. Als er starb (1760), hatte auch Fürstbischof Schaffgotsch, sein Gönner und Verfolger, seine verhängnisvolle Rolle ausgespielt. Er lebte in der Verbannung und an seiner Stelle regierten nacheinander die Weihbischöfe Graf Moriz von Strachwitz (1761—1781)

und Anton Ferdinand von Rothkirch und Panthen (1781—1797) die Diözese als Bistumsadministratoren.

Die ausführliche Darstellung der Wirksamkeit dieser beiden Weihbischöfe verdient besonderen Dank. Beide waren treu katholisch und eifrig besorgt, das Wohl der Diözese zu fördern. Dabei wurden sie aber auf Schritt und Tritt von der Kirchenpolitik Friedrich II. und von rücksichtslosen Eingriffen der schlesischen Regierung behindert. Sie mußten vieles nachgeben, um schlimmere Gewalttaten hintanzuhalten. Ihrer Einsicht entging es nicht, daß die preußische Regierung darauf bedacht war, den Katholizismus in Schlesien zu schwächen und das Kirchenregiment völlig in ihre Hände zu bringen. Das möglichst zu verhindern, war ihre stete Sorge und bleibt auch trotz mancher Fehlgriffe ihr bleibendes Verdienst. Das Gleiche kann man dem Nachfolger Rothkirchs, dem Weihbischof Emanuel von Schimonsky nachrühmen, der unter dem Fürstbischof Joseph von Hohenlohe-Bartenstein (1795—1817) zugleich Generalvikar, von 1817—1824 Bistumsadministrator uud von 1824—1832 Fürstbischof war. In seine Zeit fallen die Säkularisation des Bistums und der Klöster, die schwierige Arbeit der Neugestaltung der Bistumsverwaltung, der Erlaß der Bulle De salute animarum vom 16. Juli 1821 und endlich die Theinersche und Neologen-Bewegung. Für die Zeit von 1740—1840 bietet Jungnitz viel bisher unbekanntes Material zur Bistumsgeschichte.

Unter den Weihbischöfen des 19. Jahrhunderts erfährt der Weihbischof Daniel Latussek (1838—1857) eine ausführliche Behandlung. Von dem Fürstbischof Sedlnitzky ernannt, ging er mit diesem die unkirchlichen Wege, die den Fürstbischof 1840 zur Resignation zwangen. Latussek lenkte darnach ein und arbeitete unter den Fürstbischöfen Diepenbrock und Förster in so hingebender Treue, als hätte er niemals den unkirchlichen Bestrebungen Sedlnitzkys Vorschub geleistet. Den Schluß des Werkes bilden die ansprechenden Lebensbilder der letzten fünf Weihbischöfe, darunter auch das des Weihbischofs Bernhard Bogadain (1857—1860), dessen



pädagogische Grundsätze für polnische Schulen ausführlich dargelegt werden, um die Angriffe zurückzuweisen, die vor einiger Zeit von dem Kultusminister Bosse und dem Ministerialdirektor Kügler gegen Bogedain als einen Polonisator des oberschlesischen Schulwesens erhoben wurden.

Das lehrreiche Buch Jungnitz' ist nicht blos eine Geschichte der Breslauer Weihbischöfe, sondern in einzelnen Teilen auch eine Diözesangeschichte. Das trifft vornehmlich zu für die Zeit vom 17. bis 19. Jahrhundert. Es verdient darum freundliche Aufnahme und fleißigen Gebrauch, vor allem unter dem schlesischen Klerus.

Adolph Franz.

LXXXIV.

Wie kam die Koalition zustande?

(Schluß.)

In den Kreisen der Diplomatie besteht die Meinung, daß Delcassé wohl das Ziel im allgemeinen ins Auge gefaßt hat, daß jedoch die Konzeption sowie die Disposition bei der langsamen Entwicklung nicht so sehr von ihm selbst als von den Brüdern Paul und Jules Cambon, namentlich von dem ersteren, ausging. Paul Cambon ist seit Jahren Botschafter in London, und kein Zweifel kann bestehen, daß er an dem Werk der Koalition in allererster Reihe und in der hervorragendsten Art mitgewirkt hat. Bei der Inspiration der gesamten französischen Auslandspolitik und bei den Maßnahmen auf dem Gebiet der inneren Politik, insbesondere bei der Verstärkung der Heeresmacht (dreijährige Dienstzeit) hat er das entscheidende Wort, seinen Rat in die Wage gelegt. Als Sohn eines städtischen Beamten im Jahre 1843 geboren, wandte er sich der Laufbahn des Advokaten zu. Als 1870 Jules Ferry die Seinepräfektur übernahm, wurde Cambon sein Kabinetchef. Die folgenden Jahre brachten ihn



an die Spitze der Verwaltungen in den Departements: Seealpen, Bouches du Rhône (Marseille), Aube. Im Jahr 1873 sieht man ihn als Vorsteher der Verwaltung der Versorgungsanstalt für arme Kinder in Paris. Ein Posten, der begünstigten Politikern als Anwartschaft auf wichtigere Ämter gegeben wird. 1876 war er Präfekt des Departements Doubs (an der Schweizer Grenze), welches Amt er durch seine Opposition gegen die Regierung des 16. Mai (Mac Mahon) verlor. Er wurde abgesetzt. Schon das folgende Jahr gaben ihm die obsiegenden Freunde Revanche: er wurde Präfekt des vollkommen liberalen Departement du Nord (Lille). Jetzt wandte er sich höheren Zielen zu und trat in den diplomatischen Dienst. Er wurde Resident in Tunis und, nachdem er dort die französische Verwaltung eingerichtet hatte, gelangte er in schneller Folge als Botschafter nach Madrid (1886), Konstantinopel (1890) und London (1898). An der Themse hat er viel, vielleicht mehr als jeder andere zur Annäherung zwischen England und Frankreich und zwischen England und Rußland beigetragen. Er ist ein geschmeidiger, namentlich in wirtschaftlichen Dingen höchst unterrichteter Herr, trotz seiner Jahre ungebeugt und schlank, vornehm in Haltung und Wort, ein Lächeln um den schmalen Mund.

Sein Bruder Jules Cambon hat sich an ihm ein Vorbild genommen. Vielleicht aus Dankbarkeit, den er verdankt dem älteren Paul den Eintritt in eine glänzende Laufbahn und in derselben manche Förderung. Er ist 1845 in Paris geboren und trat dort in die Advokatur. Im Kriegsjahr 1870/71 war er Hauptmann der Mobilgarden des Seine-Departements. Nach dem Frieden gehörte er der Kommission an, welche die Funktionen des Conseil d'Etat versah. Im Jahre 1874 kam er an die Spitze der Zivilverwaltung in Algier, um im Jahre 1878 Präfekt in Constantine zu werden. Nachdem er einige Zeit als Generalsekretär der Polizeiverwaltung gearbeitet hatte, wurde er der Nachfolger seines Bruders an der Spitze der Präfektur im Departement du

Nord. Fünf Jahre später übernahm er die Präfektur der Rhône. Im Jahre 1891 war er Generalgouverneur von Algier, 1897 ging er als Botschafter nach Washington und wurde schon im folgenden Jahre mit der Vermittlung der Friedensverhandlungen zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien betraut. Von Washington kam er nach Berlin. Seine Beteiligung an den Kongoerörterungen ist bekannt.

So hoch man die Begabung und den Einfluß beider Cambon und Delcassé's einschätzen mag, keiner von ihnen würde zum Ziel gelangt sein ohne den Beistand der Männer, welche in der inneren Politik den Ton angaben. Dieselbe stand in erster Reihe. Wir haben versucht, zu zeigen, daß selbst die militärischen Rüstungen, die auf Krieg gerichtete Tendenz die Resultante der inneren Politik sind.

Clémenceau, Jaurès, de Mun scheiden als Mitarbeiter der beiden Cambon und Delcassé's deshalb aus, weil sie ganz anderen Richtungen angehörten. Anders war es mit Aristide Briand, der in den letzten Jahren vielleicht das gewichtigste Wort in der inneren Politik gesprochen hat und der auch die Trennung von Staat und Kirche bewirkt hat. Aristide Briand ist der Sohn eines Gastwirts in der Hafenstadt Saint Nazaire (bei Nantes, in der Bretagne), wo er 1862 zur Welt kam. Seine Studien machte er am Lyzeum in Nantes. Als junger Advokat hatte er jenes Abenteuer, welches noch heute — mit erforderlicher Veränderung der Namen — in manchem Kinema der Vorstädte aufgeführt wird. Es handelt sich dabei um den jungen Advokaten Briand, die Eheirrung einer jungen Frau, eine Mühle und einige weitere ausschmückende Zutaten. Die gerichtliche Verhandlung des Falles hat seinerzeit enormes Aufsehen gemacht, da die politischen Gegner Briands daraus Kapital schlugen. Briand war der entschiedensten sozialistisch-revolutionären Richtung beigetreten und wurde in dem Fabrikkreis von Saint Etienne in die Kammer gewählt. Nichts vermochte die Treue dieses Wahlkreises zu erschüttern. Er blieb auch dann treu, als Briand, der sich inzwischen eine



feste Position gemacht hatte, Wasser in den revolutionären Wein goß und sich den bürgerlichen Parteien anschloß. Große Redegewandtheit ist das Piedestal, auf dem er sich emporgeschwungen. Von 1909 bis 1912 war er Ministerpräsident. Die Unfruchtbarkeit der inneren Politik erkennend, wandte er sich den Problemen der Auslandspolitik zu und näherte sich den Absichten der Cambon und Delcassés. Die dreijährige Dienstzeit ist zum guten Teil sein und seiner Freunde Werk.

Mithelfer bei diesem Werk war Louis Barthou; wie Briand aus der Reihe der Advokaten hervorgegangen. Barthou ist ein Kind der Pyrenäen. Seine Wiege stand in dem mittelalterlichen Städtchen Sainte Marie, das man mit der Stadt Oloron vereinigt hat. Man kann sich vielleicht kein romantischeres Dorfbild denken als Sainte Marie. Die niedrigen Häuser lehnen sich an den waldigen Hügel, auf den die Spitzen der Pyrenäen blicken; zu seinen Füßen rauscht der schmale, schäumende Gave d'Oloron. Die uralte (man sagt, sie stamme aus der Zeit Karls des Großen) stattliche Kirche, ein Meisterwerk der Baukunst, ist von einem Wäldchen hoher Bäume umstanden und bietet das Bild des tiefsten Friedens. Drüben in Oloron steht im neuen Stadtteil ein Denkmal an den Krieg von 1870, das den Revanchegedanken deutlicher ausdrückt als irgend ein Standbild in Paris oder sonstwo. Auf hohem Sockel erheben sich die die Figuren zweier zum Tod verwundeter Soldaten und darunter steht die Inschrift: „Sors de nos ossements O vengeur attendu.“ Dabei ist die Bevölkerung dieser Landschaft keineswegs chauvinistisch. Das Standbild ist das Werk der herrschenden politischen Gruppe, welche auch das prunkende Gebäude der Sparkasse, am Hang des Hügels, gebaut hat; ein wahrer Palast. Hoch darüber, auf der Spitze des Kegels, erheben sich die uralten Kirchen von Oloron, errichtet auf den Fundamenten des Römerbaues. Der runde Platz bei der Kathedrale ist angelegt wie die Alameda in den spanischen Städten; eine weite, herrliche

Fernsicht bietet sich über Wald und Berge, bis die Gipfel der Pyrenäen die Wacht an der spanischen Grenze verkünden.

In dieser Umgebung hat Louis Barthou seine Knabenzeit verbracht. Etwas vom Rauschen des Gave, von der Poesie der Pyrenäen birgt sich in seiner Rhetorik und in seinen nicht zahlreichen Schriften. Seine Reden verraten den Schöngeist, der sich an den besten Quellen der alten und neuen Literatur labt. Brennender Ehrgeiz ist der vornehmste Charakterzug des Mannes, der in seinem Äußeren unbedeutend ist. Bei dem letzten Jahresbankett der „Revue Hebdomadaire“ in Paris hat er den kriegerischen Ton schärfer angeschlagen als jeder andere französische Politiker und dementsprechend war seine Tätigkeit in Presse, Parlament und Vereinen. Er begann seine Laufbahn als Präsident des Generalrats der Niederpyrenäen und wurde unter Méline Minister des Inneren. „Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken.“ So sehen wir ihn in den letzten Jahren als einen der einflußreichsten Inspiratoren der äußeren Politik, weil aus dem Gefäß der inneren Politik nichts mehr zu schöpfen war.

Eines der Merkmale all dieser Politiker ist ihre Unkenntnis der Machtfaktoren und ihre Überschätzung der Individualität. Das ist es, was sie verhindert klar zu sehen und unbefangen zu urteilen. Wenn Delcassé, Briand, Barthou, Poincaré und andere das Machtverhältnis in Europa richtig eingeschätzt hätten, so würden sie sich nicht entschlossen haben, unter der Toga das Schwert anzulegen.

Diese Schauspieler auf der Bühne hätten vielleicht keinen Applaus im Publikum geerntet, wenn nicht die Musik im Orchester die schwellenden Töne geliefert hätte. Wie es kam? Der Naturalismus hatte abgewirtschaftet. Dem Walten der Poesie, der echten, stellte sich der materialistische Zeitgeist in den Weg. Die Mystik? Sie lebt in Frankreich ohne den geringsten Zweifel, allein ihre Atemzüge dringen nicht in die Öffentlichkeit. De Maistre, Montalembert, Chateaubriand





ruhen in prächtigen Grabstätten. Lamartine hat Millionen Bewunderer, aber außer Pomairol kaum einen Nachahmer, und Pomairol hat die Akademie den Eintritt versagt, den sie einem Gaukler wie Richepin leicht gewährte. Die edle Poesie Mistrals regt ihre Flügel hoch über dem Getriebe; wie Äolsharfen klingen ihre Laute ins Tal. Was blieb den Romanciers und Dichtern anderes übrig als „der Kultus des Patriotismus?" Recht verstanden gibt es kein höheres Ideal in der Welt, aber was nennt man nicht alles so?

Es würde eine besondere Abhandlung erfordern, wollte man die Rolle der Revanche-Idee in der französischen Literatur darstellen, zumal diese Idee sich durch manches Werk wie ein seidener Faden windet. Es ist nicht zu leugnen, daß Ehrgeizige wie Barrès und viele andere niemals zu dem Ansehen, das sie genießen, gekommen wären, wenn sie ihrer Poesie nicht die Trompete mitgegeben hätten. In ihrer Gesamtheit haben sie den Kriegsgedanken, mit dem Männer wie Poincaré, Briand nur spielten, im Volk populär gemacht, freilich nicht den Krieg, aber die Emotion, welche der Gedanke an Heldentaten schafft.

Am meisten hat wahrscheinlich Maurice Barrès in dieser Richtung gewirkt. Im Jahr 1862 in dem Städtchen Charmes in den Vogesen geboren, studierte er in Nancy und Paris. Im Alter von 20 Jahren veröffentlichte er Bücher, welche der Erotik galten und die sicherlich meilenweit entfernt waren von dem patriotisch-philosophisch-mystischen Geist, den seine heutigen Schriften tragen. Bekannt wurde er erst, nachdem der Romancier Paul Bourget sein Buch „Unter dem Auge der Barbaren" mit einer Vorrede versehen hatte. Fortan galt die gesamte Arbeit der Schürung des Revanchegedankens und der Hetze zum Krieg, den Barrès als eine Art von militärischem Spaziergang darstellt. Hunderte von Schriften jeder Art hat er mit einer chauvinistischen Vorrede versehen, wenn sie nur der Hetze galten. Kein anderer Schriftsteller hat unter der französischen Jugend soviel Anhang wie er. Er geht niemals zur Kirche und hat seit der Knabenzeit die



Sakramente nicht empfangen, aber das hindert ihn nicht, in seinen Schriften den Glauben zu verherrlichen und so den Beifall der Christen zu gewinnen. Seine literarische Stellung ist in ernsten Kreisen bestritten trotz seines großen Erfolges. Barrès ist dunkel, manieriert, subtil und gefällt sich in verwickelten Phrasen, in welchen er ein gewisses Raffinement birgt. Seine Art der seelischen Analyse ist mit derjenigen von Stendhal verglichen worden, womit man aber Stendhal großes Unrecht tut. Barrès ist vor allem ein Stilist. Es ist viel gekünsteltes in seinen Werken. Man kann zugeben, daß manches Kapitel stilistische Schönheiten darbietet. Aber eignet sich ein solcher Geist zum Führer der Jugend? Man wäre versucht, in alledem die Eigenschaften eines Verführers zu erblicken. Jedenfalls ist Barrès mit Schuld an der blinden chauvinistischen Strömung, welche seit etwa fünf Jahren in der Jugend aufgetreten ist.

Minder agitatorisch, mit größerer Kunst treten uns Paul Bourget und René Bazin entgegen. Auch ihre Feder hat mehr als genug an Szenen und Reden geliefert, welche dem Geist der Lesewelt das Gift des Hasses und der eigenen Überschätzung einimpften. Bourgets Romane sind schön geschrieben, und seit er etwa um das Jahr 1894 von dem Fähnlein Zolas abgerückt ist und eine höhere Auffassung vorträgt, hat er sich die Gunst der rechtschaffenen Leute und selbst kirchlicher Kreise erworben. Umso größer ist seine Verantwortlichkeit für das Schüren des Hasses zwischen „Gaulois et Germain“. Seine Psychologie ist scharf, aber seine schöpferische Fähigkeit ist nicht groß. Man hat ihn gezeichnet als: „abstrakt in der Psychologie, mehr Wissenschaft als Kunst, ein Moralist in der Mystik, ein Libertin, der die Hand nach der Gnade ausstreckt“. Man könnte schlimmeres von einem Romancier sagen. Anders René Bazin, dessen Romane das bürgerliche Leben im heutigen Frankreich edel darstellen, der aber leider auch dem Gift des „Rassenhasses“ in manchem schönen Kapitel Einlaß gegeben hat.

Man lasse sich an diesen Beispielen genügen. Sie



zeigen, daß eine Art stiller Verabredung zwischen Politikern, Publizisten, Romanciers und Künstlern vorlag, welche das kriegerische Feuer anfachte. Daß es nicht in die Massen des französischen Volkes gelangte, ist lediglich Folge des Umstandes, daß die Mehrheit der heutigen Franzosen ganz und gar dem friedlichen Erwerb ergeben ist und die Politik lediglich duldet. Dieses Verhalten bringt natürlich die Gefahr der Suggestion mit.

Wir haben den Geist der Koalition an einigen Männern geprüft, welche an ihrem Zustandkommen gearbeitet haben. Es bleibt übrig, die Männer ins Auge zu fassen, welche an entscheidender Stelle mitgeholfen haben. In Rom half der Botschafter Camille Barrère, ein Journalist, der Frankreichs Interesse inmitten der italienischen Politiker erfolgreich vertrat und mehr als einmal nahe daran war, Italiens Austritt aus dem Dreibund zu erreichen. Vielleicht mit weniger Aufwand an Intrigue, aber mit Umsicht und Beharrlichkeit hat der englische Botschafter in Paris, Sir Francis Bertie, ebenfalls ein ehemaliger Mitarbeiter der Presse, den Ring schmieden helfen. In den letzten Jahren wirkte an seiner Seite der Botschaftsrat Earl Granville, den man in Berlin von seiner dortigen Stellung her kennt. Wer denkt bei seinem Namen daran, daß er zu den Dalberg gehört, nach denen in alter Zeit, bei jeder Kaiserkrönung, vor dem Ritterschlag der deutsche Kaiser zu fragen pflegte: „Ist kein Dalberg da?" Die einzige Tochter des Fürsten Dalberg hatte sich dem Hause Acton Granville vermählt.

Wir gelangen nun zu dem Mann, den unsere Zeit als den „Hauptanstifter" des Krieges der Koalition gegen uns bezeichnet: Sir Edward Grey.

Grey hat all die Jahre hindurch als »spiritus rector« der englischen Politik gegolten, und obgleich es bekannt war, daß er bereits vor dem Jahre 1910, ehe er Staatssekretär wurde, den Gedanken an ein Zusammengehen mit Deutschland ein für allemal verabschiedet hat, so schrieb man ihm doch die Absicht zu, mit Deutschland zu einer Verständigung

zu gelangen, und stark wurde es betont, als er 1911 erklärte: „der Gedanke, Deutschland zu isolieren“, liege ihm fern. Er hat seinerzeit gesagt, daß die Auslegung (Fürst Bülow) des Yangtse-Abkommens ihm die Lust zu einer Kooperation mit Deutschland genommen habe.

Soweit die diplomatische Arbeit in Betracht kommt, kann nicht verkannt werden, daß Grey mit Geschick gehandelt hat. Er schloß Abkommen mit Frankreich, Rußland und anscheinend mit Belgien, welche für England im Kriegsfall den casus foederis schufen, und entgegen allen englischen Traditionen erklärte er im Parlament, daß Englands Politik frei sei. Er vermied so die Erörterung seiner Politik, welche wahrscheinlich von der Majorität der englischen und schottischen Wähler verworfen worden wäre, wenn sie im Wahlkampf zur Diskussion gestanden wäre.

Sir Edward Grey ist noch jung unter den Diplomaten. Er wurde im Jahre 1862 geboren und hat seine Studien in Oxford gemacht. 1882 folgte er im Titel seinem Vater und 1885 trat er in das Parlament, wo er der Opposition gegen Lord Salisbury angehörte. Von 1892 bis 1895 war er Unterstaatssekretär des Auswärtigen und 1906 wurde er Staatssekretär. Seine Rolle an dieser Stelle ist bekannt. Außer den Stunden der Erholung, die er dem Tennisspiel und dem Angeln zuwendet, hat das Auswärtige Amt in Downingstreet, seit Lord Beaconsfield, keinen eifrigeren Arbeiter gesehen als ihn. In seiner Persönlichkeit bietet er das Bild eines Quäkers und die Eleganz, etwas salopp, die er zur Schau trägt, weist diesen Vergleich nicht zurück. Man hat ihm Mangel an Offenheit vorgeworfen. Was das gegenüber einem Diplomaten bedeutet, liegt auf der Wahrheit entgegengesetzter Bahn.

Das Schicksal hat Sir Edward eine weit größere Verantwortlichkeit zugewiesen, als seinem Vater und auch seinem Großvater zugefallen war, deren Geist im Enkel waltet. Sein Vater, Henry George, wurde nach einer glänzenden Laufbahn (er war Mitglied des Ministeriums Melbourne



1835—39 und 1846—52 Mitglied des Ministeriums Russel, an der Spitze der Kolonien) das Opfer der Kolonialpolitik, die er in einer noch heute beachteten Schrift „The Colonial Policy of Lord John Russels Administration“ beleuchtet hat. 1882 trennte er sich von den Whigs wegen der Irischen Frage. Er lebte bis 1894. Bedeutender als er erscheint in der Geschichte der englischen Politik der Großvater des heutigen Sir Edward: Lord Charles Howard, erster seines Titels. Mit 22 Jahren trat er als hervorragendes Mitglied der Whigs im Parlament vor das Land. Im Ministerium Grenville war er Lord der Admiralität. Nach dem Tode von Fox wurde er Staatssekretär des Auswärtigen. Ein heftiger Gegner der Tories, setzte er die Parlamentsreform durch. Als aber die radikalen Elemente unter den Whigs an Einfluß gewannen, zog er sich (1834) vom politischen Leben zurück.

Man sieht, der heutige Staatssekretär ist in der Tradition einer selbständigen, persönlichen Politik geblieben.

Ihm Lloyd George an die Seite zu stellen, geht nur unter dem Gesichtspunkt der Chronologie an. Lloyd George hat sich durch seine gegen die angebliche deutsche Marokkopolitik (in der Guildhall 1911) gerichteten Rede mit auf den vordersten Plan der auswärtigen Politik gestellt. Aber er hat schwerlich klare Vorstellungen von den Zielen dieser Politik. Er gab ehemals Unterricht an der Kirchenschule seines Dorfes in Wales und ist durch große Redegabe in den Vordergrund der Politik gelangt, wo er als sozialistischer Reformator auftritt. Seine überaus scharfe Sprache gegen das Haus der Lords wie überhaupt in allen Wahlkämpfen soll den Massen schmeicheln. Er mußte hier genannt werden, weil Sir Grey seine ausländische Politik nicht hätte durchsetzen können, wenn nicht der bedeutende Einfluß, den Lloyd George unter dem Volk in England und Wales übt, zu seiner Verfügung gestanden wäre.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Lloyd George die Tragweite der Greyschen Politik nicht erfaßt hat.



LXXXV.

Von der Heiligen Allianz bis heute.

—, 10. Dezember.

Zu Weihnachten des nächsten Jahres werden gerade hundert Jahre seit dem Abschluß der sogenannten Heiligen Allianz verflossen sein. Urheber dieses Bundes war der Zar Alexander I. Es war nach dem zweiten Einzug der Verbündeten in Paris. Zar Alexander wollte nicht, daß die verbündeten Monarchen Paris verließen, ohne Vorsorge getroffen zu haben gegen die Wiederkehr einer so unheilvollen Umwälzung, wie jene gewesen, die soeben mit der Verbannung Napoleons I. nach St. Helena ihren äußeren Abschluß gefunden hatte. Deshalb trat er am 26. September 1815 mit den Monarchen von Preußen und Österreich zu einer Besprechung zusammen, in welcher die Grundzüge jenes denkwürdigen Fürstentraktates beschlossen wurden, der den Namen der Heiligen Allianz erhalten hat.

Der Vertrag, wenn man die Urkunde so nennen will, war nicht ein sogenannter Staatsvertrag; er änderte an den bekannten Tatsachen und tatsächlichen Verhältnissen Europas nichts ab und führte in dieselben nichts Neues ein. Die Urkunde enthält nur ein Bekenntnis zu gemeinsamen Grundsätzen, nach welchen die drei Monarchen ihre Völker regieren und ihre Beziehungen zu einander und den anderen Mächten regeln wollten. „Im Namen der allerheiligsten und unteilbaren Dreieinigkeit“ erklären die drei Monarchen in dieser Urkunde „ihre innerste Überzeugung von der Notwendigkeit, daß die Mächte in ihren gegenseitigen Beziehungen die erhabenen Wahrheiten, die uns die ewige Religion des göttlichen Erlösers lehrt, zur Richtschnur nehmen“.

Entsprechend diesen allgemeinen Gesichtspunkten erklären die Monarchen weiter, daß sie, weil nach der hl. Schrift sich



alle Menschen als Brüder betrachten sollen, sich auch selber als Brüder betrachten und sich bei jeder Gelegenheit Beistand, Hilfe und Unterstützung leihen, und, indem sie sich gegenüber ihren Untertanen und Armeen als Familienväter betrachten, dieselben im gleichen Geiste der Brüderlichkeit, von welchem sie selber beseelt sind, regieren wollen.

Kurz gesagt: die drei Monarchen wollten die Vorschriften des göttlichen Erlösers Jesus Christus — so steht es wörtlich im Text — zur ausschließlichen Norm aller ihrer Handlungen nehmen.

Die Urkunde ist von keinem Minister oder Bevollmächtigten, sondern nur von den drei Monarchen unterzeichnet. Sie enthält auch eine Art Ratifikations- oder Legalisierungsklausel, die vom Zaren Alexander persönlich beigefügt ist und zwar unter dem Datum des Christtages des Jahres 1815.

Es sind auch die anderen europäischen Regenten — mit Ausnahme des Papstes und des Sultans — zur Unterzeichnung eingeladen worden und es haben auch wirklich alle Geladenen ihren Beitritt erklärt, auch der damalige Regent von England, wenn auch nur in der Form der Erklärung, daß er für seine Person dieselbe Gesinnung hege, formell aber einen Vertrag mit dem Ausland ohne Kontrasignatur eines verantwortlichen Ministers nicht unterfertigen könne.

Vor hundert Jahren sind also von allen europäischen Fürsten die Vorschriften der christlichen Religion als die Grundlage aller europäischen Rechtsverhältnisse, sonach — muß man sagen — als das europäische Völkerrecht proklamiert und anerkannt worden.

Wollte man die Taten und die Worte des heutigen Zaren an dem Maßstab messen, den sein Vorgänger Alexander I. vor hundert Jahren so feierlich aufgestellt hat und unerschütterlich festgehalten wissen wollte, so würde Nikolaus II. die Probe auf diesen Maßstab wohl sehr schlecht bestehen. Zar Alexander I. hat allen Wert darauf gelegt, die Vertreter der drei Hauptformen — wie man sich heut-

zutage wenig passend auszudrücken liebt — des europäischen Christentums in christlicher Bruderliebe zu einigen. Im seinerzeitigen Drei-Kaiser-Bund hat diese Idee nochmals einen schwachen Ausdruck gefunden. Der heutige Zar hat sich mit Jakobinismus und Plutokratismus zur Niederringung der zwei anderen Allianz- und Bundesgenossen verschworen. Und warum? Im Namen des Panslavismus und der Orthodoxie, also im Namen von Ideen, in denen auch die letzte Spur der Einigungsideen seines Vorgängers ausgetilgt und ins gerade Gegenteil verkehrt erscheint.

Aber bestehen wir nicht zu sehr, wenigstens nicht ausschließlich auf diesem Punkte. Offiziell, nemlich in ihren Verfassungsurkunden bekennen sich ja auch die beiden anderen Monarchien (das heutige Deutschland und Österreich) nicht mehr ausdrücklich zum Christentum. Es sind auch hier andere Theorien maßgebend geworden, und ein Kandidat, der etwa mit dem Bekenntnis zu den Ideen der Heiligen Allianz auf einen Lehrstuhl für Völkerrecht an irgendeiner deutschen oder österreichischen Universität Anspruch erheben wollte, würde wahrscheinlich recht betrübende Erfahrungen machen. Ein Naturrecht oder Völkerrecht im alten Sinne wird ja heute überhaupt nicht mehr anerkannt. Was man heutzutage Völkerrecht nennt, ist etwas ganz anderes und wird von jenen Gelehrten, die Deutlichkeit lieben, auch gar nicht so genannt, sondern sie sprechen von internationalem Recht, oder, noch deutlicher, von internationalem Staatenrecht. Sie verstehen darunter Grundsätze, welche im Verkehr souveräner Staaten unter einander beobachtet werden, und zwar nicht etwa deshalb beobachtet werden, weil man prinzipiell deren Allgemeingiltigkeit anerkennt, sondern nur deshalb, weil und soweit man in der Zweckmäßigkeit, sie zu beobachten, übereingekommen ist. Denn im Prinzip erkennt der heutige souveräne Staat keinerlei über ihm stehendes Recht an, wie er denn auch von allen seinen Kathedern das Lied seiner absoluten Unverletzlichkeit singen läßt. Nur besteht hier insofern ein großer Unterschied, daß die einen

Staaten sich dieses himmelstürmende Recht selber arrogiert, die anderen aber nur aus Rücksichten der Selbsterhaltung demselben sich zeitweilig gefügt haben.

Also hat Zar Nikolaus II. die Gründe für sein von so düsteren Folgen begleitetes Vorgehen wohl im heutigen internationalen Staatenrecht gefunden? „Krieg — so steht in einem sehr modernen Konversationslexikon — ist der Zustand gewaltsamen Kampfes zwischen Staaten zur Behauptung streitiger Rechte oder Ansprüche". Also um streitige Rechte oder Ansprüche muß es sich gehandelt haben. Der Zar hat gewiß gefunden, daß in dem Vorgehen Österreichs gegen Serbien seine Rechte oder wenigstens seine Ansprüche grob verletzt worden sind?

Nun, nicht erst etwa auf der vorjährigen Londoner Konferenz, sondern schon viel früher, im Berliner Vertrag und seither öfter ist Serbien von allen Großmächten, von Rußland nicht zu allerletzt, ausdrücklich und nachdrücklich und vorbehaltlos als ein völlig souveräner Staat anerkannt worden, als ein Staat also, der für all sein Tun und Lassen selbst und allein verantwortlich ist. Es existiert keinerlei internationaler Akt, in welchem dem Zaren irgendein besonderes Recht oder auch nur irgendein Sonderanspruch bezüglich Serbiens eingeräumt oder vorbehalten wäre. Mit der bedingungslosen Anerkennung der serbischen Souveränität hat Rußland ebenso wie jede andere Großmacht auf alle dieser Souveränität entgegenstehenden Rechte und Ansprüche verzichtet. Nicht bestehende Rechte oder Ansprüche aber können natürlich auch gar nicht streitig sein und selbstverständlich können sie auch gar nicht, weder mit dem besten noch mit dem schlechtesten Willen, verletzt werden. Folglich konnte der Zar auch im neumodischen Völkerrecht oder internationalen Staatenrecht keinerlei Grund dafür finden, die Kriegsfackel in die Welt zu schleudern. Und man tut der Gewaltanwendung des Zaren auch zu viel Ehre an, wenn man sie als Krieg bezeichnet. Die Anwendung der Gewalt, ohne auch nur einen scheinbaren Rechtsgrund dafür anführen



zu können, bezeichnet man nicht als Krieg, sondern dafür hat jede Sprache, wenigstens jede Kultursprache ganz andere Bezeichnungen.

Und wie im klaren Bewußtsein des Mangels jedes rechtlichen Kriegsgrundes hat der Zar auch keine Kriegserklärung erlassen, sondern einfach seinem Millionenheere den Marschbefehl erteilt, denn der Befehl zur allgemeinen Mobilisierung ist damit heutzutage ja ganz gleichbedeutend. Von den alten Römern wird erzählt, daß 80 Senatoren darauf bestanden, ihr Leben als Sühne dafür preiszugeben, daß die Abgesandten des Senats an einem Kampfe gegen den Gallier Brennus teilgenommen hatten, ehe demselben durch die Fetialen feierlich der Krieg erklärt worden war. Die Brust des Zaren ist gegen solche Skrupel offenbar sehr fest gepanzert.

Diese Ausführungen mögen theoretische Pedanterie gescholten und verlacht werden. Aber so weit waren wir in Europa wenigstens bisher doch noch nicht gekommen, daß die Staaten schlechtweg von jedem Rechtsstandpunkte abgesehen und immer nur die brutale Gewalt in die Wagschale geworfen hätten. Wozu sonst hätte man sich um das Zustandekommen so vieler annoch geachteter Verträge bemüht. Wenigstens ein völkerrechtliches Feigenblatt hat bisher noch jede Macht ihren politischen Akten umzuhängen gesucht. Der Zar hat auch auf dieses Feigenblatt verzichtet. Er hat einfach in die eine Hand die Fahne des Panslavismus, in die andere Hand die Fahne der Orthodoxie genommen und — je nach Umständen — ruft und reizt er jetzt bald die nationalen Leidenschaften, bald die kirchliche Ergebenheit gegen die Herrscher von Deutschland und Österreich auf, welche auf Grund alter und allseitig anerkannter Rechte und Verträge slavische und orthodoxe Einwohner zu ihren Untertanen zählen.

Weil Serbien slavisch und orthodox ist, deshalb sollte der 84jährige Kaiser Franz Josef vorher beim verhältnismäßig fast noch jugendlichen Zaren Nikolaus anfragen, ob und wie weit er sich gegen die Nichtswürdigkeiten der in Serbien



kampierenden Königsmörderbrut wehren dürfe? Ja, Gott sei's geklagt, so ist es in der Tat. Gerade diese Königsmörderbrut hat der Zar so innig in sein Herz geschlossen. Als im November 1885 Serbien unter den Schlägen der Bulgaren zusammenzubrechen drohte, hat der Vater des jetzigen Zaren keinen Finger für Serbien gerührt. Damals hat nur Kaiser Franz Josef die völlige Niederwerfung Serbiens verhindert. Und beiläufig gesagt: derselbe Monarch war es auch, der zugleich mit Kaiser Wilhelm dem jetzigen Zaren freie Hand gegen Japan gesichert und darüber gewacht hat, daß am Balkan rc. nichts geschehe, was Rußlands Ansehen und Einfluß geschwächt hätte. Den Dank dafür stattet der Zar jetzt damit ab, daß er sein Millionenheer beauftragt hat, in die Gebiete dieser seiner Sekundanten einzubrechen.

Das ist der Dank vom Hause Romanow.

Aber auch nicht gerade um Serbien handelt es sich jetzt, denn auch der jetzige Zar stand anfänglich den Serben ziemlich kühl gegenüber; er hat sein Herz für Serbien erst dann entdeckt, als die Königsmörder sich dort installierten. In stets steigendem Maße hat diese Gesellschaft wohlerprobter Königsmörder das Wohlgefallen des Zaren gefunden, und — wenigstens nach dem äußeren Zusammenhang der Ereignisse zu schließen — mit der ruchlosen Tat von Sarajewo sich bei ihm erst recht in Gunst gesetzt.

Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen, wie sehr hast du dich entwürdigt!

Unwürdiger Nachfolger des edlen Alexander I., wie tief erniedrigst du deine Untertanen, indem du sie für solche Elemente zur Schlachtbank führst! J . . . . l.

LXXXVI.

Rundschau.

Die Koalition ist ein Baum, dessen Stamm England, dessen Äste Frankreich und Rußland sind. So kann man einen Ausspruch Admiral Nelson's umschreiben, den derselbe zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf die damalige Koalition Frankreich-Rußland-Dänemark angewendet hat. Mit Recht hat der Reichskanzler Bethmann Hollweg in der Reichstagssitzung zu Anfang Dezember England die Hauptrolle in der Koalition und im Kreis der Machenschaften, aus denen sie hervorgegangen ist, zugeschrieben. Die in den Brüsseler Archiven aufgefundenen Schriftstücke, die bis jetzt von deutscher Seite wohl nur zum Teil veröffentlicht sind, lassen keinen Zweifel daran, daß zwischen England, Frankreich und Belgien bindende Verabredungen über einen französisch-englischen Vorstoß durch Belgien an den Rhein und in das Herz von Deutschland getroffen waren. Die Aufzeichnungen des englischen Militärattachés in Brüssel, Barandiston, stammen aus dem Jahre 1906. Sie sind also noch vor der Zeit niedergeschrieben, als Sir Edward Grey an die Spitze der Deutschland feindlichen Politik trat. Man weiß, daß Grey, der damals noch der Opposition angehörte, im Parlament die Erklärung abgab, daß ein Zusammengehen zwischen Deutschland und England unmöglich sei. Von da an bis zur politischen und militärischen Vorbereitung eines Offensivstoßes gegen Deutschland war es noch ein weiter Weg. In wie kurzer Zeit hat Grey ihn zurückgelegt! Man kann nicht annehmen, daß alle jene Vorbereitungen in Brüssel, Paris und Petersburg der deutschen Regierung unbekannt geblieben wären; hat der Reichskanzler doch im Reichstag erklärt, daß er von den Vor-



bereitungen zu einer englisch-russischen Militärkonvention Kenntnis hatte und darauf in London aufmerksam machen ließ. Es war zu spät, um dem rollenden Rad in die Speichen zu fallen, und wenn man zu Anfang des Sommers überhaupt noch die Hoffnung hatte, an den Klippen, denen das Schiff des Friedens ausgesetzt war, vorbei zu kommen, so kann solche Hoffnung nur auf der Meinung, welche man von der Friedensliebe des Zaren aufrecht erhielt, beruht haben und auf dem Gedanken, daß ein großer Teil der öffentlichen Meinung in England sich einer auf Krieg gerichteten Politik der Regierung widersetzen würde; an Gründen hat es nicht gefehlt, denn ein Teil der englischen Publizistik hatte sich gegen eine englisch-russische Konvention und überhaupt gegen die Fortsetzung der englisch-russischen Kooperation (zunächst in Persien) ausgesprochen. Bei einem langsamen Verlauf der Dinge würde diese Opposition Kraft gewonnen haben, allein die uns feindliche Presse in Paris, London und Petersburg hat ihr Möglichstes getan, um die Dinge zu unterstützen und niemand zur Besinnung kommen zu lassen. Es ist nicht überflüssig zu bemerken, daß es sich dabei um die finanziell bestgerüstete und am meisten interessierte Presse gehandelt hat; Times, Matin, Novoje Wremja bilden ein Konsortium und von den Nachrichtenagenturen läßt sich dasselbe sagen. Gladstone hat einmal gesagt, daß „die öffentliche Meinung heutzutage die stärkste Macht der Welt ist“. Das hat ihn nicht gehindert, im Jahre 1882 die blühende reiche Handelsstadt Alexandrien in Grund und Boden schießen zu lassen. Als jedoch die von dem belgischen Gesandten in Berlin, Baron Greindl, scharf getadelten, durch das Verhalten des englischen Militärattachés in Brüssel und von dem belgischen Kriegsminister Broquéville in Paris und London geförderten feindlichen Pläne Deutschland zwangen durch Belgien zu marschieren und als dann die französische Verhetzung zu Angriffen der Bevölkerung auf deutsche Truppen führte, da erhob sich allerorten jener heuchlerische Protest

gegen das deutsche Verfahren, der noch heute nachhallt. Erst die Zukunft wird uns Gerechtigkeit bringen.

Wie lange nun mag dieser Krieg dauern? Die Frage schwebt auf aller Lippen. Der verstorbene italienische Minister-Präsident, Marchese di Rudini, hat die Dauer von anderthalb Jahren angenommen. Lord Kitchener, der an der Spitze des englischen Kriegswesens steht, soll im Interview mit einem amerikanischen Journalisten von drei Jahren gesprochen haben. Er hat diese Äußerung inzwischen dementiert; aber, selbst wenn er nicht so gesprochen hätte, die Worte sind ohne Zweifel ganz im Sinne der von England befolgten Politik, die (abgesehen von besonderen und nicht zu erwartenden Glücksfällen zum Vorteil Englands) darnach strebt, den Gegner durch lange Dauer des Krieges zn ermatten.

Es wäre vielleicht an der Zeit, wieder einmal in den Memoiren des alten Fürsten Metternich zu blättern, denn dort finden sich manche Bemerkungen über die Anschauungen und Absichten der damaligen englischen Staatsmänner, welche auf unsere Zeit passen. Metternich bemaß den Kampf zwischen der Seemacht Englands und der Landmacht Napoleons nach der dabei entfalteten Ausdauer: „Die Frage der moralischen Ausdauer war noch unentschieden zwischen Frankreich und England." — „Würden Großbritanien und die britische Regierung die Nerven haben, auszuhalten bis der Kaiser erschöpft ist?" — Solche Bemerkungen Metternichs und ebenso seine Aufzeichnungen über seine Verhandlungen (über Handelsfragen) mit dem französischen Minister des Auswärtigen lassen sich, der veränderten Gruppierung der Mächte angepaßt, auf unsere Zeit anwenden. Zum Teil deßhalb ist der Kampf, in dem Deutschland heute steht, so riesengroß und folgenschwer. Es handelt sich nicht nur darum, mit den Schwingen des Adlers feindliche Heere zu vertreiben, sondern der englischen Seemacht und dem Empirismus in der englischen Politik in den Weg zu treten. Der vor einigen Jahren verstorbene amerikanische Admiral Mahan,



dessen Werk über Politik und Seemacht auch in Deutschland viele Leser gefunden hat, sagt über den Kampf zwischen englischer Seemacht und den Mächten des Festlandes: Die englische Seemacht lähmte alles: „wie ein drückender Alp auf der Lebenskraft Frankreichs, dessen stilles Wirken, wenn erst bemerkbar, für den Beobachter das schlagendste und furchtbarste Kennzeichen die Wirkung der Seemacht ist. Unter diesem Drucke schwanden die Hilfsquellen des Kontinents mit jedem Jahre mehr und mehr. . .“ Als Napoleon in Fontainebleau abdankte, sprach er noch einmal von dem Grund seines Krieges mit England: „Ein Leben ohne Handel, ohne Schiffahrt, ohne Kolonien, der Willkür unserer Feinde preisgegeben, wäre unwürdig eines Franzosen.“

Die Worte ließen sich mit wenig Veränderung auf die Gegenwart anwenden. Daß eine ähnliche Entwicklung dem Auge Grey's vorschweben mag, kann seine Äußerung im Parlament andeuten, nach welcher, in seiner Meinung, dieser Krieg den Territorialbestand der Mächte in Europa nicht wesentlich verändern würde. Wenn dem so wäre, würde alsdann nicht England, insofern es nach seinen Wünschen geht, die einzige Macht sein, welche Vorteil von dem Kriege hat? Is fecit cui prodest.

Belgien und Frankreich sind in das englische Garn gegangen und in London hat man gehofft, daß, nach einigem Zaudern, Italien sich von seinen Bündnissen lösen und an der Seite Englands fechten würde. Italien hat wegen seiner langgestreckten Küsten und seiner Mittelmeerinteressen immer großes Gewicht auf die Freundschaft Englands gelegt und zum Teil aus diesem Grund ist es lange Zeit das Bestreben auch der deutschen Politik gewesen, England an der Seite des Dreibunds zu sehen. Derby, Beaconsfield, Salisbury standen diesem Gedankengange nahe, bis die verschiedene Auslegung des Yangtsevertrages die Änderung herbeiführte.

Bei Ausbruch des Krieges leitete der Marchese di San Giuliano die italienische Politik. Er war, gleich dem in



diesen Tagen verschiedenen Visconti-Venosta, den die französische Publizistik sehr mit Unrecht als einen Gegner des Dreibundes beanspruchen will, bei aller Hinneigung zum französischen Geist ein sicherer Freund des Dreibundes, weil er bei ihm die Interessen Italiens am besten gewahrt sah. Dem stand nicht entgegen, daß er, wie alle italienischen Staatsmänner außer Crispi, Freundschaft mit Frankreich wünschte; gutes Einvernehmen mit England war ihnen allen Axiom.

Wie sich die italienische Politik in den entscheidenden Tagen des Juli verhielt, ersehen wir unter anderem aus dem soeben veröffentlichten französischen „Gelbbuch". Der französische Botschafter Barrère hatte sich am 25. Juli, da der Ministerpräsident Marchese di San Giuliano nicht in Rom war, zu dem Minister des Auswärtigen, Salandra, begeben, der ihm sagte, daß die italienischen Staatsmänner auf Erhaltung des Friedens hoffen und auf die Mitarbeit Englands zu diesem Zwecke. Am 27. Juli kehrte Marchese di San Giuliano nach Rom zurück und empfing an demselben Abend Barrère, zu dem er sich äußerte: wir hatten keine Kenntnis von der österreichisch-ungarischen Note an Serbien; man würde Serbien für klug halten, wenn es die Note annimmt. Deutschland legt großes Gewicht auf die Stimme Englands, mit welchem es ein gutes Einvernehmen wünscht; wir hoffen, daß England für den Frieden wirkt. Am 29. Juli erscheint Barrère wieder bei San Giuliano, der ihm sagt: Bollati (der italienische Botschafter in Berlin) telegraphierte heute über ein Gespräch, das er mit dem Staatssekretär von Jagow hatte. Derselbe sagte ihm, daß er nicht an eine russische Intervention glaube, und finde sich in dieser Meinung bestärkt durch das Eintreffen eines russischen Finanzagenten in Berlin. Auch der österreichisch-ungarische Botschafter in Berlin habe zu dem englischen Botschafter dort geäußert, daß er nicht glaube, daß Rußland eine Intervention beabsichtige. Barrère berichtet ferner nach Paris, daß der Marchese San Giuliano am

Abend zuvor (28. Juli) dem englischen Botschafter eine freundliche Haltung empfohlen und hinzugefügt habe, daß auch Frankreich im Sinne des Friedens handeln möge.

Also auch diese von der französischen Regierung veranlaßten Veröffentlichungen zeigen, mit welchem Ernst Deutschland und Österreich-Ungarn an der Hoffnung auf die Erhaltung des Friedens bis fast zum letzten Tag festgehalten haben. Es handelt sich bei all diesen Veröffentlichungen immer um die diplomatische Situation; den Kern der Kontroversen berühren sie kaum.

Der französische Botschafter Barrère hat schon in seiner Mitteilung vom 27. Juli bemerkt, daß die Stimmung in Italien zu Frankreich neige. Er hat damit mit einiger Übertreibung eine Tatsache berichtet. In einem großen Teil der italienischen Presse ist Kälte für Deutschland, Abneigung gegen Österreich-Ungarn zum Ausdruck gekommen. Die Rede des ehemaligen Syndikus von Rom, des Freimaurers Nathan, und ebenso die offen und entschieden deutschfeindliche Agitation Mussolinis in Mailand, das glänzende Konzertfest in der Mailänder Skala „zu Gunsten der notleidenden Belgier", dem Maeterlinck beiwohnte, der Italien mit „Protesten" gegen die Deutschen überschwemmte, und vieles andere bekunden, daß vielfach Vorurteile gegen Deutschland bestehen. Zum Teil sind dieselben vom Ausland genährt. Ernster ist der Umstand, daß die an der Agitation beteiligten Kreise den Krieg gegen Österreich-Ungarn fordern und dabei die Unterstützung starker politischer Parteigruppen finden; sie wollen, als Preis der fortgesetzten Neutralität, Triest, Trient, Albanien und manches andere. Es geschah unter schwierigen Umständen, als die Regierung am 2. Dezember die Kammer eröffnete und vor dieselbe mit einer Erklärung trat, welche jedenfalls in der Form und für die Gegenwart alle befriedigt, welche die fortgesetzte Neutralität Italiens erwarten. Ohne Umschreibung ausgedrückt bedeutet die Rede Salandras die Erklärung der bewaffneten Neutralität und der Inter-

vention, wenn Veränderungen in dem politischen und territorialen Zustand Europas sich ankündigen. In der Kammersitzung am 5. Dezember hat Salandra hinzugefügt: „Heer und Flotte sind für jede Eventualität bereit", wobei er zugleich jede deutliche Auslegung seiner Erklärung vom 2. Dezember ablehnte unter Hinweis auf das Unzuträgliche und die Gefahren, die Italien daraus entstehen können. In Deutschland ist die Erklärung gut aufgenommen worden und die „Nordd. Allg. Ztg." bemerkt, daß man Italiens Wünsche würdige. Für die Öffentlichkeit ist der Ausblick nicht klarer geworden; außer, daß man gegen eine augenblickliche Teilnahme Italiens am Krieg sicher zu sein glaubt. Man weiß jedoch noch immer nicht, auf welche Seite sich Italien stellen würde. Rücksichten auf die englisch-französischen Flotten einerseits, Rücksichten auf Bündnis und Interessen mit Deutschland anderseits sind auf dem Boden dieser Unklarheit der Sprache. Die Wage schwankt, wenn wir auch hoffen, daß Italien bei Deutschland bleibt. In diese Ungewißheit tritt die Nachricht, daß der deutsche Botschafter in Rom, Herr v. Flotow, gesundheitshalber zurücktritt und Fürst Bülow sein Nachfolger wird. Dieser hat viele persönliche Verbindungen in Italien; anderseits tritt ihm eine scharfe Opposition entgegen, welcher unter anderen der Abgeordnete Torre im „Corriere della Sera", andere im „Giornale d'Italia" Ausdruck gegeben haben. Seine Stellung in Rom wird nicht leicht sein.

Die Diplomatie zieht auch den Vatikan in ihren Kreis; in bedrängten Stunden erinnert sich die Welt immer des Stuhles Petri. England hat einen Gesandten beim Vatikan ernannt, Mr. Howard, und damit seine seitherige Politik verleugnet. Gladstone hatte, als ihm die Irländer Sorge machten und „um dem Einfluß der irischen Geistlichkeit eine Paroli zu bieten" (wie der Ausdruck lautete) einen diplomatischen Agenten beim Vatikan unterhalten; nach dem Sturz Gladstones wurde der Posten eingezogen, da die protestantischen Kreise in England davon nichts wissen wollten.



Nächst der Haltung Italiens wird jene Rumäniens erörtert. In Bukarest, wie in Sofia und Athen, arbeitet der Dreiverband mit Hochdruck. In Rumänien hat man eine Stellung eingenommen, welche derjenigen Italiens gleicht: bewaffnete Neutralität und Eingreifen in einem zu erwartenden Moment. Heute scheint etwas Klarheit in diese Dinge zu gelangen. Vorübergehend hatte es den Anschein, als ob Rumänien und Griechenland sich an der Seite Rußlands, gegen Bulgarien stellen würden, welch letzteres sich auf Deutschland und Österreich-Ungarn stützen würde. Im Hinblick auf diese Möglichkeit wurde empfohlen, daß das österreichisch-ungarische Heer tiefer in das nordöstliche Serbien dringe, um Serbien von Rumänien zu trennen und die Eisenbahnverbindung Berlin—Wien—Budapest—Orsova—Widdin—Sofia—Konstantinopel zu sichern. Wenn es gelingt den russischen Heeren in Polen eine Katastrophe zu bereiten, so würde man sich in Bukarest und Athen nochmals besinnen. Eine Beteiligung der Balkanstaaten am Krieg würde jedoch auch die Wahrscheinlichkeit des Auftretens Italiens steigern.

England hat inzwischen Portugal zum Krieg veranlaßt; keine schwere Aufgabe, da Portugal seit dem Methuen-Vertrag kaum mehr ist als eine englische Provinz. Von Lissabon, Paris, London aus werden die Bemühungen fortgesetzt, Spanien zum Anschluß an den Dreiverband zu bewegen. Dem widersetzt sich der gesunde Sinn der Nation, aber es gibt Kräfte, welche alles aufbieten, um Spanien in die Gefolgschaft Frankreichs zu stellen. Graf Romanones, ehemaliger Ministerpräsident, Perez Caballero, früher Gesandter in Paris, und die Republikaner arbeiten eifrig daran.

LXXXVII.
Drittes Stimmungsbild aus Holland.

Kurz nach dem Urteil im Serajewoer Hochverratsprozeß wurde aus Wien der „Kölnischen Volkszeitung“ geschrieben: „Die Serajewoer Bluttat und ihre Gerichtsverhandlung verdienen gerade bei allen, die dieser Weltbrand in seinen erstickenden Qualm einbezogen hat, immer wieder die größte Beachtung.“ Ob sie diese bis dahin bei unserer Presse, die katholische nicht ausgenommen, gefunden hat, dürfte ich einstweilen bezweifeln. Allerdings hat der Weltkrieg mit seinen Massenmorden und dem allerwärts schrecklichen Elend die Erinnerung an die Schandtat in Serajewo zurückgedrängt; doch wird sie stets bleiben ein Ereignis von einer eminent weltgeschichtlichen Bedeutung und einer Tragweite, die man in diesem Augenblick noch nicht in allen ihren Folgen einschätzen kann. Indessen soviel steht fest, daß die österreichische Regierung im vollsten Sinne des Wortes berechtigt war, von Serbien untrügliche Beweise für eine gewissenhafte Rechtspflege zu verlangen, weshalb von der Kaiserlichen und Königlichen Regierung hierzu delegierte Organe an den bezüglichen Erhebungen teilnehmen sollten. Wer das Urteil des Serajewoer Hochverratsprozesses mit seinen Enthüllungen gelesen hat, der wird dem Verlangen Österreichs volles Recht widerfahren lassen. Er wird sich höchstens wundern über seine unglaubliche Langmut, die nur eine Erklärung findet in der Liebe des vielgeprüften alten Kaisers, der sein Volk vor einem Weltkrieg bewahren wollte. Natürlich waren die Ententemächte entrüstet über die Forderungen des Wiener Kabinetts und wollten die Begründung verleugnen, daß die serbische Regierung die Umtriebe ihrer Offiziere und Beamten an der Zerreißung Österreichs begünstigt hätte. Sie gingen soweit, die verlangte Beteiligung von österreichischen Delegierten an

dem Prozesse als eine Verletzung der anerkannten Selbstständigkeit eines freien Staates zu erklären. Auch unsere Presse ließ sich durch die Pariser Zeitungen übertölpeln und stimmte in den Chor ein. Wundern braucht man sich nicht über ein solches Mißverstehen der wahren Sachlage, wenn man im täglichen Verkehr mit Katholiken sich überzeugt, wie äußerst mangelhaft bei uns die meisten in der Geschichte sogar des letzten Jahrhunderts unterrichtet sind. Die welthistorische Mission Österreichs ist für die meisten ein terra incognita. Hätten unsere katholischen Redakteure mehr gelauscht nach den Stimmen des unvergeßlichen Jörg, dann würden sie ein besseres Verständnis für die Ursachen der Mordtat in Serajewo bekundet haben, dann würden sie gleichfalls erkennen, daß in diesem Weltkrieg das Recht auf Seite Deutschlands und Österreichs steht.

Das Schicksal Belgiens, falls die Zentralmächte siegen sollten, wird in allen Kreisen viel erörtert. Man ist um seine politische Selbständigkeit nicht ohne Grund besorgt und fürchtet, daß sich daraus auch für unser Land und für unsere Freiheit nachteilige Folgen auf die Dauer entwickeln könnten. Der Krieg in Belgien mit seinen traurigen Begleiterscheinungen, worauf wir nicht näher eingehen, die mangelhaften Darstellungen in unserer Presse haben ohne Zweifel in vielen Kreisen eine gewisse Antipathie gegen Deutschland geweckt, die noch lange Zeit andauern dürfte. Die Regierungsbeamten und die besseren Stände fürchten sicher mit Unrecht einen etwaigen Druck und das herrische Auftreten der sogenannten Alldeutschen, die uns Holländer mehr als Vasallen betrachten möchten, kann nur schädlich wirken. Auch hat die ungerechte Behandlung der Polen in der Unterrichtsfrage die Katholiken Hollands ungemein verstimmt. Ohne Zweifel darf man annehmen, daß das bittere Elend in Belgien die Sympathie für Frankreich in günstigem Maße beeinflußt hat. Als ich kürzlich einen alten, angesehenen Geistlichen fragte nach der Stellung, die der Klerus in diesem Weltkrieg einnähme, er-

klärte er mir offenherzig, daß viele Geistliche, höheren und niederen Ranges, in ihrem Urteile sehr zurückhaltend wären; doch man merke es ihnen an, daß sie einen neuen Kulturkampf fürchteten, wenn die Deutschen siegen würden. Aber man lasse ja nicht außer Acht! Sollten die Ententemächte Deutschland und Österreich niederringen, dann wehe den Katholiken in den romanischen Ländern! Die akatholische Republik in Paris würde triumphierend den Kulturkampf mit aller Härte fortsetzen. War schon bisher Paris das Stelldichein aller Ferrerbrüder und Katholikenfeinde in Europa und Südamerika — man denke bloß an Portugal —, dann tausendmal wehe unseren Glaubensbrüdern in Frankreich für den Fall eines Sieges.

Bei dem schrecklichen Elend, das jetzt in der Welt herrscht, sollen wir uns hüten vor einem niederdrückenden Pessimismus und die Glaubenserneuerung vieler Völker nicht unterschätzen, die eine erfreuliche Lehre und Folge des Krieges ist. Diese Lichtseite wird nicht entsprechend gewürdigt. Sursum Corda beten wir täglich, doch jetzt klingts in Millionen Herzen daheim und im Felde ohne allen Zweifel mit großer Innigkeit und Gottvertrauen. Nach menschlichem Ermessen dürfen wir für die Zukunft eine Vertiefung des katholischen Glaubens auch nach Beendigung des Weltkampfes erwarten.

J. W. B.

LXXXVIII.

Kürzere Besprechung.

Heldentod. Trostgedanken für schwere Tage in großer Zeit von Dr. Norbert Peters, Professor an der Bischöflichen theologischen Fakultät in Paderborn. Paderborn 1914. Druck und Verlag der Bonifatiusdruckerei.

Das kleine, den deutschen Frauen gewidmete Büchlein ist so recht angetan in schwerer Sorgenzeit Trost und Erhebung zu



bringen. Es ist nicht allein an die große Zahl derjenigen gerichtet, die um tote Helden klagen; nein, allen wills ein Wegweiser durch Leid zur Freude sein.

Woher, wozu das Leid? Auch der Verfasser hat sich die bange Frage gestellt und hat in herrlichen Worten des Christentums Antwort gegeben. Er sieht im Leid eine Art Offenbarung, die Aug und Herz weit macht, die himmelan führt. Aus dem Tode erwächst der Menschheit Lebenskraft. Und Anbruch ewigen, höheren Lebens ist das Sterben des Christen. — Im III. Abschnitt werden die äußeren und inneren Ursachen des Völkerringens betrachtet, mit seiner tiefgehenden Bedeutung für Kultur und Christentum. Unsere Toten sind im heiligen Krieg gefallen für Gott und Vaterland. Wir dürfen mit Sicherheit annehmen, daß ihr Anteil die Krone des Martyriums ist. Sie sind „Geheiligte des Herrn“, Opfer der Gottes- und Nächstenliebe. Dr. Peters stützt seine Ansichten auf die Lehre des hl. Thomas von Aquin, wie er überhaupt in seinem Schriftchen zahlreiche Zitate aus der hl. Schrift, den Kirchenvätern und Kirchenlehrern, sowie Fürsten-, Philosophen- und Dichterworte anführt. Ferner bespricht er die Berechtigung der Klagen und Tränen in Geduld und Ergebung. Wir lesen, wie Leid kleine Geister erbittert, große noch größer macht. Eingedenk der Pflicht der Freudigkeit und Freundlichkeit ringen sie sich durch zu entsagungsvollem, christlichem Heldentum. Sie suchen ihren Trost in Gott und die Ruhe heiligen Gottesfriedens wird ihnen beschieden sein. Im Gebet nur vermag der Gottesglaube den Schmerz zu überwinden.

Ein weiteres Kapitel führt die Notwendigkeit und Pflicht der Arbeit vor Augen, nennt sie eine frischsprudelnde Quelle des Trostes, einen Gottesdienst. Insbesondere wird auf den Wert christlicher Liebestat hingewiesen. Eigenes Leid gibt besondere Fähigkeit zur Tröstung anderer und wiederum ist Liebeswort und -tat des Gebers bester Trost. Im Hinblick auf die Auferstehung der Toten schließt das Büchlein. Möge es vielen Trost und Erbauung bringen.





